
Google



[redacted]

[illegible]

Bernburg, [illegible] Januar 1947

Anders

[redacted]

Die Sprache

der

Prosa, Poesie und Beredsamkeit,

theoretisch erläutert

und

mit vielen Beispielen aus den Schriften der besten deutschen Klassiker versehen.

Ein Sprach- und Lesebuch

für

höhere Lehranstalten und Familien.

Von

G. Fr. Heinisch und J. L. Ludwig.



Bamberg 1852.

Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Vorbemerkungen.

Da Sprache und Geist in inniger Verbindung stehen, so giebt es auch kein besseres Mittel, geistige Bildung zu fördern, als den Unterricht in der Sprache. Durch die Sprache wirken Geister auf Geister; durch sie sind wir im Stande, die Erfahrungen, Gedanken und Ideen, welche die Menschheit seit Jahrtausenden gesammelt hat, Andern mitzutheilen und sie in den Culturzustand, welchen das menschliche Geschlecht erreicht hat, einzuführen, damit sie durch denselben zu höherer Vollkommenheit gelangen. Was denkende Geister vor Jahrtausenden Wahres, Gutes und Schönes gedacht haben, das ist uns durch die Sprache zu unserer Bildung aufbewahrt, und was unter uns selbst ausgezeichnete Männer Wahres, Gutes und Schönes erzeugen, wird durch die Sprache den nachfolgenden Geschlechtern überliefert, damit diese auf dem Grunde, den ihre Vorfahren gelegt haben, den Bau der Menschheit weiter führen und zu immer höherer Vollkommenheit fortschreiten. Darum wurden auch Sprachstudien fast jederzeit als das vorzüglichste Mittel zur Erzeugung höherer Bildung betrachtet. Es dienten aber bei uns hiezu lange nur die sogenannten klassischen Sprachen: die griechische und die lateinische. Der Muttersprache ward erst später, nachdem dieselbe zu höherer Cultur gelangt war, im Jugendunterricht einige Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar zunächst in denjenigen Anstalten, in welchen die Zöglinge ihren Geist nicht an den Sprachen Griechenlands und Roms zu bilden vermochten. Aber wie mangelhaft und erfolglos wurde dieser Gegenstand in den bezeichneten Anstalten lange Zeit behandelt! Man verfuhr in ihm so, als gälte die Uebung der Erlernung einer fremden Sprache.

Wie nun der Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen sei, wenn er seinem Zwecke entsprechen soll, haben wir in der in vielen pädagogischen Blättern sehr

günstig beurtheilten Vorrede zu unserm ersten Sprach- und Lesebuche aus einander gesetzt. Je mehr wir schon vor Bearbeitung dieses ersten Lesebuchs für die Unterklasse der Volksschule, sowie des zweiten und dritten für die Mittel- und Oberklassen der Volksschule und für die untersten Abtheilungen höherer Lehranstalten von diesen ausgesprochenen Grundsätzen durchdrungen waren, und je klarer sich durch alle diese Arbeiten die Idee eines zweckmäßigen Sprach- und Lesebuchs in unsern Seelen noch weiter ausbildete: desto mehr reifte auch in uns der Entschluß, ein solches Werk für höhere Bildungsanstalten zu liefern. Deutlich erkennen wir den Unterschied, der zwischen einer solchen Schrift und einem Sprach- und Lesebuch für niedere Anstalten stattfindet. In diesem wird vom Concreten zum Abstracten, vom Besondern zum Allgemeinen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortgeschritten oder regressiv verfahren; in jener muß der entgegengesetzte Weg eingeschlagen, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Zusammengesetzten zum Einfachen, vom Abstracten zum Concreten gegangen oder auf progressive Weise verfahren werden. Im Sprach- und Lesebuch für niedere Anstalten sind, was das theoretische Wesen der Sprache betrifft, die grammatikalischen, orthographischen und syntaktischen Kenntnisse als die Summe der Uebungen und Belehrungen zu betrachten; im höheren Sprach- und Lesebuch werden diese Kenntnisse vorausgesetzt und die Schüler an die Quelle der Sprache, auf das Wesen des denkenden, fühlenden und begehrenden Geistes zurückgeführt, um dadurch das Wesen der Sprache und der verschiedenen Stylgattungen aufzufassen. Dort besteht die stylistische Uebung mehr im Nachahmen und Nachbilden vorliegender kleiner Aufsätze; hier wird der Schüler zum eigenen Produciren, zur selbstständigen Abfassung größerer Redeganzen angeleitet; es werden die Bedingungen, die beim Fertigen schriftlicher Aufsätze zu erfüllen sind, kennen gelernt; die Gesetze, die jeder Gattung zum Grunde liegen, vorgeführt; die Eigenschaften, die jedem stylistischen Erzeugnisse zukommen sollen, aufgefaßt und über jede solche Kenntniß Musterstücke mitgetheilt.

Wenn schon das Wesen dieser Gegenstände das Sprach- und Lesebuch für höhere Bildungsanstalten charakterisirt, so muß auch die Form, in welcher dieselben dargestellt werden und welche dem höhern Entwicklungsgrade der Zöglinge und dem künftigen Standpunkte, den dieselben im Leben einnehmen sollen, zu entsprechen hat, es auszeichnen. Wie sich der Gebildete und im geistigen, höheren Leben befindende Mensch vorzüglich durch gründlichere und feinere Auffassung der Gegenstände und der menschlichen Lebensverhältnisse auszeichnet, so muß auch das Sprach- und Lesebuch für solche Zöglinge, die einst in diese Lebenssphäre eintreten, die Gegenstände gründlicher, wissenschaftlicher und in ihren feineren Beziehungen darstellen. Wie die gebildeten und höheren Stände mehr die artistisch-scientivische und ästhetisch ideale Seite des menschlichen Lebens vertreten, so muß auch das höhere Sprach- und Lesebuch seine Gegenstände mehr von dieser Seite darstellen.

[redacted]

Obwohl es nicht an trefflichen Schriften fehlt, welche bezeichnete Gegenstände theils vollständiger, theils unvollständiger, theils mehr, theils weniger in der angedeuteten Weise darstellen, so glauben wir doch, daß das vorliegende Werk von nicht Wenigen als eine willkommene Erscheinung begrüßt werden wird Manche der verschiedenen Schriften verbinden zwar Theorie und Praxis mit einander; aber sie haben dabei einen so großen äußeren Umfang, daß sie sich zum Gebrauche in den Lehranstalten nicht eignen.

In manchem dieser Werke ist auch die Theorie in einer so streng philosophischen und wissenschaftlichen Form vorgetragen, daß sie mehr von aus- und durchgebildeten Männern, als von Jünglingen, die in der Ausbildung begriffen sind, verstanden werden kann. Eben so sind in manchen solchen Schriften die Beispiele nicht mit der Sorgfalt gewählt, daß sie in Bildungsanstalten gebraucht werden können.

In andern dieser Schriften dienen die wenigen Musterstücke nur dazu, um hierdurch Belege für die aufgestellte Theorie zu geben, nicht aber um die Jugend zugleich auch mit den Geistern, unter deren Einflusse die deutsche Literatur sich entwickelt hat, genugsam in unmittelbare Verbindung zu bringen und an den literarischen Erzeugnissen dieser großen Männer in receptiver und produktiver, in intellectueller und moralischer Beziehung heranzubilden. Wir sind zwar auch der Meinung, daß sich der literarische Stoff nur auf das Wichtigste beschränken müsse, weil das Gebiet der deutschen Literatur zu umfangreich ist, und weil man sich beim Unterrichte auch hierin einer weisen Oekonomie zu befleißigen hat; doch darf auch die Grenze nicht zu eng gesteckt sein, sondern der literarische Stoff muß in der Jugend eine wohl gegliederte Totalanschauung von dem Gesammtgebiete der neueren literarischen Erscheinungen bilden und befestigen; die Jugend soll durch diesen Stoff ein treues Gesammtbild von der Entwickelung des deutschen Geistes empfangen und sich einprägen.

Manche dieser Werke enthalten eine sehr gute Auswahl trefflicher Musterstücke für die Jugend, aber ohne Belehrung über die Sprachmomente, die dadurch vergegenwärtigt werden sollen. Es bleibt hier der theoretische Unterricht ganz dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlassen. Wir gingen von der Ansicht aus, daß einer solchen Mustersammlung für die Jugend auch die theoretische Belehrung nicht fehlen dürfe. Dieselbe soll theils Unterstützungs- und Erleichterungsmittel für den Lehrer, theils Vorbereitungs- und Wiederholungsmittel für den Zögling sein, theils aber auch Selbstbelehrungsmittel für diejenigen, die den nöthigen mündlichen Unterricht nicht genossen haben. Wir theilten daher über jedes wichtige Moment die nöthige theoretische Belehrung mit und ließen dieselbe, klein gedruckt, vorausgehen, damit der Zögling wisse, für welchen Zweck die folgenden Beispiele bestimmt sind, und worauf er bei denselben seinen Blick besonders zu richten hat.

Was die innere Haltung dieser Belehrungen betrifft, so suchten wir dieselben für Jünglinge, welche in der höheren Ausbildung begriffen sind, verständlich, darum zwar nicht streng philosophisch, aber doch nicht ohne wissenschaftliche Form zu geben. Außerdem sollten dieselben nicht zu lang und nicht zu kurz gehalten werden, nichts Wesentliches verschweigen und nichts Unwesentliches zu umständlich darstellen.

Alles, was dem deutschen Sprachunterricht auf den unteren Stufen heimfällt und was von uns schon in unsern 3 vorausgegangenen Sprach- und Lesebüchern verhandelt wurde, ließen wir bei Seite liegen. Dagegen suchten wir keinen der genannten Idee des höheren Sprach- und Lesebuchs angehörigen Gegenstand unberührt zu lassen. Wir begnügten uns also nicht, z. B. in dem allgemeinen Theile bloß von den Eigenschaften guter stylistischer Produkte und von der höhern, niedern und mittlern Schreibart zu sprechen, sondern machten nach den beiden Hauptmomenten eines stylistischen Erzeugnisses: dem Stoff oder der Materie und der Form desselben, und nach den Hauptbedingungen, welche bei Bearbeitung schriftlicher Gegenstände zu erfüllen sind, sowohl auf die allgemeinen Eigenschaften aufmerksam, welche der Correktheit und der Schönheit untergeordnet sind, als auch auf die besonderen, welche nur gewissen Erzeugnissen des prosaischen und poetischen Styles zukommen.

Aus demselben Grunde begnügten wir uns auch nicht, z. B. bei der Behandlung der Eigenschaft der Lebhaftigkeit des Styles, dieselbe bloß im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern stellten sie in den Figuren und Tropen speziell dar, um so mehr, da wir es mit dem Begriffe eines gebildeten Mannes unvereinbar finden, wenn dieser das Wesen dieser Figuren und Tropen nicht zu unterscheiden vermag.

Wir suchten jedoch nicht bloß den allgemeinen Theil der Schrift, sondern auch ihren besonderen Theil: die Sprache der Prosa, Poesie und Beredsamkeit, wenn auch kurz, doch möglichst vollständig darzustellen. Es war uns nicht genug, diese Darstellungsweisen in ihrem Verhältnisse zu einander und im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern wir thaten dasselbe auch im Besondern und stellten zunächst die verschiedenen Arten des prosaischen Styls: den didaktischen, dialogischen, historischen, Brief- und Geschäftsstyl, theoretisch und praktisch dar. Die ausgewählten Musterstücke ordneten wir in der Prosa nach den verschiedenen Wissensgebieten. So haben wir in dem didaktischen Styl zuerst Beispiele aus der Religionslehre, Glaubenslehre und Moral, dann aber auch aus anderen Wissenschaften, z. B. aus der Seelenlehre, Pädagogik und Naturwissenschaft 2c. vorgeführt. Im historischen Styl unterschieden wir die Beschreibung und Schilderung von der Erzählung, und wählten in erster Beziehung die Beispiele aus der Himmelskunde und physischen Geographie, aus der Lehre von den Beschäftigungen der Menschen, aus dem Gebiete der Kunst, der Völkerkunde, aus Reisebeschreibungen 2c.; in letzter

[redacted]

Beziehung aus dem Reiche der Natur und aus dem Gebiete der Individual-, Special- und Universal-Geschichte, und suchten durch dieses Verfahren nicht bloß formale, ästhetische und ideale Bildung zu fördern, sondern insbesondere auch die reale zu beleben.

In dem poetischen Theile haben wir uns nicht begnügt, den Zögling bloß mit den allgemeinsten Kenntnissen der deutschen Prosodie und Verskunst bekannt zu machen, sondern suchten denselben auch in diesen Gegenstand noch etwas spezieller einzuführen und seine Aufmerksamkeit auch auf die einzelnen Arten der Versfüße und Versarten hinzulenken, damit er hierin die dem Gebildeten nöthigen Kenntnisse erhalte. Eben so übergingen wir in dem Gebiete der einzelnen Dichtungsarten: der lyrischen, didaktischen, epischen, dramatischen und der Ergänzungsklasse keine Untergattung, ohne daß wir die nöthige Belehrung darüber ertheilt und ein passendes Beispiel davon gegeben hätten. Selbst die kleinsten poetischen Formen: Sonett, Madrigal, Triolet rc. blieben nicht unberücksichtigt.

Im poetischen Theile haben wir zur Förderung der literarisch-historischen Bildung die poetischen Produkte, die in jeder Dichtungsart aufgenommen wurden, mit einigen Ausnahmen nach der Zeitfolge der Geburt der Dichter, also nach dem historisch-literarischen Gesichtspunkte, auf einander folgen lassen. Bei der Auswahl wurden beinahe alle bedeutenden Persönlichkeiten unter den neueren und neuen Dichtern berücksichtiget. Daß diese Berücksichtigung der verschiedenen Dichter nicht gleichmäßig geschah, kommt daher, 1) weil nicht bloß dem Inhalte, sondern auch den verschiedenen Dichtungsarten die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt werden, und 2) weil von dem zu viel gesammelten Stoffe während des Druckes zur Vermeidung allzu großer Ausdehnung des Werkes Manches wieder gestrichen werden mußte.

In der Beredsamkeit mußten wir wegen des beschränkten Raumes davon abstehen, eine größere Anzahl von Beispielen über jede Gattung der Reden vorzuführen; wir konnten daher dem theoretischen Theile nur wenige Beispiele anfügen.

Was die Auswahl des literarischen Stoffes betrifft, so wandten wir bei derselben die größte Sorgfalt an. Unsere Haupttendenz dabei war: der klassische Inhalt der literarischen Erzeugnisse soll formale, ästhetische, ideale, reale und literarisch-historische Bildung bezwecken, das Gemüth erheben und veredeln und in Bezug auf Glauben, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft möglichst förderlich wirken. Erzeugnisse, die das sittliche Zartgefühl irgendwie verletzen und den Glauben gefährden könnten, Produkte, die wie Seifenblasen entstehen und wieder verschwinden, die weder nach Form, noch nach Inhalt befriedigen, oder die die Geburt politischer Schwindeleien sind, haben wir mit aller Gewissenhaftigkeit zu umgehen gesucht.

Wir hoffen daher, daß diese Schrift nicht bloß in höheren Lehranstalten, sondern auch in gebildeten Familien eine freundliche Aufnahme finden werde; sie

wird denselben nicht bloß zur allgemeinen Belehrung und nützlichen und angenehmen Unterhaltung dienen, sondern auch zur Belebung und Erfrischung des Geistes an den Produkten der geistreichsten Männer der deutschen Nation, und zur Veredlung des Gemüthes und zur Ausbildung des Göttlichen im Menschen beitragen.

Ob es uns jedoch überall gelungen ist, das Wichtigste und Zweckdienlichste herauszufinden, ob nicht vielleicht hier und dort hinzuzufügen oder wegzulassen sein möchte, das überlassen wir der freundlichen und wohlwollenden Beurtheilung praktischer Schulmänner; jeder Wink, jede freundliche Belehrung wird von uns dankbar aufgenommen werden.

Schlüßlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß wir uns vor Abfassung gegenwärtiger Schrift mit den meisten auf diesen Gegenstand Bezug habenden Werken vertraut gemacht, und daß uns namentlich die Werke von Snell, Pölitz, Heinsius, Heyse, Schott, Apel, Wolff, Gockel, Hub ꝛc. bei der Bearbeitung dieser Schrift recht gute Dienste geleistet haben.

Geschrieben im Juni 1852.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

IV. Von den Figuren und Tropen . . . 53

A. Im Allgemeinen 53

B. Im Besondern 54

1) Figuren 54

β. Das weltliche Lied.

Beispiele:

II) Einige kleinere lyrische Formen, welche der Poesie des Südens entlehnt sind.

β. Das weltliche Lied.

II) Einige kleinere lyrische Formen, welche der Poesie des Südens entlehnt sind.

b*

Verzeichniß

der

Dichter und Prosaiker

nebst

kurzen biographischen Nachrichten und Angabe der Seitenzahlen ihrer hier aufgenommenen Produkte.

Ammon, Christoph Friedrich von, geboren 1766 zu Bayreuth, Dr. der Theologie, war zuletzt Oberhofprediger in Dresden und starb im J. 1850 den 21. Mai. — Seite 757.

Ancillon, Louis Friedrich, geb. zu Berlin 1740, war Prediger der franz. reform. Gemeinde und Mitglied der Berliner Akademie, zeichnete sich als historischer und philosophischer Schriftsteller aus und starb 1814. — Seite 76.

Arndt, Ernst Moritz, geb. 1769 den 26. Dec. zu Schoritz auf Rügen, war früher Professor in Greifswalde und wurde 1818 als Professor der Geschichte an der Universität in Bonn angestellt, wo er noch jetzt lebt. — S. 163. 408.

Auersperg, A. A. Graf von, genannt Anastasius Grün, geb. den 11. Apr. 1806 zu Laibach in Oesterreich, lebt als königlich kaiserlicher Kammerherr theils zu Wien, theils auf seiner Grafschaft in Krain. — S. 424.

Bechstein, Ludwig, geb. den 24. Nov. 1801, zu Dreißigacker bei Meiningen, studirte in Leipzig und München und lebt als Oberbibliothekar zu Meiningen. — S. 418.

Böttger, Adolph, geb. den 2. Mai 1815 zu Leipzig, lebt noch daselbst. — S. 518.

Böttiger, Carl August, geb. 1760 zu Reichenbach im Voigtlande, war zuletzt Hofrath und Studiendirektor der Ritterakademie und Oberaufseher der Museen zu Dresden und starb 1835. — S. 742.

Bonstetten, Carl Victor von, geb. zu Bern 1745, trat 1775 in den Staatsdienst, zog aber demselben die literarische Muße vor, lebte dann theils in Kopenhagen, theils in Genf und Italien und starb 1832. — S. 237.

Bube, Adolph, geb. 1802 zu Gotha, studirte in Jena und ist seit 1834 Ober-Consistorial-secretair und Vorsteher des herzoglichen Kunstcabinets in Gotha. — S. 616.

Buch, Leopold von, geb. 1777 im Preußischen und ist einer der berühmtesten jetzt lebenden Geognosten. Zum Behuf seiner Forschungen unternahm er viele umfassende Reisen und macht noch fortwährend solche. Seine „Reise durch Norwegen und Lappland" (2 Thle. Berl. 810 mit Kpfrn.) ist ein Hauptwerk über den Naturbau der Erde im hohen Norden. — S. 248.

Bürde, Sam. Gottlieb, geb. 1753 den 7. Dec. zu Breslau, wurde 1806 Kammerdirector, 1815 Hofrath, nahm später seinen Abschied und starb den 28. April 1831 auf einer Reise in Berlin. — S. 22.

Feuerbach, Paul Joh. Anselm von, geb. 1775 zu Frankfurt am Main, war Lehrer des Rechts in Jena, Kiel und Landshut, trat 1805 in den bayerischen Staatsdienst und starb 1833 als wirklicher Staatsrath auf einer Badereise in seiner Vaterstadt. — S. 124.

Forster, Georg, geb. zu Nassenhuben bei Danzig 1754, begleitete mit seinem Vater den Weltumsegler Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt, war später Oberbibliothekar und Professor zu Mainz und starb 1794 in Paris. — S. 195. 196.

Franz II., geb. zu Florenz 1768, von 1792—1806 römisch deutscher Kaiser, von 1806 bis zu seinem 1835 erfolgten Tode Kaiser von Oesterreich. — S. 348.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 in Detmold, ursprünglich Kaufmann, dann Dichter und Schriftsteller, lebt jetzt als kaufmännischer Correspondent in London. S. 426. 606. 693.

Freylinghausen, Joh. Anast., geb. 1670 zu Gandersheim, gest. 1739 als Prediger zu Halle. — S. 379.

Friedrich August I., geb. 1750, von 1768 bis 1806 Kurfürst und von 1806 bis zu seinem Tode 1827 König von Sachsen. — S. 350.

Friedrich II., auch der Große, der Einzige, genannt, geb. 1712, von 1740—1786 König von Preußen. — S. 325. 329. 331. 347.

Friedrich Wilhelm III., geb. 1770, war 1797 bis zu seinem im J. 1840 erfolgten Tode König von Preußen. — S. 349.

Garve, Christian, geb. 1742 zu Breslau, lehrte von 1769—72 Philosophie in Leipzig, ging dann aus Kränklichkeit nach Breslau zurück und starb 1798. — S. 101. 105. 118.

Gaudy, Franz Bernh. Heinr. Wilh., Freih. von, geb. den 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. Oder, früher Offizier, später lebte er als Privatgelehrter in Berlin und starb daselbst 1840. — S. 613.

Geibel, Emanuel, geb. den 18. Octbr. 1815 zu Lübeck, studirte in Bonn und Berlin, und ist jetzt als Professor der deutschen Literatur und der Geschichte der Poesie an die Universität München berufen. — S. 429. 430.

Gellert, Christ. Fürchtegott, geb. den 4. Juli 1715 zu Hähnichen im Erzgebirge, wurde 1745 Lehrer an der Universität, wo er sich durch Vorlesungen über Dichtkunst und Beredsamkeit und später auch über Moral sehr auszeichnete; er starb 1769. — S. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 539. 630.

Gerhard, Paul, geb. 1606 zu Grafenhaynichen, gest. 1676 als Archidiakonus zu Lübben. S. 377.

Geßner, Salomon, geb. 1730 zu Zürich, widmete sich der Landschaftsmalerei, war später Buchhändler, Dichter, und Kupferstecher und starb, allgemein geachtet, zu Zürich 1787 als Mitglied des großen Rathes. — S. 36. 37. 318.

Gittermann war Prediger zu Emden. — S. 69. 708.

Gleim, Joh. Wilh. Ludw., geb. am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, gestorben als Kanonikus den 18. Febr. 1803 zu Halberstadt. — S. 339. 449. 651. 652.

Göthe, Joh. Wolfg. von, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main, studirte zu Leipzig und Straßburg Rechtswissenschaft und starb als erster Minister zu Weimar den 22. März 1832. — S. 175. 216. 228. 340. 471. 472. 514. 530. 556. 568. 572. 583. 714.

Günther, Martin, war um 1721 Prediger zu Klingenmünster und Godramstein in der Pfalz. — S. 381.

Hagedorn, Friedrich von, geb. 1708 in Hamburg, studirte in Jena die Rechte und starb 1754 als Sekretair der englischen Gesellschaft in Hamburg. — S. 399. 519. 521.

Hailbronner, Carl von, königl. bayerischer Generalmajor, bekannter Tourist, besuchte Ungarn, die Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, Spanien, Portugal, Frankreich rc. und lebt jetzt in Bamberg. — S. 199.

Halem, Gerh. Ant. von, geb. 1752 zu Oldenburg, wurde zuletzt erster Rath und Dirigent der Landesregierung zu Oldenburg, als welcher er 1819 starb. — S. 21.

Haller, Albrecht von, geb. den 16. Oct. 1708 zu Bern, gest. 1777 daselbst als Mitglied des großen Rathes und Präses der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. — S. 43. 476.

Hamann, Joh. Georg, geb. 1730 in Königsberg, widmete sich anfangs der Theologie, dann den schönen Wissenschaften, wurde 1777 Packhofverwalter, gab, der Nahrungssorge überhoben, diese Stelle wieder auf und starb 1788 in Münster. — S. 697.

Hammer-Purgstall, Jos. Freih. von, geb. 1774 zu Grätz, erhielt seine Bildung zu Wien, war in österreichischen Diensten, wurde 1817 kaiserlicher Hofrath, erbte 1835 die Güter der Gräfin Purgstall und schied 1839 aus dem Staatsdienste. — S. 281.

Hardenberg, (Novalis) Friedrich Ludw. von, geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstädt in der Grafschaft Mannsfeld, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg und starb als Amtshauptmann zu Weißenfels 1801. — S. 391. 410.

Harsdörffer, Georg Philipp, geb. 1607 zu Nürnberg, gestorben 1658 als Rathsherr daselbst. — S. 398.

Hartmann, Moritz, geb. den 15. Octbr. 1821 in dem Dorfe Duschnik bei Przibram in Böhmen, machte nach Vollendung der Universitätsstudien große Reisen, war Mitglied der deutschen Nationalversammlung und ist nun flüchtig im Auslande. — S. 431.

Haug, Joh. Christ. Friedr., geb. den 19. März 1761 zu Niederstolzingen, war Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart und starb 1829. — S. 716. 717.

Hebel, J. Peter, geb. 1760 zu Basel, studirte Theologie zu Erlangen, war zuletzt Prälat in Carlsruhe und starb 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen. — S. 139.

Heine, Heinrich, geb. den 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf, Dr. beider Rechte und privatisirt zu Paris. — S. 185.

Heinroth, Joh. Christian Aug., geb. zu Leipzig 1773, studirte Medizin, übernahm 1812 eine Professur in Leipzig, welche er bis zu seinem Tode 1843 bekleidete. — S. 92.

Hell, Theodor, (siehe Winkler, K. G. Th.)

Herder, Joh. Gottfried von, geb. den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gestorben 1803 als Präsident des Ober-Consistoriums und General-Superintendent zu Weimar. — S. 18. 78. 386. 401. 402. 432. 434. 481. 543. 563. 609. 610. 697. 700. 701. 702. 738.

Herwegh, Georg, geb. zu Stuttgart 1817, studirte Theologie, hielt sich längere Zeit in der Schweiz auf, machte Reisen nach dem Norden von Deutschland, nach Italien und Südfrankreich und lebt jetzt in Paris. — S. 518.

Heydenreich, Carl Heinr., geb. 1764 zu Stolpen, wurde 1785 Professor der Philosophie in Leipzig, nahm 1798 seine Entlassung und starb 1801 in Burgwerben bei Weißenfels. — S. 2. 388.

Heyne, Christ. Gottl., geb. 1729 zu Chemnitz, war ein berühmter Philolog, wurde 1763 zu Göttingen Professor der Beredsamkeit und starb 1812. — S. 256.

Hirschfeld, Christian Cajus Lorenz, geb. 1742 zu Nüchel bei Eutin, studirte zu Halle, wurde 1770 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften, erhielt den Titel eines geheimen Justizraths und starb 1792. — S. 78. 238. 241. 243. 245.

Hirzel, Hans Kaspar, geb. 1725 zu Zürich, studirte Medizin in Leyden, wirkte theils als Arzt, theils als Mitglied des großen Raths in seiner Vaterstadt und starb 1803. — S. 252.

Hölderlin, J. Christian Friedrich, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, studirte in Tübingen Theologie und Philosophie, wurde 1804 Bibliothekar bei dem Landgrafen von Homburg; allein bald umfing ihn geistige Nacht, die erst sein Tod 1843 zu Tübingen lichtete. — S. 446.

Hölty, Ludw. Heinr. Christoph, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, studirte in Göttingen, schwächte aber durch angestrengtes Studiren seinen Körper so, daß er 1776 zu Wandsbeck erlag. — S. 58. 435. 484. 485.

Houwald, Ernst Freihr. von, geb. den 29. Nov. 1778 zu Straupitz in der Lausitz, studirte zu Halle, wurde 1822 Landsyndikus der Niederlausitz und starb 1845 zu Neuhaus bei Lübben. — S. 303.

Humboldt, Friedr. Heinr. Alex. von, geb. den 14. Septbr. 1769 zu Berlin, studirte Naturwissenschaften, besonders Geologie, wurde preuß. Oberbergmeister der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, gab 1795 seine Stelle auf, machte sehr bedeutende Reisen und lebt jetzt zu Berlin. — S. 143. 154. 159. 342.

[redacted]

Jacobi, Joh. Georg, geb. den 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, war Professor zu Freiburg im Breisgau und starb im J. 1814. — S. 41. 401. 481.

Jean Paul, siehe Richter.

Jerusalem, Johann Friedr. Wilh., geb. den 22. Novbr. 1709 zu Osnabrück, war Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel und starb 1789. — S. 89.

Jornandes oder **Jordanes**, ein Gothe, lebte zur Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian I. und war Notarius der Ostgothenkönige in Italien, ließ sich taufen, trat in den Mönchsstand und starb 567. Er war Geschichtsschreiber, schrieb aber in einem barbarischen Latein. — S. 272 (ist von Lanz nach ihm erzählt.)

Joseph II., deutscher Kaiser, geb. 1741 zu Wien, bestieg 1765 den Kaiserthron und starb 1790 am 20. Febr. — S. 325. 327. 331.

Jung, genannt Stilling, Joh. Heinr., geb. den 12. Sept. 1740 zu Im Grund im Nassauischen, war Dr. med., geheimer Hofrath und Professor der Staatswirthschaft zu Heidelberg und starb 1817 den 23. März. — S. 385.

Kaiser, Petr. Leopold, geb. 1789 zu Mühlheim bei Offenbach, wurde 1835 Bischof von Mainz. — S. 756.

Kant, Immanuel, geb. zu Königsberg den 22. April 1724, war Professor der Logik und Metaphysik und starb den 12. Febr. 1804. — S. 247.

Kerner, Justinius, geb. den 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg, lebt als Oberamtsarzt zu Weinsberg. — S. 412.

Kind, Joh. Friedr., geb. den 4. März 1768 zu Leipzig, lebte bis 1814 als Advokat, widmete sich von da an ganz der Literatur und starb 1843 zu Dresden. — S. 594. 629. 717.

Kinkel, Gottfr., geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, war Professor der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte an der Bonner Hochschule, ließ sich im J. 1848 und 1849 in den Strudel der politischen Bewegung reißen, kam zur Strafe auf die Festung Spandau, von wo aus er im Novbr. 1850 entkam. Nun lebt er in Amerika. — S. 430.

Kleist, Christian Ewald von, geb. den 5. März 1715 zu Zeblin in Pommern, studirte die Rechte, trat in den Militairdienst und starb als königl. preuß. Major 1759 zu Frankfurt a. d. Oder an den bei Kunersdorf erhaltenen Wunden. — S. 634. 677.

Kleist, Heinr. von, geb. den 10. Oct. 1777 zu Frankfurt a. d. Oder, war preuß. Lieutenant, und erschoß sich im Jahre 1811 bei Potsdam. — S. 409.

Kletke, Hermann, geb. zu Breslau 1813, seit 1837 als Privatgelehrter in Berlin, ein mildes reichhaltiges Dichtertalent. — S. 428.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, studirte in Jena und Leipzig, war einer unserer erhabensten Dichter und starb den 14. März 1803 als königl. dänischer Legationsrath und markgräfl. badischer Hofrath zu Hamburg. — S. 30. 39. 45. 73. 345. 382. 437. 438. 454. 455. 556. 558. 561.

Knapp, Albert, geb. den 25. Juli 1796 zu Tübingen, ist seit dem J. 1836 Prediger und Seelsorger in Stuttgart. — S. 395.

Knigge, Ad. Franz Friedr. Ludw. Frhr. von, geb. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, gest. 1796 als hannöv. Oberhauptmann und erster Scholarch zu Bremen. — S. 74.

Koch, J., lebte als Rector im Mecklenburgischen. — S. 392.

Körner, Carl Theod., geb. den 23. Sept. 1791 zu Dresden, wurde 1812 Theaterdichter in Wien, verließ aber schon 1813 seine Stellung, wurde in Lützow's Freischaar Lieutenant und Adjutant und fiel den 26. August 1813, durch die Brust geschossen, in einem Gefechte bei Gadebusch in Mecklenburg. — S. 394. 414. 516. 601. 641. 648. 666.

Kongehl, Michael, geb. den 19. Aug. 1646 zu Kreuzburg in Preußen, widmete sich der Jurisprudenz, wurde zuletzt Bürgermeister in Königsberg und starb den 1. Nov. 1710. — S. 399.

Kosegarten, Ludw. Theobul, geb. den 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg, widmete sich der Theologie, wurde 1792 Propst zu Altenkirchen auf der Insel Rügen, im J. 1808 zugleich Professor der Geschichte und Theologie zu Greifswalde; er starb 1818. — S. 1. 23. 441. 473. 611.

Krummacher, Friedrich Adolph, geb. den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg, studirte Theologie und wurde zuletzt Pastor zu Bremen. Er starb am 4. April 1845. — S. 34. 68. 389. 499. 634. 701. 703.

Kulmann, Elisabeth, geb. den 5. (17.) Juli 1808 in Sct. Petersburg; ihre Mutter war eine Deutsche; sie entwickelte sich sehr frühzeitig; ihr zwölftes Jahr war schon reich an poetischen Erzeugnissen. Ihr zarter Körper war aber zu schwach für den starken Geist; sie starb daher schon den 19. Nov. 1825 in Petersburg. — S. 425.

Langbein, Aug. Friedr. Ernst, geb. den 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden, studirte die Rechte, und starb als Censor im Jahre 1835 zu Berlin. — S. 591. 617.

Lavater, Joh. Caspar, geb. den 15. Nov. 1741 zu Zürich, studirte Theologie und starb den 2. Jan. 1801 als Pfarrer in Zürich. — S. 462.

Lenau, Nikol., siehe Strehlenau.

Leo, Heinr., geb. 1799 in Rudolstadt, studirte in Breslau und Jena, früher Universitätslehrer in Erlangen, später in Berlin und jetzt in Halle. — S. 162.

Lessing, Gotthold Ephraim, geb. 1729 den 22. Jan. zu Kamenz, studirte in Leipzig und Wittenberg, wurde Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel in Braunschweig und starb 1781 den 15. Febr. — S. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 714.

Lichtenberg, Georg Christoph, geb. den 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, ward 1770 Professor zu Göttingen und starb daselbst den 24. Febr. 1799. — S. 46. 75. 179.

Ludwig I., König von Bayern, geb. den 25. Aug. 1786, bestieg den Königsthron am 13. Oct. 1825, und legte den 20. März 1848 die Krone zu Gunsten seines erhabenen Sohnes Maximilian nieder. — S. 368. 411. 486. 487.

Mahlmann, Siegfried August, geb. den 18. Mai 1771 zu Leipzig, gestorben daselbst als Hofrath den 16. Dec. 1826. — S. 35. 38. 71. 390. 467. 486. 519.

Malsburg, Ernst Friedrich Freih. von der, geb. den 23. Juni 1786 zu Hanau, studirte Philosophie und Rechtswissenschaft, war Regierungsrath und kurfürstlich hessischer Geschäftsträger am sächsischen Hofe und starb 1824 auf seinem Stammschlosse Eschberg. — S. 529.

Manso, Johann Caspar Friedrich, geb. den 26. Mai 1759 zu Zella im Gothaischen, studirte zu Jena, wurde 1793 Rector und Bibliothekar des Gymnasiums zu Breslau und starb daselbst 1826. — S. 264. 266. 270.

Martius, Carl Friedr. Phil. von, geb. 1794 zu Erlangen, ist ein berühmter Naturforscher, machte sehr bedeutende Reisen und lebt als Professor und Director des botanischen Gartens in München. — S. 125. 145. 172.

Matthisson, Friedrich von, geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, war würtembergischer geheimer Legationsrath und starb den 12. Dec. 1831 zu Wörlitz. — S. 19. 33. 48. 77. 187. 404. 444.

Maximilian Joseph, geb. 1756, früher in französischen Kriegsdiensten, war von 1799 bis 1806 Kurfürst und von 1806 bis zu seinem Tode 1825 König von Bayern. — S. 351.

Mayer, Carl, geb. zu Neckar-Bischofsheim 1786, k. würtemberg. Oberjustizrath, Oberamtsrichter zu Waiblingen, ein Dichter, der sich in kurzen aber höchst frischen Naturbildern gefällt. — S. 150.

Meyer, Joseph, geb. 1796 zu Gotha, lernte die Kaufmannschaft zu Frankfurt am Main, gründete 1826 eine Buchhandlung: Bibliographisches Institut, Gotha und New-York und zog 1829 nach Hildburghausen. — S. 212.

Meiners, Christoph, geb. 1747 zu Otterndorf, studirte in Göttingen, wo er 1810 als Professor der Philosophie und Hofrath starb. — S. 174.

Meinhold, Johannes Wilhelm, geb. den 27. Februar 1797 in Netzelkow auf der Insel Usedom, studirte auf der Universität in Greifswald, war Pfarrer zu Rehwinkel in Pommern, legte aber sein Pfarramt nieder und lebt jetzt zu Charlottenburg bei Berlin. — S. 396.

Mendelssohn, Moses, geb. 1729 zu Dessau von armen jüdischen Aeltern, war ein ausgezeichneter Denker und starb 1786 zu Berlin. — S. 102.

Ranke, Franz Leopold, geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen, lehrt seit 1825 als Professor die Geschichte zu Berlin. — S. 259.

Raumer, Friedrich Ludwig Georg von, geb. 1781 zu Wörlitz, gebildet zu Halle und Göttingen, wurde 1811 Professor der Geschichte und Staatskunst zu Breslau, 1819 zu Berlin, und bereisete später mehrere Länder. — S. 268. 285.

Redwitz, Oskar Freiherr von, geb. am 28. Juni 1823 zu Lichtenau, unweit Ansbach, studirte in München und Erlangen Philosophie und Jurisprudenz. Im Jahre 1851 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aesthetik an der Hochschule Wien, dem er auch folgte. — S. 431. 695. 719.

Reinhard, Franz Vollmar, ausgezeichneter Kanzelredner, geb. 1753 zu Vohenstrauß, in Wittenberg gebildet, wo er 1778 als Lehrer auftrat, bis er 1792 als Oberhofprediger nach Dresden kam. Er starb 1812. — S. 7. 14. 77. 257.

Reinick, Robert, geb. den 22. Febr. 1805 zu Danzig, ist Maler und Dichter, verlebte mehrere Jahre in Italien und nahm im J. 1844 seinen Wohnsitz zu Dresden, wo er bald mit dem Pinsel, bald mit der Feder dichtete, und wo ihn am 7. Febr. 1852 der Tod aus seiner vollen Thätigkeit dahinraffte. — S. 425.

Richter, Jean Paul Friedrich, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel, studirte in Leipzig, ließ sich später in Bayreuth fest nieder, wurde hildburghäusischer Legationsrath, bekam vom Fürsten Primas, Freiherrn von Dalberg, und später vom König von Bayern einen Jahrgehalt und starb in Bayreuth den 14. November 1825. — S. 28. 47. 79. 230. 343. 741.

Ritter, Carl, geb. 1779 zu Quedlinburg, studirte zu Halle und ist seit 1820 Professor der Geographie und Studiendirector am Cadettencorps zu Berlin. — S. 148.

Rochlitz, Friedrich, geb. 1770 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, widmete sich aber später ganz der Dichtkunst und Musik. Er behielt seinen Aufenthalt in Leipzig, wurde 1809 weimarischer Hofrath und starb im J. 1842. — S. 389. 622.

Rückert, Friedrich, geb. den 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Unterfranken, studirte in Jena, erhielt 1826 die Professur der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Erlangen, wurde 1840 Professor und geheimer Regierungsrath in Berlin und lebt gegenwärtig auf seinem Landgute Neuseß im Coburgischen. — S. 394. 413. 414. 516. 523. 525. 526. 527. 537. 549. 612. 635. 697. 698.

Rüppell, Eduard, geb. 1794 zu Frankfurt a. M., war zuerst Kaufmann, studirte später in Pavia Astronomie und Naturwissenschaft und machte sehr bedeutende Reisen. — S. 189.

Sachse, Christian Friedrich Heinrich, geb. 1785 zu Eisenberg, studirte in Jena, wurde 1823 Hofprediger, 1831 Consistorialrath zu Altenburg und 1841 Dr. theol. — S. 393.

Sailer, Johann Michael von, geb. 1751 zu Aresing in Bayern, wurde 1829 Bischof zu Regensburg, wo er 1832 starb. — S. 96.

Salis, Johann Gaudenz, Freiherr von, geb. 1762 zu Bothmar in Graubünden, ein lyrischer Dichter, starb als Generalinspector des Milizwesens im J. 1834 den 29. Januar zu Malans. — S. 407. 445.

Sallet, Friedrich von, geb. den 20. April 1812 in Neisse, stand als Offizier in Mainz und Trier, nahm seinen Abschied, wendete sich nach Breslau und starb zu Reichau in Schlesien 1843. — S. 427.

Schefer, Leopold, geb. den 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wurde 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau, bereiste die meisten Länder Europas und kehrte 1820 in seine Vaterstadt zurück, wo er noch lebt. — S. 544.

Scheffler, Johann, geb. 1624 zu Breslau, Leibarzt des Kaisers Ferdinand III., starb 1677 im Jesuitenkloster St. Matthäi in Breslau als bischöflicher Rath — S. 379.

Schenk, Eduard von, geb. den 10. October 1788 zu Düsseldorf, war früher Minister des Innern im bayerischen Staatsdienste, wurde später Regierungspräsident in Regensburg und starb daselbst 1841. — S. 412. 413.

Schiebeler, Daniel, geb. 1739 zu Obersontheim, gest. 1791 zu Stuttgart als herzoglich würtembergischer Hoftheaterdichter. — S. 488.

Schiller, Friedrich von, Deutschlands Liebling und nationalster Dichter, geb. den 11. November 1759 zu Marbach in Würtemberg, studirte Medizin, wurde 1780 Regi-

[redacted]

mentsarzt, verließ aber diese Stellung, erhielt später den Titel eines sachsen-meiningischen Hofraths, wurde Professor der Philosophie an der Universität zu Jena und starb den 9. Mai 1805 zu Weimar. — S. 44. 286. 341. 342. 403. 443. 469. 557. 584. 586. 589. 639. 687. 702. 707. 709. 714. 716.

Schimper, Carl, geb den 15. Februar 1803 zu Manheim, Geognost und Botaniker, machte wissenschaftliche Reisen und lebt als Privatgelehrter zu Schwetzingen bei Mannheim. — S. 427.

Schlegel, August Wilhelm von, geb. den 8. September 1767 zu Hannover, studirte in Göttingen, machte schöne Reisen, wurde 1818 Professor an der Universität zu Bonn, wo er am 12. Mai 1845 in dem hohen Alter von beinahe 78 Jahren starb. — S. 405. 406. 514. 528. 530. 531. 705.

Schlegel, Friedrich von, geb. den 10. März 1772 zu Hannover, ist der jüngere Bruder des vorigen, studirte in Göttingen und Leipzig, war später Hofsecretair und Legationsrath zu Wien, und starb den 12. Januar 1829 zu Dresden. — S. 197. 514. 522. 523.

Schmidt, Martin Heinrich, geb 1776 zu Braunschweig, studirte zu Göttingen und starb 1830 als Prediger zu Derenburg bei Halberstadt. — S. 520.

Schmolcke, Benjamin, geb. 1672 zu Brauchischdorf, gest. 1737 als erster Pastor zu Schweidnitz. — S. 380.

Schnezler, August, geb. den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, besuchte die Hochschulen zu Freiburg und München, lebt als Privatgelehrter an verschiedenen Orten. — S. 425.

Schopenhauer, Johanna, geb. 1770 zu Danzig, machte schöne Reisen, zog später nach Hamburg, dann nach Weimar und endlich 1837 nach Jena, wo sie 1838 starb. — S. 201. 215. 232.

Schubart, Christian Friedrich Daniel, geboren den 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, studirte in Jena, führte ein bewegtes Leben und starb als Hoftheaterdichter zu Stuttgart den 10. October 1791. — S. 461.

Schubert, Gotth. Heinrich von, geb. 1780 zu Hohenstein in Sachsen, studirte zu Leipzig Theologie und in Jena Medizin, kam als Professor der Naturwissenschaften 1819 nach Erlangen und 1826 nach München, wo er als geheimer Hofrath noch lebt. — S. 185.

Schütz, Friedrich Wilhelm von, geb. den 24. April 1758 zu Erdmannsdorf bei Chemnitz, lebte später als sächsischer Hofrath in Zerbst, wo er 1821 starb. — S. 408.

Schütze, Johann Stephan, geboren 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, studirte in Erlangen und Halle, lebte seit 1804 in Dresden und später in Weimar als Hofrath und starb daselbst 1839. — S. 390.

Schulze, Ernst Konrad Friedrich, geb. 1789 zu Celle, studirte in Göttingen Theologie, alte Sprachen und schöne Wissenschaften, wurde daselbst Dr. phil. und Privatdocent, zog 1814 mit gegen Frankreich und starb 1817 in seiner Vaterstadt. — S. 564.

Schwab, Gustav Benjamin, geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, studirte zu Tübingen Theologie und Philologie, war früher Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Stuttgart, später Stadtpfarrer und Studienrath daselbst und starb den 4. November 1850. — S. 603.

Schwarz, Dr. Friedrich Heinrich Chr., geb. 1766 zu Gießen, wurde 1804 Professor der Theologie und Director des pädagogischen Seminars zu Heidelberg und später geheimer Kirchenrath; er starb daselbst 1837. — S. 91.

Schwarzenberg, Carl Philipp, Fürst von, geb. 1771 zu Wien, erhielt 1812 den Oberbefehl über die österreichische Armee, wurde 1815 Präsident des Hofkriegsraths und starb 1820 in Leipzig. — S. 350.

Seidl, Johann Gabriel, geb. den 21. Juni 1804 zu Wien, widmete sich nach vollendetem philosophischen Lehrkurse der Rechtswissenschaft und hat in Wien, wo er noch lebt, als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinet einen seiner klassischen Bildung vollkommen entsprechenden Wirkungskreis erhalten. — S. 423. 604.

Seume, Johann Gottfried, geb. den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, studirte zu Leipzig Theologie, hatte ein bewegtes Leben, war ein kerniger und hochsinniger Dichter und starb 1810 im Bade zu Teplitz. — S. 445. 617.

Simrock, Carl Joseph, geb. den 28 August 1802 zu Bonn, studirte dortselbst die Rechte, wurde 1826 Referendär beim Kammergerichte in Berlin, wurde später aus dem Staatsdienste entlassen; seit 1851 ist er Professor der deutschen Sprache und Literatur in Bonn. — S. 422.

Smets von Ehrenstein, Wilhelm, geb. den 15. September 1796 zu Reval im Esthlande, verwaltete mehrere Pfarreien, wurde 1845 zum Domherrn in Aachen erwählt und starb den 14. October 1848. — S .504.

Sonnenberg, Franz A. J. J. M. Freih. von, geb. den 5. September 1779 zu Münster, studirte die Rechte, lebte, mit Poesie beschäftigt, in Drakendorf und in Jena, wurde in Folge der Ueberspannung der Kräfte tiefsinnig und stürzte sich 1805 in Jena aus dem Fenster. — S. 66.

Starke, Gotth. Wilh. Christ., geb. 1762 zu Bernburg, studirte zu Halle Theologie, wurde 1799 Oberhofprediger zu Ballenstädt. Im J. 1829 wurde er in ehrenvollen Ruhestand versetzt und im J. 1830 starb er. — S. 782.

Steffens, Heinrich, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, ward Dr. und Adjunct der philosophischen Facultät zu Kiel, 1804 Professor zu Halle, zu Breslau und zuletzt zu Berlin, wo er als Professor der Philos. und geh. Regierungsrath 1845 starb. — S. 165. 181.

Steigentesch, August Friedrich Freiherr von, geb. 1774 zu Hildesheim, seit dem 15. Jahre Militair, zuletzt österreichischer wirklicher geheimer Rath und Generalmajor in Turin, wo er 1827 starb. — S. 596.

Steinmüller, S. 192

Stieglitz, Heinrich Wilhelm August, geb. den 22. Februar 1803 zu Arolsen, wurde 1828 Gymnasiallehrer und Custos bei der k. Bibliothek zu Berlin, gab wegen Kränklichkeit beide Aemter auf und ging nach München, lebte eine Zeit lang in Venedig und starb daselbst den 24. August 1849 an der Cholera. — S. 422.

Stöber, Ludwig Adolph, geb. den 7. Juni 1810 in Straßburg, studirte dort Theologie, wurde 1840 zum Stadtpfarrer in Mühlhausen im Ober-Elsaß erwählt, welches Amt er noch bekleidet. — S. 428. 692.

Stolberg, Christian, Graf zu, geb. 1748 zu Hamburg, studirte zu Göttingen, wurde Amtmann von Tremsbüttel und starb als dänischer Kammerherr auf seinem Gute Windebye 1821. — S. 338.

Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu, geb. 1750 zu Bramstädt in Holstein, studirte zu Göttingen, ward dänischer Gesandter zu Berlin, später Präsident und Domherr zu Eutin, legte seine Aemter nieder, lebte zu Bielefeld und starb auf seinem Gute Sondermühlen 1819. — S. 80. 287. 404. 405. 444. 465. 682.

Strachwitz, Moritz, Graf von, geb. am 13. März 1822 zu Peterwitz in Schlesien, studirte in Breslau und Berlin, lebte nach vollendeten Studien wieder in seiner Heimath Schlesien und starb auf der Rückreise nach Italien den 11. December 1847 in Wien. — S. 694.

Streckfuß, Ad. Friedr. Carl, geb. den 20. Sept. 1779 zu Gera, studirte in Leipzig die Rechte und ward 1819 wirklicher geheimer Oberregierungsrath zu Berlin, 1840 Mitglied des Staatsrathes und starb 1844 daselbst. — S. 532.

Strehlenau, Nikolaus Niembsch, Edler von, gen. Nik. Lenau, geb. am 13. Aug. 1802 im Dorfe Chatad in Ungarn. studirte in Wien und Preßburg, verließ 1832 Europa, ging nach Nordamerika, kehrte aber bald wieder unbefriedigt zurück, hielt sich hierauf abwechselnd in Stuttgart und Wien auf, mußte dritthalb Jahre in einer Irrenanstalt bei Stuttgart, und dann noch über 2 Jahre in einer solchen bei Wien in einem trostlosen Zustande verleben, bis er 1850 dortselbst starb. — S. 419. 420. 421. 422. 488.

Sturm, Christoph Christian, geb. den 25. Januar 1740 zu Augsburg, gest. als Hauptpastor zu Hamburg den 26. August 1786. — S. 385.

Sturz, Helfrich Peter, geb. 1736 zu Darmstadt, studirte zu Göttingen, Jena und Gießen, wurde 1768 dänischer Legationsrath, begleitete Christian VII. nach England und Frankreich, wurde zuletzt oldenburg. Etatsrath und starb 1779 zu Bremen. — S. 254.

Tieck, Ludwig, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, studirte zu Erlangen, Halle und Göttingen, hielt sich vom J. 1819—1842 in Dresden auf, nahm 1825 an der Theater-

Zimmermann, Eberh. August Wilh. von, geb. 1743 zu Uelzen, wurde 1766 Professor der Mathematik am Carolinum zu Braunschweig, 1801 geheimer Etatsrath und starb 1815. — S. 153. 221.

Zinzendorff und **Pottendorff**, Nikolaus Ludwig, Graf von, geb. 1700 zu Dresden, wurde 1721 Hofrath bei der Landesregierung, legte aber 1827 diese Stelle wieder nieder, war der Gründer der Kolonie Herrnhut und starb 1760 den 9. Mai zu Herrnhut. — S. 386.

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 1730 zu St. Gallen, studirte zu Utrecht Theologie, war an verschiedenen Orten Prediger, und starb 1788 als reformirter Prediger in Leipzig. — S. 10. 16. 337.

Zschokke, Johann Heinrich Daniel, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, studirte zu Frankfurt a. d. O., erhielt in der Schweiz das Bürgerrecht, wurde 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts, und 1815 Mitglied des großen Raths, legte 1829 seine Aemter nieder und starb den 27 Juni 1848 hochgeehrt in Aarau. — S. 279.

[redacted]

I. Einleitung.

Das Vermögen, unser Inneres durch Worte auszudrücken, heißt **Sprache**. Die Sprache ist daher der Ausdruck und die Darstellung aller Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen durch Worte. Die Art und Weise der Darstellung der Gedanken heißt **Styl**. Man unterscheidet in jeder sprachlichen Darstellung **Materie** oder **Stoff** und **Form**. Unter **Stoff** versteht man die Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, welche dargestellt werden sollen oder worden sind; unter **Form** die Darstellung des gegebenen Stoffes durch Worte. Aller Stoff stammt daher aus dem Vorstellungs-, oder Gefühls-, oder Bestrebungsvermögen. Kein Gefühl und kein Bestreben kann jedoch durch die Sprache dargestellt werden, ohne daß Beides erst zur Vorstellung geworden ist. Jede Vorstellung entsteht aber entweder aus einer äußeren oder aus einer inneren Anschauung; daher giebt es auch für jeden durch die Sprache darzustellenden Stoff nur zwei Quellen: eine **äußere** und eine **innere**; denn er betrifft entweder Gegenstände aus der uns umgebenden Natur, zu welcher wir selbst vermittelst unseres Körpers gehören, oder Gegenstände des inneren Sinnes, welche die gesammten Thätigkeiten der drei geistigen Vermögen umschließen.

1) **Beispiel** für die Abstammung des Stoffes aus der äußeren Anschauung:

Der Gewitterabend.

Ja, wahrlich, du bist schön! bist einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unsträfliches Gebilde;
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebar,
Mich säugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit seinen Rosen kränzte,
Mir im krystallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Mich einst, wenn diesem Staub der höh're Hauch entschwebt,
In seinen Schoos begräbt.

Schön bist du, Erde, schön im goldnen Sommerkleide;
Dich grüßt mein Preisgesang; dich feiert meine Freude.
Sieh, wie die gelbe Saat die schweren Häupter neigt!
Wie unter seiner Last das schlanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Heerde hüpfet;
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen schlüpfet!
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im Wald
Der Drossel Flöt' erschallt!

Doch schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste zittert.

Zimmermann, Eberh. August Wilh. von, geb. 1748 zu Uelzen, wurde 1766 Professor der Mathematik am Carolinum zu Braunschweig, 1801 geheimer Etatsrath und starb 1815. — S. 153. 221.

Zinzendorff und **Pottendorff**, Nikolaus Ludwig, Graf von, geb. 1700 zu Dresden, wurde 1721 Hofrath bei der Landesregierung, legte aber 1827 diese Stelle wieder nieder, war der Gründer der Kolonie Herrnhut und starb 1760 den 9. Mai zu Herrnhut. — S. 386.

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 1730 zu St. Gallen, studirte zu Utrecht Theologie, war an verschiedenen Orten Prediger, und starb 1788 als reformirter Prediger in Leipzig. — S. 10. 16. 337.

Zschokke, Johann Heinrich Daniel, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, studirte zu Frankfurt a. d. O., erhielt in der Schweiz das Bürgerrecht, wurde 1804 Mitglied des Oberforst- und Bergamts, und 1815 Mitglied des großen Raths, legte 1829 seine Aemter nieder und starb den 27 Juni 1848 hochgeehrt in Aarau. — S. 279.



I. Einleitung.

Das Vermögen, unser Inneres durch Worte auszudrücken, heißt Sprache. Die Sprache ist daher der Ausdruck und die Darstellung aller Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen durch Worte. Die Art und Weise der Darstellung der Gedanken heißt Styl. Man unterscheidet in jeder sprachlichen Darstellung Materie oder Stoff und Form. Unter Stoff versteht man die Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, welche dargestellt werden sollen oder worden sind; unter Form die Darstellung des gegebenen Stoffes durch Worte. Aller Stoff stammt daher aus dem Vorstellungs-, oder Gefühls-, oder Bestrebungsvermögen. Kein Gefühl und kein Bestreben kann jedoch durch die Sprache dargestellt werden, ohne daß Beides erst zur Vorstellung geworden ist. Jede Vorstellung entsteht aber entweder aus einer äußeren oder aus einer inneren Anschauung; daher giebt es auch für jeden durch die Sprache darzustellenden Stoff nur zwei Quellen: eine äußere und eine innere; denn er betrifft entweder Gegenstände aus der uns umgebenden Natur, zu welcher wir selbst vermittelst unseres Körpers gehören, oder Gegenstände des inneren Sinnes, welche die gesammten Thätigkeiten der drei geistigen Vermögen umschließen.

1) Beispiel für die Abstammung des Stoffes aus der äußeren Anschauung:

Der Gewitterabend.

Ja, wahrlich, du bist schön! bist einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unsträfliches Gebilde;
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebar,
Mich säugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit seinen Rosen kränzte,
Mir im krystallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Mich einst, wenn diesem Staub der höh're Hauch entschwebt,
In seinen Schoos begräbt.

Schön bist du, Erde, schön im goldnen Sommerkleide;
Dich grüßt mein Preisgesang; dich feiert meine Freude.
Sieh, wie die gelbe Saat die schweren Häupter neigt!
Wie unter seiner Last das schlanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Heerde hüpfet;
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen schlüpfet!
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im Wald
Der Drossel Flöt' erschallt!

Doch schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste zittert.

Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingesang erstummt. Das scheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell erstummt der Donner Rasen.
Der Blitze Glut erlischt. Des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Weh'n; es schweigt das aufgewühlte Meer . . .
Schön, Erde, ist dein Ruh'n nach Wettern, schön und hehr.
Dein Zürnen wird zur Huld; dein Schelten wird zum Segen.
Der Wolken Fülle rauscht; schon rieseln laue Regen.
Nun trinkt, was durstete; nun labt sich die Natur.
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünste fliehn. Die Luft verklärt sich. Groß und milde
Beglänzt die Abendsonn' die träufelnden Gebilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au'!
Wie düster steht der Wald, das ferne Meer, wie blau!
Sie sinkt; der Westen glüht. Der müde Landmann feiert;
Die Heerden kehren heim; der braune Abend schleiert
Das Feld, das stille Dorf, den feiervollen Hain
In seinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünscht dem Gram, sie kommt, ersehnt dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh
Und holder Träumerei die nassen Wimper zu.
Es scheint der stille Mond in des Verlassnen Kammer
Durchs enge Fensterchen und weint in seinem Jammer.
Der wache Weise sinnt in ernster Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja wahrlich du bist schön, mein mütterlich Gefilde!
Bist einer ew'gen Kraft und einer ew'gen Milde
Unsträflich Meisterwerk! Gesegnet seist du mir!
Gesegnet und gewünscht, so lang ich wall' auf dir!
Gesegnet jede Lust, gesegnet jeder Kummer,
Der deiner Brust entquillt . . . willkommen einst der Schlummer
In deinem kühlen Schoos, der alle Unruh stillt,
Und allen Jammer hüllt.

(Kosegarten.)

2) Beispiel für die Abstammung des Stoffes aus der inneren Anschauung:

Die Zeit.

Woher, woher, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden tosenden Fluth, woher?
Aus welcher Quelle sprangst du einst mit
Rasendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild schmettert an mein zitterndes scheues Ohr
Dein Wogensturz; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer,
Immer das Tosen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebrauch'; ich sehe der Nachtigall
Gesängevolle Kehle zittern;
Aber mich fliehen die süßen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte",
Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,
„Die ersten Pulse der Naturen
Schlugen, — da stürzt' ich vom Quelle nieder!"

„Sieh, zahlenlose Schaaren Gerippe schleift
Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruhn
In meinen Tiefen und zerstörte
Felsen und Berge der heil'gen Erde.

„An Gottes Sonnen schlag ich die wilde Fluth,
Und fleh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
Und ihre Sphären — gleich gefallnen
Helden entstürzen sie mattes Lebens."

Wohin, wohin, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reißenden Fluth, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha, spotte, stolzer brausender Strom, du nicht;
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Fluth;
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Komet mit schrecklichen Gluthen rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heißt jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Fluth vor ihm;
Ich seh den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg, es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unsterblichkeit milder Athem.

(Heidenreich.)

II. Vom Auffinden, Sammeln und Ordnen des Stoffes stylistischer Produkte.

So vielfach die Gegenstände der äußeren und inneren Anschauung sind, so vielfach können die stylistischen Produkte oder Aufsätze sein. Ein Aufsatz ist nichts anders als eine Reihe von Gedanken, in zusammenhängenden Sätzen über einen Gegenstand schriftlich

dargestellt. Jedem Aufsatze oder stylistischen Produkte muß ein bestimmter Gegenstand zu Grunde liegen, welcher das Wesen desselben bildet. Dieser Gegenstand ist die Grundidee; und die einzelnen Vorstellungen, welcher sich dieser anschließen, sind die Stofftheile, die den Inhalt des Aufsatzes bilden. Alle diese einzelnen Vorstellungen müssen mit einander verwandt sein oder in innerer Verbindung stehen, weil sie von einem Grundgedanken ausgehen. Zu einem Aufsatze gehören demnach a) eine Anzahl einzelner verwandter Gedanken, b) die Verbindung derselben zu einem geordneten Ganzen, c) ein Haupt- und Grundgedanke, von dem alle übrigen ausgehen und dessen Inhalt sie vollständig entwickelt darstellen.

Das erste Geschäft bei Fertigung eines Aufsatzes ist daher die Auffindung und Sammlung des Gedankenvorraths, und das zweite, diese Gedanken in eine natürliche Ordnung zu bringen. Erst nachher kann von der Darstellung der Gedanken selbst die Rede sein. Der Haupt- oder Grundgedanke eines Aufsatzes heißt das Thema, welches so viel als das Aufgestellte, Feststehende, oder auch Vorangestellte, die Ueberschicht (den Titel) bedeutet, und alle wesentlichen Gedanken des Aufsatzes in sich eingeschlossen enthält. Ist ein Thema gegeben, oder gefunden, so müssen wir uns den Gegenstand desselben klar und deutlich vorstellen, damit wir uns des Inhalts, des Umfangs und der Beziehungen dieses nach allen Seiten bewußt werden. Zur Auffindung der im Thema enthaltenen Gedanken sind wir also zunächst an unser Nachdenken gewiesen, obgleich wir dabei auch des durch Lesen und Hören von Andern empfangenen Stoffes uns bedienen dürfen. Die Auffindung und Sammlung des Gedankenstoffes aber durch Nachdenken heißt Meditation (von meditor -ari, überlegen, nachsinnen).

Man sucht alle auf den Gegenstand sich beziehenden und durch eigenes Nachdenken, Lesen und Hören erhaltenen Gedanken in sich zu erwecken, zeichnet dieselben kurz ohne ängstliche Sorge um den Ausdruck auf, numerirt sie und fährt so lange mit der Aufzeichnung fort, bis man keine Gedanken für das vorliegende Thema mehr zu finden weiß. Man nennt dies die natürliche Gedankensammlung. Es giebt aber auch eine künstliche. Sie besteht darin, daß man in Beziehung eines Themas gewisse Fragen stellt und dieselben zu beantworten sucht. Diese Fragen nennt man Fundörter (loci topici). Sie sind ungefähr folgende: 1) Wie heißt der Gegenstand, und was ist er? 2) Aus welchen Theilen besteht er, oder was schließt er als ein Ganzes in sich? 3) Aus welchen Ursachen ist er entstanden, und welche Wirkungen hat er hervorgebracht? Oder welches sind die Gründe? Welches sind die Folgen? 4) Welchen Werth hat er? 5) Verdient er Lob oder Tadel? 6) Stehen ihm Hindernisse im Wege? 7) Welche Beförderungsmittel gibt es? Zu diesen Fragen kann man noch folgende hinzufügen: Wie verhält sich das Gegentheil? Mit welchen andern Gegenständen (sinnlichen und nicht sinnlichen) läßt er sich vergleichen? Lassen sich Beispiele für oder gegen denselben anführen? Welche Zeugnisse Anderer sprechen für oder gegen ihn?

Wenn auch nicht alle diese Fragen bei jedem Thema angewendet werden können, so sind es doch gewiß einige, welche dabei zu gebrauchen sind, und die uns die Auffindung des Stoffes erleichtern. Außer diesen allgemeinen Fundörtern hat man noch besondere für gewisse Klassen von Thematen erfunden. Alle Gegenstände, welche wir sprachlich darzustellen haben, betreffen entweder etwas Geschehenes oder Vorhandenes, einen historischen Stoff, oder eine Wahrheit, die zur Belehrung erläutert und zur Annahme empfohlen werden soll. Bei der Darstellung eines historischen Stoffes stellt man die Fragen: Wer? Was? Wo? Wodurch? Warum? Wie? Wann? — Eine Begebenheit kann betrachtet werden nach ihrer Entstehungsart, nach ihren Ursachen, nach dem Zwecke und der Absicht der handelnden Personen, nach ihrem Werthe und nach ihrer Wichtigkeit, nach den Urtheilen der Menschen, nach dem Ausgange der Geschichte und nach ihren

Folgen. — Eine Wahrheit erläutert und beweist man aus der Vernunft und aus der Erfahrung, aus den Aussprüchen weiser Männer, aus der Unmöglichkeit des Gegentheils, aus der Nichtigkeit der Einwürfe u. s. w. — Bei Betrachtung einer Tugend zeigt man, wie sie sich äußert, worin ihr Wesen besteht, aus welcher Gesinnung sie entspringt oder welche Quellen sie hat, woran man ihre Echtheit und Güte erkennt; wie man die Zweifel löset, die gegen die Verbindlichkeit dazu gemacht werden; welches die Beförderungsmittel derselben sind, und welche Schwierigkeiten und Hindernisse man dabei zu bestehen hat. Wenn z. B. das Thema gegeben wäre: „Toleranz," so würden sich folgende Stofftheile ergeben: Sie zeigt sich durch Schonung, Billigkeit und Wohlthätigkeit gegen Andersdenkende; sie entspringt aus allgemeiner Menschenliebe; man erkennt ihre Echtheit daran, daß sie nicht Gleichgültigkeit gegen Wahrheit verräth; die Toleranz verträgt sich mit echter Liebe zur Wahrheit und Religion; sie ist auch dem Staate vortheilhaft; durch Nachdenken und richtiges Gefühl wird sie befördert; Leidenschaften, eig'nes Interesse, Vorurtheil, blinde Anhänglichkeit an hergebrachte Neigungen sind die Schwierigkeiten und Hindernisse derselben.

Will man über einen gewissen Fehler belehren, so zeigt man, worin der Fehler besteht, welches seine Quellen sind, wie er sich äußert und fortbildet, welche nachtheilige Folgen derselbe hat, wie sich die Menschen bei demselben öfters zu entschuldigen suchen, und welche Mittel dagegen anzuwenden sind. Will man also z. B. über die Selbstsucht oder den Egoismus sprechen, so sieht man 1) auf die Denkart des Menschen, wonach er sich zum alleinigen Zweck aller Handlungen macht; 2) auf die Selbstliebe und auf die schlechte Erziehung, woraus die Selbstsucht entspringt; 3) auf die übermäßige Ausdehnung, welche der Selbstsüchtige seinen Rechten gibt, auf seinen Neid, seine Mißgunst, seine Eifersucht, seinen Stolz, seine Undankbarkeit und seine Betrügereien, durch die er seine Zwecke zu erreichen strebt; 4) darauf, wie er sich noch zu entschuldigen sucht, indem er spricht: Jeder ist sich selbst der Nächste, und 5) auf das Unrecht, welches man durch den Egoismus andern Menschen zufügt, und auf die übeln Folgen, die man sich dadurch selbst bereitet; endlich sucht man noch erweckende Beispiele von Menschenliebe und Edelmuth auf, um sich vor diesem Laster zu bewahren.

Es gibt außerdem sogenannte gemischte Themata, wozu z. B. die Naturgeschichte den Stoff liefert. Will man z. B. über das Pflanzenreich sprechen, so kann man

a) den Nutzen desselben angeben: Wohnung, Licht und Wärme, Nahrung, Stoff zu Kleidungsstücken, Heilmittel, Schmuck, Vergnügen;

b) sittliche Belehrungen darüber ertheilen in Hinsicht auf Gott und Fürsehung, auf Gebrauch und Mißbrauch.

Hat man die Stofftheile gesammelt, die sich auf ein Thema beziehen, so hat man dieselben zu ordnen, d. i. die ähnlichen zusammenzustellen und die weniger ähnlichen zu trennen. Darin besteht das sogenannte Anordnen oder Disponiren. Beim Disponiren hat man die Hauptgedanken von den Nebengedanken, die übergeordneten von den untergeordneten wohl zu unterscheiden. Die Begriffe, denen andere untergeordnet sind, enthalten die Hauptgedanken und geben also die Haupttheile des Aufsatzes; die ihnen untergeordneten Gedanken bilden die Nebengedanken oder Unterabtheilungen.

Beispiel:

Fleiß.

Stofftheile des Aufsatzes über Fleiß sind:

1) Nicht jede Thätigkeit ist Fleiß;
2) sie ist es nur dann, wenn sie einen ernsten Zweck hat;
3) wenn sie geordnet und beharrlich ist.
4) Es ist Gottes Wille, daß wir fleißig sein sollen;

5) wir erkennen dies aus seinem Worte und aus der Einrichtung der Natur.
6) Das Beispiel Jesu Christi und edler Menschen fordert uns zum Fleiße auf.
7) Durch Fleiß üben wir unsere Kräfte,
8) werden wir vollkommener.
9) Unsere Brauchbarkeit nimmt dadurch zu.
10) Wir gewinnen die Liebe und Achtung rechtschaffener Menschen: den Geschickten hält man u. s. w.
11) Durch Fleiß gelangen wir zu Vermögen,
12) können Andere unterstützen,
13) leben unabhängiger u. s. w.
14) Durch Fleiß befördern wir unsere Gesundheit und Heiterkeit;
15) die Zeit vergeht uns schneller und angenehmer;
16) wir bleiben vor vielem Bösen bewahrt: Müßiggang ist aller Laster ꝛc.
17) Durch Fleiß verschaffen wir uns ein frohes Bewußtsein,
18) erreichen unsers Lebens Bestimmung.
19) bestellen eine gute Saat und bereiten uns eine reiche und glückliche Ernte in jenem Leben.
20) Unser Körper hindert uns aber oft sehr an Fleiß;
21) oft Ueberfüllung,
22) oft Mangel an Nahrung;
23) oft Kränklichkeit;
24) oft Weichlichkeit;
25) zuweilen falsches Vertrauen auf Gott und die Umstände;
26) zuweilen der Gedanke, der Fleiß bringe doch nichts vor sich;
27) es ist Andern gut gegangen, die noch weniger thaten;
28) die Menschen belohnen den Fleiß doch nicht nach Würdigkeit ꝛc.

Vergleichen wir diese Gedanken mit einander, so ergibt es sich, daß Nr. 1 — 3 einem Hauptgedanken angehören, nämlich dem Begriff vom Fleiße; Nr. 4 — 19 handeln vom Nutzen, und Nr. 20 — 28 bezeichnen die Hindernisse und Schwierigkeiten und zwar in zweifacher Weise: Nr. 20 — 24 sind Hindernisse mehr physischer Art, und 25 — 28 mehr geistiger. Somit wird der Aufsatz über Fleiß folgende Disposition erhalten:

I. Was ist Fleiß?

II. Was verpflichtet uns zum Fleiße?

1) Der Wille Gottes, der sich uns kundgibt
   a) in der Bibel,
   b) in der Einrichtung der Natur,
   c) in dem Beispiele Jesu Christi;
2) die segensreichen Folgen des Fleißes, und zwar

a. wie oben Nr. 7.	f. wie oben Nr. 12.	l. wie oben Nr. 17.
b. „ „ „ 8.	g. „ „ „ 13.	m. „ „ „ 18.
c. „ „ „ 9.	h. „ „ „ 14.	n. „ „ „ 19.
d. „ „ „ 10.	i. „ „ „ 15.	
e. „ „ „ 11.	k. „ „ „ 16.	

angegeben ist.

III. Schwierigkeiten dieser Tugend:

1) Solche, die mehr im Körper ihren Grund haben:

a. wie oben Nr. 20.	d. wie oben Nr. 23.
b. „ „ „ 21.	e. „ „ „ 24.
c. „ „ „ 22.	

[redacted]

2) Solche, die mehr im Geiste, in falschen Vorstellungen ꝛc. begründet sind:

a. wie oben Nr. 25.   c. wie oben Nr. 27.

b. „ „ „ 26.   d. „ „ „ 28.

IV. Besondere Regeln, die sich hieraus ergeben.

Bemerkung. Daß die Disposition Partition, oder auch Division sein kann, siehe unten, wo von der Ordnung als einer Eigenschaft des Styles die Rede ist.

III. Grundgesetze des Styls.

1) Haupteigenschaften desselben: Correktheit und Schönheit.

Ohne Form ist die Darstellung des Stoffes nicht denkbar. Es ist jedoch nicht gleichgültig, wie Stoff und Form in der Sprache verbunden sind, weil die vollkommnere oder unvollkommnere Beschaffenheit der stylistischen Form von dieser Verbindung abhängt. Die Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten stylistischen Form sind theils logisch und gramatisch, theils ästhetisch, d. h. sie entspringen theils aus der Denk- und Sprachlehre, theils aus der Kunstlehre. Bei jedem durch die Sprache dargestellten Stoffe ist zu entscheiden, ob er richtig gedacht und richtig durch die Sprache ausgedrückt worden ist. Die drei höchsten Denkgesetze sind: Das Gesetz der logischen Möglichkeit, der logischen Wirklichkeit und der logischen Nothwendigkeit. Dieselben werden durch die 3 Worte bezeichnet: es kann, es ist, es muß. Ist nach den Denkgesetzen ermittelt, ob der darzustellende Stoff richtig gedacht worden ist, so muß nach den Gesetzen der Sprache entschieden werden, ob der richtig gedachte Gegenstand auch richtig ausgedrückt worden sei. Zum richtigen Ausdruck ist aber vor Allem sorgfältiger Bau der Sätze und Perioden dringend nothwendig. (Ueber diesen Gegenstand findet sich das Wesentliche in den drei ersten Sprach- und Lesebüchern.)

Die ästhetischen Bedingungen der stylistischen Form sind darin enthalten, daß diese Form um ihrer selbst willen gefalle, daß Einbildungskraft und Gefühlsvermögen durch sie beschäftigt und ergriffen werden, und daß sie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittle.

Das Hauptefordernis der logischen und grammatischen Darstellung ist demnach Richtigkeit oder Correktheit des Styls, das der ästhetischen Darstellung ist Schönheit.

Die Correktheit*) im engern Sinne begreift in sich die Rechtschreibung (Orthographie) die Wortbeugung (Formenlehre) und die Lehre vom Satzbau oder der Wortfügung (Syntax); im weitern Sinne schließt sie aber alle anderen Eigenschaften einer verständlichen Darstellung, als: die Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Reinheit, Ordnung, Angemessenheit, Kürze und Präcision des Ausdrucks in sich.

Beispiel für die innige Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form.

Bruchstück aus einer Predigt Reinhards am Johannisfeste 1806.

(Kurz vor der Stiftung des Rheinbundes, und in unverkennbarer Beziehung auf Napoleons Weltherrschaft geschrieben.)

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen; blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft,

---

*) Von corrigere = verbessern.

und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt: wer könnte dann aus dem Anblicke der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? Ach, dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge, gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Umfange der Geschichte, wohin ihr wollet; ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthigt und herabgewürdigt, daß sie von andern gemißhandelt und unterdrückt, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn Alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende, Völker gerathen in Verfall, sondern verdorbene, pflichtvergessene und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde, Völker werden eine Beute der Herrschsucht, sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt, sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelösete, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdigt und seinem Untergange nahe, es sei in der Vergangenheit oder in der Gegenwart: forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr; ein Gott, der unterdrückende Völker zur rechten Zeit demüthiget, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeizigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder Alles um sich her anfielen und besiegten, die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach, in einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts, — welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unseres Geschlechts!

Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebukadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern das jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Grenzen setzten, die Strafe

an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in einigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthume, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Siege über die Welt; und es konnte endlich sagen, das allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Jesaias einem älteren Eroberer in den Mund legt: Meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufraffet, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt, oder zischet. Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen? Ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und tiefer herabgewürdigt worden, und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das römische? Ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: Ist das der Mann, der die Welt zittern und Königreiche beben machte? Nun bist du verworfen von deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte, das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich Alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an Andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen. Sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

Sowohl die Richtigkeit, als auch die Schönheit des Styls haben verschiedene untergeordnete Eigenschaften, von welchen hier die wichtigsten vorgeführt werden sollen.

---

2) Untergeordnete Eigenschaften der Correktheit oder Richtigkeit des Styls.

Hieher gehören a) Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, b) Reinheit, c) Ordnung, d) Treue, e) Vollständigkeit, f) Kürze.

a) Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Die Klarheit besteht darin, daß man den Begriff von den übrigen Begriffen genau zu unterscheiden vermag und auch die einzelnen Merkmale desselben mit Sicherheit auffassen und angeben kann. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit besteht nicht bloß in der richtigen Auffassung der Begriffe nach ihrem Wesen und ihren Eigenthümlichkeiten, so wie nach ihrer Verschiedenheit von andern Begriffen, sondern auch in dem richtigen Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche die Begriffe so genau bezeichnet werden, daß in dem Leser dieselben Begriffe zum Bewußtsein gebracht werden. Jede Dunkelheit, Zweideutigkeit, Verworrenheit und Unverständlichkeit muß daher als Fehler gegen die Deutlichkeit bezeichnet werden.

Beispiel für Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit:

Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab; so nannte man nachher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias. — Phöbus vom Sonnengott Apollo wegen des Hochfliegens und Uebersteigens in Worten.

Beispiele von Bombast und Gallimathias:

Nachruf. Auch von uns ist sie geschieden — geschieden wie ein schöner Traum, eine Erscheinung, eine irdische Königin!(!) Als sie das letzte Mal in des „Malers Traumbild" die Idee des Schönen abermals verkörperte, als sie unzählige Male hervorgerufen, ihren himmlischen Gesang dem trunkenen Auge vorzauberte: da blieb kein Mund stumm und keine Hand müßig, da ward jedes Wort, das man ihr zurief, zu einem Blumenstrauß, und als endlich ein menschlicher Engel hereinkam und ihr ein Album überreichte und ihr der Director Angesichts des Publikums die Hand küßte — o Fanny, warum hat man dir dieses gethan!! Da — ich kann nicht mehr weiter, die heiße Rührung vertrocknet die Tinte meiner Feder: —

Naturschilderung. Düster und dunkler sammelten sich rings die Schatten des Abends — unheilschwanger lagen schwarze Massen über der Erde — in einzelnen Stößen pfiff der Wind — des Donners dumpfes Gemurmel verkündete das Rasen des fürchterlichen Wetters — langsam fielen schwere Regentropfen, und mit Ausdruck in Blick und Geberde, die weder zu verkennen, noch zu beschreiben, kräuselte ein Schweinchen das Schwänzchen und lief wie ein Wahnsinniger.

---

b) Reinheit.

Sie besteht darin, daß man sich wo möglich der ausländischen Wörter und fremden Wortformen (Barbarismen) — der veralteten Ausdrücke (Archaismen), — der landschaftlichen Benennungen (Provinzialismen) und der sprachwidrig gebildeten neuen Ausdrücke (Neologismen) enthalte.

Barbarismen sind:

a) Latinismen, z. B. defendiren, statt: vertheidigen;

b) Gräcismen, z. B. Hydrophobie, statt: Wasserscheu;

c) Gallicismen, z. B. amüsant, statt: unterhaltend; es macht kalt, statt: es ist kalt.

Archaismen oder veraltete Ausdrücke sind, z. B.:

Schoß statt Abgabe, Gift statt Gabe, alldieweil, sintemalen statt weil.

Provinzialismen, oder Ausdrücke, die nur einzelnen Landschaften angehören, sind z. B.:

heisch (heiser), Diele (Flur), halbwege (ziemlich) rc.

Neologismen oder Ausdrücke, welche ohne Noth oder auf fehlerhafte Weise gebildet sind z. B.:

Fünftelsaft statt Quintessenz, Leserei statt Lektüre, beiblebig statt beide am Leben.

Das Streben aber, kein anderes, als ein einheimisches Wort zu gebrauchen (Purismus) — muß darauf beschränkt werden, daß das fremde Wort so lange beibehalten werde, bis ein den Begriff erschöpfendes Wort ausgemittelt und von Klassikern gebraucht worden ist. Selbst die Römer mußten Vieles aus dem Griechischen entlehnen. Nur des Entbehrlichen soll man sich enthalten, d. h. dessen, was durch Vornehmthuerei und Geschmacklosigkeit eingeschwärzt worden, und sich durch wirklich vorhandene oder leicht zu bildende deutsche Wörter ganz gut ausdrücken läßt, z. B. Visite (Besuch), defendiren (vertheidigen), Distinction (Unterscheidung), Moment (Augenblick), Advokat (Anwalt), Charge (Ehrenstelle), District (Bezirk), Noblesse (Adel), capable (fähig), Eleve (Zögling), Resultat (Ergebniß), horizontal (wagrecht), u. s. w.

Als Beispiel einer mit fremden Wörtern unnöthig angefüllten Sprachdarstellung, in

welcher zugleich auch der Fehler großer Weitschweifigkeit und ungeheurer Perioden enthalten ist, diene ein Formular einer Vollmacht:

Ich Endesunterschriebener für mich, meine Erben und Erbnehmer gebe hiermit nebst meinem Herrn Curatore, ingleichen mit Consens und Genehmhaltung meines bestätigten Herrn Curatoris N. völlige Macht und Gewalt, daß er in Schuldsachen meiner contra Herrn N. an meiner Statt vor allen und jeden Gerichten, da es nöthig, erscheine, Klage erhebe, ändere ꝛc., Zeugen und Documente producire, jene zu vereiden und abzuhören bitte, oder auch fallen lasse, und Andere denominire, ihnen die Pflicht erlasse, diese aber zu recognosciren vorlege, oder auch deren Edition oder auch Recognition suche, reproducta documenta recognoscire, oder ad jurato diffitendum, wie auch ad comparationem litterarum mich anerbiete, juramenta de — et referire, acceptire, ad jurandum mich offerire, oder das Gewissen mit Beweis vertrete, juramenta revocire, remittire oder fallen lasse.

---

c) Ordnung.

Die Ordnung besteht in der bestimmt berechneten logischen Anordnung, Stellung und Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, die zu dem Ganzen einer zusammenhängenden Gedankenreihe gehören. Die Anordnung der Gedanken kann entweder analytisch (auflösend, zergliedernd) oder synthetisch (zusammensetzend, verbindend) sein.

Analytisch ist die Anordnung, wenn man die Begriffe in ihre Bestandtheile zerlegt, also vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigt.

Beispiel:

„Die Geschichte ist eine Erzählung wahrer oder glaubwürdiger, merkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zusammenhange. Wahr oder glaubwürdig ist eine Begebenheit, wenn sie wirklich sich zugetragen hat, und nicht, wie eine Fabel oder ein Roman, erdichtet ist; merkwürdig aber ist sie, wenn sie für die ganze Erde oder für einen großen Theil derselben glückliche oder verderbliche Folgen hervorbrachte."

Synthetisch ist die Anordnung, wenn man aus den einzelnen Vorstellungen zu dem Begriff, mithin vom Einzelnen oder Besondern zu dem Allgemeinen übergeht.

Beispiel:

„In jedem Staate ändert sich mit der Zeit Vieles; bald wird er größer, bevölkerter, glücklicher, bald kleiner, weniger bevölkert, unglücklicher; bald wechseln Verfassungen, Einrichtungen, bald Regenten und Beamte. Diese Veränderungen nennt man Begebenheiten, und die Erzählung derselben Geschichte."

Die einzelnen Gedanken und Vorstellungen erscheinen als Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und diese wieder in den größeren Formen des Denkens, nämlich als Definitionen, Descriptionen, Distinktionen, Deduktionen oder Expositionen, Partitionen oder als Divisionen.

Die Definition (Begriffserklärung) ist ein Satz, in welchem die eigenthümlichen Merkmale eines Dinges vollständig angegeben und richtig unter sich verbunden werden.

Beispiel:

„Die Pflicht besteht in der Verbindlichkeit zu guten Handlungen. — Die Selbstschätzung besteht in der Fertigkeit, die Größe seiner erworbenen Vollkommenheiten und Verdienste der Wahrheit gemäß zu bestimmen.

Die Description (Beschreibung) ist die beschreibende Angabe der Merkmale eines Gegenstandes, durch welche man eine deutliche Vorstellung von demselben hervorbringen will.

Beispiel:

„Es ist in der menschlichen Seele ein Trieb, der sie veranlaßt, ihre Vorstellungen beständig zu vermehren und zu verbessern. Dieser Trieb regt sich bei allen Menschen, welche gesunde Sinneswerkzeuge haben, sehr früh, und läßt sich, ehe er eine bestimmte Richtung auf eine gewisse Art von Gegenständen erhält, auf Alles ein, was die Außenwelt ihm darstellt. Wenn die Bildung des Menschen weiter fortschreitet, und seine Denkkräfte an Uebung und Stärke zunehmen; so fängt die Wißbegierde an, sich nicht bloß mit dem zu begnügen, was sie von Außen her empfängt, sondern auch den Inhalt der gesammelten Anschauungen zu prüfen, durch Bearbeitung derselben neue Begriffe zu bilden, in den Tiefen des menschlichen Wesens selbes zu forschen, und sich gleichsam eine eigne Welt von Vorstellungen zu erschaffen. Hat sie diese Richtung genommen; so kann man sie die Neigung zur Spekulation nennen. Menschen von lebhaftem Verstande überlassen sich dieser Neigung um so lieber, je stärker und angenehmer das Gefühl ist, welches sie bei Befriedigung derselben von ihrer Selbstthätigkeit erhalten. Mangel und Elend, wo es selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen fehlt; Ausschweifungen, Aberglaube und Vorurtheile sind übrigens die vornehmsten Ursachen, welche die Wißbegierde bei den meisten Menschen mehr oder weniger schwächen und unterdrücken.“ (Reinhard.)

Die Distinction (Unterscheidung ähnlicher Worte) besteht in der bestimmten Angabe der Verschiedenheit scheinbar gleich geltender, verwandter Begriffe.

Beispiel:

„Die ängstliche Sorge für Vermögen besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die Kargheit ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die Habsucht ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der Eigennutz besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den klein sten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die Gewinnsucht zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der Geiz ist das Laster, wonach man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten zu vermehren und zu erhalten sucht. Der Diebstahl endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem Andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht.“ (Aus Reinhard's Moral.)

Die Deduction (Ableitung) besteht in der Ableitung eines Begriffs aus einem gegebenen vermittelst der logisch geordneten Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction.

Beispiel:

Es soll die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes deducirt werden:

1) „Gott ist gerecht.
2) Ist Gott gerecht, so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.
3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.

4) Es muß also nach dem Tode einen Zustand der Vergeltung geben.
5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.
6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich sein."

Die Partitionen und Divisionen (Eintheilungen, Abtheilungen) sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, wenn ein Satz (Thema) nach den in ihm enthaltenen Begriffen in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird (Partitionen) — oder wenn in einem Satze ein generischer (allgemeiner) Begriff enthalten ist, der in seine Species (Unterarten) aufgelöset wird (Divisionen).

Beispiel einer Partition:

Thema: Ueber den Zusammenhang der Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unseres Lebens:

Erster Haupttheil: Worin besteht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes?

a) in der Ueberzeugung, daß Gott bei allen Veränderungen der Dinge seinem Wesen und seinen Eigenschaften nach unveränderlich derselbe bleibt;
b) in der Ueberzeugung, daß die Gesetze Gottes, nach denen Alles erfolgt, in ihrer uneingeschränkten und unverminderten Kraft bleiben;
c) in der Ueberzeugung, daß der große Plan Gottes mit den sittlichen Geschöpfen unabhängig ist von dem Schicksale der sichtbaren Welt.

Zweiter Haupttheil: In welchem Zusammenhange steht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unseres Lebens?

a) Ist Gottes Wesen unveränderlich, so ist auch der Geist des Menschen zu einer ewigen Fortdauer bestimmt.
b) Sind die Gesetze Gottes unveränderlich, so hängt unsere Ruhe von der Befolgung derselben ab.
c) Reicht der Plan Gottes mit dem Menschen hinüber in die Ewigkeit, so bleiben wir ewig unter dem Einflusse seiner Leitung.

Beispiel einer Division:

Thema. Warum sich gewöhnlich das menschliche Herz in reiferen Jahren der Dankbarkeit gegen erzeigte Wohlthaten mehr öffnet, als in der Jugend?

Spezies: 1) Weil man dann erst den Werth der erhaltenen Wohlthaten und ihren Einfluß auf unsere Bildung und bürgerliche Brauchbarkeit richtiger, als in der Jugend anschlagen und bestimmen kann;
2) weil man da fühlt, wie viel uns die Wohlthaten kosten, die wir Andern erzeigen, und uns also in der Stimmung befinden, ehemals empfangene Wohlthaten richtig zu schätzen und zu beurtheilen;
3) weil sich da die Gedankenlosigkeit und Sorglosigkeit der Jugend verloren hat, und man die Gegenstände des Lebens überhaupt von der ernsthafteren Seite nimmt;
4) weil der Stolz, empfangene Wohlthaten bloß als erfüllte Schuldigkeit gegen seine Verdienste anzusehen, sich immermehr vermindert, jemehr man zur Selbstkenntniß gelangt;
5) weil in reiferen Jahren unter dem Einflusse mancher schwer erworbenen Erfahrungen (z. B. Krankheiten, Verlust, vereitelte Plane u. s. w.) das Herz weicher, menschenfreundlicher, wohlwollender und in der Rückerinnerung wärmer wird;
6) weil nicht selten erst der Verlust der Wohlthäter die Größe der durch sie erhaltenen Wohlthaten fühlbar macht. (Pölitz.)

Beispiel einer stylistisch bekleideten Division:

Betrachtungen über den gestirnten Himmel.

Höre die Stimme des gestirnten Himmels, o Mensch!
Er rufet Dir zu:

1) Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und ihre Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunkt, wo Ende? Der Himmel umgiebt dich ganz, o Mensch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnst, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Und so wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmt, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt: so thun es jene unzählbaren Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist, da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung sein; da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebest, und dich dann zu dem, der sie alle schuf und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie groß, wie undenkbar groß muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste, ewige Ursache aller Dinge sein! — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren, in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maß und Raum und Gewicht so weit übertreffen, sein hieß, sie alle in seiner Hand hält, alle trägt und belebt, und durch sie in allen Theilen seines Reiches Alles wirkt, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernt, so miteinander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegungen und ihren Lauf festgesetzt hat, daß Alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, Alles gemeinschaftlich wirket, und Alles unveränderlich in seinem Wirkungskreise bleibt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorbrachte, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles belebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt!

2) Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth! Wandelt dich je die thörichtste aller Leidenschaften, der eitle Stolz an; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben: dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit! Sieh mit mir in die Höhe, und antworte mir! Ich will dich fragen. Kannst du die Sterne zählen? Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunkt *angewiesen hat*, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennst du ihre Gestalt,

ren Bau, ihre innere Beschaffenheit, die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen und die unzählbaren Geschöpfe, die iese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von iesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie inge sie leuchten, und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen ll? Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorrufet und ordnet und itet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unerneßliche Lichtwelt übersehen? Was ist nun der Erdball, den du bewohnst gegen ieses unermeßliche All? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du beohnst? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die schon vor dir elebt haben, und die nun im Staube schlummern, und die Menschengeschlechter, ie nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen ermischen wird! Und du könntest noch stolz sein? dir noch auf deine Wissenschaft, eine Macht, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden?

3) Fühle deine Würde, und lerne derselben gemäß denken. Freilich sagt dir jeder Blick, den du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, eder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben ir vorzustellen dich bestrebest, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt u bist; aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, chon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, ie du zwischen dir und andern Wesen anstellen kannst, selbst die Fehltritte, die u auf dem Wege der Untersuchung begehst — sie sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist, und daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über en Staub erhebt. Ja, fühle bei aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei llen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohern des Erdbodens, kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, ntziehen, und sie in die Höhe richten, und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich unter allen Bewohnern des Erdbodens, ühret und entzückt dieses herrliche göttliche Schauspiel! Und wenn du denn von en Geschöpfen zu dem Schöpfer hinaufsteigest, und dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle hre Bewohner trägt und erhält, belebet und erfreut, der ist auch mein Gott, nein Schöpfer, mein Erhalter, der kennet, der liebet auch mich! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gott Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich reuen: kannst du da noch deine Würde verkennen? Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten und Bemühungen in den engen Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o Mensch. Ahne, auch dies uft dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu:

4) Ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit; freue dich derselben im Voraus, und mache dich ihrer mmer fähiger! Siehe, jetzt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge; aber die Begierde, die Fähigkeiten, das Streben, höher zu teigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben. Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen, dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte. Nein, du kannst, du sollst von einer

Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glücklicher werden. Denn hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen, und die kein geschaffener Geist jemals ganz erschöpfen kann; hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen; hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsere Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und Alles zu sein und zu werden, was wir jetzt nicht sein und werden können! Hier sind Wohnplätze der größten gemeinnützigsten Thätigkeit, Wohnplätze der innigsten wirksamsten Liebe, der reinsten göttlichen Freude! Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zu der andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden! (Zollikofer.)

Meistens geht in einem größeren stylistischen Produkte ein Eingang voran, von welchem durch einen passenden Uebergang auf das Thema geleitet wird. Der Ausführung des Ganzen folgt dann der Schluß.

Der **Eingang** kann hergenommen werden:

1) aus der Veranlassung, über einen Gegenstand zu schreiben, welche in dem Nutzen, den der Gegenstand gewährt, in der besondern Vorliebe für diesen Gegenstand, in den verschiedenen Ansichten über denselben liegen kann;
2) aus einer allgemeinen Wahrheit oder einem bekannten Spruche, Sprichworte rc.;
3) aus der Erfahrung und täglichen Beobachtung mit Rücksicht auf das, was im täglichen Leben häufig über den Gegenstand gesprochen wird rc.

Zum **Schluße** kann man wählen: eine kurze Wiederholung der Hauptgedanken, eine Anwendung des Gesagten durch Wünsche, Bitten, Warnungen, Ermunterungen, Rathschläge rc., eine Hinweisung auf die guten oder schlimmen Folgen, eine Einschränkung des Gesagten, damit man nicht etwa mißverstanden werde, einen Spruch oder Vers, der die Wahrheit **des Hauptsatzes ausdrückt** und tief einprägt rc.

---

d) Treue.

Sie fordert, daß der Stoff **ganz** so dargestellt wird, wie er theils als ausgeprägter Begriff, theils nach seinen einzelnen Merkmalen in dem Vorstellungsvermögen enthalten ist, und verbietet jede Verminderung oder Vermehrung seines Inhalts und Umfangs, jede Verschönerung oder Entstellung seiner Wahrheit.

Beispiel:

Alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, sind **Vervollkommnungen**; wir haben also wenigstens Winke dahin, wohin wir höherer Ursachen wegen geschaffen zu werden, unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende, Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an; sie windet sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, so wie zum Theile die Organe ihres neuen Daseins schon in sich.

arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Lang-
geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an
bgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Glie-
Allmählich bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber
ht nicht eher, bis es ganz da ist. Nun drängt es sich ans Licht, und
ll geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten: und die zarten Flügel
en fünfmal größer, als sie noch unter der Todeshülle waren; sie sind mit
scher Kraft und mit allem Glanze der Strahlen begabt, der unter dieser
ne nur stattfand, zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen
Zephirs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter,
nen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldenen Kelche
Blumen. Seine Bestimmung ist verändert; statt des groben Nahrungstrie-
dient es einem feineren, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den
igen Schmetterling ahnen? Wer würde in Beiden ein und dasselbe Geschöpf
nen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind
Lebensalter Eines und desselben Wesens auf Einer und derselben Erde, wo
organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen
Schoose der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebens-
, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! — Hoffe also, o Mensch,
weissage nicht; der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe! Wirf ab, was
enschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit: so
st du deines Ziels nicht verfehlen! (Herder.)

---

e) Vollständigkeit.

Sie besteht darin, daß alle Begriffe und Merkmale, welche zu dem darzustellenden
f gehören, nach ihrem kleineren und größeren Umfange ganz erschöpft werden.
eispiel:

Ideal eines Hauslehrers.

In einem Lustschloß auf dem Lande
Wird für drei junge Herrn von Stande,
Des Namens großer Ahnen werth,
Ein Lehrer Knall und Fall begehrt.
Für das geschickteste Subjekt
Steht schon der Kammertisch gedeckt.
Zu merken! Der Begehrte sei
An Seel' und Körper fehlerfrei!
Sehr gut, ist er ein Vielgereister
Und auch der freien Künste Meister..
Sind ihm, wie wir im Sprichwort sagen,
Die Augen größer, wie der Magen,
Das heißt: ist er ein schwacher Esser
Und lasser Trinker, desto besser!
Französisch, Griechisch und Latein
Muß von der feinsten Sorte sein.
Gewurzelt steh' er, gleich der Eiche,
In der Gelahrtheit weitem Reiche.
Im Nothfall muß vor allen Dingen

Ihm ein galanter Vers gelingen,
Und auf des Forstfachs grüner Bahn
Hab' er sich trefflich umgethan.
Daß er mit Flöt' und Violine
In Winterstunden uns bediene,
Mit manchem Schwank von Feen und Rittern
Das Zwerchfell kräftig zu erschüttern,
Nach muthig froh bestandner Jagd;
Nun, das versteht sich ungesagt.
Er soll das Kleeblatt unsrer Lieben
Im Reiten, Tanzen, Fechten üben.
In jeder arbeitsfreien Stunde
Ergötz' ihn die Dressur der Hunde;
Wer damit waltet nach den Regeln,
Der darf zum Lohn am Sonntag kegeln.
Auch sei er im Verschnitt von Haaren,
Und im Rasiren wohl erfahren.
Der Jahrgehalt macht fünfzig Gulden,
Nebst Tilgung der Studentenschulden.

(v. Matthisson.)

In Beziehung auf Sätze fordert die Vollständigkeit, daß alle diejenigen Bestandtheile derselben angegeben werden, welche zu ihrem Verständnisse nothwendig sind. Gegen diese Forderung wird theils durch Weglassung einzelner Wörter, theils durch zu weit getriebene Zusammenziehung der Sätze gefehlt.

Beispiele von Sätzen, in welchen diese Fehler vorkommen:

Man muß die Möglichkeit der Eroberung aller Ritterburgen bewundern; statt: Man muß sich wundern, wie es möglich war, daß ꝛc.

Arbeit ist begründet im Menschenleben; statt: Die Pflicht der Thätigkeit geht aus den Forderungen des Lebens hervor.

Wie der Waldbach in der Ebene ruhiger dahinfließt, so der Mensch; (anstatt: so wird auch der Mensch ruhiger), wenn er aus dem Jünglingsalter in das Mannesalter tritt.

Eine Ausnahme machen die elliptischen Redensarten und Sprichwörter oder Sentenzen;

z. B. Er liest viel (d. h. viele Bücher). Jedem das Seine! Das Leben ein Traum. Heute mir, morgen dir. ꝛc.

---

f) Kürze.

Sie besteht darin, daß alles Außerwesentliche ausgeschlossen und selbst bei der Bezeichnung des Wesentlichen alles Breite und Gedehnte vermieden wird. Kürze, mit Bestimmtheit verbunden, heißt Präcision; sie macht die Schreibart gedrängt, kraftvoll und körnig. Sie soll aber nicht erkünstelte Kürze sein, welche Wesentliches ausschließt, oder durch Weglassung nothwendiger Wörter dem Sprachgebrauche Gewalt anthut.

Beispiele:

1) Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser *mit jedem* Jahre des Lebens. (Fr. Leop. Graf v. Stolberg.)

Das Lied vom Seiler.

2)

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von Neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder!

So wandeln — es rollen die Zeiten ihr Rad —
Die Menschen des Lebens betretenen Pfad;
Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen — es reißen die Fäden — hinab,
Und Dunkel umgibt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel? Wer saget es an,
Ob einige Fäden nicht rissen, und wann
Wir weiter und weiter sie spinnen? —
Getrost, uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung; sein Wesen ist Licht;
Zu Lichte führt er von hinnen.

(v. Halem.)

Um der Kürze zu genügen, vermeide man

1) die Tautologie (Wortnämlichkeit), welche darin besteht, daß man Begriffe unnöthig wiederholt;

Beispiele:

Es ward mir gemeldet und kund gethan.

Seine Macht und Herrschaft war durch alle diese glücklichen Ereignisse und Begebenheiten so unwandelbar und fest gegründet, daß er allen seinen Feinden und Widersachern widerstehen und Trotz bieten konnte.

2) den Pleonasmus (überflüssiger Ausdruck), indem zu einem Gedanken noch ein Wort hinzugefügt wird, dessen Begriff schon im ganzen Ausdrucke liegt;

z. B. Der Oberst rückte mit seinem ihm untergebenen Regimente aus;

Der König erschien mit seinem bei ihm befindlichen Gefolge. Ein weißer Schimmel, ein alter Greis ꝛc.

3) die Tyrade oder den Ueberfluß in den Gedanken und nichts sagende Ausdehnung des Vortrags;

z. B. Es wurden Auserwählte zur Berathung abgeschickt, welche sich Raths erholen sollten.

Der Kürze ist die sogenannte Breite entgegen, welche durch unnöthig gedehnte Wendungen entsteht.

Beispiele der Breite und Weitschweifigkeit:

Was die Tapferkeit anbelangt, so durfte sich Friedrich I. mit allen Feldherren messen.

Unter den vielen sowohl leichten, als auch schweren Entschlüssen im Menschenleben wird wohl die Wahl eines Berufes einer der schwersten sein.

Die Anwendung unserer Kräfte ist begründet in den Pflichten der Selbstliebe und in denen, welche wir gegen andere Menschen zu erfüllen haben.

Ihm ein galanter Vers gelingen,
Und auf des Forstfachs grüner Bahn
Hab' er sich trefflich umgethan.
Daß er mit Flöt' und Violine
In Winterstunden uns bediene,
Mit manchem Schwank von Feen und Rittern
Das Zwerchfell kräftig zu erschüttern,
Nach muthig froh bestandner Jagd;
Nun, das versteht sich ungesagt.
Er soll das Kleeblatt uns'rer Lieben
Im Reiten, Tanzen, Fechten üben.
In jeder arbeitsfreien Stunde
Ergötz' ihn die Dressur der Hunde;
Wer damit waltet nach den Regeln,
Der darf zum Lohn am Sonntag kegeln.
Auch sei er im Verschnitt von Haaren,
Und im Rastren wohl erfahren.
Der Jahrgehalt macht fünfzig Gulden,
Nebst Tilgung der Studentenschulden.

(v. Matthisson.)

In Beziehung auf Sätze fordert die **Vollständigkeit**, daß alle diejenigen Bestandtheile derselben angegeben werden, welche zu ihrem Verständnisse nothwendig sind. Gegen diese Forderung wird theils durch Weglassung einzelner Wörter, theils durch zu weit getriebene Zusammenziehung der Sätze gefehlt.

Beispiele von Sätzen, in welchen diese Fehler vorkommen:

Man muß die Möglichkeit der Eroberung aller Ritterburgen bewundern; statt: Man muß sich wundern, wie es möglich war, daß &c.

Arbeit ist begründet im Menschenleben; statt: Die Pflicht der Thätigkeit geht aus den Forderungen des Lebens hervor.

Wie der Waldbach in der Ebene ruhiger dahinfließt, so der Mensch; (anstatt: so wird auch der Mensch ruhiger), wenn er aus dem Jünglingsalter in das Mannesalter tritt.

Eine Ausnahme machen die elliptischen Redensarten und Sprichwörter oder Sentenzen;

z. B. Er liest viel (d. h. viele Bücher). Jedem das Seine! Das Leben ein Traum. Heute mir, morgen dir. &c.

---

f) Kürze.

Sie besteht darin, daß alles Außerwesentliche ausgeschlossen und selbst bei der Bezeichnung des Wesentlichen alles Breite und Gedehnte vermieden wird. Kürze, mit Bestimmtheit verbunden, heißt **Präcision**; sie macht die Schreibart gedrängt, kraftvoll und körnig. Sie soll aber nicht erkünstelte Kürze sein, welche Wesentliches ausschließt, oder durch Weglassung nothwendiger Wörter dem Sprachgebrauche Gewalt anthut.

Beispiele:

1) Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser *mit jedem* Jahre des Lebens. (Fr. Leop. Graf v. Stolberg.)

Das Lied vom Seiler.

2)

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher den kundigen Pfad
  Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von Neuem hinan,
  Und kürzet die Tage durch Lieder!

So wandeln — es rollen die Zeiten ihr Rad —
Die Menschen des Lebens betretenen Pfad;
  Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen — es reißen die Fäden — hinab,
  Und Dunkel umgibt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel? Wer saget es an,
Ob einige Fäden nicht rissen, und wann
  Wir weiter und weiter sie spinnen? —
Getrost, uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung; sein Wesen ist Licht;
  Zu Lichte führt er von hinnen.

(v. Halem.)

Um der Kürze zu genügen, vermeide man

1) die Tautologie (Wortnämlichkeit), welche darin besteht, daß man Begriffe unnöthig wiederholt;

Beispiele:

Es ward mir gemeldet und kund gethan.

Seine Macht und Herrschaft war durch alle diese glücklichen Ereignisse und Begebenheiten so unwandelbar und fest gegründet, daß er allen seinen Feinden und Widersachern widerstehen und Trotz bieten konnte.

2) den Pleonasmus (überflüssiger Ausdruck), indem zu einem Gedanken noch ein Wort hinzugefügt wird, dessen Begriff schon im ganzen Ausdrucke liegt;

z. B. Der Oberst rückte mit seinem ihm untergebenen Regimente aus;

Der König erschien mit seinem bei ihm befindlichen Gefolge. Ein weißer Schimmel, ein alter Greis rc.

3) die Tyrade oder den Ueberfluß in den Gedanken und nichts sagende Ausdehnung des Vortrags;

z. B. Es wurden Auserwählte zur Berathung abgeschickt, welche sich Raths erholen sollten.

Der Kürze ist die sogenannte Breite entgegen, welche durch unnöthig gedehnte Wendungen entsteht.

Beispiele der Breite und Weitschweifigkeit:

Was die Tapferkeit anbelangt, so durfte sich Friedrich I. mit allen Feldherren messen.

Unter den vielen sowohl leichten, als auch schweren Entschlüssen im Menschenleben wird wohl die Wahl eines Berufes einer der schwersten sein.

Die Anwendung unserer Kräfte ist begründet in den Pflichten der Selbstliebe und in denen, welche wir gegen andere Menschen zu erfüllen haben.

3) Einige untergeordnete Eigenschaften der Schönheit des Styls.

Zu den Eigenschaften der Schönheit, welche jedes stylistische Produkt an sich tragen soll, und die daher zu den allgemeinen Eigenschaften des Styls zu zählen sind, gehören: Natürlichkeit, Einheit und Mannigfaltigkeit, Neuheit, Vertheilung von Licht und Schatten, und Lebhaftigkeit. Es gibt aber noch besondere Eigenschaften der Schönheit, die theils nur in der höhern und mittleren Schreibart vorkommen, theils bloß auf einzelne Seelenkräfte, z. B. auf Einbildungskraft, Empfindung und Witz vorzugsweise einwirken. Zu diesen gehören: Anmuth, Lieblichkeit und Grazie, das Romantische, das Naive, das Rührende, das Edle, Würdevolle und Majestätische, das Große, das Erhabene und Feierliche, das Pathetische, der Witz und Scharfsinn, das Humoristische, das Scherzhafte, das Lächerliche und Komische, das Satyrische, die Kraft, das Kühne.

---

a) Natürlichkeit.

Sie besteht darin, daß die einzelnen Theile der Sprachdarstellung so leicht an einander sich anschließen und so unvermerkt in einander verschmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung so wenig, wie in den organischen Formen der Natur, zu erkennen vermag. Zwang, Härte, Erkünstelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit sind daher Fehler gegen diese Eigenschaft.

Beispiel von Natürlichkeit:

Ich kam aus meiner Mutter Schoos,
Ein Sohn der Schmerzen, nackt und bloß,
Mit Schwachheit angethan;
Ich kam ins ungekannte Land
Des Lebens; meinen neuen Stand
Trat ich mit Thränen an.

Ich wußte nicht woher? wohin?
Noch schlummerte Gedank' und Sinn
Unthätig, weich und zart;
Der Blume, die allmählich sich
Am Sonnenstrahl entfaltet, glich
Ich Blume höhrer Art.

Die Blüthenzeit ging schnell vorbei,
Der Kindheit süßes Einerlei,
Der Jugend Frühlingstraum;
Ich wurzelte bei Sonnenschein
Und Sturm ins Leben tiefer ein;
Die Blume ward ein Baum.

Einst Kind, nun Mann! — wie fern, wie tief
Liegt mir die Bahn, die ich durchlief!
Durchlief — an wessen Hand? —
Du warst mir allenthalben nah,
O du, den nie mein Auge sah,
Und doch mein Herz empfand!

Du Unsichtbarer über mir!
Ich kam von dir; ich geh' zu dir;
Du weißt es, wie und wann.
Mein Leben welkt dahin, wie Laub;
Du bist's, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann.

Ich wandle freudig meinen Pfad;
Der bis hieher geholfen hat,
Hilft wahrlich fernerhin.
Dort werd' ich unverhüllt ihn schaun;
In diesem seligen Vertraun
Ist Sterben mein Gewinn! (Bürde.)

---

b) Einheit und Mannigfaltigkeit.

Die Einheit besteht in der innigsten Verbindung und Verschmelzung aller einzelnen Theile der stylistischen Form zu einem organischen Ganzen; die Mannigfaltigkeit beruht darauf, daß auch die einzelnen Theile als Glieder des größern Ganzen wohlgefallen und auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen einen angenehmen Eindruck machen, ohne daß dadurch der Gesammteindruck gehemmt wird.

Beispiel:

Arkona [1]).

Die Sonne neigte sich. Zu athmen nach der Schwüle
Und nach der Last des Tags des Abends frische Kühle,
Entriß ich lechzend mich der Mauern dumpfen Brand,
Und wandelte hinab zum schöngebognen Strand.
Kein Lüftchen kräuselte des Meeres Spiegelglätte.
Der Seehund sonnte sich auf dem granitnen Bette.
Die Taucher plätscherten; es scherzten Möw' und Schwan
Im blauen Ocean.

Und tiefer sank die Sonn'. Getaucht in Rosengluthen,
Bespült den rauhen Fuß mit düstergrünen Fluthen,
Lagst du, der Väter Stolz, der alten Rugia [2])
Gepriesnes Kapitol, Arkona, thürmend da.
Ich nahte mich, erklomm des Burgrings schroffe Zacken,
Beschritt mit dreistem Fuß des heilgen Hügels Nacken,
Und schaute schrankenlos fern über Land und See
Ins Unermeßliche.

Wie schwoll die Brust; wie schlug in immer raschern Schlägen
Dem ungemeßnen Raum das rege Herz entgegen!

---

1) Das nördlichste Vorgebirge der Insel Rügen, berühmt durch den Haupttempel des slawischen Abgottes Swantewit, dessen Dienste 1168 durch den dänischen König Woldemar I. ein Ende gemacht wurde. Die Gegend ist sehr reizend und fruchtbar; das Ufer ist schroff abgeschnitten. Auf der Westseite ist ein hoher Erdwall, der zum Schutze der Burg Arkon diente. Arkona liegt in dem Kirchspiele Altenkirchen, wo Kosegarten, der Verfasser dieses Gedichtes, Pfarrer war.
2) Rugia, die Insel Rügen.

Den lautern Aetherstrom, so labend, frisch und rein,
Wie lüstern schlürften ihn der Lunge Röhren ein!
Der eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke;
Dem zugeschnürten Aug' entrollten Bind' und Decke,
Des Stoffes Rinde borst; der Schwere Fessel sprang;
Der trübe Nebel sank.

Und tiefer sank die Sonn'. Schon küßten ihr die Wange
Der Wogen Wallungen, doch schauernd noch und bange.
Noch warf die Liebende des Abschieds milden Blick,
Den Blick des Lebewohls auf ihre Welt zurück.
Noch glühten, angeblitzt von ihrem letzten Strahle,
Der Dünen Silberschnee, die grauen Heldenmaale.
Jetzt tauchte sie — so taucht ein Menschenfreund ins Grab —
Die blaue Flut hinab.

Fahr' wohl, allmildes Licht! erseufzt ich, schaute sehnend
Der Heimgegangnen nach; und staunend, träumend, wähnend,
Verlor ich mich, bis mir die Wirklichkeit verschwand,
Und rings vor meinem Blick ein selig Eden stand.
Ein magisch Licht umschwamm die schimmernde Musive [1])
Der Landschaft; sanft verschmolz in blauer Perspective
Die Ferne; rings umfloß ein heilig Dunkelklar
Arkonens Hochaltar.

Noch stand ich aufgelöst in ahnungstrunknes Staunen;
Da hört ich mir ins Ohr, wie Geistgeflüster, raunen:
Knie nieder und bet an! Ich kniet' ins falbe Moos,
Und also rang es sich aus meinem Innern los:
„O du, wie nenn ich dich, dem alle Adern wallen,
Und alle Herzen glühn und alle Zungen lallen —
O du, der heilig ist, o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!"

„Sei, wer du seyst, du bist! Ja Wesen aller Wesen,
Ich glaube, daß du bist! Ich glaub' und bin genesen!
Ruhlechzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geist,
Den rastlos der Begriff in ewgen Wirbel reißt.
Mag kein Vernunftschluß gleich dein Wie und Wo erklügeln,
Kein Zendavest [2]) erspähn, kein Vedam [3]) uns entsiegeln,
Mag faseln der Epopt [4]), mag spötteln der Sophist [5]) —
Ich glaube, daß du bist!"

---

1) Musive (Mosaik), eine Art Gemälde, ein aus gefärbten Stein-, Holz- und Glasstückchen zusammengesetztes Gemälde, das in einiger Entfernung mit dem Pinsel gemacht zu sein scheint. Die schimmernde Musive der Landschaft = das schimmernde Gemälde.
2) Religionsbuch der Perser.
3) Das göttliche Offenbarungsbuch der Hinduer.
4) Ein Eingeweihter, der Alles, was bei den großen Mysterien oder Religionsgeheimnissen vorging, mit anschauen durfte.
5) Einer, der durch Trugschlüsse zu blenden und zu täuschen sucht.

Es zeuget, daß du seist, die Harmonie der Sphären,
Der Himmel ruft's der Erd; die Erde ruft's den Meeren,
Das Meer den Inseln zu, die seine Fluth bespült;
Es zeugt's der Donnersturm, das Lüftchen, das uns kühlt;
Die Katarakte [1]) zeugts, die wild der Alp entstrudelt;
Der Vulkan, dessen Schlund geschmolzne Felsen sprudelt,
Der Eichwald und das Moos, der Lotos [2]) und der Tang,
Die Scholl und der Montblanc.

Es zeuget, daß du seist, der göttliche Gedanke,
Der jeden Zwang verschmäht und spottet jeder Schranke,
Den Himmel jetzt erfliegt, zur Hölle dann sich senkt,
Das All, sein eignes Ich und dich, Erhabner, denkt.
Die ernste Stimme zeugt's, die nimmer schweigt, noch heuchelt,
Die nie dem Triebe frohnt und nie den Lüsten schmeichelt,
Die, wenn der Sinn sich sträubt, und wenn die Neigung schmollt,
Gebietend spricht: du sollt!

Ich soll, ich kann, ich will! Die Fessel ist zerbrochen!
Erhabnes Pflichtgesetz, du hast mich freigesprochen!
Nothwendigkeit, dein Sclav streift deine Fesseln ab
Und schaut, ein Geist, ein Held, ein Gott, auf dich herab.
Verschmäh', Unsterblicher, dem Eiteln nachzuschmachten!
Dir ziemt, durch Heiligkeit nach Seligkeit zu trachten!
O du, der heilig ist; o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!

So rufend, staunt' ich auf. — Und sieh, des Spatroths Gluten
Erblaßten. Schwer und tief hing auf die schwarzen Fluthen
Und auf den Dünenschnee ein Trauerflor hinab.
Noch war erhaben still die Schöpfung wie ein Grab. —
Schon rauscht es fern; der Sturm erwacht; die Wogen grollen;
Es blitzt in Süd und West; in Süd und Westen rollen
Die Donner. Dumpf erklingt die hohle Uferwand,
Dumpf Jasmunds [3]) Riesenstrand.

Und reißend, wie ein Pfeil, geschnellt vom eibnen [4]) Bogen,
Kam, wie ein Weltgericht das Wetter angeflogen.
Im wilden Aufruhr gohr die Luft, das Meer, das Land;
Die Brandung geißelte den schaumbespritzten Strand;
Dem Wolkenschwall entschoß ein Knäuel weißer Flammen;
Ein friedlich Dörflein sank in Schutt und Graus zusammen.
Der Hagel schlug die Saat, und ein entmastet Schiff
Zerschellt' am Felsenriff.

---

1) Wasserfall.
2) Lotos und Tang sind Namen für gewisse Gewächse des Meeres.
3) Jasmund, eine Halbinsel, zu Rügen gehörig, nordöstlich gelegen, mit der weltbekannten Stubbenkammer, einem 1 M. lang aus den Fluthen hervorragenden Kreidegebirge, dessen herauslaufende Spitzen eine Menge kleiner Vorgebirge bilden.
4) Eibe ist ein Baum, der auch Taxus heißt.

Und durch den lauten Sturm und durch der Donner Dröhnen
Erscholl der Schrei der Angst, des Jammers stumpfes Stöhnen.
Mich wehten Schauder an; mich faßte blitzgeschwind
Und schüttelt' hünenstark[1]) der Zweifel Wirbelwind.
Gestemmt auf meinen Grimm, schaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevelm Trotz empor zum blitzumschoßnen Throne
Des Donnerschleuderers und rief mit frechem Spott:
Thor, wo ist nun dein Gott!

Wo ist der Sel'ge nun, der Heil'ge, der Gerechte!
Orkane weckt sein Hauch, sein Schnauben Wetternächte!
Hier raucht des Armen Saat, dort dampft sein Halmendach;
Dort stöhnt ein Scheiternder, gequetscht vom Wellenschlag.
Triumph! den Sel'gen ehrt die Todesangst der Seinen.
Victoria! ihn preis't der Unschuld lautes Weinen.
Ihm ist der Wuth Geheul, des Wahnsinns Phrenesie[2])
Erhabne Psalmodie.

So wird dem Sturm die Spreu, so ward ich dir zum Raube,
Megäre[3]), Zweifelsucht. Geknicket war mein Glaube.
Gestaltlos grinzte mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und starr ein eisern Fatum an.
Von seinem Drachenschweif umschlungen und zerquetschet,
Von Larven angegrinst, von Furien angefletschet,
Mit ausgeschöpfter Kraft und ausgelöschtem Sinn
Sank ich aufs Antlitz hin.

Als hätte rächend mich der Strahl gerührt von oben!
Vom Ouaragan[4]) umheult, vom Hagelsturm umschnoben,
Lag ich gedankenlos, und mancher schwere Schlag
Erschütterte den Grund, auf dem der Zweifler lag.
Noch immer lauteten des Donners Aufruhrglocken.
Die Flammen leckten mir an den durchnäßten Locken.
Jetzt peitscht' ein Schloßenschwall, und jetzt ein Wolkenbruch
Den Gipfel, der mich trug.

Zwei schwarze Stunden flohn. Jetzt war der Blitze Köcher,
Der Schloßen Schatz erschöpft. Es grollte ferner, schwächer.
Ein lindes Säuseln rann durch die erfrischte Luft,
Und der erquickten Flur entwallte Opferduft.
Ich taumelt' auf. Und sieh, zerrissen war der Schleier
Der andern Welt. So steht an Tagen großer Feier
Ein Allerheiligstes. So stand in höhrer Pracht
Die vollgestirnte Nacht.

---

1) Das Wort Hüne (auch Hünne, Hühne geschrieben) bedeutet einen Riesen oder Helden; daher Hünengräber, Grabhügel, welche man früher den gefallenen Helden zum Gedächtnisse errichtete. Hünenstark heißt so viel, als riesenstark.
2) Phrenesie, Verrücktheit, Tollheit.
3) Megäre — eine der Furien.
4) Ouragan, so viel als Orkan.

Wie strudelte, wie wogt' aus undenkbaren Fernen
Der Orellanastrom [1]) von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelten so mild aus dem saphirnen Guß
Der weiße Azimech [2]), der rothe Regulus [3]).
Es rollte Welt an Welt, es brauste Sonn' an Sonne;
Ein seliges Gewühl von Leben, Füll und Wonne.
Es lag das große All stillsäugend, liebewarm
In seines Vaters Arm.

Und weich ward mir das Herz; es schmolz in süßes Sehnen.
Das Auge letzte sich in wollustreichen Thränen;
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Graun,
Der scheue Sclavensinn zu kindlichem Vertraun.
O Vater, rief ich aus, o du, in dessen Armen
Der Engel und der Wurm und Mensch und Mück' erwarmen,
Dir sinkt dein reuig Kind mit gramgemischter Lust
An die versöhnte Brust!

Gekräftigt stieg ich nun herab vom Prüfungshügel.
Im Osten wehten schon des Morgens Safranflügel,
Im hochzeitlichen Schmuck stand prangend die Natur,
Das Meer ein Amethyst, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütten
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitten.
Ich träuft' in ihren Kelch des Mitleids Honigseim,
Und ging getröstet heim.

(Kosegarten.)

Zur Natürlichkeit, Mannigfaltigkeit und Einheit des Styles gehört vorzüglich ein sorgfältiger Bau der Perioden. Da wir schon im 3. Sprach- u. Lesebuche musterhafte Perioden jeder Art aus den Schriften deutscher Klassiker mitgetheilt haben, so fügen wir hier bloß noch Folgendes an: Jede Periode muß symmetrische Länge, Zusammenstimmung der Haupt- und Nebensätze oder Einheit, ferner Steigerung und besonders Wohlklang haben. Eine Periode sei nie zu lang! Nur im Lehrstyle und in der Rede sind längere Perioden anzuwenden. Zwei gleich lange Perioden dürfen nie auf einander folgen. Auch in der Prosa muß eine gewisse Harmonie der Rede herrschen, welche durch Wohllaut und Wohlbewegung erreicht wird. Der Wohllaut erstreckt sich auf einzelne Töne, Wörter und Verbindungsarten und heißt dann Euphonie, oder er bezieht sich auf ganze Sätze und wird dann Numerus genannt.

Die Euphonie oder der Wohllaut der einzelnen Wörter wird gestört:

1) durch die Härte, wenn zu viele Consonanten gehäuft werden; z. B. die barbarischsten Nationen, ein beredterer Schriftsteller; oder wenn zu viele einsylbige Wörter folgen; z. B. Wer, was er will, auch darf, will selten, was er soll. (Hagedorn.)
2) Durch den Gleichklang, indem mehrere auf einander folgende Wörter gleiche An-

---

1) Orellanastrom, so viel als Amazonenstrom in Amerika, den Franzisco de Orellana 1541 zuerst befuhr, weßwegen er Orellanastrom genannt wird. In obiger Stelle wird die zahllose Menge von Sternen mit diesem Strome verglichen.
2) Azimech, auch Asimech, ein Stern, der auch Spica oder Kornähre heißt und im Sternbilde Jungfrau enthalten ist.
3) Regulus, ein Stern erster Größe im Löwen.

fangsbuchstaben haben, z. B. das stete Streben streitsüchtiger Schriftsteller. Man macht mir immer mehr Mühe.

3) Durch den Hiatus, wenn zu viele Wörter hinter einander mit Vokalen, besonders mit gleichen, anfangen und enden, z. B.: Du o Urquell.

Gegen den Numerus ist:

1) ein zu ungleiches Verhältniß der Satzglieder, wenn z. B. auf einen langen Vordersatz ein kurzer Nachsatz folgt, oder umgekehrt;
2) Mangel an gehöriger Abwechselung zwischen langen und kurzen Sätzen;
3) Aufeinanderfolge von Sätzen, die gleichen Bau haben, mehrerer 2theiliger oder 4theiliger Perioden;
4) der Schluß eines Satzes mit einem unbedeutenden, tonlosen Worte;
5) ungleiche Construktion coordinirter Sätze; z. B. Zuwiderhandelnde unterliegen einer angemessenen Geldstrafe, und ist die Polizeimannschaft beauftragt worden, den Vollzug zu überwachen, statt: und die Polizeimannschaft ist ꝛc.

Der Natürlichkeit ist der gekünstelte Styl entgegengesetzt. Das Bestreben, sich über die Darstellungsweise des gemeinen Lebens zu erheben, verführt nämlich Manche zu einer gezwungenen und gekünstelten Sprache. Weil sie auf ihre gekünstelten Formen gleichsam einen besonderen Werth (pretium) legen, so hat man ihre Vortragsweise auch den pretiösen oder affektirten Styl genannt.

Beispiel des pretiösen oder affektirten Styls:

Der Vorwelt Reichthum verleitet Viele, sich ihr ganz hinzugeben, die verschollene Vorzeit ergründen zu wollen und zu vergessen der Gegenwart und Zukunft; anstatt: Die Vorzüge früherer Zeiten erwecken in Manchen eine solche Vorliebe für die Vergangenheit, daß sie über dem eifrigen Streben, dieselbe zu ergründen, der Gegenwart und Zukunft vergessen.

---

c) Neuheit.

Unter Neuheit versteht man hier nicht das noch nie Gesagte und nie Gehörte, also nicht die Neuheit des Stoffs, sondern die Neuheit der Darstellung oder Form. Das Neue in der stylistischen Form besteht aber in einer solchen Behandlung und Versinnlichung des Stoffes, wie sie noch von Keinem vorher versucht ward. So ist die Form, unter welcher Wilhelm Tell bei Schiller erscheint, im Gegensatze zu der bei Florian, Johannes Müller und Anderen, eine neue Form.

Beispiel:

Die Juniusnacht.

Das Abendroth schimmert schon im Norden; — auch in meiner Seele ist die Sonne hinunter, und am Rande zucket rothes Licht, und mein Ich wird finster. Die Welt vor mir lieget in einem tiefen Schlafe und hört und redet nicht; es setzet sich in mir zusammen eine bleiche Welt aus Todtengebeinen; die alten Stunden stäuben sich ab; es brauset, wie wenn an den Grenzen der Erde eine Vernichtung anfinge und ich herüberhörte das Zerbrechen einer Sonne. Der Strom stockt, und Alles ist still; ein schwarzer Regenbogen krümmt sich aus Gewittern zusammen über diese hilflose Erde. —

Siehe, es tritt eine Gestalt unter den schwarzen Bogen; es schreitet über die Juniusblumen ungehört ein unermeßliches Skelett und geht zu meinem Berge hinan; — es verschlingt Sonnen, erquetscht Erden, tritt einen Mond aus und ragt hoch hinein in das Nichts. — Das hohe weiße Gebein durchschneidet

die Nacht, hält zwei Menschen an den Händen, blickt mich an und sagt: „Ich bin der Tod; ich habe an jeder Hand einen Freund von dir; aber sie sind unkenntlich!"

Mein Mund lag auf die Erde gestürzt; mein Herz schwamm im Gifte des Todes; — aber ich hörte ihn noch sterbend reden.

„Ich tödte dich jetzt auch; du hast meinen Namen oft genannt, und ich habe dich gehört. Ich habe schon eine Ewigkeit zerbröckelt und greife in alle Welten hinein und erdrücke; ich steige aus den Sonnen in euren dumpfen, finstern Winkel nieder, wo der Menschensalpeter anschießet und streiche ihn ab. — Lebst du noch Sterblicher?"

Da zerging mein verblutetes Herz in eine Thräne über die Qualen des Menschen. Ich richtete mich gebrochen auf, und schauete nicht auf dies Skelett und auf das, was es führte. — Ich blickte auf zu dem Sirius, und rief mit der letzten Angst: „Verhüllter Vater, lässest du mich vernichten? Sind diese auch vernichtet? Endigt das gequälte Leben in einer Zerschmetterung? Ach, konnten die Herzen, die zertrümmert werden, dich nur so kurz lieben?"

Sieh, da entfiel droben dem nachtblauen Himmel ein heller Tropfen, so groß wie eine Thräne, und sank wachsend neben einer Welt nach der andern vorbei. — Als er groß und mit tausend Farbenblitzen durch den schwarzen Bogen drang, so grünte und blühte dieser, wie ein Regenbogen, und unter ihm waren keine Gestalten mehr. Und als der Tropfen groß glimmend, wie eine Sonne, auf einer Blume lag; so überfloß ein irrendes Feuer die grüne Fläche und erhellte einen schwarzen Flor, der ungesehen die Erde umfasset hatte. — Der Flor zog sich schwellend auf zu einem unendlichen Zelte, und riß von der Welt ab, und fiel zu einem Leichenschleier zusammen, und blieb in einem Grabe. — Da ward die Erde ein tagender Himmel; aus den Sternen stäubte ein warmer Regen von leichten Pünktchen nieder; von Westen her wallten kleine Wolken herüber, perlenhell, grünlich spielend, roth glühend; und auf jeder Wolke schlief ein Jüngling, und sein Athemzephir spielte mit dem rinnenden Dufte, wie mit weichen Blüthen, und wiegte seine Wolke. — Die Wogen eines lauen Abendwindes spülten an die Wolken an und führten sie. — Und als eine Welle in meinen Athem floß, so wollte in ihr meine Seele, dahingegeben in ewige Ruhe, aus einander rinnen. — Weit gegen Westen entschüttete eine dunkle Kugel sich unter einem Gewittergusse und Sturm; von Osten her war auf meinen Boden ein Zodiakallicht, wie ein Schatten, hingeworfen. — —

Ich wandte mich nach Osten, und ein ruhig großer, in Tugend seliger, wie ein Mond aufgehender, Engel lächelte mich an und fragte: „Kennst du mich? Ich bin der Engel des Friedens und der Ruhe, und in deinem Sterben wirst du mich wiedersehen. Ich liebe und tröste euch Menschen, und bin bei euerm großen Kummer. Wenn er zu groß wird; wenn ihr euch auf dem harten Leben wund gelegen, so nehme ich die Seele mit ihren Wunden an mein Herz, und trage sie aus eurer Kugel, die dort im Westen kämpft, und lege sie schlummernd auf die weiche Wolke des Todes nieder!"

Ach, ich kenne einige schlafende Gestalten auf diesen Wolken! — Alle diese Wolken ziehen mit ihren Schläfern nach Morgen, und sobald der große gute Gott aufgeht in der Gestalt der Sonne; so wachen sie alle auf, und leben und jauchzen ewig!"

O siehe, die Wolken gen Osten glühen höher und drängen sich in Ein Glutmeer zusammen. Die steigende Sonne nahet sich; alle Schlummernde

lächeln lebendiger aus dem seligen Traume dem Wachen entgegen. O ihr ewig geliebten kenntlichen Gestalten! Wenn ich in eure großen himmelstrunkenen Augen wieder werde schauen können — —

Ein Sonnenblitz schlug empor. — Gott ruhte flammend vor der zweiten Welt; alle geschlossene Augen fuhren auf. —

Ach! auch meine. Bloß die Erdensonne ging auf; ich klebte noch auf der streitenden Abendkugel. Die kürzeste Nacht war über meinem Schlummer vorübergeeilt, als wäre sie die letzte des Lebens gewesen. — Aber heute richtet sich mein Geist auf mit seinen irdischen Kräften; ich erhebe meine Augen in die unendliche Welt über diesem Leben; mein, an ein reines Vaterland geknüpftes Erdenherz schlägt gegen deinen Sternenhimmel empor, Unendlicher, gegen das Sternenbild deiner grenzenlosen Gestalt, und ich werde groß und ewig durch deine Stimme in meinem Innersten: Du wirst nie vergehen! —

(Jean Paul.)

Gegen die Neuheit im Besondern verstoßen abgedroschene (triviale) Ausdrücke, z. B. der gelbe Neid; unrichtige oder undeutliche neue Wortverbindungen, z. B. die Fackel mit Feuer bestecken; zu häufige Wiederholung der nämlichen neuen Wendung.

---

d) Vertheilung von Licht und Schatten oder ästhetische Farbengebung.

Sie besteht in der idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes, im Gegensatze gegen die absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand bloß unterstützen.

Beispiel aus Klopstocks Messias:

Der Schwur des Messias.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes,
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten,
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesu zum Dienst auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zweier umdüfteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbei ging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam;
Die Betrachtung entzückt' ihn; er sprach mit leiserer Stimme:
Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?

Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach! wie bist du, Erlöser, ermüdet; wie viel erträgst du
Hier auf der Erd', aus inniger Lieb zu Adams Geschlechte!
Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Berges am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr, des Fluches Stimme, die Stimme,
Angekündet im Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmerung,
Gleich, als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies Neue vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest,
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reich durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender schauten.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du mein Vater und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unserer göttlichen Liebe,
Sahn wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechter der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.

chon o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
ommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
chon durchdringt mich ein Schauer; dem ganzen Geistergeschlechte
nempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
ödtetest, unempfindbar! Ich seh den nächtlichen Garten
schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
ieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten, so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich, Ewiger, leiden!
Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.

Jesus sprach's und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst, und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

(Klopstock.)

---

e) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie.

Unter diesen Eigenschaften versteht man eine solche Darstellung des Reizenden
Schönen, welche das Gefühl des Vergnügens und eine Sehnsucht und ein Ver-

langen nach dem dargestellten Gegenstande in uns anregt. Anmuth und Lieblichkeit kann bei Schilderungen, sowohl von menschlichen, als von leblosen und thierischen Wesen gebraucht werden, Grazie aber nur bei Schilderungen von Menschen und höheren Wesen. Die Darstellung einer Frühlingslandschaft kann Anmuth und Lieblichkeit, nicht aber Grazie haben.

Beispiel des Anmuthigen und Lieblichen:

Frühlingslandschaft.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels, bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain, mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid,
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemessnen Raum
Ein Sonnenball vergeht.

(v. Matthisson.)

---

f) Das Romantische.

Dieser Begriff wird noch sehr willkürlich gebraucht; doch scheint das Romantische hauptsächlich in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen, weßwegen der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche in der stylistischen Form vergegenwärtigen kann, wenn es nur mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheint. Es wird vorzüglich in der epischen und dramatischen Poesie (siehe weiter unten!), so wie in den dichterischen Landschaftsgemälden von v. Matthisson, v. Salis u. A. gefunden.

Beispiele:

1) Das Todtenopfer.

Die Berge stehn so düster,
Von Nebeldunst umflort;
Durch banges Rohrgeflüster
Rinnt schwach das Bächlein fort;

Ein fernes Hirtenfeuer
Am grauen Fichtenhain,
Hellt matt der Dämmrung Schleier,
Wie Leichenfackelschein.

Schon o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer; dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten, so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich, Ewiger, leiden!
Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
Jesus sprach's und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst, und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

(Klopstock.)

---

e) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie.

Unter diesen Eigenschaften versteht man eine solche Darstellung des Reizenden und Schönen, welche das Gefühl des Vergnügens und eine Sehnsucht und ein Ver-

langen nach dem dargestellten Gegenstande in uns anregt. Anmuth und Lieblichkeit kann bei Schilderungen, sowohl von menschlichen, als von leblosen und thierischen Wesen gebraucht werden, Grazie aber nur bei Schilderungen von Menschen und höheren Wesen. Die Darstellung einer Frühlingslandschaft kann Anmuth und Lieblichkeit, nicht aber Grazie haben.

Beispiel des Anmuthigen und Lieblichen:

Frühlingslandschaft.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels, bebt
  Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
  Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
  Der Hain, mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
  Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
  Des Hügels Blumenkleid,
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
  Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
  Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
  Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
  Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum
  Ein Sonnenball vergeht.

(v. Matthisson.)

---

f) Das Romantische.

Dieser Begriff wird noch sehr willkürlich gebraucht; doch scheint das Romantische hauptsächlich in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen, weßwegen der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche in der stylistischen Form vergegenwärtigen kann, wenn es nur mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheint. Es wird vorzüglich in der epischen und dramatischen Poesie (siehe weiter unten!), so wie in den dichterischen Landschaftsgemälden von v. Matthisson, v. Salis u. A. gefunden.

Beispiele:

1) Das Todtenopfer.

Die Berge stehn so düster,
  Von Nebeldunst umflort;
Durch banges Rohrgeflüster
  Rinnt schwach das Bächlein fort;

Ein fernes Hirtenfeuer
  Am grauen Fichtenhain,
Hellt matt der Dämmrung Schleier,
  Wie Leichenfackelschein.

Aus Warten und aus Klüften
  Fleugt scheu die Eul' empor;
Es gehn aus ihren Grüften
  Die Geister leis' hervor;
Still tanzen in Ruinen
  Die Gnomen und die Fei'n,
Vom Glühwurm bleich beschienen,
  Den abendlichen Reih'n.

Am Seegestad erlöschen
  Des Dorfes Lämpchen schon,
Des Klosters dunklen Eschen
  Entlispelt Klageton;
Die Sterne blinken traurig
  Vom Herbstgewölk umgraut;
Die Winde seufzen schaurig
  Im hohen Farrenkraut.

Der Trauernden Gedanken
  Entschweifen bang dem Schoos
Der Alpenwelt, und wanken
  Um ferner Gräber Moos.
Tief ist die Ruh' der Grüfte!
  Der Morgensonne Licht,
Das Weh'n der Abendlüfte
  Weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde! deren holde
  Gestalten, mild umstrahlt
Von blassem Abendgolde,
  Mir die Erinnrung malt:
Fünf Kränze von Platanen*)
  Bringt hier am Felsaltar,
Die Sehnsucht euern Manen
  Zum Todtenopfer dar.

(v. Matthisson.)

2) Adam und der Cherub des Paradieses.

Als Abel in seinem Blute lag und Adam bei dem Erschlagenen stand und weinte, da trat der Cherub des Paradieses zu dem Vater des Menschengeschlechts, und stellte schweigend sich neben ihn, und seine Stirne war ernst. Adam aber erhob sein Angesicht und sprach: Ist das ein Bild des Geschlechts, das aus mir entsprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergossen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du sagst's! —

Ach, mit welchem Namen wird man denn die schreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmlische: Krieg!

Da schauderte der Vater des Menschengeschlechts, seufzte und sprach: Ach! warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen?

Der Cherub verstummte.

Adam aber fuhr fort in seinen Klagen und sprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und sprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verschwand er.

Adam aber stand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er seine Arme empor gen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr so schweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen, o, so redet von dem Lande, das jenseits ist, und von Abel, dem Geliebten! —

Da ward es noch stiller rings umher, und Adam warf sich auf sein Antlitz und betete an. Und er vernahm in seinem Herzen ein leises Wort: Siehe,

---

*) Platanen sind Bäume von ungeheurer Größe, herrlichem Wuchse und großen Blättern; sie wachsen besonders im Archipelagus und in Nordamerika.

, dein Sohn lebet! Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war
md voll Wehmuth. (Krummacher.)

---

g) Das Naive.

Schiller sagt in dem Aufsatze über naive und sentimentale Dichtung: „Das Naive ist
kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deßwegen der wirk-
Kindheit nicht zugeschrieben werden.“ Das Naive ist ein hoher Grad des Natür-
, eine ungekünstelte unschuldige Offenherzigkeit im Ausdrucke, die sich bloß giebt,
es selbst zu wissen, und die — insofern sie gegen Gewohnheit, Denkungsart und
verstößt, als etwas Unerwartetes und Lächerliches auch auf den Witz wirkt.

ispiel:

Gellert's Kleine sagt:

Was sagten Sie, Papa?
Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein? —
Nein, vierzehn Jahr' und sieben Wochen.

---

h) Das Rührende.

*) Dieses besteht in der Darstellung solcher Empfindungen, welche die Seele mit einem
n Ernste, mit einer süßen Wehmuth erfüllen. So können z. B. „Matthissons Kin-
rre“ als schöner Ausdruck des Rührenden gelten, indem durch die Erneuerung des
nkens an die unaufhaltbar verflossenen Kinderjahre Gefühle der Wehmuth, durch die
xerung des Andenkens an die Freuden der Kindheit aber Gefühle der Lust erzeugt
n. Dasselbe gilt von Schillers Idealen. So erfüllt uns z. B. auch der Tod eines
ides, oder die Trennung von demselben mit Wehmuth; allein der Gedanke an die
ner Verbindung genossenen Freuden weckt gleichzeitig das Gefühl der Lust.

eispiel des Rührenden:

Sehnsucht.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit,
Komm', Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthenzeit!

Umwehe mich, du schöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit allen Erdensorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug.

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies,
Du, süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies.

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Gestorbne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt;
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die hier der Erde Leiden wund gedrückt.

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir alle wachen fröhlich auf!
Wie sehn' ich mich nach deinem Götterfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

(Mahlmann.)

β) Da das Rührende vorzüglich eine Eigenschaft der Schreibart für die sanften Empfindungen ist, und eine mit solchen Empfindungen bewegte Seele die Gegenstände mit einer mäßig erwärmten Einbildungskraft von allen Seiten betrachtet; so ist diese Schreibart auch mitunter reich an Ideen und Schilderungen, Erzählungen, Gesprächen ꝛc., doch ohne in wässerige Weitschweifigkeit zu verfallen; auch bedient sie sich der Figuren für die Einbildungskraft (s. weiter unten!), doch nur auf die geringeren Grade derselben sich beschränkend.

Ein Beispiel der Ausführlichkeit des rührenden Styles gibt uns Geßner in Abels Tod, wo Mehala, Kains Gattin, zur Thirza spricht:

Dies, (nämlich die Beruhigung des trübsinnigen Kains) ach! dies ist mein Gebet, in mancher mitternächtlichen Stunde! Wenn ich stillweinend die Hände über meinem Haupte ringe, wenn ich bet' und weine und wenn mein Schmerz und mein Seufzen oft laut wird, und er an meiner Seite erwacht: dann schreckt mich seine donnernde Stimme zurück, daß ich die erquickende Ruh ihm störe, das einzige Glück (so sagt er) in diesem Elende, auf dieser von dem Rächer so sehr verfluchten Erde. Ach, Thirza, dies ist mein seufzendes Gebet, wenn ich bei häuslichen Geschäften in der Hütte sitze: dann weinen meine unschuldigen Kinder um mich her, wenn sie meinen Schmerz und meine Thränen sehen, und fragen stammelnd und schmeichelnd, warum die betrübte Mutter weint. Ach, Thirza, ich verwelke unter dem Schmerze, wie eine Blume verwelket, u. s. w.

Noch einige Beispiele dieser mit sanftem Ernste rührenden Schreibart. Das erste sei die Unterredung der Calasschen Familie im Kerker. (S. Weißens Jean Calas Aufz. V. Auftritt I.)

Madame Calas. Gott! Gott! der Tag bricht an! Sonst den Elenden, Unglücklichen Trost und Hoffnung; — uns, ach uns, wie schrecklich! wie jammervoll! der Strahl, der zu jener kleinen Oeffnung hereinbricht — ah! er zerschneidet mein Herz!

Pierre. O kündigte er mir doch nur die Annäherung eines gleichen Schicksals mit unserm Vater an, willkommen würde er mir sein!

Rosette. Tausendmal willkommen auch mir, wenn diese Nacht sich für *mich* in eine ewige Nacht verlöre!

Nannette. Gott! wie ist mir! Wie schnell entfloh die Nacht! Ein Glockenschlag über den andern! Jeder gab mir einen Stoß ins Herz, indem er mir vorzählte, um wie viel Augenblicke unser bester Vater seinem Ende näher sei. O mein armes Herz!

Mad. Cal. Schnell, freilich schnell zu unserm Elende! Grausame Richter, die ihr unsre Gebeine verschonet, uns nicht mit ihm zermalmet! (sie fällt mit ihren Blicken auf Calas) aber — o des Anblicks! Edler, göttlicher Mann! Seht, meine Kinder! Seht, was Unschuld, Reinigkeit des Herzens, Friede der Seele und ein gutes Gewissen thun! Unser lieber alter Vater schläft so süß, als ob sein Haupt auf einem Schwanenkissen ruhte.

Lavaiße (vor ihm stehend). Erstaunend! Ich werde nicht satt, ihn anzusehen! Kein Wölkchen trübt seine Stirn; kein ängstlicher Zug entstellt sein ehrliches Gesicht; sein Odem geht so ruhig und leise, wie ein Sommerlüftchen. Und dieser fromme Greis soll in wenig Stunden — o Gott! wer kann es aussprechen? Möchte er doch so zur ewigen Ruhe überschlummern!

Mad. Cal. Ach! und möchten ihn seine ungerechten Richter in diesem Zustande sehen! dann wollten wir sie fragen, ob dies der Schlaf eines Verbrechers, eines Mörders seines Sohnes ist, der den schreckenvollen Augenblick der peinlichsten Marter, des grauenvollsten Todes erwartet. Ach! ach! ach! ach! mein guter, lieber, ewig geliebter Calas! Wer hätte das gedacht, daß unsere so zärtlichen Bande nach so vielen Jahren noch durch die grausamen Hände des Henkers sollten zerrissen werden?! u. s. w.

Ein anderes Beispiel soll uns Geßner noch geben.

Tityrus bittet seinen alten Vater Menalkas, ihm ein Lied zu singen. Dieser durchläuft mit seinem Blicke die herbstliche Gegend, und hebt dann an:

„Höret mich, Musen! höret mein heischeres Rufen. Im Frühlinge meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laßt mir dies Lied gelingen, mir grauem Greise!" „Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir jetzt mir zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehen die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her; gelb stehen die Aepfel- und die Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschbaumes durchmischt. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühlinge die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berge bis ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wanderers Füßen. Ernsthaft irren die Heerden auf welkem blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume, die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde! O so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut. Denn Sohn, der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei seiner Scheune. — — —

Zwar kommen trübe Tage im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer: aber, Sohn, murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet! Vergiß nicht meine Lehren, Sohn!

Ich gehe vor dir her zum Grabe! Schonet, ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes; laßt sanftere Winde spielend das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken! Vielleicht, wenn du wieder kommst, schöner Herbst, vielleicht seh ich dich dann nicht mehr! Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab? — So sang der Greis, und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen."

---

1) Das Edle, Würdevolle und Majestätische.

Wenn einem stylistischen Produkte die Eigenschaften des Edlen und Würdevollen zukommen sollen, so darf ihm nicht die innere Schönheit der Darstellung fehlen. Die Gedanken müssen in edler Sprache dargestellt, alle Nachlässigkeit im Gedankenausdrucke, jede Gemeinheit und Anmassung muß sorgfältigst vermieden, der zur Darstellung der Gedanken passende Grundton muß richtig gewählt und auch durch das ganze stylistische Produkt erhalten werden. (Hierin fehlen Anfänger nicht selten; sie stimmen dasselbe zu hoch an, haben nicht Kraft genug, sich in der Höhe zu erhalten und sinken dann an einzelnen Stellen herab.) Der Vernunft überhaupt, und der sittlichen Vernunft insbesondere muß Alles, selbst die stärkste Leidenschaft untergeordnet erscheinen. Der höchste Grad des Würdevollen ist das Majestätische, bei welchem die Würde auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen Wesen beigelegt werden kann.

Beispiele: a) des Edlen und Würdevollen.

Größe im Unglücke.

Was ists, das unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron, —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstrahlt vom ewigen Glanz.

Breit' aus den Fittig im kühnen Vertraun
Zum ewig blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig ertönt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und werden mit Ruhme gekrönt.

Das ists, das unsterbliche Geister entzückt, —
Wann sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt, —
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

(Mahlmann.)

---

b) Des Majestätischen.

Gott dem Sohne am Himmelfahrtstage.

Wie Gott belohnt, belohn,
O Vater, deinen Sohn!
So rief, der ganze Himmel rief,
Als Jesus Christ am Kreuz entschlief.
Es hatte Gott der Himmel Flehn
Und seines Sohnes Tod gesehn.
Zu Gott schwingt sich der Sohn empor;
Ihm jauchzt der Engel feiernd Chor:
Mittler! Vollender! Gott!
Heiligster! welchen Tod
Starbst du auf Golgatha;
Du siegst, Halleluja!
Halleluja! Halleluja!
Du stirbst nicht mehr auf Golgatha!

Entzückt sahn ihm die Jünger nach,
Jetzt trug er nicht der Sünde Schmach.
Ein schimmerndes Gewölke kam,
Floß hin vor seinen Fuß, und nahm
Den Strahlenvollen ihrem Blick;
Und Wonn' und Thränen ward ihr Blick!
Verschwunden in der Himmel Fern
Ist nun die Herrlichkeit des Herrn;
Doch werden sie am Thron einst stehn,
Und Jesum Christum wiedersehn.

Thut weit des Himmels Pforten auf,
Der Sieger schwingt zum Thron sich auf;
Erhöht, erhöhet Salems Thor!
Der Ueberwinder steigt empor.
Steht still, ihr Stern', in eurem Lauf!
Zu Gott, zu Gott steigt er hinauf!
Staub sind ihm Sterne, Finsterniß
Vor dem, der uns der Sünd' entriß.
Sein Blick ist Huld, Licht sein Gewand,
Und Allmacht seine rechte Hand!
Heil ist sein Werk! Barmherzigkeit
Sein Thun; sein Lohn Unsterblichkeit.

Wir freun uns seines großen Lohns,
Freun uns des Vaters und des Sohns,
Den eine Sterbliche gebar,
Der ist, der sein wird, und der war;
Des Bürgen für uns im Gericht,
Wenn unser Herz im Tode bricht!

Du, unser Gott und unser Herr!
Wer kann dir würdig danken? wer
Von Allen, die du dir erschuffst,
Zu jenem Leben riefst und rufst?
Dank dir, ach Dank und Preis und Ruhm
Sei dir in deinem Heiligthum!
Der für uns starb, der auferstand,
Halleluja; der überwand,
Zu Gott ging, Gott zur Recht' erhöht,
Versöhnt, wer um Versöhnung fleht. (Klopstock.)

---

k) Das Große, Erhabene und Feierliche.

Groß und erhaben kann eine Darstellung sein, wiefern sie entweder große und erhabene Gegenstände, (Meeressturm, feuerspeiende Berge, Erdbeben, Schlachten), oder große und erhabene Seiten eines Dinges vergegenwärtigt, oder der Redende und Schreibende seine eigenen großen und erhabenen Gefühle ausdrückt. Große und erhabene Gegenstände, die gleiche Gefühle, als: Bewunderung, Erstaunen und Ehrfurcht in uns erwecken, können theils physischer, theils intellektueller, theils moralischer Art sein. Zu den erstern gehört alles mathematisch Große und Erhabene, z. B. ein großes Gebirge, das unbegrenzte Meer, der Himmelsraum, und das dynamisch Große, d. i. Alles, was einen hohen Grad von physischer Stärke und Heftigkeit äußert, z. B. Stürme und Ungewitter, Erdbeben und Vulkane, desgl. heftige Ausbrüche starker Leidenschaften. Das intellektuelle Große und Erhabene begreift Erscheinungen in sich, die von außerordentlichen Geisteskräften zeugen, z. B. Regierung eines großen Staates oder gar der ganzen Welt; zu dem moralisch Erhabenen gehört ein hoher Grad von Uneigennützigkeit und überhaupt sittlicher Vortrefflichkeit. Die Eigenschaft des **Feierlichen** trägt ein sprachliches [illegible] *an sich, wenn es unser* Gemüth in eine ernste und erhebende Stimmung ver[illegible]

iele des Großen und Erhabenen.

a) Schilderung der Alpen.

ı Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar, von Piemont) Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer rsteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. eiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den)orn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unver- em Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Ab- grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie er den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Son- len trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden ipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahr- e die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn hlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glühet: auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der asser unter denselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründlichen Lasten, Tagreisen härtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unter- wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern er- lch Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, chdringt mit menschlicher Kraft in Eines Lebens Lauf die unerforschte wo in ewiger Nacht, oder beim Schimmer weltalter Flammen, die Grund- Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und Untergang drohen! Aber das menschliche Geschlecht ist von gestern, und ıum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur!

(Joh. Müller.)

b) Die Tempel.

Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die seit Jahrtausenden umstürmt,
  Umdonnert, das Gewölk' durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schoos
Ihr kümmerlich den Marmor los,
  Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
  Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
  Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
  Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
  Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche gestellt,

Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Zedernwipfel;
Ein festes Band! Allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dichtverschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn,
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

(v. Jacobi.)

c) Schilderung einer Alpengegend.

Wild starren, matt vom Schimmer
  Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
  Wie Trümmer einer Welt!
Im hohen Raum der Blitze
  Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
  Der Adler fürchterlich;
Dumpfdonnernd, wie die Hölle
  In Aetna's Tiefe raſ't,
Kracht an des Bergstroms Quelle
  Des Gletschers Eispalast.
Hier dämmern schwarze Gründe,
  Wo nie ein Blümchen lacht;
Dort bergen grause Schlünde
  Des Chaos alte Nacht;
Und wilder — immer wilder
  Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
  Aus jeder Kluft hervor.
Kalt wehn des Grabes Schrecken,
  Wo dräuend der Granit
In kühn gethürmten Blöcken
  Den Abgrund übersieht.
Erzürnte Fluthen brausen
  Tief unter morschem Steg,
Und Grönlands Lüfte sausen
  Am hochbeschneiten Weg u. s. w.

(v. Matthisson.)

d) Die Ewigkeit.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlich's Grab von Welten und von Zeit!
Beständig's Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst — und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.
Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang;
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strahl des Lichts,
Warst du, so weit als jetzt, von deinem Quell entfernet.
Und wann ein zweites Nichts wird diese Welt begraben;
Wann von dem ganzen All nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,

Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig sein, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;

Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welten hin,
Und wann ich an der Mark des Endlichen nun bin,
Und von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausendmalen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich tilge sie, und — du liegst ganz vor mir.

(Aus dem unvollendeten Gedichte: Die Ewigkeit, von v. Haller.)

Groß und erhaben ist auch folgende dichterische Beschreibung der

e) **Idee Gottes.**

Ein Gott ist! Ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke:
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

(Schiller.)

---

l) Das Pathetische.

a) Das Pathetische ist die Bezeichnung für den Ausdruck aller heftigen Gemüthsbewegungen, z. B. des Schreckens, des Entsetzens, der Rache, des Abscheues, welche die Seele nicht bloß mäßig rühren, sondern stark erschüttern. Es ist darum auch eine Eigenschaft für diejenige Darstellung, in welcher der Mensch mit großen Leiden in einem Kampfe erscheint, den seine höhere geistige und moralische Kraft siegreich besteht, wenn er gleich physisch unterliegt, weil dadurch eine heftige Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens in uns bewirkt wird.

Beispiel:

Aus dem Oratorium: der Tod Jesu.

Jerusalem, voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
Im Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. — [illegible]
Und eine Mörderhand faßt einen [illegible]
Und schlägt sein Haupt: ein [illegible]

Seht! welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht,
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll!
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen;
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"
So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Canaan.
Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern;
Der Weise sieht ihn heiter an.

(Ramler.)

b) Der pathetische Styl liebt wegen der den heftigen Leidenschaften eigenen Vergrößerung der Ideen die stärksten Figuren und Bilder; auch ist er oft abgebrochen und läßt bald Bindewörter aus, bald häuft er sie. Er wechselt auch in Ansehung der Stärke mit dem Wachsen und Abnehmen der Leidenschaften ab. Als ein Beispiel dieser Abwechselung der Affekten führen wir an:

Das Selbstgespräch des Petrus nach seiner Verleugnung.
S. Mess. am Ende des 6. Ges.

. . . . Laß ab, mit des Todes Gestalten
Mich zu schrecken! Sie reißen, wie Schwerter in meine Gebeine,
Meine zermalmten Gebeine! Laß ab! und wend', o wende
Diese tödtenden Blicke von mir, womit du mich ansahst,
Als die tiefste der Thaten, der Thaten schwärzste geschehen war —
Ach was that ich! Mein Freund! mein Freund! dich hab ich verleugnet!
Den ich liebte, der mich, wie sonst kein Lehrer, geliebt hat,
Der ein göttlicher Mann war! — Zu kleine Seele, was thatst du!
Siehe, nun wird er mich auch im Weltgerichte, vor seinen
Frömmern Jüngern, vor seinen erhabnen Engeln, nicht kennen!
Kenne mich nicht! Ich verdien' es! — — —
O kenne mich wieder, erbarme
Meiner Angst dich! — Was hab ich gethan!
Je mehr ichs empfinde,
Desto tiefer gräbt es in meine Gebeine den Tod ein.
Stirb! — O könnt' ich sterben! — Ich werde sterben, doch langsam."

(Klopstock.)

---

m) Witz und Scharfsinn.

[illegible] Witz ist das Vermögen, die versteckten Aehnlichkeiten verschiedener Gegenstände [illegible] zu erkennen und sie leicht, gewandt, ungesucht, treffend, kurz und [illegible]

tig darzustellen. Der Scharfsinn faßt dagegen die Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten sonst ähnlicher Dinge lebhaft auf; er ist besonders in der Synonymik thätig, d. i. in der Bestimmung der Bedeutung solcher Wörter, die für gleichbedeutend gehalten werden, es aber nicht sind.

Beispiele des Witzes:

a) Die eigene Lebensbeschreibung.

Was sich mit ihm von Kindheit an begeben,
Das Glück, das er erfuhr, das Unglück das ihn traf,
Erzählt Sabin — er muß dem Hunger widerstreben —
Erzählt er treulich uns, als eigner Biograph.
Der arme Teufel! Traun! er lebt von seinem Leben.

(Weisser.)

b) Trostgründe für die Unglücklichen,

die am 29. Februar geboren sind, (etwas abgekürzt.)

Man mag sagen, was man will; so ist ein Mensch, der nur aller vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch, wie andere; denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seines Lebens freuen? Von diesen Freudensbezeugungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29. Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens baare 75 Procent im Vergleiche mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sei nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen, oder ein wirkliches Gedicht; es seyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden: so sind immer die 75 Procent davon weg, wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sei Einer, der das Recht hat, freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen; wie kann derselbe ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare in Jahren, wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechischen Calendae bloß ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterei diesen artigen Ausdruck schuf: so sind die 29sten Februare dreimal in vier Jahren ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was anders. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das Bisherige galt bloß das Physische bei dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer! Denn da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstag sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder wie jene Dame, keinen Branntewein mehr zu trinken: so kommt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zum Entschlusse kommen kann. — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort; den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch; es geht also den 75 Procenten auch hier nichts ab. — Doch nun nicht eine Silbe weiter in diesem Tone, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am

29. Februar Geborner seinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journale ziemlich ernstlich aufgeworfen, und unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost: — Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren; allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Puncte von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Puncte der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt seyn, wenn die Sonne das nächstemal wieder in demselben Puncte der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender, wie er wolle. (v. Lichtenberg.)

n) Das Humoristische.

Humor bezeichnet als lateinisches Wort Feuchtigkeit. Weil aber Feuchtigkeit und Trokkenheit der Luft und des Körpers großen Einfluß auf das menschliche Gemüth (Temparament) äußern, so haben die neuern Sprachen sich jenes Ausdrucks mit allerlei Veränderungen bemächtigt, um bildlich die Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths zu bezeichnen. Im Deutschen hat man dafür das Wort „Laune" gewählt. Längere Zeit hat man auch Humor und Laune gleichbedeutend genommen, bis endlich Lessing erklärte, daß beide verschieden seien. Allein dieser Unterschied besteht auf dem ästhetischen Gebiete bloß darin, daß die Laune als eine üble erscheinen könne, der Humor aber immer das Gepräge der Gutmüthigkeit an sich tragen müsse. Der Humor ist also hiernach die eigenthümliche Anlage des Geistes, die Dinge so aufzufassen und darzustellen, daß sie sowohl den Darstellenden selbst, als Andere in gute Laune versetzen. Diese Anlage kann mannigfache Schattirungen annehmen, bald ernsthaft, bald heiter, bald rührend, bald lächerlich sein, sich also bald dem Sentimentalen, bald dem Komischen nähern. Der Humoristische faßt die Gegenstände nach einer eigenthümlichen von Andern sehr abweichenden Weise auf und stellt seine Ansichten mit einer solchen natürlichen Unbefangenheit dar, daß er ihre Abweichung nicht einmal zu ahnen scheint, ungeachtet er dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsten und Wichtigen ertheilt. Man lacht über den Humoristen, nicht, weil er nicht Lachen erregen will und seine Darstellung den Charakter des Ernsthaften trägt, sondern, weil seine Auffassungsweise der Gegenstände belustigt und erheitert.

Die Stadtsoldaten von ehemals.

Eine Stadtmiliz, besonders die Kuhschnappelische, ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich stets den Rücken, und was darunter ist, zukehrt; so wie auch eine gutgeordnete Bibliothek nur Rücken zeiget. Hat der Feind Herz, so verehret der Heerbann, wie der tapfere Spartaner, die Furcht; und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müssen, den sie mitzutheilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegsknecht oder Friedensknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt; man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an und macht nahe vor seiner Nase feindliche Bewegungen; der Wachthabende schreiet auch, macht noch einige Lebensbewegungen mit dem Gewehr und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den

Wachtrock um, den er jenem als Beute ausgezogen. Aber damit nicht einer allein auf Kosten der Andern erschreckt werde, so wechseln sie mit den Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonnet zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpunirt. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Thore gestellt, und so werden solche Harpunirer recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbei ging, gewünschet habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knittel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen sollte.

(Jean Paul Richter.)

---

o) Das Scherzhafte

beruht auf einem heitern und eben dadurch erheiternden Spiel des Witzes und Scharfsinnes, welches theils in leichten Neckereien des Andern bestehen, theils zum Gegenstand des Scherzes den Scherzenden selbst haben kann, um in dem Andern ein Gefühl der Lust zu bewirken. Der Scherz verliert aber seine Wirkung, sobald der Witz in demselben erkünstelt und gesucht wird, oder in Verhältnissen und Zeitpunkten stattfindet, in welchen er nicht stattfinden kann und soll, z. B. bei gefährlichen Krankheiten, in erschütternden Unglücksfällen 2c.

Beispiel:

Brief von Rabener an Gellert.

(Abgekürzt.)

Liebster Gellert. Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5. November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbei gehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es gar bald verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner an mich schreibt. So viel kann ich Ihnen zugleich sagen, daß ich erst vorgestern mit den Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sahen Sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Frohnen gesund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, jetzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterei? Wahrhaftig, englisch lerne ich, und lerne seit Michaelis, ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Kastraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redoute komme. — — Es werden Tage kommen, da wir beide vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genannt werden, weil wir gelebt haben. Der fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener, wird es heißen, haben hie und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläufigen Werken noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn von den unaufgeklärten

Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwarten kann. — Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Herr Gellert? Ich bin gelassen dabei, wenn die Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersecretair verewige, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre. — Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche. Noch einmal, leben Sie wohl!

---

p) Das Lächerliche und Komische.

Lächerlich erscheinen uns alle Ungereimtheiten, z. B. Einseitigkeit, Beschränktheit der Ansichten, Meinungen und Urtheile, Schiefheit im Betragen und in der Kleidung, Schwäche in der gesellschaftlichen Ankündigung u. s. w., wenn sie den Witz belustigen, und nicht als verderblich erscheinen. Körperliche unverschuldete Gebrechen können so wenig, wie sittliche Fehler lächerlich sein. Wenn nun Etwas auf eine witzige und sinnreiche Art so dargestellt ist, daß es als lächerlich erscheint, so heißt es komisch. Dies ist vornämlich der Fall bei solchen Dingen, die in das Gebiet menschlicher Schwachheiten oder Thorheiten fallen. Was also Gegenstand einer komischen Darstellung werden soll, darf nicht als etwas Verbrecherisches oder Schändliches erscheinen; denn dies würde nur Abscheu oder Furcht erregen. Wenn demnach der Komiker unsittliche Handlungen oder Laster darstellt, so läßt er sie nicht von dieser Seite, sondern als Schwachheiten und Thorheiten erscheinen, durch welche der Mensch mit sich selbst in Widerspruch fällt und ungereimt handelt. Man theilt die komische Schreibart in die edle und niedrige, von welchen die erste sich nie von der Denkungsart und Sprache der gebildeten Volksklassen entfernt, und die letzte ihre Vorstellungen und Ausdrücke aus dem niedern Leben nimmt. Die höchste Gattung des edeln Komischen ist das sogenannte Heroisch-komische oder das komische Heldengedicht (siehe weiter unten); die niedrigste Gattung des niedrigen Komischen ist das Burleske oder Possenhafte.

Beispiele des edeln Komischen:

1) Bruchstück aus dem Renommisten,

einem komischen Heldengedichte.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll innrer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist, und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jenschen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu trinken Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht!

Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List.
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen,
Ein krieg'risch Feuer brannt' in seinem wilden Busen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
O Jena (ruft er aus), bald werd ich nicht mehr sein;
Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freun!
Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe stören,
Philister! — Welch ein Schlag! die Freiheit ist dahin,
Dein Ansehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!
Er sagt's, springt auf sein Pferd; und zwanzig Kreditoren
Sah'n ihn zu spät entfloh'n, und ihren Raub verloren
Es war ein Jenisch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brod, und konnte Branntwein saufen.
Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geschwinder Lauf;
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf:
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh' auf die Erde.
Armsel'ger! rief er aus, in Leipzig bist du nun!
Ja hier, wo Alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weiß, daß Bursche Degen tragen?
O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
Denk' ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
O Schicksal! wär' es doch dein mir geneigter Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell — hier schwieg er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfre Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend schleudert er ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die junge Magd herein;
Ihr Angesicht erblaßt bei seines Degens Schein.
Befehlen Sie etwas? Er sprach mit wilden Mienen:

Kennst du die Krone wohl? — Sie sagt: mein Herr, zu dienen.
So geh dahin, fuhr er mit rauhem Basse fort,
Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen;
Ich bin incognito! Sei stumm bei ihren Fragen.
An drei Jenenser war die Einladung gerichtet,
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein festers Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jenschen Freiheit Bild.
Wer sich nur unterstand, sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
In Jenscher Lebensart traf sie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrei'n dem Bacchus und Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein Jeder las erstaunt, und Jeder fragt — und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich, halbtaumelnd und verdrossen,
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. Wie? Bruder, seh' ich recht?
Es drückt sich Mund auf Mund; es rasselt Bart an Bart,
Und Jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
Kerl, sprach zuletzt von Torf, wie kommst du angezogen?
Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen?
Doch sage mir, warum liegt Alles um dich her?
Warum der Degen bloß? Was soll dies Mordgewehr?
Er schwieg, und Raufbold sprach: Laßt euch zusammen nieder!
Sie thatens; er fuhr fort: Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
Ihr, wißt, wie sorgsam ich für unsre Freiheit wachte,
Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
Dafür hab ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? Weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreimal hatt' ich mich schon auf offnem Markt geschlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen.
Kein Andrer war, wie ich, im Stoß und Hieb so schnell.
Da kommt Beelzebub im schielichten Pedell;
Man forderte mich vor; ich mußte höllisch schwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen;
Ich sollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen
Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.

Allein was war zu thun? Ihr waret alle hier!
Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?
Da ward ein mächt'ger Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der Eine sprach: Bleib hier; der Andere sprach: Zieh fort,
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen. —

(Zachariä.)

2) Anekdoten.

Eine vornehme Dame in Berlin schickte ihren Bedienten zum Schneider, ein neues Kleid abzuholen. Wenn es aber regnen sollte, sagte sie, so nehmt sogleich eine Miethkutsche, damit das Kleid nicht verdorben werde. Der Bediente kam bei einem heftigen Gewitter zurück, und brachte das Kleid ganz durchnäßt. Wie? sagte die Dame, habe ich euch nicht befohlen, einen Wagen zu nehmen? — Das hab ich auch gethan, war die Antwort. — Wie konnte aber, fragte sie, das Kleid so naß werden, wenn ihr damit im Wagen gesessen habt? Verzeihen Sie, gnädige Frau, versetzte der Kerl, ich weiß wohl, wohin ich gehöre; ich habe hintenauf gestanden und das Kleid unter dem Arme gehalten."

Als einst der berühmte, aber etwas liederliche Maler Holbein zu Basel das Haus eines Bürgers zu bepinseln übernommen hatte, und die Arbeit zum öftern unterbrach, um in einem nah gelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, so machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohte, die Arbeit einem Andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger sein würde. Holbein versprach Besserung; und wirklich erblickte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein da er diese Beine den ganzen Tag über an einer und eben derselben Stelle erblickte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinauf zu steigen, um zu sehen, was der Mann doch so lang an einer und eben derselben Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Holbeins wirkliche, sondern ein Paar gemalte Beine, die der Schalk, der indeß abermals im Wirthshause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehen, seine wahren Beine zu sein schienen.

(Campe.)

Wenn fremdartige und einander widersprechende Ideen ohne alle Verbindung zusammengestellt werden; so heißt das Komische dann ein Quodlibet. Komisch ist nicht bloß die Zusammenstellung fremdartiger und widersprechender Ideen in der Weise, als wären sie gleichartige, sondern auch die Verbindung des Großen, Wichtigen und Erhabenen mit dem Kleinen, Unbedeutenden und Niedrigen. So schreibt z. B.:

Ein Schneider an seinen großgünstigen Mäcen.

Wie kümmerlich, trotz seiner Göttlichkeit,
Sich oft Genie hier unterm Monde nähre,
Beweisen uns die Keppler, die Homere,
Und hundert große Geister jeder Zeit,
Und jeder Erdenzone weit und breit.
— — — — — — — — — — — — — —
Auch mir verlieh, durch Scheere, Zwirn und Nadel,
Minerva Kunst und nicht gemeinen Adel.

Allein der Lohn für meine Trefflichkeit
Ist Hungersnoth, ein Haderlumpenkleid,
Und obenein der schwachen Seelen Tadel,
Und dann einmal, nach Ablauf dürrer Zeit,
Des Namens Ruhm und Ewigkeit.

q) Das Satyrische,

ist ebenfalls eine Eigenschaft mancher stylistischen Produkte. Das Nähere über dasselbe siehe weiter unten in der Ergänzungsklasse der Dichtungsarten sub lit. cc.

r) Die Kraft.

Sie drückt sich durch eine nachdrucksvolle Behandlung des Gegenstandes aus, wodurch das Gefühlsvermögen bewegt und die Einbildungskraft in ein lebendiges Spiel versetzt wird.

s) Das Kühne.

Es scheut sich nicht, einen Gegenstand von einer der allgemeinen Meinung ganz entgegengesetzten Seite aufzufassen und darzustellen. Es ist daher der Ausdruck eines starken Gemüthes, das es wagt, gegen eine herkömmliche Ansicht und Meinung zu verstoßen und die entgegengesetzte aufzustellen und durchzuführen.

t) Die Lebhaftigkeit.

Diese Eigenschaft besteht in der höhern sinnlichen Anschauung, wodurch die Einbildungskraft angenehm erregt wird. Im Allgemeinen wird sie schon durch die Kürze und Präzision, durch Vermeidung alles Weitschweifigen, Matten und Schielenden im Ausdrucke, durch Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styles befördert, im Besondern aber durch Anwendung der sogenannten Redefiguren (Redebelebungs- und Redeverschönerungsmittel), von welchen in dem Nachfolgenden weiter gesprochen werden soll.

IV. Von den Figuren und Tropen.

A. Im Allgemeinen.

Eine Haupteigenschaft des guten Styls ist die Lebendigkeit. Dieselbe wird zwar schon zum Theil durch die Kürze und Präzision, durch Klarheit und Deutlichkeit und durch andere im Bisherigen vorgetragene Eigenschaften erzeugt; ein besonderes Mittel aber, dem Style Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu geben, sind die sogenannten Figuren. Dieselben bestehen in gewissen Modifikationen des Ausdrucks, durch welche die Aufmerksamkeit vorzüglich erregt und die Seelenkraft nach ihren verschiedenen Vermögen in Anspruch genommen wird. Zu diesen Figuren oder Wendungen gehören insbesondere die uneigentlichen oder bildlichen Ausdrücke. Uneigentliche oder bildliche Ausdrücke sind solche, mit welchen der Schriftsteller nicht die ursprüngliche oder eigentliche Bedeutung, sondern eine abgeleitete, uneigentliche, oder vom Sinnlichen ins Uebersinnliche übergetragene Bedeutung verbindet, oder die den Gedanken unter der Hülle eines Bildes vorführen. Diese bildlichen Ausdrücke oder Tropen sind in den Sprachen nämlich dadurch entstanden, daß die Bezeichnung sinnlicher oder konkreter Gegenstände früher vorhanden war, als der Ausdruck übersinnlicher oder abstrakter. Bis der Kreis dieser abstrakten Gegenstände ausgebildet war, gebrauchte man das zur Bezeichnung des Sinnlichen aus früherer Zeit vorhandene Wort zugleich auch für die Darstellung des Nichtsinnlichen. So leuchtet das Auge Gottes über die Menschen; so flammt das Schwert des Cherubs. Der Sprachkreis der morgenländischen Völ-

ker blieb meistens auf dieser Stufe bildlicher Ausdrücke. Bei denjenigen Völkern aber, welche zu einer höheren intellectuellen und sittlichen Bildung gelangten, z. B. bei den Griechen, Römern, Deutschen, Franzosen, Britten rc. wurde neben der bildlichen Sprache auch der nichtbildliche Kreis der Sprachdarstellung angebaut. Doch auch bei ihnen erscheinen beide Sprachkreise mit einander verschmolzen und sowohl in Prosa, als Poesie angewendet, weil man den figürlichen Ausdruck wegen des Wohlgefallens des Menschen an Versinnlichung und als Schmuck der Rede beibehielt. Diese uneigentlichen Ausdrücke, welche man wegen der in ihnen liegenden größern Kraft anstatt der eigentlichen gebraucht, heißen Tropen. Nicht nur Substantiva und Verba sind tropischer Bedeutung fähig, als: der Teppich der Wiesen; die Rose glühet; sondern auch Adjektiva und Adverbia, z. B. die silberne Welle, Jemanden bitter anlächeln. Tropen sind also diejenigen Figuren, welche den Gedanken in einem entsprechenden Bilde darstellen. Die übrigen Figuren, durch welche man sich bestrebt, den Gedanken mittelst einer besondern Gestaltung der Rede möglichst hervorzuheben, heißen Figuren im engeren Sinne. Die Tropen nennt man auch Figuren des Ausdrucks, und die Figuren im engeren Sinne heißen auch Figuren der Ordnung. Diese bestehen in bloßer Veränderung der Redeform, jene in der Vertauschung der Begriffe. Figuren und Tropen heißen zusammen Ornamente (d. h. Ausschmückungen, Zierrathen). Wir wollen nun die einzelnen Arten dieser Figuren und Tropen vorführen, jede erklären und durch Beispiele erläutern.*)

B. Im Besondern.

1. Figuren.

a) Die Repetition oder Wiederholung.

aa) Wortwiederholung (Epizeuxis). Sie entsteht, wenn man der Verstärkung wegen dasselbe Wort wiederholt.

Beispiele:

1) Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh. (Klopstock.)

2) Und heller und heller, wie Sturmes Sausen, hört man's näher und näher brausen. (Schiller im Taucher.)

bb) Wiederholung des Anfangs (Anaphora). Sie entsteht, wenn mehrere aufeinanderfolgende Sätze und Gedanken mit einem und demselben Worte anfangen.

---

*) „Mit Quintilian (welcher, wie gar viele Andere, seiner eigenen Ausscheidung untreu wird und in seinen Beispielen die Tropen häufig mit den Figuren verwechselt) haben sich die Gelehrten noch nicht über den Begriff und die Klassifikation der Redefiguren vereinigen können. Ein Beweis, daß die Sache eben nicht so leicht sich bestimmen lasse. Da mir (frei gestehe ich's) keine der bisherigen Eintheilungen ganz entsprach, so bin ich meiner eigenen Ansicht gefolgt." So spricht Weyh, königl. Gymnasial-Professor zu Regensburg in seiner „Deutschen Sprachlehre. 7. Aufl. p. 387." Dieser Schriftsteller theilt die Redefiguren in 4 Gattungen: I. Lautfiguren, II. Wortfiguren, III. Satz- oder Gedankenfiguren, IV. Wortstellungsfiguren, und handelt unter den Wort- und Satz- oder Gedankenfiguren die Tropen ab. Andere z. B. Snell und Heinsius theilen die Redefiguren, wie Adelung, nach den Seelenkräften ein, auf welche sie wirken, z. B. in Figuren für die Aufmerksamkeit, in Figuren für die Einbildungskraft, in Figuren für die Gemüthsbewegung und in Figuren für den Witz. Wir ziehen vor, dieselben in obiger Ordnung vorzuführen, damit die Tropen und die Figuren geschieden behandelt werden.

Beispiele:

1) Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar. (Cöllin.)

2) Denn was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt.
Nicht des Morgenroths verstrahlte Strahlen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Asche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Ros' entweh'n,
Nicht das Fädchen, das vom Wurm gesponnen,
In der Luft verflattert, mag vergeh'n. (Kosegarten.)

cc) Wiederholung des Schlusses (Epiphora). Sie entsteht, wenn mehrere Sätze mit denselben Worten sich endigen.

Beispiel:

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage!
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr! (Ramlers Tod Jesu.)

b) Die Wortversetzung (Inversion).

Sie entsteht, wenn die gewöhnliche Wortfolge verändert wird, doch so, daß derselbe Sinn bleibt, den die gewöhnliche Wortstellung hat.

Beispiele:

O wie sind sie lieblich die Thränen, die Tugend und redlicher Dank auf die Wangen gießen! (Geßner.)

„Die Thräne, die in diesem trüben, verloschenen, nach Troste schmachtenden Auge schwimmt, wie rührend ist sie im ganzen Gemälde der Menschheit!" (Herder.)

c) Die Steigerung (Gradation)

steigert die Begriffe und zwar entweder aufwärts und heißt dann Klimax (Aufsteigerung), oder abwärts und heißt in diesem Falle Antiklimax (Absteigerung).

Beispiele von Klimax:

1) Im Anfange dieses Jahrs entriß ihn (Moses Mendels.) der Tod seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit; der Verlust ist groß, fast unersetzlich."

2) Schön ist's, von Aetna's Höh'n des Meeres Plan
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulkan
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl zu schauen;
Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken. (v. Matthissons Gedichten.)

Beispiel von Antiklimax:

Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. (Engel.)

d) Die Frage (Interrogatio).

Sie kann zweifach sein, indem der Fragende entweder fortfährt, ohne Antwort zu erwarten, oder die Antwort selber gibt:

Beispiel:

Siehst du den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldenen Thore! (Schiller.)

e) Das Gespräch

kann sowohl Monolog, als Dialog sein, indem sich der Schriftsteller zur Abwechselung entweder mit sich selbst, oder mit andern Wesen, in eine kurze Unterredung einläßt.

Beispiele:

1) Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden? (Schiller.)

2) Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!" (Schiller.)

f) Vorbegegnung (Präoccupatio oder Prolepsis).

Sie entsteht, wenn man gegen das, was man sagte, Zweifel aufstellt und diese Zweifel selbst beantwortet.

Beispiel:

Aber warum ist der Mensch, der Herr der irdischen Schöpfung, mit so vielen Schwachheiten behaftet und so mannigfaltigen Leiden unterworfen? Eben deßwegen, weil er ein Mensch und kein Engel ist u. s. w.

g) Selbstverbesserung (Correktio):

wenn man das, was man sagte, selbst näher bestimmt und verbessert.

Beispiele:

Mächtiger als alle Gesetze, selbst die schrecklichen Drohungen der Religion überwältigend, zwinget der Ehrgeiz, das Leben zu verachten; zwinget, dem Feinde — nein dem Freunde, unerbittert, mit kaltem Blute, um eines Wortes willen, das Leben zu nehmen. (Feder.)

Vollkommen zu sein, wie Gott; gesinnet zu sein und zu handeln, wie der Unendliche und Heiligste: dies ist das Gesetz, das unsere Vernunft uns ankündigt, und das unser Gewissen uns einschärft. Aber welch ein Gesetz ist das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht ist, die rein ist von allem Eigennutze; ein Wohlwollen, das alle Geschöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unablässig Gutes wirkt; einen Fortschritt ohne Aufhören; ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? (Reinhard.)

h) Das Zugeständniß (Concessio),

ist die Einräumung eines oft nur möglichen Einwurfes.

Beispiele:

1) „Daß der Sieg über uns selbst schwer sei, will ich gerne zugeben; aber das werden Sie mir doch auch einräumen, daß er gerade um so viel beseligender und verdienstlicher sei, je schwerer er ist."

2) Die Welt, wie ich sie hier male, ist zwar vielleicht nirgends, als in meinem Verstande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. (Schiller.)

i) Die Anhäufung (Coacervatio).

Sie besteht darin, daß man einen Gegenstand unmittelbar nach einander mit mehreren fast gleichbedeutenden Ausdrücken bezeichnet.

Beispiel:

Religion der Gottheit, du, heilige Menschenfreundin,
Tochter Gottes, der Tugend erhabene Lehrerin, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich ꝛc.
(Klopstock.)

k) Die Ausführung (Exergasie).

Wir verstehen darunter den Gebrauch synonymischer, d. i. solcher Ausdrücke, die zwar einen und denselben Hauptbegriff, aber doch mit verschiedenen Nebenvorstellungen anzeigen und dazu dienen, den Gegenstand von mehreren Seiten darzustellen.

Beispiele:

1) „Warum sind die Werke Gottes so geschmückt? Warum herrscht in Allem, „was wir sehen, eine solche Pracht? Warum begegnen unsern Blicken überall „so mannigfaltige und unzählbare Schönheiten, von denen jede immer einen „andern, und immer einen größern Reiz und Glanz hat, als die andere?"
(Cramer.)

2)
Wer bist du, Geist der Liebe,
Der durch das Weltall webt?
Den Schoß der Erde schwängert
Und den Atom belebt?
Der Elemente einigt,
Sonn' und Planeten ballt,
Aus Engelharfen jubelt,
Und aus dem Säugling lallt? (Kosegarten.)

Verwandt mit vorstehender Figur ist die folgende:

ck) Die Erweiterung (Amplificatio),

wenn ein Gegenstand nicht auf die kürzeste Art angezeigt, sondern von mehreren Seiten, nach seinen Theilen, Verhältnissen u. s. w. dargestellt wird.

Beispiel: Der allgemeine Satz: „Die Tugend macht glücklich" wird in Abels Tod von Geßner auf folgende Art erweitert:

„Jetzt, Kinder, jetzt fühlen wirs, was für Freude die Seele nach einer guten Handlung durchströmt; wir fühlens, daß wir nur dann wahrhaft glücklich sind, wenn wir *tugendhaft sind*. Durch Tugend steigen wir empor zu der Se-

ligkeit reiner Geister, zu paradiesischem Glücke, da hingegen jede unbesiegte unreine Leidenschaft uns hinunterreißt und in Labyrinthe schleppt, wo Unruhe, Angst, Elend und Reue auf uns lauern" u. s. w.

l) Die Kraft und Bedeutsamkeit (Emphasis).

Sie besteht im Gebrauche solcher Wörter, wodurch der Prädikatsbegriff verstärkt wird. Solche Wörter heißen daher emphatische oder nachdrückliche Wörter.

Beispiele:

1) „Die ihr euch über mir wölbt, schlanke Aeste, ihr streut mit euerem Schatten ein heiliges Entzücken auf mich." (Geßner.)

2) Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt hell in des Stromes Blau. (Matthisson.)

m) Die Uebereinstimmung (Harmonie oder Congruenz).

d. i. Aehnlichkeit zwischen der Darstellung und den dadurch bezeichneten Gegenständen.

Beispiele:

1) „So rauschen in mitternächtlicher Stunde
„Cedern herab, wenn brausend auf ehernen Wagen der Nordwind
„Ueber sie fährt, und Libanon bebt und Hermon erzittert."
(Klopstock.)

2) Mailied.

Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch den grünen Sommerhut;
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Bienen sumsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sich matt,
Schwärmt, und haucht auf eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt. (Hölty.)

n) Die Anspielung (Allusion).

Sie besteht darin, daß der Schriftsteller auf irgend einen bekannten Gegenstand sich gleichsam im Vorbeigehen bezieht, um einer Vorstellung mehr Leben und Anschaulichkeit zu geben.

Beispiel:

Mancher wird ein freier Diogenes, nicht wenn er in dem Fasse, sondern wenn dieses in ihm wohnt. (Jean Paul.)

o) Das Beispiel.

Es besteht darin, daß man den dargestellten Gegenstand durch einen ähnlichen erläutert und anschaulich macht.

Beispiele:

Was uns kein Anderer verwehren kann, ist deßwegen noch nicht erlaubt. Es kann mich Niemand mit Recht verhindern, den Vogel zu würgen, der hier im Käfige singt; wäre es aber deßwegen erlaubt? (Mos. Mendelssohn.)

Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen*) waren Vorläufer

*) Die Gracchen, ein berühmtes römisches Geschlecht, aus welchem vorzüglich Tiberius und Cajus Sempronius zu merken sind.

der Triumvirate; durch den Neid unter den edlern Geschlechtern hat Florenz die Aristokratie verloren; durch Partheiungen die Demokratie, endlich die Freiheit durch ein Uebermaß von Freiheit; aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan; Polen, vereinigt, wäre nicht getheilt worden.

(Johannes von Müller.)

p) Gleichniß.

Zu diesem wird ein Gegenstand mit einem Bilde verglichen, welches verhältnißmäßig weiter ausgeführt wird.

1) Mit den Aeltesten kam Joseph von Arimathia, ein Weiser,
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams,
Von der Zahl der übrig gebliebenen wenigen Edeln.
Still, wie der friedsame Mond, in dämmernden Mitternachtwolken,
Ueber uns wallt, so ging in diese Versammlungen Joseph.

(Klopstock.)

2) Der Weise ist ohne die Tugend ein lebloser Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütz, von fremden Augen bemerken läßt. (Gellert.)

3) So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen;
So steht der Held aus Canaan.

(Aus dem Tode Jesu v. Ramler.)

q) Die Vergleichung (Parallele).

Sie stellt 2 Gegenstände neben einander in der Absicht, die Aehnlichkeiten zwischen beiden auszumitteln.

Beispiele:

1) Im Leben ist's, wie am Himmel. Eben dadurch, daß Sternbilder auf der einen Seite untersinken, müssen wir an der andern hinauf.

2) Das Genie ist ein rasches, aber ungezähmtes Roß, welches seine Kräfte ohne Absicht und Mittel in der weiten Welt Gottes verbrauset, hier einen Greis, und dort ein Kind über den Haufen rennet, und endlich ein Bein, wo nicht gar den Hals bricht. Es wird erst dann nützlich und schätzbar, wenn der wohlthätige Zaum dessen Kräfte auf einen bestimmten Punkt einschränket, und es dadurch zugleich vor der Gefahr, zu schaden und Schaden zu nehmen, sichert. Die Regel ist dem Genie das, was der Zaum dem Rosse ist." (Adelung.)

Als ein Beispiel für diese Figur dient auch die Vergleichung des Anmuthigen in der leblosen Natur mit dem Liebenswürdigen im Menschen (s. unten didakt. Styl), v. Garve.

r) Die Entgegensetzung. (Der Contrast oder das Antitheton).

Diese Figur besteht darin, daß von 2 Gegenständen die einander entgegen gesetzten Beschaffenheiten angegeben werden.

Zum Beispiel:

„Bei den Griechen und Römern führte der Genius ihres Volkes den Griffel der Geschichtschreiber; jetzt aber führt der Genius der Menschheit die Feder der *unsrigen*. Jene standen in Allem, was schön ist, über uns;

wir aber sind weiter in Allem, was wahr und recht ist. Sie waren größere Griechen und Römer, als wir Deutsche sind. Doch wir sind bessere Menschen, als sie." (Lafontaine.)

„Du schläfst auf weichem Bette; ich schlaf' auf weichem Klee;
„Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See," u. s. w.
(Ewald.)

s) **Der Gegensatz** (die Antithese)

besteht darin, daß entgegengesetzte Begriffe neben einander gestellt und in irgend einem Gesichtspunkte mit einander vereinigt werden.

Beispiele:

1) „Ein schwacher Geist erwartet die Gelegenheit; ein gemeiner Geist nimmt sie an, ein großer Geist macht sie, wie er sie selbst haben will." (Möser.)

2) „Ihn (den wahren Dichter) entzückt der Meere Spiegel,
„Und die Silberperl' am Kraut;
„Die Viol' am Todtenhügel,
„Und die Ros' im Kranz der Braut.
„Ihm erhebt der Katarakten
„Donnersturz den trunknen Geist,
„Ihm das Bächlein, das vom nackten
„Klippenabhang niederfleußt.
„Er vernimmt der Hoffnung Wehen
„Hoch vom lichten Sternenraum,
„Hebt, wo Blumen auferstehen,
„Ihres Schleiers goldnen Saum." (Matthisson.)

ss) **Die Auslassung** (Ellipse).

Sie entsteht, wenn bei der Stärke eines Gefühls oder einer aufgeregten Leidenschaft ein oder mehrere Wörter aus dem Zusammenhange der Rede weggelassen werden.

Beispiel:

O Gott, nur noch einen schwachen Händedruck, nur ein segnendes Wort von meinem sterbenden Vater!

Anstatt:

O Gott, laß mir doch nur noch einen schwachen Händedruck rc. rc. zu Theil werden! rc.

t) **Die Abwesenheit des Bindewortes** (das Asyndeton)

stellt in der Stärke des Gefühls oder der Leidenschaft bloß die in einzelnen Worten oder kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe hin, ohne sie durch die sonst gewöhnlichen Bindewörter „auch, und" zu verknüpfen.

Beispiel:

— Er ruft mit lechzender Zunge: Mich dürstet!
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele!
(Klopstocks Messias.)

u) **Die Häufung des Bindewortes** (das Polysyndeton)

entsteht, wenn die Bindewörter im Zusammenhange der Rede wiederholt oder gehäuft werden, um den raschen Gang der Vorstellungen und die schnelle Folge der Gefühle gleichsam zu hemmen und die Aufmerksamkeit einige Augenblicke festzuhalten.

Beispiel:

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn. (Klopstocks Messias.)

v) **Das Unerwartete,**

wenn der Schriftsteller etwas Anderes sagt, als der Leser nach dem Zusammenhange und nach dem gewöhnlichen Gange der Gedanken vermuthet.

Beispiel:

Ganz Paris beachtete mit Erstaunen den kühnen Flug seiner Aëronauten *); die Druckerpressen theilten die Empfindungen dieser Hauptstadt der Moden und der guten Lebensart entfernten Ländern mit, und allgemeine Bewunderung der Begebenheit flog von Paris aus, wie ehemals Kopfzeuge, Bänder, Pommade, und feine Sitten, über die ganze Erde." (Lichtenberg.)

w) **Die Uebertreibung** (Hyperbel)

besteht darin, daß der Schriftsteller in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft einen Gegenstand über die Wahrheit vergrößert oder verkleinert.

Beispiel:

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich, und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken. (Kleist.)

x) **Die Ausrufung** (Exclamation)

ist der natürliche Ausbruch jeder etwas heftigen Gemüthsbewegung, sie sei angenehm, oder unangenehm.

Beispiel:

„O Jammer! immer steigt er näher heran, der Tod! Welche von diesen Wellen, o welche wird uns begraben! — O Gott, dort wälzt sich's her! wie fürchterlich!" (Geßner.)

y) **Der Wunsch**

ist ein natürlicher Ausdruck der Sehnsucht und des Verlangens.

Beispiel:

Bester unter den Menschen! du Gottessohn!
Engel des Bundes!
Theurer Jüngling! Mein Ende sei, wie dein Ende! Mein Grab sei
Bei dem Grabe dieses Gerechten! nahe bei den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruh'n, zum ewigen Leben erwachen! (Klopstock.)

z) **Betheuerung.**

Sie ist eine Versicherung bei Gegenständen, die man hoch und heilig hält.

Beispiel:

„Mosis Geist! Dir schwör' ich bei jenem ewigen Bunde,
„Den du, gelehrt von Gott, aus Donnerwetter uns brachtest:
„Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist."
(Philo in der Messiade.)

*) Luftschiffer.

Wird Gott selbst zum Zeugen angerufen, so heißt die Betheuerung Schwur.
Messias spricht:

— — — Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
(Mess. v. Klopstock.)

tz) Die Ironie

stellt das entgegengesetzte Verhältniß von dem auf, was man wirklich meint, mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächerlich zu machen.

Beispiel:

Er irrte sich gar oft in seinen Reden, und die Sachen sind nicht ganz so, wie er sie schildert, der Wahrheit liebende Mann; er lügt eigentlich nie, er wird nur mißverstanden.

Arten der Ironie sind:

a) Beißende Verspottung (Diasyrmus.)

Beispiel:

An Poll.

Poll sagt: Wer dichten will, muß groß an Geiste sein!
Und doch fällt ihm das Dichten ein?
(Göking.)

b) Sarkasmus ist bitterer Spott gegen einen Sterbenden. Ein Beispiel hievon gaben die Juden, als sie zu Jesus sagten:

Wie fein zerbrichst du den Tempel Gottes und bauest ihn! 2c.

---

2. Tropen.

a) Die Metonymie.

Nach derselben werden verwandte oder in natürlicher Verbindung stehende Begriffe für einander gesetzt, z. B. Ursache für Wirkung, oder Wirkung für Ursache, das Vorhergehende statt des Nachfolgenden, oder das Nachfolgende statt des Vorhergehenden, der Ort für das, was darin ist 2c.

Beispiele:

1) Das Mitleid rann ihm die Wangen herab, statt: die Thränen rannen 2c.
2) Die letzte Umarmung statt: der Trennung;
3) Er ist eine Beute der Würmer, statt: er ist gestorben;
4) Die Wolken träufeln Segen, statt: Regen;
5) Der Wald besingt sein Lob, statt: die Vögel des Waldes besingen 2c.

b) Die Synekdoche.

Sie beruht darauf, daß man das Größere statt des Kleinern, das Kleinere statt des Größern 2c., eine einzelne Zahl statt der Mehrheit, eine bestimmte Zahl statt der unbestimmten setzt; z. B.: ein denkender Kopf, d. i. ein denkender Mensch. Die Eiche grünt (anstatt: die Bäume grünen). Tausend Zungen (statt viele Menschen) verkündigen sein Lob. In jenem unermeßlichen Himmelsraume, in dem der Allmächtige den Kometen (anstatt den Sternen) ihre Bahn zeichnete.

O süße Zeit! als ich von Haselhecken
Mein Pferd mir schnitt,

Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken
Das Feld durchritt!“ (v. Salis.)

c) Die Metapher.

Sie besteht darin, daß ein geistiger Begriff mit einem entsprechenden sinnlichen, welcher kräftiger auf die Phantasie wirkt, vertauscht wird; z. B. Lenz des Lebens, für Jugend.

Der Freund.

Kennst du die Eiche, die kein Wetter bricht?
Kennst du die Palme in der Wüste nicht?
Kennst du der Myrte zartes Immergrün?
Kennst du auch wohl den treuen Rosmarin?
Sieh, Eiche, Palme, Myrt' und Todtenkrone —
Das ist der treue Freund dem Erdensohne.

(Blankenburg.)

d) Die Allegorie.

Eine weiter ausgedehnte und fortgesetzte Metapher heißt Allegorie.

Aus der Metapher:

Die Dichtkunst war zu Rom eine ausländische Blume,

macht Herder folgende Allegorie:

„Die römische Dichtkunst ward aus griechischem Samen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als schöne Blume stand und blühete.“

Eine der glänzendsten Allegorien ist das Mährchen vom Schiffe, von Pfeffel, in welcher er, unter der Hülle des Bildes, den Gang der französischen Revolution von ihrem Anfange bis zur Uebernahme des Consulats von Bonaparte versinnlicht.

Das Schiff.

(Das Mährchen.)

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget
Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handschrift saget,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff Alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot,
Der Gauner, Alles wollte zimmern;
Statt auszubessern, eilte man,
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,
Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunstwerk aufzubauen,
Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr sah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entsetzen;
Allein gelähmet war sein Arm;
Er mußte sich noch glücklich schätzen,

Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das seltne Werk vollendet,
Das man, von seinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft ins Meer, die Segel blähen
Sich rauschend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Hussa bebt das Land.
Allein schon in der ersten Stunde
Warf es ein Windstoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank sich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,
Daß künftig kein Patron mehr sein
Und jeder Bootsknecht steuern sollte.
Doch bald entstand ein ärgrer Strauß,
Als jener, der die Baugenossen
Zu Babel schied. Das schwarze Haus
Der Furien ward aufgeschlossen;
Es spie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergossen.
Der Werft, mit der Verwüstung Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferherd,
Und dennoch ward der Bau vollstrecket.
Ein Machwerk, ganz des Berges werth,
Der diesen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherrn jauchzten hoch; allein
Eh' man dem stets empörten Meere
Die lecke bleierne Galeere
Vertraute, sahn die Klügsten ein,
Sie werde niemals segeln können,
Und faßten muthig den Entschluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtstreich reizte den Verdruß
Des Pöbels unter den Matrosen.
Doch er besann sich bald und schnitt
Sich aus dem Rest der Segel Hosen.
Im Essen kommt der Appetit;
So ging es diesen Architekten.
Ein Stoß von neuen Bauprojecten
Ward aufgetischt. Man schrie, man stritt
Zwar auch; doch ging mit raschem Schritt
Der Schiffsrath diesesmal zu Werke,
Und eh' man sichs versah, entstand
Ein Ideal, das größ're Stärke

Mit größ'rer Leichtigkeit verband.
Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand
Und träumte lauter goldne Zeiten.
Nun schoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Posaunen
Vom Stapel in das offne Meer.
Die ganze Welt sah mit Erstaunen
Den furchtbar schnellen Riesenlauf;
Und weil es sich aufs Kapern legte,
So bracht' es manchen Fischzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der List verborgne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht schon vollbracht,
Was nie der äußre Feind vermochte;
Sie schlich an der Piloten *) Herd,
Wo sie das Gift der Herrschsucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herrn begannen sich zu schlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, selber werth
Pilot zu sein, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht;
Schon fassen es die scharfen Zacken
Der ausgeworfnen Enterhaken;
Schon wühlt die Gluth in seinem Schoos;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geschickes:
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes
Schnell, wie ein Gott, die Wolken trennt,
Die Feinde schrecket, den Despoten
Die Arme lähmt, und den Heloten
Die Menschenrechte wieder schenkt.
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt;
Noch knirscht, noch schäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um sein waches Ohr;
Noch recket hinter seinem Schleier
Der Haß den schwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht fest, wie des Pompejus Säule,
Auf die er seinen Namen schrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb

*) Pilot: Steuermann, welcher den Lauf des Schiffs regiert.

Auf offner See jetzt ausgebessert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt als oberster Matrose
Den schlausten Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und von den Klippen unzerschellt
Das Fahrzeug in den Hafen leiten:
So ist er, traun, der erste Held
Der alten und der neuen Welt.
Hier, Leser, bin ich stehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch siehe da!
In Ziffern war der Rest geschrieben. (Pfeffel.)

e) **Personendichtung** (Personifikation oder Prosopopöie)

besteht darin, daß man leblosen Gegenständen die Eigenschaften von lebendigen und vernünftigen Wesen beilegt, oder sie selbst als wirkend darstellt, z. B. der wüthende Sturm; oder sie als wirkend anredet.

Beispiele:

1) Leite mich auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

---

2) Eilende Wogen, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte! (Schiller.)

f) **Redende Einführung lebloser Gegenstände oder übersinnlicher Wesen**
(Sermocination, Gesprächsführung.)

Sie besteht darin, daß leblose Dinge, oder verstorbene Personen, oder übersinnliche Wesen redend eingeführt werden.

a) Redende Einführung lebloser Wesen.

Voß läßt in seinem Gedichte: „Die Sterne“ diese sprechen:

„O Vater!“ preis't ihr hohen Klanges,
„Du hüllest uns in Glanz;
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz!
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns deine Hand!
Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
Und wimmle Wasser, Luft und Land.“
U. s. w.

b) Redende Einführung übersinnlicher Wesen.

Das Weltende.

Michael stand in einem Gewitter des Thrones verborgen,
Seine göttliche Seele durchflohn, wie Lenze von Eden,
Bilder der neuen Erde, die unter verklärteren Sternen
Einst aufblüht, aus der Todtenasche der alten heraufblüht,

Wann des Lebens Getümmel hienieden zu Ende gespielt ist. —
Jetzo sah er empor; die fernen Weltgerichtsblicke
Leuchten im Antlitz des Alten der Tage; er kannte der Blicke
Ernsten Gebotwink, betete dreimal ihn an, und begann so:
„Deinen Ruf, o du Ewiger, hab ich verstanden; doch zürne
Ueber einen Endlichen nicht, o Vater der Engel!
Meine Macht ist gering, wenn Satan mit seinen Verworfnen
Gegen mich kommt; vielleicht, daß meine Kräfte zu schwach sind;
Sende deine Gewaltigen, Richter! den Engel des Donners,
Ihn, dem die Höll' und Satan mit seinen Gerichteten zittern;
Groß ist des Furchtbaren Stärke, sein Hinschau'n Schrecken des Todes."
„Geh, mein Unsterblicher, ist dein Vater nicht überall bei dir?
Meine Schrecknisse werden mit tödtender Macht dich umwaffnen,
Und sie sollen den Richter und Schöpfer an seinem Geschöpf sehn!"
Also sprach liebevoll ein Blick in des Ewigen Antlitz.
Und in des Urlichts flammende Morgenröthe gekleidet,
Strahlte der Schönste von allen Erschaffenen die Himmel herunter
In der Größe, womit er die Abendsterne verhüllet,
Wann er im silberstürmenden Flug an ihnen vorbeieilt.
Säuselnde Harmonien, wie Wellengüsse des Lichtes
An den Aethergestaden der Orionen sie jubeln,
Tönten die silbernen Flügel, aus Edens Blitzen geschaffen.
Zu dem goldenen Haar, das niedergeringelt in Wellen
Ueber die blühenden Lilienschultern zum Busen hinabfloß,
Weheten Lebensblumen mit Sternenschimmern, im Lenze
Eines Paradieses gesammelt, in Kränze gereihet,
Die um die Blüthenschläf' in festlicher Schöne sich flochten.
Still erhabener Ernst und Seelenhoheit, wie niemals
Sie der Gefallenen Fürst in junger Herrlichkeit hatte,
Strömten ihm aus jeglichem Blick, der Strahlen umher warf.
In den himmlischen Zügen des schönen Ernstes ergoß sich
Heiter und sanft stillfriedliches Lächeln unsterblicher Jugend.
Welten erschienen und rollten vorüber dem Fluge des Seraphs;
Rosenflammen entflossen den Falten von seinem Gewande,
Und verblühten erst spät an Mond und Sternengestaden,
So wie die Melodien der Flügel an ihnen vertönten.
Jetzt stand über der Finsterniß da der Unsterblichen Schönster,
Seine Wangen, zwei Lenzfrühröthen aus Eden, die vormals
Mit lichtglühendem Gold des Euphrats Stirne beflammten;
Blitzen Gottes, wie einst sie im neuen Jerusalem leuchten,
Aehnlich an Glanz, lichtstrahlte sein Aug' voll ewiger Jugend.
„Richter", rief er hier laut, und neigte sich über die Tief' hin,
„Rüste mit tödtendem Schrecken mich nun zum Rachegebote!
Höll', ich komm' im Namen des Allzufurchtbaren zu dir,
Satan von ewigen Ketten zu lösen, woran ihn, mit Allmacht
Seiner Gottheit, der Bluter Judäa's, dein Sieger o Tod! band.
Wüthe Verwüster dann nur auf der Menschenerde; die Hölle
Wüthe mit dir, all' deine vom Richter Gerichteten mit dir!
Deine Zerstörungen haben schon Todesengel gemessen,

Ihrer Dauer Zeiten gezählt, dein Wüthen begrenzet.
Kehr' dann wiederum heim in die Urnacht deiner Verdammniß,
Wo das Elend von Flammen sich nährt und endlosem Jammer,
Und der Ewigkeit ewige Wehen entgegen gebäret.
Menschenverderber! Wann einst auf der fluchgeschlagenen Erde,
Wann der Vollendungen Abend auf ihr ist untergegangen,
Ihre Thränenöden, von Jubelgestirnen beleuchtet,
Wieder wie Freudenthale voll Himmelsfrühlinge lächeln,
Wann des liebenden Allunendlichen Geist in ihr wehet,
Und, vom heiligen Weg zur Morgenröthe, des Himmels
Jugend in die Umarmungen besserer Menschen hinabwallt,
Und in ihrer unsterblichen Unschuld Freuden sich mischet:
Deinen Verwüstungen hat die Rache das Maß der Erfüllung
Dann ausgemessen, und dich in ewige Nächte gefettet."

(v. Sonnenberg.)

g) **Gesicht, Erscheinung** (die Vision).

Sie besteht darin, daß abwesende Gegenstände und Personen, oder überirdische Wesen, Verstorbene, Engel, ja die Gottheit selbst als gegenwärtig dargestellt werden.

Beispiel:

Elias in der Höhle.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel über ihm ward trüb und trüber,
Der Sturm begann; er riß aus seinem Sitze
Den Berg, und spaltete des Felsen Spitze.
Der Sturm ging vor Jehovas Angesicht;
Doch in dem Sturme war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel neigte sich, und immer trüber
Erscholl Getös, ein dumpf Geheul umschwebte
Die Tief'; es donnerte; die Erd' erbebte.
Erdbeben ging vor Jova's Angesicht;
Doch im Erdbeben war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Den Himmel barg ein schwarz Gewölk', und trüber
Gewitternacht entströmten Feuerflammen,
Und schlugen über ihm mit Graus zusammen.
Die Gluth ging vor Jehovas Angesicht,
Doch in den Flammen war Jehova nicht.

Das Feuer schwand; es schwand der Flamme Grausen,
Und lind und still umschwebt ein sanftes Sausen
Elias Ohr; er trat mit banger Seele,
Sein Haupt verhüllt, hinaus ins Thor der Höhle.
Gesäusel schwebt um ihn, wie leiser Harfe Lieder;
Im sanften Sausen kam Jehovas Wort hernieder.

(Krummacher.)

Anhang.

Die **Alliteration**, die **Annomination** und die **Onomatopöie** sind bloße Wortspiele.

Die **Alliteration** (Anbuchstabung) besteht darin, daß die unmittelbar aufeinander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben. Z. B.:

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben. (Schlegel.)

Wild wallend wälzt sich Well' auf Welle fort und Fluth auf Fluth. (Zachariä.)

Die **Annomination** (Wortgleichklang) besteht darin, daß man durch den Gleichklang mehrerer Wörter eines einzigen Stammes den Hauptbegriff verstärken will, z. B.:

Wenn ich einst alle meine Klagen ausgeklagt habe. (Klopstock.)

Aber die Stille ward stiller. (Derselbe.)

Die **Klangnachbildung von Naturlauten** (Onomatopöie.) Sie findet statt, wenn man hörbare Gegenstände durch Sylben und Wörter bezeichnet, die mit ihnen gleichlautend und oft völlig sinnleer sind.

Beispiel:

Müßten nicht tausend Geschöpfe vergehn,
Stürben nicht Menschen und Vieh:
Wollte der Bauer nicht pflügen und sä'n,
Aernten und dreschen für sie? —
Manches hochnäsige Städtergesicht,
Rümpfte sich nimmermehr, dräschen wir nicht:
Tiktaktak, Tiktaktak, Tiktaktak.

V. Von der niedern, höhern und mittleren Schreibart.

1) Im Allgemeinen.

Da sich jede sprachliche Darstellung nach dem äußeren und inneren Stande des Redenden und Vernehmenden, des Schreibers und Lesers, nach der Entwickelungs- und Bildungsstufe desjenigen, für welche sie bestimmt ist, zu richten und hiernach ihren Ton und Ausdruck zu schattiren hat, so gibt es 3 verschiedene Schreibarten: die **niedere**, **mittlere** und **höhere**, und es muß daher jedes stylistische Erzeugniß zu einer dieser Schreibarten gehören. Obgleich der Grund dieser Schreibarten auch in den verschiedenen Gegenständen liegt, welche dargestellt werden, indem der eine nur in der höheren, der andere nur in der mittleren, ein dritter bloß in der niederen Schreibart auf eine seiner Natur angemessenen Weise behandelt werden kann: so gibt es doch auch wieder Gegenstände, welche sich in den 3 verschiedenen Schreibarten gleich gut und passend darstellen lassen. Als Beleg hiezu diene das Gebet des Herrn von Gittermann, von Mahlmann und von Klopstock.

Das Gebet des Herrn.

a) **In der niedern Schreibart:**

O du, der in der Sterne Strahlenkranze
Der Huldigung der Menschen leicht entbehrt;

O du, den tönend in der Sphären Tanze
Des ganzen Weltalls Lobgesang verehrt,
Der dennoch in des Lichtes höchstem Glanze
Auf das Gebet der Menschen huldvoll hört,
Das aufsteigt aus dem irdischen Getümmel, —
O Vater unser, der du bist im Himmel!

Du hast voll Liebe dich uns kund gegeben!
Wir sehen dich im Spiegel der Natur;
Aus deiner Liebe Quell floß unser Leben,
Und jeder Tag trägt deiner Waltung Spur.
Zu dir soll unsre Seele sich erheben;
Dein Nam', o Gott, ist unsre Freude nur!
Er sei uns heilig auf des Lebens Reise;
Geheiligt sei dein Nam' im ew'gen Preise!

Du hast ein Reich, ein ewiges gegründet,
Worin der Stern der Wahrheit flammend glüht,
Wo ew'ger Friede alle Menschen bindet,
Worin der Unschuld reine Lilie blüht.
Dein eigner Sohn hat uns dies Reich verkündet,
Das herrliche, das uns zum Himmel zieht. —
O hilf, daß diese Kund uns allen fromme;
Hilf Vater, daß dein Reich auch zu uns komme!

Wodurch wir dir, o Heil'ger! wohlgefallen,
Im Licht der Menschheit ist es uns bewußt;
Du schriebst dein göttliches Gesetz uns Allen,
Die du zu Menschen schufst, tief in die Brust;
Und deine Engel in des Himmels Hallen
Befolgen, stets dich lobend, es mit Lust.
O möchte, wie in jenen sel'gen Höhen,
Dein Wille, Gott, auch stets von uns geschehen!

Du senktest, um uns Menschen zu ernähren,
Des Lebens Stoff und Kraft in die Natur.
Durch deine Macht erwächst die Frucht der Aehren,
Dein Segen glänzet auf der Ernteflur;
O Gott, was wir bedürfen und begehren,
Erlangen wir durch deine Liebe nur. —
Du tränkst mit Lust und speisest Land und Leute;
Ach, unser täglich Brod gieb, Gott, uns heute!

Wir aber, dürfen wir uns unterwinden,
Zu dir zu flehn? — Stehn wir nicht nackt und bloß,
Wir alle, Gott, vor dir in unsern Sünden?
O uns're Schuld vor dir ist furchtbar groß! —
Doch deine Huld läßt uns Verzeihung finden,
Und dein Erbarmen wägt des Menschen Loos.
Vergieb uns, Gott! In diesem armen Leben,
Die Schuld, wie wir den Schuldigern vergeben.

Versuchung drohet uns von allen Seiten;
Der Sünde Wurzel liegt in unsrer Brust;
Sie lockt uns süß und lächelnd, — und wir gleiten,
Wir fallen, — ach, zu groß ist ihre Lust.
Du aber willst an deiner Hand uns leiten,
Sind wir uns deines Willens nur bewußt.
Wir bitten, Vater! uns in den Gefahren
Der Sünde vor Versuchung zu bewahren.

Wir wandern hier in diesem Erdenthale
Den Weg des Lebens kämpfend auf und ab.
An unserm Wege stehen Todtenmale,
Und auf uns Alle wartet einst das Grab.
Du aber, Gott! reichst uns des Trostes Schale,
Reichst uns der ew'gen Hoffnung festen Stab.
Auf dich vertrauen wir, allgütig Wesen!
Und fleh'n, uns von dem Uebel zu erlösen.

O du, der seiner Kinder Bitten höret,
Die ihm ihr Herz in tiefer Demuth weiht,
O Gott, in Ewigkeit von uns verehrt:
Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!
Du bist es, dessen Güte ewig währet,
Ob Alles hinfließt in den Strom der Zeit. —
O Vater, was wir glaubend von dir flehen,
Wir hoffens; — Amen! ja es wird geschehen.

(Gittermann.)

---

b) In der mittleren Schreibart.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet!
  Deine ewige herrliche Gottesmacht
  Verkündigt der Morgenröthe Pracht,
  Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
    Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
  Herr, Herr! Das Herz, das dich erkennt,
  Erwacht vom Kummer und vom Grame;
  Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt: —
    Geheiliget werde dein Name!

Der du die ewge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,

Wie selig ist dein Thron!
  Der Friede schwingt die Palmen,
  Es singt die Freude Psalmen,
  Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr, Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist Alles recht, ist Alles gleich: —
    Zu uns komme dein Reich!

Kommt Engel aus den heiligen Höhen;
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusäen,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
  O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
  Du bists, die Alles wirkt und schafft;
  Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
  Der Pfad, den jeder wandeln soll. —
Doch in deine Nähe
Führest du Alle, daß sie heilig werden! —
    Dein Wille geschehe,
    Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht ergläng' im grünen Laube;
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube,
  Und Alles genieße mit Dank und Freude —
    Unser tägliches Brod gieb uns heute!
Der du von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich Unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos;
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
  Zeig' uns, Vater, deine Huld
  In dem armen Leben,
    Und vergieb uns unsre Schuld,
    So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Herr, verlaß' uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
  Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth;
  Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
  Nach deinem hochheiligen Angesicht! —
    Führ' uns nicht in Versuchung,
    Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
  Unser Vater!

Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen. (Mahlmann.)

---

c) In der höhern Schreibart.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen;
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern,
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name!"

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich!"

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durstenden.

„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel!"
Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt;
Anbetung dir:
„Denn dein ist das Reich und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen." (Klopstock.)

---

2) Im Besondern.

a) Die niedere Schreibart.

Das Haupterforderniß der niedern Schreibart ist die größte Einfachheit, und die ruhige, zusammenhängende Durchführung bis zum Schluß. Alle überflüssige rednerische Ausschmückung wird in derselben vermieden. Auch sie hat das Kindische, Läppische, Wässerige und Unrichtige der Sprache und das Niedrige und Gemeine zu vermeiden und die Eigenschaften der Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Faßlichkeit an sich darzustellen, um dem in ihr dargestellten Gegenstand nach allen seinen Merkmalen Anschaulichkeit zu geben. Sie thut es nur auf populäre, gemeinfaßliche Weise, ohne höhern Redeschwung. Wir haben auch herrliche Muster der niedern Schreibart, z. B. v. Gellert, Weiße, Campe, Salzmann, Knigge.

Beispiele:

a) in der Prosa:

Ueber den Umgang mit Menschen.

(Bruchstück.)

— Von deinen Grundsätzen gehe nie ab, so lange du sie als richtig anerkennest. Ausnahmen machen ist sehr gefährlich und führt immer weiter vom Kleinen zum Großen. Sei fest; aber hüte dich, so leicht etwas zum Grundsatze zu machen, bevor du alle möglichen Fälle überlegt hast, oder eigensinnig auf Kleinigkeiten zu bestehen. Vor allen Dingen mache dir einen Lebensplan, und weiche nicht von demselben. Die Menschen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zusammenstecken, und am Ende schweigen, dich in Ruhe lassen und dir ihre Achtung nicht versagen. Man gewinnt immer durch Ausdauern und planmäßige weise Festigkeit. Es ist mit Grundsätzen wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, daß der beste Beweis für ihre Güte der ist, wenn sie lange halten. Was aber noch heiliger, als jene Vorschrift ist: — habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege; und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhülfe in der Noth! Und verfolgt dich auch eine Zeitlang ein widriges Geschick, so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens und von der Redlichkeit deiner Absichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben.

(Knigge.)

Ueber das Sonnensystem.

In einer Abhandlung über das Fortrücken unseres Sonnensystems redet Lichtenberg über die Luftschifffahrt der Aëronauten Pilatre und Marquis d'Arlandes, und sagt unter Anderem:

„So viel von diesem Fluge, der, allerdings in der Nähe und mit unsern Augen angesehen, seltsam genug ist; und selbst Engel, die nach Pope's Versicherung, auf Newton hinwiesen, wie wir auf einen Affen, werden diese ersten Flohsprünge des Menschen nach dem Himmel nicht ohne gefälliges Lächeln angesehen haben. Nun mit Montgolfiers Maschine in Gedanken, betrachte man einmal unsere Erde, eine Kugel, deren Oberfläche wenigstens 9 Mill. Quadratmeilen enthält, davon nur 2½ Million Land, das übrige Weltmeer ist, und auf dem sich über 1000 Mill. Menschen herumtummeln. Diese Kugel ist an einem festen, aber vor unsern Augen verborgenen, über 21 Millionen Meilen langen Gängelbande über einem Feuermeere in die Höhe gelassen, das wenigstens 90,000 Millionen Quadratmeilen enthält, ohne in dasselbe herunter zu stürzen. Bei weitem der größte Theil dieser 1000 Millionen Erben des Himmels weiß dieses nicht, oder bedenkt es doch nicht, sondern kaut wie der Hammel sein Futter im Korbe am 19. September zu Paris an der Luftmaschine ruhig fort, immer über einem 90,000 Millionen Quadratmeilen großen Feuermeere schwebend, unbekümmert, wo er dereinst abgesetzt wird, und ohne die Hand des Allmächtigen anzubeten, die ihn über jenen Abgrund so unbeschädigt wegführt. Und doch ist es ausgemacht, daß, hielte uns jene Hand nicht, wir uns entweder in einem ewigen Winter verlören, wogegen der im vorigen Jahre eine bloße Kühlung sein möchte, oder an irgend einer Stelle auf dem Feuermeere selbst abgesetzt werden würden, wie Pilatre de Rosier bei der Mühle. Solche Kugeln schweben außer der unsrigen noch sechse *) über dem Feuermeere, und darunter eine (Jupiter) von solcher Größe, daß man alle übrigen wieder daraus bauen könnte, wenn sie verloren gehen sollten; dieses sind die Planeten."

(Lichtenberg.)

b) In der Sprache der Dichtkunst:

An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge sehnet sich
Der Ruhe zu genießen,
Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, o schlößest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner' Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet
Und keine Nacht begrenzet.

(Chr. Felix Weiße.)

---

*) Seit Lichtenberg dieses schrieb, wurden noch 10 Planeten in unserem Sonnensystem entdeckt.

b) Die mittlere Schreibart.

Zu der mittleren Schreibart gehöret ein stärkerer, lebhafterer, geschmückterer Ausdruck, als ihn die niedere Schreibart verlangt; doch muß auch hier vollkommene Uebereinstimmung des Stoffes und der Form und große Mäßigkeit bei der Wahl dieser Mittel vorherrschen, indem jede Uebertreibung die Erreichung des Zwecks hindern würde. Zu ihrer Durchführung wird das Gleichgewicht der drei geistigen Vermögen in ihren Thätigkeiten, mithin die gleichmäßige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls- und Willensvermögens erfordert. Sie setzt einen hellen Verstand, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, ein tiefes, geläutertes Gefühlsvermögen und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Zwar versinnlicht sie den Stoff durch einzelne bildliche Ausdrücke; nie aber verwandelt sie den Gegenstand selbst in ein Bild, wie die höhere. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältnisse, wie der Schmuck zum Glanze, wie die Wärme zur Gluth. Sie hält daher die Mitte zwischen der niedern und höhern Schreibart. Die mittlere Schreibart wurde in der Prosa von Jerusalem, Engel, Heydenreich, Heeren, Eichhorn, Schlözer, Ancillon, Fr. H. Jakobi, G. Forster, Spittler, Woltmann, Manso und manchen andern Schriftstellern — in der Dichtkunst v. Herder, v. Schiller, v. Göthe, Cramer, v. Gerstenberg, v. Thümmel — und in der Beredsamkeit v. Zollikofer, Reinhard, Löffler, v. Ammon, Schleiermacher, Tzschirner, Bretschneider, Schott, Röhr, Schuderoff u. A. besonders gut angebaut.

Beispiele:

In Prosa:

1) Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie.

Die Philosophie geht von der Menschheit aus, so wie sie sich an die ganze Menschheit wendet und richtet. Dieses thut sie, indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur errichtet und begründet. Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, die menschliche Natur, zumal in ihren feinsten Verzweigungen, oder in den Tiefen ihres Wesens und in ihrer reichhaltigen Fülle erfaßt zu haben, indem man sich an das hält, was die Masse des Menschengeschlechtes, oder die gewöhnlichen gemeinen Menschen darbieten und offenbaren. Die Menschheit erscheint uns in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Vollendung in den auserwählten Naturen, die sich durch eine seltene Harmonie des Geistes, des Gemüths und des Charakters über die Menge erheben, und in jeder Hinsicht die Zierde und der Stolz ihres Geschlechts sind. Die menschliche Natur, in den Meisten gebunden, verstümmelt, oder mindestens in schwachen Ausdrücken erscheinend, entfaltet sich nur vielseitig und in voller Pracht in den Heroen des Denkens, Empfindens und Handelns. Was in allen Menschen sich vorfindet und Allen gemein ist, findet sich auch in diesen; aber was diese auszeichnet, ist den Andern fremd, obgleich es zur menschlichen Natur gehört. Die erstern offenbaren uns die menschliche Natur weit besser, als es Tausende und abermals Tausende gewöhnlicher Menschen thun würden. In dem Verfahren, dem Gange, dem Charakter des Genies, in der Betrachtung seines Wirkens gehet uns die Größe des Menschen auf, und sonderbar wäre es, wenn er in seiner höchsten Entwickelung und Vollendung uns weniger über uns selbst belehren sollte, als in seiner Unvollkommenheit. Sind denn die glänzenden Zeichen und die Strahlen des geistigen Feuers und Lichtes, durch welches das Genie sich beglaubigt, nicht in der menschlichen Natur? Giebt es nicht ein Genie für Wahrheit, eine Genie für die Tugend, wie eins für das Schöne? Gott ist ein großer Künstler, der

seine Geheimnisse nur in auserkornen und auserwählten Männern offenbart. In ihnen muß das Höchste der menschlichen Natur sich kund thun; dort muß man es suchen, so wie man das Höchste der Bildhauerkunst in den Werken des Phidias, und nicht in den Werken der gewöhnlichen Bildhauer, finden kann.

(Ancillon.)

2) Der Abend.

Der heiterste Sonnenuntergang vollendete den heitersten Tag. Ruhig wallend leuchtete das Meer im dunkelrothen Feuer. Fischerbarken ruderten längs der Küste. Schiffe schwebten am Saume des Horizonts, wie zweifelhafte Luftbilder. Klösterliche Betglocken aus der Ferne unterbrachen das feierliche Schweigen der Nähe, wo nur leise Westhauche in den Orangenwipfeln muthwillig ihr Spiel trieben. Der brennende Purpur, worin die gegen Osten hinstreichende Bergkette getaucht war, begann allmählich zu verbleichen. Schwärmende Glühkäfer woben ihre wundersamen Tänze. (Matthisson.)

In der Sprache der Beredsamkeit:

Ueber die Unvergänglichkeit des menschlichen Wesens.

Auf das Unendliche, das fühlt Jeder, der sich selbst verstehet, auf das Unendliche ist Alles bei uns gerichtet. Jede Einschränkung ist uns verhaßt, jede Grenze widrig; und mit Abscheu, mit Zittern denken wir daran, daß es ein letztes Ziel für uns, daß es ein Ende unserer Wirksamkeit, daß es eine Vernichtung unsers Wesens geben könnte. Dagegen werden wir nie müde, zu lernen, zu genießen und fortzuschreiten; jeder Zuwachs ermuntert uns zu neuen Versuchen; jeder Gewinn erweckt die Begierde nach einem größern; wir erweitern uns immer mehr, je freier unser Wirkungskreis wird. Und, was mehr ist, als dies Alles: in unserm Innern erhebt sich eine Stimme, die sich nie ganz betäuben läßt; eine Stimme, die uns auffordert, unablässig nach höherer Tugend zu streben; die uns die Pflicht auflegt, uns eine vollendete Heiligkeit zum Ziele zu wählen. Nein, ein Wesen mit diesem Berufe, mit dieser klaren unläugbaren Bestimmung, kann nicht vergänglich sein; es bedarf einer Ewigkeit, wenn es werden soll, was es werden muß; es verachtet das Geräusch der Zerstörung, das in der Körperwelt herrscht; es schwingt sich siegreich zu einer höhern Laufbahn empor, sobald es den irdischen Gefährten verliert, der es an diese niedrige Gegend heftet. Dabei wollen wir uns an dem Beispiele aller Derer erwärmen, die in der Kraft und mit dem Feuer dieses Gefühls ihrer Unvergänglichkeit gelebt und gehandelt haben. Denn ohne dieses Gefühl ist nichts Edles und Großes auf Erden geschehen; es war die heilige Flamme, welche in den besten Menschen aller Zeiten deren Eifer zu den erhabensten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Weise, so viele Lehrer des menschlichen Geschlechtes der Untersuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Helden der Tugend, im Dienste der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derselben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühseligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Vertheidiger und Retter unsers Geschlechts zur Wohlfahrt ihrer Brüder Alles gewagt, Alles gethan, Alles geduldet, und ihr Blut vergossen. Betrachtet edle Menschen genauer; fasset sie schärfer ins Auge; etwas Hohes und Ueberirdisches

werdet ihr an allen merken; ihr werdet sie alle mit dem Vertrauen handeln sehen, daß sie mehr sind, als niedriger Staub; die Hinsicht auf eine höhere Welt, und das Gefühl, für sie bestimmt zu sein, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei Allen antreffen. Ein solches Gefühl kann nicht täuschen; es ist zu edel, zu allgemein, zu fruchtbar, zu reich an Segnungen aller Art, als daß es Schwärmerei und Täuschung sein könnte. Ueberlegt es fleißig, wie es bei allen Edlen und Guten wirkt, und es wird sich auch bei euch entzünden; es wird auch in euch zu einer Flamme werden, die Leben und Wärme in euch verbreitet.

(Reinhard.)

---

c) Die höhere Schreibart.

Zu den hervorstechendsten Eigenschaften der höhern Schreibart gehören: Adel, Tiefe und Schärfe der Gedanken, edle Würde und Kraft des Ausdruckes, reicher Schmuck und edle Anmuth der Darstellung, deren höchste Steigerung sie erlaubt. Sie spricht oft in Bildern; in ihr finden daher die Tropen und Figuren ihre Anwendung. Sie ist weder für das gemeine Leben, noch für den gewöhnlichen Gebrauch in der Büchersprache geeignet; nur einzelne dichterische Ergüsse, nie aber ganze große Erzeugnisse oder ganze geistliche und weltliche Reden, geschweige ganze Bücher dürfen in derselben gehalten werden; in die niedere Schreibart darf in ihr kein unmittelbarer Uebergang stattfinden, sondern nur in die mittlere, und eben so kann zu derselben kein unmittelbarer Uebergang aus der niederen, sondern bloß aus der mittleren geschehen. Muster höherer Schreibart in Prosa finden wir bei Herder, Fichte u. A., in der Poesie bei Klopstock, Fr. Leop. Graf zu Stollberg, Kosegarten, Jean Paul u. A., in der Beredsamkeit bei Herder, Lavater, Münter u. A.

Beispiele der höheren Schreibart. In Prosa:

1) Apostrophe an Gott.

Nein! Du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte; — ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur kennt er nicht; — ja, wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwohl die erste, einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten.

(Herder.)

2) Schilderung des Gewitters.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen; die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher. Die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Thiere fliehen den Felsenhöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und

Bäume; der Landmann kriecht nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein schreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schweflichten Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last, und stürzen ganze Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andre sich fortjagen, so tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter. (Hirschfeld.)

3) Ueber das Fortbestehen des Menschen nach dem Tode.

Vom gestaltlosen Erdwurme bis zum strahlenden Menschenangesichte, vom chaotischen Volke des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem willkürlichen Schlage im Jünglinge geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen führt und nährt, ihn gehen und sprechen lehrt, und ihn erzieht und verschönert. Und warum? Damit, wenn er als ein schöner Halbgott, sogar mitten in den Ruinen seines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben steht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerschlage? — Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinste Tropfenfall unermeßliche Kreise wirft, auf diesem hat ein lebenslanges Steigen des Geistes und ein lebenslanges Fallen desselben einerlei Folge, nämlich das Ende der Folgen: die Vernichtung? — Und da mit unserm Geiste, nach demselben Grunde, auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen, und nichts auf der von dem Leichenschleier überhüllten Unendlichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern siehet: so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck. Und alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht bloß alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen wir annehmen, wenn wir uns an eine ewige Vernichtung im Tode dahingeben. O Freund, in diese Harmonie der Sphären willst du den ewig schreienden Mißton bringen? Sieh, wie sanft und gerührt der Tag gehet, wie erhaben die Nacht kommt; o dachtest du nicht daran, daß unser Geist glänzend einmal eben so aus der Grube voll Asche steigen werde? — (Jean Paul.)

4) Ueber das Sonnensystem.

Ich stehe in der stillen Mitternacht auf, wo die Aufmerksamkeit meines Geistes weder durch das Geräusche der Eitelkeit außer mir, noch durch die Unruhe der Arbeit, der Sorge und der Leidenschaft in mir gestört wird, und verliere mich in dem Anblicke des gestirnten Himmels, wo nun, statt einer Sonne am Tage, zehn tausend und noch mehr Sonnen in einer unermeßlichen Entfernung von mir angezündet sind. Ein ruhiges, aber fast ein allmächtiges Erstaunen überfällt mich! Welch eine herrliche Offenbarung Gottes! Welch ein Schauplatz seiner Größe! Welches Auge kann ihn fassen! Welch eine Höhe, wenn

ich hinaufschaue! Welch eine Tiefe, worin ich mich selbst kaum gewahr werde, wenn mein Auge aus der Höhe zurückkommt! Kreise über Kreise, von einem Umfange, den vielleicht der erste Engel kaum ausmessen kann! Ohne Ende Sonnen über Sonnen, und ohne Zweifel um sie her Welten, die größer sind, als das Sandkorn von Erde, auf der ich wohne! Was für ungeheure Massen von Licht müssen das sein, daß noch ein Schimmer von ihnen bis zu meinem Auge dringen kann! — Das ist groß, unaussprechlich groß; das ist der Bewunderung und des Erstaunens würdig! Aber wie viel größer ist der, welcher sagen kann: Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde meiner Füße Bank, u. s. w.

(Cramer.)

b) In der Sprache der Dichtkunst:

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des Erdumgürtenden Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! In schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!
Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande
Den jungen freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Saffrangewande.
Aber wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,
O so richte dein furchtbares Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeichten Alpen herunter schmelzende Gipfel,
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehn der Vögel Gesänge,
Dir der säuselnde Wald, und dir die duftende Blume.
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!
Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! — Als Gott mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: Verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!

Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens
Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

VI. Von der Prosa, Poesie und Beredsamkeit.

A. Im Allgemeinen.

Eine Haupteintheilung des Styles ist die in Prosa, Poesie und Beredsamkeit. Da Prosa und Beredsamkeit zu der ungebundenen Schreibart gehören, so wurde bisher die letztere auch nicht als besondere, selbstständige Gattung des Styles aufgeführt, sondern zu der Prosa gerechnet, was auch jetzt noch von Vielen geschieht. Gebundene Rede (oratio ligata) heißt die poetische Darstellung, weil im Verse (von versus = rückwärts stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer gewissen Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen. Ungebundene Rede (oratio soluta) heißt die prosaische, weil sie, der Versifikation entgegengesetzt, an jene Regel der Bewegung nicht gebunden ist. Die Stylisten Schott und Pölitz haben die Beredsamkeit als eigene, selbstständige Gattung behandelt, weil sie von der Ansicht ausgiengen, daß, so wie es 3 Hauptkräfte der menschlichen Seele gäbe, auch 3 denselben entsprechende Stylarten vorhanden sein müßten, nämlich die Prosa, welche die Sprache des Erkenntnißvermögens, die Poesie, die die Sprache des Gefühls, und die Beredsamkeit, welche die Sprache des Bestrebungsvermögens sei. Dieser Eintheilung setzt man jedoch entgegen, daß es Reden gebe, welche das Gefühl in einem weit höhern Grade erregen und ansprechen, als manches, selbst lyrische Gedicht; und wiederum Gedichte, die entweder gewisse Lehren vortragen, oder den Willen in Thätigkeit setzen sollen. Hierauf ist aber zu erwiedern: Wie Lehre und Erkenntniß auf das Gefühl wirken, und der Unterricht das Gemüth ergreifen und den Willen in Thätigkeit setzen soll, so kann es auch kein wahres poetisches Erzeugniß geben, das nicht zugleich das Gefühls- und das Erkenntnißvermögen in Anspruch nimmt; so wie auch alle Produkte der Beredsamkeit neben dem Bestrebungsvermögen das Erkenntniß- und Gefühlsvermögen in Thätigkeit setzen sollen. Es handelt sich hier aber um den nächsten und unmittelbaren Zweck, welchen jede der genannten Redeformen zu verfolgen hat; und da läßt sich wohl schwer verkennen, daß der prosaische Styl als Ausdruck des ruhigen Anschauens und Denkens auf das höhere Erkenntnißvermögen, der poetische als Ausdruck des lebendigen Fühlens auf das Gefühlsvermögen, und der rednerische als Ausdruck des innigen Bestrebens auf das Willensvermögen zunächst zu wirken habe.

B. Im Besondern.

1. Die Prosa.

Obgleich die Prosa als die Sprache des Verstandes, die Poesie als die Sprache der Gefühle und der Einbildungskraft bezeichnet werden kann, so ist doch weder dort bloß der Verstand, noch hier bloß die Einbildungskraft thätig. Aus diesem Grunde kann auch derselbe Gegenstand sowohl prosaisch, als poetisch behandelt werden: prosaisch, wenn bei aller Anschaulichkeit der Einkleidung doch immer noch die auf Beschäftigung der obern Seelenkräfte, d. i. des Verstandes, gerichtete Hauptabsicht des Verfassers vorleuchtet;

poetisch, wenn er in einem solchen Gewande vorgestellt wird, daß Beschäftigung der Einbildungskraft und des Gefühles sich als Hauptzweck offenbart.

Da die Prosa die Sprache des Verstandes und die Poesie Ausdruck des Gefühles ist, so kommt jener im Allgemeinen ein verhältnißmäßig geringerer Grad von Lebhaftigkeit zu, als dieser. Diese Lebhaftigkeit ist aber eine innere und eine äußere. Jene besteht in der sinnlichen Kraft und Anschaulichkeit des Inhaltes und der Vorstellungen; unter dieser versteht man Wohlklang, Kongruenz und Harmonie der Wörter und Redesätze. Die prosaische Rede bedient sich verhältnißmäßig weniger bildlicher Ausdrücke, als die poetische, weil sie die abstrakten Vorstellungen, welche sie darstellt, durch unbildliche Ausdrücke bezeichnen kann. Nur die höhere Schreibart des prosaischen Styls gebraucht fast gleichmäßig mit der poetischen Rede häufig Tropen, und in den Schönbeschreibungen oder Schilderungen werden die Gegenstände wie in der Poesie auch in der Prosa von idealischer Seite angeschaut. Deßwegen nennt man solche Darstellungen auch poetische Prosa. Die Prosa ist nicht so kunstreich zusammengesetzt, wie die poetische Darstellung, indem diese einen eigenthümlichen, taktartigen oder rhythmischen Gang annimmt, der, in einem regelmäßigen Wechsel langer und kurzer Sylben wiederkehrend, sich in Versen oder metrisch bestimmten Zeilen darstellt, weßwegen sie auch gebundene Rede heißt, während die Prosa, als eine aufgelöste vernommen wird, deren Numerus viel einfacher ist, als der poetische Rhythmus. Wo dieser und der Reim ohne höhere Anschauung des Gegenstandes und Versinnlichung der Vorstellungen vorhanden ist, da herrscht prosaische Poesie, oder metrische und gereimte Prosa.

Die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens machen die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere stylistische Gattungen nöthig. Aus dem Beisammensein gebildeter und nach Bildung strebender Menschen geht das Bedürfniß des Unterrichts hervor, welches den didaktischen oder lehrenden Styl erzeugt, wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört; das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, gegründet auf den gewöhnlichen Lebensverkehr und auf gegenseitige Hülfeleistung, gibt den Geschäftsstyl; das Bedürfniß der Mittheilung auch gegen entfernte Personen, den Briefstyl; das idealische Verhältniß des Menschen zu seinem Geschlechte im Ganzen und Einzelnen bringt die Geschichte hervor und mit ihm den historischen Styl. Die Prosa zerfällt also in folgende Stylarten: a) in den didaktischen oder lehrenden Styl, b) in den dialogischen, c) in den historischen, d) in den Brief- und e) in den Geschäftsstyl.

a) Der didaktische oder lehrende Styl.

Der Lehrstyl findet in allen denjenigen sprachlichen Darstellungen statt, in welchen man durch Begriffe den Verstand zu belehren und das Urtheil desselben zu leiten sucht. Solche Darstellungen können nicht allein über Gegenstände statt finden, deren Stoff in den Menschen begründet ist, wie z. B. über logische, metaphysische (übersinnliche), ästhetische, ethische, religiöse und mathematische Gegenstände, sondern auch über solche, deren Stoff außer dem Menschen gegeben ist, z. B. in Natur und Geschichte, sobald dieselben rationell aufgefaßt und wissenschaftlich dargestellt werden. Der im Lehrstyle dargestellte Gegenstand kann entweder ein Theil einer Wissenschaft, oder die ganze Wissenschaft selbst sein; darum unterscheidet man den Lehrstyl auch selbst hiernach, und nennt die erstere Art der Darstellung eine Abhandlung, die zweite ein System oder ein Lehrbuch. Eine Abhandlung ist jede Darstellung allgemeiner, auf einen gewissen Gegenstand sich beziehender Wahrheiten. Wer irgend eine innerhalb eines Theiles einer Wissenschaft gewonnene Wahrheit entwickelt, begründet und feststellt, liefert eine Abhandlung. Der Stoff zu Abhandlungen ist so mannigfaltig, als die menschlichen Gedanken selbst. Bei Verabfassung einer Abhandlung ist es nöthig, daß man die Hauptideen, um welche sich die Darstellung bewegt,

recht ins Auge fasse, den Gegenstand derselben nach allen Beziehungen erwäge und die dadurch sich ergebenden Punkte in denk- und sachgemäßer Ordnung, mit gehöriger Sonderung des Wichtigen von dem Unwichtigeren, zusammen stelle und zu einem klaren Ganzen verbinde. Die Entwerfung eines Planes oder einer Disposition vor Abfassung einer Abhandlung ist also dringendes Bedürfniß.

Eine Abhandlung besteht im Allgemeinen aus 3 Haupttheilen: aus dem Eingange oder der Einleitung (exordium*), aus der eigentlichen Abhandlung (dispositio et expositio) und aus dem Schlusse (epilogus). (S. oben p. 18.) Der Eingang, welcher auf den abgehandelten Gegenstand vorbereiten und das Interesse und die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers für denselben erwecken soll**), muß deßhalb mit jenem in der innigsten Verbindung stehen, und kann entweder die Veranlassung der Abhandlung, oder die Wichtigkeit des Gegenstandes, oder die darüber herrschenden falschen Ansichten, oder die nothwendig voraus zu sendenden Begriffe entwickeln und erläutern. Die eigentliche Abhandlung, in welcher der Hauptsatz entwickelt, erläutert und bewiesen wird, besteht aus der sogenannten Disposition (s. oben p. 5) und Exposition. Bei jener ist zu merken: 1) die Eintheilungsglieder müssen dem eingetheilten Ganzen völlig entsprechen, in welchem Falle die Eintheilung angemessen (adäquat) heißt; 2) die Glieder sollen sich auch gegenseitig ausschließen, weil sonst die Eintheilung schielend oder schwankend wird; 3) die Eintheilungen müssen stufenmäßig fortschreiten, und die Ober- und Unterabtheilungen dürfen nicht mit einander vermischt werden. 4) Die Eintheilungen sollen fruchtbar und zur Sache gehörig sein und deßwegen nicht zu sehr vervielfältigt werden.

Die Exposition hat die in der Disposition aufgestellten Glieder weiter zu entfalten und spezieller darzustellen. Sie hat die aufgestellten Sätze zu beweisen, zu erläutern, die Einwürfe zu widerlegen und die Beziehung der darin ausgesprochenen Lehren und Wahrheiten auf die menschlichen Verhältnisse darzuthun. Der Beweis (argumentatio) kann aus Vernunftschlüssen (a priori) und aus Erfahrung (a posteriori) geführt werden. Bei jenen geht man von allgemeinen Grundsätzen aus, die von Niemand bezweifelt werden, weil sie auf der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes beruhen. Die Vernunftbeweise werden gewonnen aus den Begriffen selbst, aus den Ursachen und Wirkungen, aus dem Contraste (Widersprüche 2c.), aus der Analogie (Aehnlichkeit). Bei den Erfahrungsbeweisen, welche auch historische Beweise heißen, geht man von seinen Beobachtungen, Wahrnehmungen und Versuchen aus. Ist der Verstand durch diese Beweise überzeugt, so sucht man nun die Einbildungskraft und Empfindung zu erregen, welchen Theil man den pathetischen nennt, und dessen Aufgabe vorzüglich die Lenkung des Willens ist. Zu diesem Zwecke bedient man sich vorzüglich der Erweiterung, Schilderung, der gehäuften und ausführlichen Beispiele, der Vereinzelung und Veranschaulichung, damit die Seele nicht nur lange bei dem Gegenstande (Objekte) verweilt, sondern auch einen tiefen Eindruck davon erhält. Der Schluß kann das Ganze nochmals zusammenfassen und das gewonnene Resultat mit Nachdruck wiederholen.

Da der Hauptzweck einer Abhandlung Belehrung und Ueberzeugung ist, so müssen ihre Haupteigenschaften Deutlichkeit, Ordnung, Bestimmtheit und Gründlichkeit sein. Damit sie zugleich auf das Willensvermögen wirke, so muß die Abhandlung den Leser oder Hörer lebendig in Anspruch nehmen und auf die Einbildungskraft und Empfindung in rechter Weise wirken.

---

*) Cicero sagt: Exordium est, ut auditorem habeas benevolum, attentum et docilem.

**) Manche nehmen den Uebergang (transitus), d. i. das Band, welches den Eingang mit dem zu beweisenden Hauptgedanken verbinden soll, und die Bezeichnung dieses Hauptgedankens (Thema) auch als besondern Theil der Abhandlung an.

Wie die Abhandlung einen Theil einer Wissenschaft darstellt, so führt das Lehrbuch oder das System eine ganze Wissenschaft in logischem Zusammenhange vor. Eine Wissenschaft ist ein einzelner, selbstständiger Zweig des allgemeinen menschlichen Wissens, der an seiner Spitze einen Hauptgrundsatz hat, von welchem alle übrigen Sätze und Lehren abgeleitet werden, und die mit jenem ein sogenanntes System bilden. System ist die ganze Reihe einzelner Erkenntnisse in Beziehung auf einen Gegenstand, welche durch eine Idee zu einem organischen Ganzen verbunden sind. Die Eigenschaften einer solchen Schrift, in welcher ganze Wissenschaften oder Systeme vorgetragen werden, müssen Klarheit, Faßlichkeit, Ordnung, methodische Eintheilung, Vollständigkeit, Gründlichkeit und Kürze sein. Der Weg, auf welchem in ihnen die Gegenstände vorgeführt werden, kann entweder die analytische, oder die synthetische Methode sein. Nach jener geht man vom Allgemeinen zum Besondern herab, nach dieser vom Besondern zum Allgemeinen hinauf. Die Männer, durch welche das Gebiet der Abhandlung vorzüglich angebaut wurde, sind: Jerusalem, Mendelssohn, Reimarus, Eberhard, Garve, Engel, Schlosser, Herder, Kant, Reinhold, Heidenreich, Reinhard, Jakobi u. v. A.

Beispiele von Abhandlungen.

1) Das Bewußtsein von Gott.

Wie reich auch diese Welt sei an den verschiedenartigsten, den merkwürdigsten Gegenständen, deren Menge das Auge, ob es gleich vom Sehen nicht gesättigt wird, nimmer erschöpft, von denen das Ohr, ob es gleich vom Hören nicht gesättigt wird, nimmer zur vollen Genüge hört: so gibt es doch Niemanden, der sich durch die Kenntniß der Dinge dieser sichtbaren Welt allein befriedigt fühlt. Kenneten wir auch alle Völker und alle Sprachen, hätten sich auch die Thiere in ihren tausend mal tausend Gattungen uns vorgestellt, wie vormals dem ersten Herrn der Erde, hätten wir in die Abgründe geschauet und wüßten wir, was da verborgen liegt, hätten wir auch die Sterne des Himmels gezählt: dennoch würden wir begehren, mehr zu wissen, von etwas Größerem zu wissen als dieses Alles; denn nicht in der sichtbaren Welt, sondern nur in dem Unsichtbaren findet die Seele Ruhe.

Wie seltsam ist doch dieser Trieb, der so hinwegstrebt von den Reichthümern dieser Welt zu dem, was das Auge nie sah und nie sehen kann, der sich hinaufsehnt zu dem Wesen, welches keine Worte beschreiben und kein Gedanke fassen kann! Dennoch fühle ich diesen Trieb mächtig in meinem Innern; er hat mich früh angespornt, Kenntniß von Gott zu suchen, und dadurch nicht bloß von Andern zu hören, Worte und Namen zu lernen, sondern selbst Gott zu suchen, bis ich ihn fand.

Und wenn ich so suchte, wie klar erkannte ich dann oft die Wahrheit der alten Worte: Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt (Röm. 1, 20.)! Denn alle Dinge, die Gott schuf, zeugen von ihm; wandeln sie auch stumm ihre Bahn, fühlen und verstehen sie auch nicht selbst die Herrlichkeit ihres Schöpfers: dennoch verkündigen sie dieselbe den Verständigen; denn er drückte ihnen allen seinen Stempel auf. Ist es Vernunftschluß oder ist es unmittelbares Gefühl, wodurch ich auf diese Weise Gott erkenne? Gleichviel! Aber die Blume im Thale, die nicht gesponnen, nicht gewebt hat, sagt: Gott kleidet mich; und der Vogel unter dem Himmel, der nicht säet und nicht in die Scheunen sammelt, sagt ver-

nehmlich: Gott versorgt mich; und die Welten dort oben, die in ihrem geordneten Gange dahin rollen, so ruhig über aller Unruhe der Erde — nur ein schwacher Strahl ihres Glanzes erreicht mein Auge, aber in der Stille der Nacht sagen sie mir deutlich: Der Allmächtige hält uns. An milden Abenden, in sternenhellen Nächten, im kühlen Schatten des Hains, oder am Ufer, das von dem unermeßlichen Meere bespült wird, ist Gottesläugnung fast nicht möglich; und was wir da fühlen, läßt sich zu vollkommen klaren Gedanken ausbilden, kann in Schlußreihen geordnet werden, denen der Verstand kaum zu widersprechen vermag. Aber auf diesem schwierigen Wege durch lange Reihen von Gedanken und Schlüssen begegnen uns auch mancherlei Zweifel, die nicht so leicht abzuweisen sind; die Seele verliert allmählich den Ueberblick über das Ganze, und wenn sie endlich mühsam sich durch das Einzelne gearbeitet hat, wenn sie sogar zuletzt dem Beweise beistimmen muß, der den Verstand zu zwingen scheint: dann geschieht dieß vielleicht doch mit heimlicher Furcht, überlistet zu sein, daß irgend ein Fehler sich in die lange Rechnung mit Worten und Begriffen eingeschlichen habe, geschieht vielleicht doch nicht mit rechter Ueberzeugung; denn diese fordert ein volles und festes Bewußtsein, daß es so sei und nicht anders sein könne. Wer weiß es nicht auch, wie leicht die Wahrheit auf diese Weise entstellt werde? Wir erfahren es fortwährend in diesen Zeiten, wie leicht der lebendige Gott sich auch dem scharfsinnigen Denker in eine Natur verwandelt, ein Universum, eine unendliche Kraft, ein gewisses Göttliches, welches das Ganze durchdringt, oder was es sonst für Vorstellungen sein mögen, welche die sich bilden, die den Schatten für das Wesen nehmen, den Strahl, der über die Schöpfung leuchtet, für die ewige Quelle des Lichts.

Wie wohlthuend darum auch die Betrachtung dieser sichtbaren Schöpfung auf mich wirke; wie nahe ich da öfters die Herrlichkeit Gottes geschauet habe; wie oft, wie gern ich auch zu ihr zurückkehre: dennoch finde ich nicht da die vollkommene Gewißheit, werde dadurch nicht so unwiderstehlich an die Ueberzeugung geknüpft, die mir die wichtigste ist von allen, wie durch zwei Gefühle in meinem Herzen, die, wenn ich sie recht sich entwickeln lasse, mir so entscheidend sagen, daß Gott ist, daß ich mein eigenes Wesen verläugnen müßte, wenn ich Gott verläugnen wollte. Diese Gefühle sind F u r c h t und L i e b e.

Wenn ich hier die F u r c h t nenne, so meine ich es keineswegs wie diejenigen, welche annehmen, daß die zeitliche Furcht die Quelle aller Vorstellung von Gott und aller Gottesverehrung sei. Im Gegentheil, wüßten wir nicht anderswoher von Gott, so könnte diese Furcht es uns nicht lehren. — Der zeitlichen Furcht werden wir uns nur gar zu bald bewußt. Wir empfinden nicht nur das Uebel, die Mühseligkeiten, die Gefahren, die schon da sind, sondern wir sind sogar geneigt, uns im Voraus das Uebel vorzustellen, welches noch kommen kann; wir sehen es nicht, es ist nicht da; aber wir fühlen es dennoch schon. Wir fürchten uns vor den Kräften der Natur; wir erkennen es an, daß sie stärker sind, als wir, und wir haben erfahren, daß sie zerstörend losbrechen können. Wir fürchten uns vor der Gluth der Sonne und vor der Kälte des Winters, fürchten uns vor der Luft, die wir einathmen, die oft so milde sich um uns ausbreitet und den blauen Himmel über uns bildet, daß sie sich in wilden Stürmen empöre, oder daß sie vergiftet werde und ansteckende Seuchen verbreite; wir fürchten uns vor den erquickenden Tropfen des Regens, daß sie sich verwandeln mögen in zerstörenden Hagel; wir fürchten uns vor den sanft rollenden Flüssen, vor den freundlichen Wogen des Meeres, daß sie heranbrausen werden, alle

Deiche durchbrechend, die blühenden Länder überschwemmend; wir fürchten uns vor der Erde, die wir betreten, der festen, todten, ruhigen Erde, daß sie unter unsern Füßen erzittern und unsere Werke umstürzen werde. Wir fürchten uns auch vor andern Ereignissen, deren Grund wir nicht in der Natur suchen, die aber bald ganze Länder, bald das Glück einzelner Menschen zernichten können. Wir fürchten uns vor den Menschen um uns her; wir wissen, daß dasjenige, was wir böse nennen, sich auch in ihnen verberge, daß es losbrechen könne auf vielfache Weise, und daß wir zum Theil in ihrer Macht sind. Wir fürchten uns vor dem Ende der menschlichen Dinge, fürchten uns vor dem Tode; denn er ist stärker denn wir, und wir können nicht wissen, wann er hineingreift, uns diejenigen raubt, die wir liebten, oder uns selbst hinwegrafft von dem Allen, was uns lieb war. Doch in aller dieser mannigfachen Furcht gibt es Nichts, was uns unmittelbar zu Gott führt; denn erst muß ich von Gott wissen, ehe ich daran denken kann, alles Dieses auf ihn zu beziehen, ihm die Herrschaft über die Kräfte der Natur, die Lenkung der menschlichen Handlungen beizulegen, ehe ich den Tod als seinen Boten ansehen kann. Wenn die Menschen erst anderswoher eine Vorstellung von Gott haben, dann kann ich verstehen, daß sie den Gedanken an ihn in Alles, was geschieht, hineinbringen, daß die Vorstellung nach und nach in ihrem thörichten und verkehrten Sinne ausartet, und daß sie durch abergläubische Mittel seine Gunst zu gewinnen suchen, um das zeitliche Uebel abzuwenden. Dahingegen weiß ich nicht, wie die Menschen durch den Anblick einer furchtbaren Naturbegebenheit von selbst auf den Gedanken gerathen konnten, dieses auf eine erzürnte Gottheit zu beziehen; wie sie durch den bloßen Anblick der Sonne dazu kommen konnten, zu sagen: Du bist ein Gott, ein lebendiges, bewußtes Wesen, das mir bald wohl und bald übel will; wie es, bloß durch die Furcht vor der Gewalt anderer Menschen, die sich gegen sie erhoben, ihnen in den Sinn kommen konnte, zu einer unsichtbaren göttlichen Macht hinzuflüchten, mit der sie auf irgend eine Weise ein Bündniß schließen und die sie dazu bewegen könnten, ihnen Sieg und Rache zu verschaffen. Wenigstens ist der Zusammenhang hier so unsicher, Zweifel und Einwendungen liegen so nahe, daß wir keineswegs hierauf ein Bekenntniß gründen können, welches wir Glauben nennen könnten, eine Ueberzeugung, die uns als Richtschnur oder Beruhigung zu dienen vermöchte.

Es ist aber eine ganz andere Furcht in des Menschen Herzen, die wir eine heilige Furcht nennen können. Du weißt in deinem innersten Bewußtsein, daß es einen Unterschied gibt zwischen Recht und Unrecht, und daß dieser Unterschied nicht derselbe ist, wie zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen. Es gab einen Vortheil, den du zu gewinnen wünschtest, den du gewinnen konntest; er würde dein Leben sorgenfreier und bequemer gestalten; es gibt aber zugleich ein wunderbares Gesetz, welches spricht: Du darfst das Gut nicht nehmen, welches dir winkt; du sollst dich nicht gelüsten lassen, was deines Nächsten ist; du sollst nicht stehlen, nicht betrügen, nicht anvertrautes Gut behalten. Es gab eine Lust, die du befriedigen konntest, die du heftig zu befriedigen verlangtest; aber der Engel des Gesetzes erhebt sein Flammenschwert vor deinem Paradiese, und wehret dir den Eingang, und zeiget dir die Tafeln des Gesetzes, worauf geschrieben steht: Du darfst nicht! Wenn du nun dennoch das Böse vollbringst, das Angenehme dem Rechten, dein vermeintes Glück deiner Pflicht vorziehst, was für eine wunderliche Furcht ist es dann, die in dir erwacht? Deine Missethat ist vielleicht den Augen der Menschen verborgen, sie haben dieselbe vielleicht

übersehen, verziehen, vergessen, sie haben vielleicht sogar das Böse, das du verübtest, gepriesen und belohnt — warum zitterst du dennoch? O! diese Furcht, dieses Entsetzen im Herzen des Sünders, wenn sein Gewissen erwacht, es ist ein Gefühl, welches die Nähe des Ewigen verkündet.

Diese Furcht, die die Menschen übertäuben, aber nie gänzlich verbannen können, die ihr Mund verspotten, ihr Herz aber nie gänzlich verläugnen kann — diese Furcht ist eins der Gefühle, die den Menschen an Gott knüpfen und den Glauben in seinem Innern lebendig machen. Denn denken wir uns einen Menschen, den der Unglaube versucht, wenn es nahe daran ist, daß der Welt Spott, oder ihre Lust, oder ihr Kummer, daß Gottes und der Menschen Feind ihn bereden wollen, es sey kein Gott; da versuche er es, sich selbst in seinem Gewissen zu sagen: da es also keinen Gott gibt, so darf ich thun in der Welt, was ich will und vermag; kann ich es den Menschen verheimlichen, so ist Niemand da, der es weiß; denn es gibt keinen Allwissenden; kann ich der Strafe der Welt entgehen, so ist Niemand da, der straft; denn es gibt keinen Allmächtigen und Gerechten dort oben; ich will mir selbst und allen Menschen volle Freiheit geben; wir wollen der Welt Lust und der Welt Vortheil nachstreben; denn erreichen wir es nicht hienieden, so erreichen wir es nimmer. Alles dieses folgt ja ganz nothwendig, wenn der Unglaube Recht hat; aber diese Gedanken kann kein Mensch ausdenken. Es gibt eine Furcht, die dem Bösen vorausgeht oder nachfolgt, und die nicht ausgerottet werden kann; es gibt einen innern Zwang, der den Menschen nöthigt, ein Gesetz anzuerkennen, welches nicht aufgehoben, noch verändert werden kann. Wissen wir aber von diesem Gesetze, so wissen wir auch von demjenigen, der es gegeben; so ist ein Gott da, ein Herr und Richter über uns Alle. Und diese Ueberzeugung wird lebendig und klar, jedes Mal, wenn wir uns durch die Furcht vor dem Herrn von dem Bösen abhalten lassen; denn so wie die Erkenntniß Gottes uns zu einem rechtschaffenen Leben erweckt und stärkt, so ist es wiederum ein solches Leben, welches jene Erkenntniß befestigt.

Zwar ist es ganz gewiß, daß die Liebe besser ist als die Furcht, und daß wir, wenn wir immer recht vollkommen in der Liebe wären, nicht durch die Furcht getrieben zu werden brauchten. Ach! aber wie viel fehlt leider daran, daß wir von Liebe zu Gott und unserm Nächsten so durchdrungen sind, daß wir nie anderer Beweggründe bedürften! Nimm die Furcht vor dem Herrn weg, so nimmst du zugleich einen der stärksten Dämme gegen das Böse hinweg, für dich und für Andere. Ohnedieß ist das die bestimmte Ordnung: erst das Gesetz, dann das Evangelium; dieß gilt für das ganze Menschengeschlecht und für jeden Einzelnen. Du wirst das Heilmittel nicht auf Golgatha suchen, wenn du nicht erst die Drohungen vom Sinai gehört; du trittst nicht in den neuen Bund ein, wenn du nicht erst in den alten aufgenommen bist; du suchst Gott nicht als Heiland, wenn du ihn nicht erst als Gesetzgeber gehört, als Richter gefürchtet hast.

Wie heilig, wie nützlich und wohlthuend diese Furcht aber auch sei, so sollen wir doch keineswegs in der Furcht bleiben; denn die Liebe ist höher und edler. Darum sagt der Apostel zu den Christen: Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater (Röm. 8, 15.); darum sagt ein anderer Apostel: Die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe (1 Joh. 4, 18.). Die Liebe ist also ein Gefühl, welches auf eine schönere Weise, als die Furcht, die Menschen mit Gott verbindet.

Die Liebe zu Gott ist gewiß auch ein Gefühl, das dem Herzen des Menschen eben so natürlich ist, als die Furcht vor Gott. Und die Liebe wird durch Gottes mannichfache Wohlthaten geweckt und genährt. Wenn Gott die Schätze des Himmels und der Erde aufthut; wenn er uns einladet: Schmecket und sehet, daß der Herr freundlich ist! wenn das Leben schön und der Körper gesund und das Herz froh ist: — ja dann gibt es Viele, die die Gabe hinnehmen und des Gebers vergessen; es gibt aber auch Viele, die sagen: Laßt uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebt! Soll denn aber die Liebe zu Gott verschwinden, weil Gott es nicht heilsam findet, uns zeitliche Gaben zu geben, wie wir sie begehren? Wir hören ringsum in der Welt unzählige Stimmen, welche sagen: Hätte Gott uns die Wohlthaten, das Glück, die Lust, das Gute, die Ehre, die Kraft, die wir begehrten, gegeben, dann würden wir ihm auch gedankt, ihn auch geliebt haben; wir gestehen es ein, daß, weil er so oft versagt hat, was wir begehrten, so oft zurückgenommen, was er gegeben, unser Herz kälter geworden ist, und wir uns nicht mehr so zu ihm hingezogen fühlen, so an ihn gefesselt, wie früher, als die Hoffnung auf seine Barmherzigkeit noch ungeschwächt war. Diese scheinen also Gott nur suchen zu wollen, wenn und weil sie erhalten, was sie begehren; sie brauchen nicht des Gebers, verlangen nur die Gabe; erwarteten sie nicht Wohlthaten von ihm, so könnten sie Gott entbehren.

In diesem Allen ist nur Eigennutz, keine Liebe; denn Der liebt nicht, der ein anderes Wesen nur um eines gewissen Zwecks willen, nicht seiner selbst wegen sucht, der nicht in ihm, sondern nur in sich selbst leben will. Wollen wir dahingegen das Gefühl der wahren Liebe zu Gott bestimmen, so können wir es nicht anders ausdrücken als so: Ich begehre und suche dich nicht, o Gott! als einen Diener meiner andern Wünsche, als ein Werkzeug, mein Glück zu befördern, sondern ich suche dich selbst und um deiner selbst willen. Hättest du auch nicht alle diese zeitlichen Gaben in deiner Hand, die du so reichlich über die Erde vertheilst, und von denen du auch mir den Theil vergönntest, den deine Weisheit heilsam fand; dennoch würde ich dich suchen, weil du selbst das größte Gut bist, weil du der Allvollkommene bist, weil Niemand lieben kann wie du, du Aller Vater, und weil ich Niemanden lieben kann wie dich. Lieben wir denn auf Erden einen Vater, einen Bruder, einen Freund um ihrer Hülfe und Dienstleistung, um ihrer Gaben willen? Wenn sie uns Nichts zu geben hätten, würden wir sie dann weniger lieben? Und soll denn unsere Liebe zu denen, die um uns sind auf der Erde, reiner, zärtlicher, uneigennütziger sein als die Liebe zu einem Wesen, von dem alle Wesen ihren Ursprung haben, in dem wir leben, weben und sind? Hätten wir auch alles andere Gute, aber keinen Vater in den Himmeln, so hätten wir ja doch das Beste verloren. Gäbe es Nichts außer einer unbewußten Natur, wenn es auch ihre Einrichtung wäre, daß Alles für Alle und für jeden Einzelnen zum Guten reifen sollte, wenn es auch ihre Einrichtung wäre, daß die Seele im Tode erhalten werden sollte; es wäre aber kein lebendiger Gott, dem wir näher kommen könnten in der Stunde des Gebets, näher in der Stunde des Todes — o! wer jemals die Liebe Gottes in seinem Innern fühlte, der wird auch fühlen, daß alsdann dasjenige verschwunden wäre, was allein die Seele befriedigen und beseligen kann.

Dieser stete Trieb des Frommen, Gott zu nahen, die wunderbare, tiefe Mahnung, welche immerwährend seine Gedanken, seine Sehnsucht, sein Streben zu Gott wendet, enthält auch die Versicherung in sich, daß Gott ist. Denn ein jeder Trieb, der in ein Wesen niedergelegt ist, sucht mit Vertrauen seinen

Gegenstand, und muß ihn finden können; wenn Das nicht da wäre, was den Trieb befriedigen kann, so wäre der Trieb vergeblich. Wenn die Biene zum ersten Male von dem Korbe ausflattert, worin sie sich zu regen anfing, woher weiß sie, daß es Pflanzen gibt, welche die klebenden Säfte des Wachses, die Süßigkeit des Honigs bewahren, als durch den Trieb, der sie zu dem Wesen macht, welches sie ist, der sie in Verbindung setzt mit der Außenwelt, durch den Trieb, der sie zu suchen anreizt? Und siehe! sie findet. Woher weiß der Vogel, der vor der Kälte des Winters flüchtet, daß es wärmere Länder gibt, wo er nisten kann; woher weiß er den Weg über Berge und Thäler, über brausende Meere, als durch den Trieb, der ihn sicher dem Ziele entgegenführt, wohin er strebt? Ein jedes hungernde Thier findet auf der Erde, in der Erde, in der Luft, in den tiefen Abgründen des Meeres die seinem Bedürfniß entsprechende Nahrung; es hat sie nicht selbst dahingelegt, hat nichts gesäet und nichts bereitet; doch sucht es mit Sicherheit, sucht und findet. Und du, tiefes, heiliges unauslöschliches Bedürfniß im Herzen des Menschen, das die ewige Liebe sucht, du allein solltest vergeblich suchen? O! wie das Gefühl in meiner Brust, welches im Bewußtsein der Sünde und Verderbniß zittert, die Ueberzeugung von dem gerechten Richter in sich trägt, so weiß auch das Gefühl der Liebe in meinem Innern, welchem nichts auf der Erde genugthun kann, mit Vertrauen und Gewißheit von einem Vater in den Himmeln. Gott hat uns für sich geschaffen, und jene Sehnsucht, die von der Verweslichkeit zu ihm emporstrebt, die nicht klügelnden Gedanken entsprungen ist und auch nicht durch solche zerstört werden kann, sie ist ein Zeugniß, welches Gott sich selber gibt in einem jeden fühlenden Herzen. Es ist Gott selbst, welcher durch dieselbe uns zu sich ruft; und der, welcher ruft, der ist, und will sich finden lassen von denen, die suchen, will uns wieder antworten, wenn wir zu ihm rufen.

(J. P. Mynster; Th. Schorn.)

2) Ueber das Dasein Gottes.

Die erste und wichtigste von allen Wahrheiten ist diese: Es ist ein Gott, ein allerhöchstes, vernünftiges Wesen, von dem die Welt ihren Ursprung hat. Ich mag meine Augen hinwenden, wohin ich will; ich mag über mir den Himmel ansehen; ich mag die Geschöpfe betrachten, von denen ich umgeben bin; ich mag meine Augen zuthun und in meine eigenen Empfindungen mich versenken: so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit und bei der unendlichsten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worin sich meine Seele mit Entzücken verliert.

Ich sehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuern Weltkörper in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermeßlichen Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachste Gesetz sich um jene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innerer Natur aufs Genaueste abgewogen ist. Ist kein Gott, kein vernünftiges, freies Wesen, das dieses Alles geordnet hat; so ist mir Alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf Erden antreffe, eben so unerklärlich. In der ersten Anlage finde ich Alles ungebildet und roh; dies ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stufe hinauf; so finde ich diese rohe Materie in Metallen,

Salzen, Steinen und Krystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stufe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannigfaltig organisirt ist! Der Krystall und der Kiesel behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aenderung oder Vermehrung. Im Pflanzenreiche hingegen ist Alles in beständiger Verwandlung; hier wächset, hier lebet Alles, und Alles in unzähligen Stufen. In einerlei Erde, von einerlei Regen befruchtet, stehet Alles vermischt unter einander, und Alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächset, es vermehrt sich, es stirbt Alles, und Alles unverändert in seiner Natur, Alles zu seiner besondern Jahreszeit, Alles in der vollkommensten Harmonie mit der übrigen Natur; Alles verschieden, und Alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stufe höher, und meine Aussicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sah ich bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künstlichsten Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume ist noch Alles todt; es wächset und stirbt noch Alles auf der Stelle, wo es geboren wird, ohne sein Dasein selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkürliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein; das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere sehen wir, die noch in Aesten fortwachsen; Thiere von einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf Sinne haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, wo sie geboren werden, denen ihre Schale noch ihre ganze Welt ist; andere die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfe Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und Alles ist in seiner Art vollkommen; Alles hat seine Gliedmassen, die nach dem übrigen Baue seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worin es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet sind; Alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen willkürlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat Alles seine abgemessenen Stufen, Alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt Alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich Nichts; es verliert sich Nichts; Nichts wird unvollkommener; Nichts kann sich über die Stufe seiner Natur erheben. Ein Jedes behält sein Maß von Kräften, sein Maß von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgends eine wahre Vernunft; aber ein geheimes unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. —

Ich selbst bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze und bin der nächste Anverwandte der Thiere; auf der andern Seite habe ich in meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten unendliche Vorzüge. Ich habe eine Vernunft, einen freien Willen. In mir vereinigt sich Alles; durch mich wird Alles Vernunft, Alles Harmonie, Alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich dringe in ihre innerste Werkstätte; ich entdecke ihre geheimsten Gesetze; ich messe die Himmel; ich wäge die Planeten; ich berechne ihren Lauf; ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten,

meine Triebe haben nirgends ihre Grenzen; es ist Alles in mir ewig. Ich bin mein eigener Gesetzgeber, mein eigner Richter.

Allein, was sehe ich in allem diesem Reichthume, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen ist, welches dieses Alles hervorgebracht, und diese herrliche Ordnung veranstaltet hat? Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird Alles in meiner Seele, sobald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat. Was die Sonne meinen Augen ist, das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft. In diesem Lichte wird Alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung sah, da sehe ich jetzt nichts als entzückende Vernunft, überall die besten Absichten mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe und die Triebe der Lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand aufs Weiseste zu verbinden sucht. Dieser Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl vom Guten und Bösen gegeben; ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll.

(J. Fr. Wilh. Jerusalem.)

3) Die belebende und heiligende Kraft.

Das Leben quillt aus der Tiefe. Wo der Odem des Allmächtigen wehet, da nur entspringt es, denn es wohnt in Gott, und von Ihm nur ergießt es sich da, wo Er es will. Wie Sein Hauch draußen in der Natur den Frühling schafft, so spricht Sein Wort: Es werde Licht in der Seele! und es wird Licht in der Seele, die Ihn suchet. Denn suchen muß Ihn die Seele, wenn Er zu ihr kommen soll; aber nur die sucht Ihn, die sich nicht selbst sucht; denn ihr Selbst ist nicht der Herr. Von ihrer Selbstheit muß sie sich also erst entkleiden, auf daß sie sich arm fühle, so ganz arm in ihrem Nichts, um in Demuth ihm zu nahen, damit er mit seiner Gnade sie erfülle, damit er sie von ihrem Verderben erlöse, und damit Er ihr das ewige Leben ertheile. Das ist das wahre Licht und Leben, alles andere schwindet in der Eitelkeit der Dinge dahin.

Was der Mensch auch suchen und erforschen mag, ist ohne dieses Leben nur Schein, und nährt nur den natürlichen Dünkel. Denn wo ist die Wahrheit, als in Gott? Was ist das Gute, das wir allein so nennen dürfen, wenn es Gott nicht ist? Woher kommt alle gute und alle vollkommene Gabe, als von dem Vater des Lichts? Wer also zu ihm kommt, der schöpfet des Lebens Freude und Fülle, und zu ihm sich führen zu lassen, dazu fordert auf der himmlische Ruf, der an die Menschheit ergeht.

Der Gelehrte denkt wohl viel zu wissen, und ist hoch erfreut über das immer tiefere Eindringen der Forschungen: aber seht diese Schätze nur näher an, ob sie wahres Gold sind, oder nicht vielmehr ein blendender Schimmer. Und gesetzt auch, das Planetensystem sei noch weiter durchforscht als es jetzt ist, wo die Fernröhre die Himmelskörper aus ihrer kaum bemerkten Sichtbarkeit in unsere Nähe stellen; gesetzt auch, der Bau unserer Erde sei in seinem ganzen Plan den Geologen vorgelegt; gesetzt auch, wir kenneten alle Wesen und Kräfte der Natur auf unserer Erde und wüßten sie noch weiter als bis jetzt Eisen und Dämpfe zur Bequemlichkeit des Lebens zu gebrauchen; gesetzt auch, wir wüßten die Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten her bis jetzt noch genauer, als es die Geschichtschreiber lehren: — so sind das doch immer nur Einzelheiten, und von der Einsicht in das Ganze bleiben wir noch weit genug entfernt; denn

die Tiefe der Natur bleibt dem verschlossen, der den Schöpfer der Natur nicht erkannt hat, und kein Mensch hat ihn erkannt, dem er sich nicht offenbart. Nur in Gott ist Wahrheit. Wohl sind auch jene Wissereien von Werth, sie sind für unser Erdenleben nothwendig; aber mit diesem schwinden sie auch dahin, und sie nähren nur unsere Eitelkeit, wenn wir nicht dabei das Leben in Gott besitzen, in dem zeitlichen das ewige.

Der Philosoph hält sich wohl für den geweiheten Seher, der die ewige Wahrheit durchschaut und begriffen habe, während er sich doch nicht einmal selbst kennt; denn sonst würde er wissen, wie wenig er zu wissen vermag, weil seine Vernunft verdüstert ist, und durch die Selbstsucht so weit von dem Quell der Wahrheit seitwärts geführt worden, daß ihr nur der Dünkel des Wissens übrig geblieben. Der rechtliche, der moralische Mensch meint Wunder, wie hoch er stehe, weil er seine Pflichten ausübt, weil er diese und jene Tugend besitzt, auch seine Freude an den Tugendgemälden siebt: aber blicke er doch einmal in sein Herz, ob er wohl da so Alles finden wird, daß er damit zufrieden sein kann? Wehe ihm, wenn er damit zufrieden ist! denn solcher Hochmuth ist schon ein tiefer Fall. Auch der natürliche Mensch liebt, die ihn lieben, hat auch ein gutes Herz zum Mitleid und zum Wohlthun; auch er eilt, wo die Noth zur Hülfe ruft; auch er freut sich gerne mit den Fröhlichen: aber ist das nicht alles der Naturzug der menschlichen Seele? Wir streben nach Bildung, weil uns der Schöpfer den Geist einhauchte; wir sind denkthätig, weil das Denken in dem Geistesleben so von sich selbst kommt, wie in dem leiblichen das Athmen; wir sind fortwährend in einem Begehren und Wollen begriffen, weil es nie an Reizen fehlt, welche dieses aufregen: aber denken wir denn damit schon das Wahre? Wollen wir das Gute? Suchen wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt? Nur wer die Weisheit sucht, ist der Philosoph, und wer sie gefunden hat, der göttliche Mensch; die Gottesfurcht ist aber der Weisheit Anfang. Nicht das Gesetz gieht uns die Kraft, daß wir es erfüllen; nicht die Pflichterfüllung giebt dem innern Menschen seinen höhern Werth; sondern die Liebe ist es, welche ihn zum wahrhaft Guten belebt, stärkt, erhöht, die Liebe, die von Oben kommt und nach Oben zieht.

Ganz recht, daß die Menschen Wissenschaften und Künste betreiben, daß sie für die Bequemlichkeiten des Lebens sorgen, den Geist bilden, die Ordnung in den gesellschaftlichen Verhältnissen sichern, die Rechte gegenseitig achten, und sich mit Dienstleistungen zuvorkommen. So ist es Gottes Wille. Daß sie das aber aus Liebe zu diesem Willen thun, und ihre Lüste und Begierden besiegen, um Kinder Gottes zu sein und in der Heiligung zu wachsen, das erst macht sie zu wahrhaft sittlichen Menschen. Und dazu giebt es nur Einen Weg. Er, der Erlöser, ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch ihn; aber niemand kommt zu ihm, denn durch den heiligen Geist. Wer also in das sittliche Leben eintreten will, muß in das Reich der Gnade eintreten, wo er durch eine neue Geburt das ewige Leben empfängt.

(Dr. F. H. C. Schwarz.)

4) Die Lebensverhältnisse und die sittliche Kraft.

Das früheste, das älteste Band, welches den Menschen an den Menschen knüpft, ist das häusliche. Ehe noch Städte gebaut und Staaten gegründet waren, bestand, fester als Städte und dauernder als Staaten, der Bund, welchen die Liebe der Gatten schloß, und das Band, welches Eltern an Kinder und Kinder an Eltern bindet. Gleichwohl waren und sind auch die Bande des Bluts nicht immer zugleich Bande der Eintracht; und schon in den frühesten

Zeiten menschlicher Familien-Verbindung finden wir, zu Folge der ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, daß Unfriede, Hader und Zwietracht, Neid und Haß, ja selbst der Mord in die einfachen Hütten der ersten Menschen einbrachen und den Frieden auf Erden für immer verscheuchten. Nur der Liebe göttliche Kraft, wenn sie vom Himmel zur Erde niedersteigt, nur die moralische Kraft, wenn sie sich aus der innersten Tiefe des menschlichen Wesens entwickelt, vermag das gestörte Gleichgewicht der Neigungen wieder herzustellen und die durch nagende Selbstsucht zerrissenen heiligsten Bande wieder neu und fester zu knüpfen. Nicht als ob die Natur gar nichts mehr über die Menschen vermöchte, die sie selbst vereiniget hat: denn wie viele friedliche Familien giebt es, die von dem ursprünglichen reinen Naturtriebe zusammengehalten werden; allein Affecten und Leidenschaften erwachen auch in dem friedlichsten Gemüth und sind stärker als der Trieb. Nur die moralische Kraft ist stark genug, auch die Affecten und Leidenschaften zu besiegen. Wer sie in sich erweckt hat, wer sie hegt und pflegt, wie die Vestalinnen einst das heilige Feuer, diesem wird das Familien-Band und das häusliche Leben doppelt theuer, doppelt erfreulich. Es ist schon früher von den häuslichen Tugenden gesprochen worden als von dem einfachsten und schönsten Schmuck des Lebens. Sie entwickeln sich, was keines Beweises bedarf, lediglich durch die moralische Kraft. Sollen diese Tugenden alle in ein einziges Wort zusammengefaßt werden, so ist es lediglich das Wort Liebe, welches ihr vollständiges Wesen, ihren ganzen Inbegriff ausdrückt. Aber wie der reine Lichtstrahl sich in die mannigfaltigsten Farben zersetzen läßt, und einer jeden ihre besondere Anmuth mittheilt, so ist es mit den mannigfaltigen Erscheinungen der Liebe im Familienkreise, im häuslichen Leben, beschaffen. Bald erscheint in diesem heiligen Kreise und Leben die Liebe als zarte Hinneigung des Herzens zum Herzen; als ein reines Wohlgefallen an den Wesen, welche diesen Kreis bilden und sich in seinem Leben bewegen; als eine innige Theilnahme an ihrem Glück, an ihrer Freude und ihrem Schmerz; als ein zärtliches, treues Bestreben, ihnen Freude zu bereiten und Kummer und Sorge zu verscheuchen oder wenigstens zu lindern. Bald erscheint diese Liebe als Freundlichkeit, Sanftmuth, Nachsicht, Geduld, als schonungsvolle Zurechtweisung bei Irrthümern, Vergehungen, ja Fehltritten. Bald erscheint sie wieder als feste Beharrlichkeit und unwandelbare Treue; bald endlich, wenn dringende Noth es erheischt, als rücksichtslose, ja grenzenlose Aufopferung. Kurz, der häusliche Kreis ist die nächste, einfachste Schule zur Entfaltung der moralischen Kraft in ihrer ganzen Stärke und Liebenswürdigkeit. Wo die moralische Kraft den Gatten an die Gattin, die Gattin an den Gatten, die Eltern an die Kinder, die Kinder an die Eltern, die Geschwister an die Geschwister bindet: da öffnet sich in diesem kleinen Kreise der Himmel; da bedarf es keiner bedeutenden Glücks-Fälle und Glücks-Umstände, keines Tempe und keines Paradieses der Natur; da ist die Grundbedingung gegeben, um immerfort eine heilige Gemeinschaft zu unterhalten und den reinsten und reichsten Genuß des Lebens zu bereiten. Die Liebe ist eine Würze, welche auch die dürftigste Kost schmackhaft macht und die bitterste Arznei versüßt. Aber diese Liebe, sie muß nicht bloßer Instinkt, sondern sie muß moralische Liebe sein, wenn sie diesen Zauber über das ganze häusliche Leben in allen seinen Verhältnissen verbreiten soll. Es giebt Familienkreise, in denen diese Liebe lebt, in denen sie das Band der Verträglichkeit nicht bloß, sondern der zartesten Eintracht knüpft; und wie herrlich wäre es um die Menschen bestellt, wenn das Reich dieser Liebe über die ganze große Kette der Menschen-Familie sich erstreckte: dann

würde aus dem häuslichen Kreise der Friede in die bürgerliche Gesellschaft und in das gesellschaftliche Leben überhaupt übergehen, und jeder Staat, von diesem heiligen Sinne durchdrungen, würde, wenn anders der Ausdruck erlaubt ist, eine große Kirche sein, in welcher neben dem Altar Gottes der Altar der Liebe aufgerichtet wäre.

Das nächste Verhältniß nach dem häuslichen ist das bürgerliche. Welche neue Beziehungen, welche neue Pflichten treten hier hervor, die sämmtlich nur durch die Wirksamkeit der moralischen Kraft erlediget werden können. Von der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten ist eben so wenig der Reiche als der Arme, eben so wenig der Hohe als der Niedrige ausgeschlossen. Die Kette der bürgerlichen Pflichten zieht sich durch den ganzen Staat und greift so weit in das innerliche Leben der Bürger ein, als die Rechte dasselbe erfüllen, die mit den Pflichten gleichen Schritt gehen oder wenigstens gehen sollen. Pflichten hat der Unterthan gegen den Fürsten, aber auch der Fürst gegen den Unterthan. Und wenn der letztere Zeit und Kräfte, ja Gut und Blut auf den Altar des Vaterlandes opfern muß, sobald es die Erhaltung desselben erfordert, so muß wiederum auf seiner Seite der Fürst wachen, daß das Wohl der Unterthanen auf keine Weise gefährdet werde. Und diese beiderseitige Verpflichtung ist eine moralische, und bedarf der moralischen Kraft. Jeder Bürger im Staate ist dem andern verpflichtet, so weit das Element des Staatslebens Bürger und Bürger verbindet: nämlich jeder ist verpflichtet, die Freiheit des andern unangetastet zu lassen, damit auch ihm die seinige bewahrt bleibe. Und hieraus, so einfach dieses Verhältniß in seinem Prinzip ist, entwickeln sich gleichwohl die mannigfaltigsten Leistungen, die eben so wie die vorher genannten, ohne die Wirksamkeit der moralischen Kraft, gar nicht zu Stande gebracht werden können; es müßte denn sein, daß man Alles das, was das Werk menschlicher Freiheit sein soll, zu einem Sklaven- oder gar Maschinen-Dienste herabwürdigen wollte. Was demnach Bürgertugend sei, haben wir zwar in der neuesten Zeit namentlich erfahren, wo allgemeines Elend und große Unterdrückung auch große Opfer erheischte und erhielt: allein in ihrem vollesten Glanze strahlte die Bürgertugend wohl in jenen kräftigen Zeiten der classischen Griechen und Römer, wo der Staat das war, was bei uns die Kirche ist: ein Heiligthum; und wo die Religion nicht bloß auf das unvergängliche, sondern auch auf das vorüberfliehende Leben gerichtet war, dem man wenigstens in der Idee eines unzerstörbaren, d. h. unüberwindlichen Vaterlandes, oder einer Weltstadt wie Rom, eine unvergängliche Dauer geben wollte. Weshalb sie ja denn auch ihre Roma die ewige nannten. Also hier, bei Griechen und Römern kann man lernen, was Bürgertugend in ihrer reinsten Erscheinung, in ihrer höchsten Vollendung ist. Aber zugleich auch kann man sehen, wie sich die moralische Kraft bei diesen Völkern ganz nach dieser Seite hin entwickelte. Die Geschichte hat treu die Namen der Helden aufbewahrt, die sich, um den Staat, um das Vaterland zu retten, dem Opfertode weiheten. Es war nicht Eitelkeit, nicht Stolz, nicht Ruhmsucht, was einen Codrus, einen Leonidas, oder auch einen Curtius, einen Regulus trieb, dem freundlichen Leben zu entsagen, für dessen Hingabe keine Vergeltung in einer andern Welt durch tröstliche Lehre und sichere Bürgschaft ihnen verheißen wurde. Es war religiöses Gefühl, ja es war Gluth der Liebe, ein reiner Ausbruch hoher moralischer Kraft, was diese Helden zu Wegwerfung ihres Lebens begeisterte. Freilich, wie gesagt, ein Gefühl, eine Liebe mit einem religiösen Schwunge für ein endliches, irdisches Ideal: aber doch immer der glänzendste Beweis,

daß die moralische Kraft auch das bürgerliche Verhältniß des Menschen dergestalt zu durchdringen vermag, daß es gleichsam aus seinem beschränkten Kreise heraus in eine höhere freie Sphäre verklärt wird. Doch es bedarf nicht des Ungewöhnlichen und Staunenswerthen, um den Einfluß der moralischen Kraft auf das bürgerliche Leben gewahr zu werden: das bürgerliche Tagewerk reicht hin, die unverdrossene Mühe in den Werkstätten vom frühesten Morgen bis zum Abend, überhaupt die unermüdete Geschäftigkeit in allen Zweigen des bürgerlichen Thuns und Treibens, bis auf die dienende Klasse, bis auf den Fleiß des Landmannes hinab. Wer nur immer sich anstrengen muß in allen Arten von Arbeit, sie mögen vorzugsweise den Körper oder den Geist in Anspruch nehmen, der bedarf der moralischen Kraft, und ohne sie reicht weder der lockende Vortheil noch der winkende Genuß aus, um die Kräfte oft über Vermögen anzuspannen und auf die Dauer in Anstrengung zu erhalten. Kurz und schlüßlich: die moralische Kraft ist die Seele des bürgerlichen Lebens, wie sie die des häuslichen ist.

Gebunden ist das bürgerliche Leben, und zwar gebunden durch das Gesetz; aber frei ist das gesellige Leben, welches in dieser Hinsicht auch noch über dem Familien-Leben steht. Das gesellige Leben ist das eigentlich menschliche Leben. Leider hat in unsern Tagen dieser Ausdruck, man möchte wohl sprechen, seine ganze Bedeutung verloren; denn wenn man die Leere, und die gehaltlose Unterhaltung, und die eben so gehaltlose Freude bezeichnen will, so wählt man die Ausdrücke „geselliges Wesen, geselliges Leben.“ Und so versteht man denn unter diesem geselligen Leben ein Beisammensein sich fremder, kalter, nicht für Andere, nur an sich denkender, aber dennoch sich mit Andern zu amüsiren gedenkender Leute, die für ihr Geld das Recht haben, sich und die Umgebung nach Belieben zu langweilen oder auch zu unterhalten, je nachdem es die Laune und die Fähigkeit mit sich bringt. Man versteht unter diesem geselligen Leben ein mit einander Schmausen wo möglich auserwählter Leckerbissen, dergleichen namentlich die Austern sind, von denen sich auch manche gesellige Verbrüderungen den Namen geben. Und damit doch vorher etwas geschehe, das theils die vorgängige Zeit vertreibe, theils den schon angespannten Appetit hinhalte, theils endlich gleichsam eine vorbereitende Thätigkeit sei, auf welche dann um so befriedigender der Genuß folge: so setzt man sich vor der Haupt- und Staats-Action auf einige Stunden zum Spiele hin, welches man, um es pikant zu machen, mit allerhand sogenannten Chikanen ausspickt, damit der wohlgespickte Beutel des Nachbarn wo möglich von seinem Ueberfluß so viel abgebe, als eben im Stande ist, eine Art von Vergnügen über die so leicht und schnell gemachte Acquisition hervorzubringen. So das reifere Alter. Die beweglichere Jugend dreht sich unterdeß in zierlichen oder auch affectirt-nachlässigen Wendungen und Windungen im Tanzsaale herum, wo jedes tanzende Paar nichts Angelegentlicheres kennt, als sich bestmöglichst herauszuheben. Doch wir haben hier nicht von Zerrbildern zu reden, sondern vielmehr vom wahren Wesen, vom Geiste des geselligen Lebens und von seiner Bedeutung.

Auch hier sind uns die Alten mit einem rühmlichen Beispiele vorausgegangen; sie wußten, was geselliges Leben sei; denn sie kannten ein öffentliches Leben. Auf offenem Markte, unter freiem Himmel trieben sie ihre Geschäfte, verhandelten sie ihre Angelegenheiten, beratheten sie sich, theilten sie sich mit, was ihnen mittheilenswerth schien, waren sie einander nahe, vertraut, Menschen unter Menschen einander gleich, wenn auch durch Vermögenheit ungleich; kurz, ein Jeder fühlte sich nicht bloß in sich selbst, sondern auch im Andern. Zwar

ist unser nordischer Himmel nicht zu einem öffentlichen Leben, gleich dem der Alten geeignet: aber es ist nicht die Oeffentlichkeit, sondern die Offenheit, und folglich die Aufrichtigkeit, die Wahrheit, welche dem geselligen Leben seine Würde giebt. Das einfache, gerade Wesen der Alten, das reine äußere Zeichen innerer Selbstständigkeit und Freiheit, dieses ist es, was wir in unserm sogenannten geselligen Leben nachahmen könnten und sollten. Nichts mehr von jener übertünchten Falschheit, von jener Wahrheit heuchelnden Lüge, die man Höflichkeit, feine Lebensart nennt, und die, weil sie nicht aus dem Herzen kommt, auch nicht zu Herzen geht. Nicht als ob man in der Gesellschaft sich ungeschlachtet und ungesittet betragen sollte: nur nicht ein Anderer äußerlich, ein Anderer innerlich sein sollte man; denn dies ist das deutlichste Zeichen unserer Entartung, unserer Herabgesunkenheit. Ein freies, edles Gemüth ist auch ein offenes, gerades, einfaches, aufrichtiges Gemüth; aber ein solches Gemüth ist auch von einem Geiste beseelt, wie der Geist der Zeit nicht ist, nämlich von dem reinen, belebenden, erhebenden Geiste der moralischen Kraft. Die Schlaffheit unseres geselligen Lebens rührt bloß vom Mangel der moralischen Kraft her, die in den Tagen unserer Vorfahren das Element war, in welchem sie lebten, die ihrem Leben und ihnen selbst Charakter und Farbe, die frische Farbe des Lebens gab, und die auch wieder in unser Leben zurückkehren muß, wenn anders dasselbe auch in seinen geselligen Verhältnissen wiederum Bedeutung und Würde erhalten soll, die es dermalen ganz verloren hat. Was also die moralische Kraft noch nicht ist für das gesellige Leben, das kann, das soll sie wenigstens wieder werden, weil sich aus dem geselligen Leben, dem freiesten aller menschlichen Verhältnisse, wie aus einem kräftigen Boden, jede gute Saat der Menschheit doppelt gedeihlich und fröhlich entwickeln kann.

Gewissermassen ist an die Stelle des alten geselligen Verhältnisses, wenn auch nicht das religiöse, doch das kirchliche getreten. Die öffentliche Gemeine ist so zu sagen Ein Körper, Ein Leib für die Seele, die im Ganzen wie in jedem Einzelnen wohnen soll. Hier könnte und sollte nun wahre Gemeinschaft, wahre Einheit oder Uebereinstimmung der Gesinnungen wie des Handelns Statt finden; hier könnte und sollte eine Freiheit höherer Art als die der Alten und als die des geselligen Lebens überhaupt, die doch nur eine menschliche ist, das Leben der Glieder der Gemeine beseelen, nämlich die göttliche Freiheit, oder die Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher sich allmählich das ganze Menschengeschlecht erheben soll. (Dr. J. Ch. A. Heinroth (der Schlüssel zum Himmel u. s. w.)

5) Die Moral Christi.

Der vornehmste Inhalt der Moral Christi und seiner Apostel enthüllt sich uns am deutlichsten **A.** in den mancherlei sittlichen Grundsätzen, die in den Schriften des N. T. vorkommen; **B.** in dem Einen Grundgesetze der Moral, das deutlich ausgesprochen ist; **C.** in den Centralideen, die ihren sittlichen Lehren nothwendig zu Grunde liegen.

A. Einzelne Grundsätze.

Unter diesen zeichnen sich aus: der Grundsatz 1) des göttlichen Willens, 2) der Gottähnlichkeit, 3) der Christusähnlichkeit, 4) der göttlichen Philanthropie, 5) der Unsterblichkeit, 6) der Verherrlichung Gottes und Christi, 7) des göttlichen Reiches, 8) der Anfrage an das Herz des Menschen.

1. Der Grundsatz des göttlichen Willens.

„Gottes Wille ist heilig, wie Gott: darum laß dir Gottes Willen in all deinem freien Wollen und Nichtwollen, Thun und Lassen heilig sein, wie dir Gott heilig ist.“ Jesus erklärt nur den für ein Glied des himmlischen Reiches, welcher den Willen seines Vaters thut (Math. VII. 21.) und behauptet von sich selbst, daß der Wille seines Vaters seine einzige Richtschnur sei, er also nicht seinen, sondern den Willen seines Vaters thue (Joh. V. 30.). Johannes findet darin, daß wir die Gebote Gottes vollbringen, und das Gottgefällige thun, den Grund aller Zuversicht zu Gott (1 Joh. III. 21—23.) und hält nur den für gerecht, der recht thut, und nur das für ein unvergängliches Gut, daß wir Gottes Willen thun (1 Joh. III. 4—11. II. 17.). Paulus fordert die Christen auf, Gottes Willen in Allem zu erforschen und zu prüfen, damit sie eine sichere Richtschnur ihres Wandels hätten (Röm. XII. 2. Eph. V. 10.) und den erkannten Willen Gottes aus innerem Triebe, wie vor seinem Auge zu vollbringen (Eph. VI. 7. 1 Theff. IV. 3.). Petrus setzt das Leben der Christen darein, daß sie nicht den Begierden, sondern dem Willen Gottes gehorchen (1 Petr. IV. 1—3.). Dieser Grundsatz kann für uns Christen, die wir in Jesus und seinen Aposteln Herolde des göttlichen Willens verehren, nicht anders, als sehr wichtig und viel befassend sein. Und da wir schon als Menschen in den Aussprüchen des Gewissens Gottes Gebote erkennen, und überdem als Christen die klaren Aussprüche Christi und der Apostel, die sich selbst als Gebote Gottes an uns verkünden, und die nothwendig mit den Aussprüchen des Gewissens übereinstimmen, als Gottes Worte an uns verehren: so gewinnt der Wille Gottes unter den Grundsätzen der Moral ein vorzügliches Interesse der Tüchtigkeit sowohl für den Zweck der Wissenschaft, die ein Ganzes in der Idee alles Guten aufstellen will, als für den Zweck der Freithätigkeit, die dasselbe Ganze im Sein darstellen soll. Die Wissenschaft führt durch den Grundsatz des göttlichen Willens das Mancherlei der sittlichen Vorschriften auf ein Gesetz, und die Freithätigkeit das Mancherlei ihrer Actus auf einen Actus zurück. Gottes Wille von Gott selbst geoffenbaret ist das eine Gesetz der Moral; die Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen ist der eine Actus der Freithätigkeit.

2. Der Grundsatz der Gottähnlichkeit.

„Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde; der Mensch sei also Bild Gottes; Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, dies Urbild, werde lebendig in ihm und offenbar an ihm, als dem treuesten Abbilde: das ist des Menschen Aufgabe. Wie die Münze in einem Königreiche, durch Kunst geprägt, das Bild des Königs trägt, so soll der Mensch, durch freie Nachahmung Gottes, das Bild seines Gottes tragen.“

Der Mensch, nach Gottes Bilde geschaffen, soll also Gottes Bild unter Menschen darstellen, soll als Sohn Gottes das Ebenbild seines Vaters mit sich umhertragen, und wenn er von diesem Gotteskinder-Sinne ausgeartet wäre, wie er leider! ist, vor Allem zu dieser Grundgesinnung umgebildet werden und dann das erneuerte Bild Gottes neu darstellen in Liebe gegen Andere, vorzüglich in Liebe gegen Feinde, die nicht zur Liebe reizen, und gegen Dürftige, die nicht wieder geben können; soll verzeihen und wohlthun denen, die ihn beleidigt haben, kurz: vollkommen sein, wie der himmlische Vater, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt (Math. V. 44—48. XXII. 21. Luc. VI. 36. Ephes. V. 1. 1 Petr. I. 13—18. Ephes. IV. 24. Coloss. III. 10.).

Die Allvollkommenheit Gottes wird hier nicht in ihrer Fülle, sondern nur als Lauterkeit seines Wesens und als Heiligkeit seines Willens vorgestellt, und in dieser Hinsicht kann es vorzüglich ein Ideal genannt werden: denn allwissend und allmächtig zu werden, liegt nicht in der Sphäre unseres Sollens und Wollens.

3. Der Grundsatz der Christusähnlichkeit.

Da die Heiligkeit Gottes für endliche Geister in sinnlichen Hüllen immer eine Art von Unzugänglichkeit hat und haben muß, so hat sie sich uns in dem fleckenlosen Leben Christi gleichsam nahe — zugänglich gemacht; das Leben Christi ist der Codex der Christen, auf den uns Christus und seine Jünger hinwiesen.

„Das Leben Christi ist als der vollkommenste Abdruck des göttlichen Lebens eine Richtschnur für uns:“ Gott in Christus — unser Vorbild; das haben Christus, Johannes, Petrus, Paulus, so klar und so bestimmt, wie möglich, angegeben (Joh. XIII. 15. 34. XV. 12. 1 Joh. II. 6. III. 16. 1 Petr. II. 21. III. 18. Phil. II. 5—8.).

Der eine Inhalt aller dieser und ähnlicher klassischen Stellen ist dieser: Liebet einander, wie uns Christus geliebet hat, der in Knechtsgestalt erschien, ein Mensch, wie wir, und gehorsam bis zum Tode am Kreuze, für unsre Sünden starb. Die Menschwerdung des Logos (Worts) und der Opfertod des Erlösers sind also die zwei großen Endpunkte, die hervorstechendsten Partien in dem Original-Gemälde, das uns hier vorgehalten wird.

Der Grundsatz: Liebet einander, wie Christus euch geliebet hat; traget einander in Liebe und Demuth, und seid in Allem gesinnt, wie Christus,“ ist a) als Gebot für Christen, die im Grunde kein anderes Gebot haben, als Liebe, allumfassend; b) ist als Vorbild für Christen, die in Christus das ausgeprägteste Ebenbild Gottes verehren, ein göttlich-menschliches Muster, und c) weil sie die Heiligkeit Christi als die Heiligkeit Gottes, in Christus geoffenbaret, ansehen, ein reines, durchaus zuverläßiges Muster.

4. Der Grundsatz der Menschenfreundlichkeit Gottes, als das Princip der dankbaren Liebe.

„Die Menschheit ist ein besonderes Augenmerk Gottes. Er weiß ihre Bedürfnisse und sorget für sie. Der Vater hatte die Menschheit so lieb, daß Er, als sie von ihm abgefallen war, seinen eingebornen Sohn dahin gab: Gott ist die Liebe selber.“ „Er hat uns zuvor geliebt; wir sollen ihn also auch lieben, und in Liebe seinen Willen thun. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten und seine Gebote sind nicht schwer.“ Wenn wir nun aber Gott, der uns zuvor geliebt hat, lieben, so müssen wir die Liebe zu dem unsichtbaren Gott vorzüglich dadurch beweisen, daß wir den sichtbaren Bruder lieben. „Wer Gott lieb hat, liebt auch, was aus Gott geboren ist.“ (Math. VI. 25—34. Joh. III. 16. 17. 1 Joh. IV. 16. 17. 19. 20. 21. V. 1. 2. 3.)

Dieser Grundsatz bezeichnet also die lauterste, die schönste Gemüthsstimmung, und würde, verwebt in die ganze Sinn-, Denk- und Handlungsart der Christen nichts anderes, als die reinsten, edelsten, genießbarsten Menschen bilden können.

Dieser Grundsatz ist auch noch von einer andern Seite merkwürdig; denn die dem Sünder bevorkommende Liebe setzt den Abfall der Menschheit voraus, und alle Tugend des Christen ist demnach Liebe zu dem Wiederhersteller unseres Geschlechts.

5. Der Grundsatz der Unsterblichkeit.

Ob du gleich im Lande der Sterblichkeit, nach dem niedern Theile der Natur selbst sterblich, umher wallest und über Gräbern wandelst: so betrachte dich doch stets a) als einen Unsterblichen, als einen Bürger des himmlischen Vaterlandes, der dieses Bürgerrecht zwar hat, aber noch nicht im ganzen Umfange ausüben und genießen kann, indessen in der Fremde pilgert, um der Aufnahme in sein Vaterland fähig zu werden; b) als einen Zögling der göttlichen Weisheit, der sich hier noch im Stande der Unmündigkeit befindet, noch lernt in der Vorbereitungsklasse, um dort den vollendeten Männern, den Sehern des Lichtes beigezählt zu werden; c) als einen Säemann, der hier reichlich säen soll, um dort einer reichen Ernte-Freude würdig und theilhaftig zu werden; d) als einen edlen Handelsmann, der hier sein Capital auf Zinsen legt, um am allgemeinen Rechnungstage die Verbesserung seines Capitals vor dem Auge der Gerechtigkeit vorlegen zu können; e) als ein Wesen, das bestimmt ist zur innigsten Vereinigung mit Gott in Christus, die unser im Schooße der Ewigkeit wartet, und das sich durch fortschreitende Reinigung von allem Ungöttlichen zu dieser Einigung mit dem Göttlichen immer tüchtiger machen soll. (2 Kor. V. 6—10. IV. 6, 1 Kor. III. 10—13. Math. XXV. 1—13. 14—30.).

Dieser Grundsatz hat das Eigenthümliche, daß er, in Gesinnung übergegangen, schon auf der Erde den höhern, lautern Sinn der Unsterblichen anticipirt, indem der so gesinnte Mensch schon in Zeit aus dem Geiste der Ewigkeit handelt und, um in allen Verhältnissen des zeitlichen Lebens unbefleckt und unverwundet durchzukommen, das Ewige nie aus dem Auge läßt. Es gibt also eine lebendige Anschauung der Unsterblichkeit, die nicht nur mit der reinsten Sittlichkeit nicht im Widerstreite ist, sondern sie vielmehr selber ausmacht.

6. Grundsatz von der Verherrlichung Gottes und Christi.

„Verherrlichung Gottes, Verherrlichung Christi sei dein höchstes Gebot und deine einzige Triebfeder. Alle sollen Gott in Christus anbeten; Alle sollen den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren; Ihm neige sich alles Knie; Ihn verherrliche unser Leben und Sterben; denn in Ihm wohnet die Gottheit leibhaftig. Er ist das Haupt der Kirche, — Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn, dem ihr dienet, Christo!" — (Siehe die drei Briefe an die Epheser, Philipper, Colosser.)

Eine Moral, die nur Liebe gebeut, und der Selbstaufopferung (denn die Liebe opfert sich) keinen andern Zweck anweiset, als die Verherrlichung Gottes und Christi, ist doch so rein und erhaben, als keine andere.

7. Grundsatz von dem Reiche Gottes und Christi.

Die Menschen und alle vernünftigen Wesen stehen in einer Verbindung unter sich und mit Gott; diese Verbindung heißt das Reich Gottes. Dieses Reich Gottes gewährt eine doppelte Anschauung, insofern es in die Zeit herein, insofern es in die Ewigkeit hinüberfällt. In der ersten Betrachtung ist es eine Erziehungs-, d. i. eine Reinigungs-, Bildungs-, Heiligungs-Anstalt, in der zweiten ist sie Vollendung der Menschheit, d. i. eine Verklärung, Beseligung, Vereinigung mit Gott, die den Menschen selbst vollendet. Als Anstalt zur Erziehung, Reinigung, Bildung, Heiligung der Menschheit heißt es Kirche, als Vollendung der Menschheit — Himmel. Als Kirche ist es das Reich Gottes im Kampfe, im Werden; als Himmel ist es das Reich Gottes im Siege, in dem vollen-

deten Sein; als Kirche ist es das Reich der Gnade, die den freien Willen zum Guten weckt und im Guten stärkt; als Himmel ist es das Reich der Herrlichkeit, die den Guten vollendet und erfreut.

Das Oberhaupt dieses Reiches ist Gott, ist Christus, der Sohn Gottes; das Gesetz des Reiches ist Liebe gegen Gott, gegen Christus und gegen alle Reichsgenossen; der Zweck der Regierung Erlösung von Sünde, Unwissenheit, Elend, Tod und volle Heiligung und Beseligung aller Bürger des Reiches; der Feind des göttlichen Reiches das Reich der Finsterniß; die Berufung der sämmtlichen Glieder des göttlichen Reiches auf der Erde ist Streit für das Licht wider die Finsterniß; die Waffe der Streiter, Glaube an das Licht; der Ausgang des Streites, Sieg über die Finsterniß. — (Math. XIII. 24 — 54.).

8. Grundsatz der Anfrage an das menschliche Herz.

Was du willst, das dir Andre thäten, das thu du ihnen auch. Und: was du wünschtest, daß dir Andere nicht thäten, das thu du ihnen auch nicht.

Daß diese Anfrage an das Menschenherz weiter nichts, als der praktische Dollmetscher der nachstehenden Gesetzformel: Liebe den Nächsten wie dich selber, sein soll, wird sich in der Erklärung derselben ergeben.

B. Das eine Grundgesetz der Moral: die Summe der ganzen christlichen Moral.

Christus faßte selbst alle Gesetze in die Summe zusammen: Du sollst den Herrn, deinen Gott, von deinem ganzen Herzen und von deiner ganzen Seele und von deinem ganzen Gemüthe lieben; dieß ist das erste und größte Gebot; das andre aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. In diesen zweien Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten. (Math. XXII. 37 — 40.). In dieser Summe, wie sie Jesus und die Apostel selbst erklärten, ist auch die Liebe gegen Christus mit eingeschlossen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, spricht Christus von sich, der ist meiner nicht werth; wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth. (Math. X. 32 — 33. Röm. XIII. 10. 1 Thim. 1. 5.). Die Summe aller Forderungen Christi ist also die:

I. Liebe Gott aus allen deinen Kräften;

II. Liebe Christum, wie Gott; denn er ist der eingeborne Sohn Gottes, Eines mit dem Vater;

III. Liebe deinen Nächsten, wie dich selber.

C. Centralideen, die den sittlichen Lehren Christi und seiner Apostel zu Grunde liegen müssen.

Die sittlichen Lehren Jesu haben bei aller Mannichfaltigkeit des Inhalts eine Einheit, die überall hervorleuchtet, und bei aller Einfachheit des Ausdruckes eine Tiefe, die Bewunderung erregt. Jene Einheit und diese Tiefe setzt göttliche Centralideen voraus, die dem Gedanken, dem Worte überall zu Grunde lagen. Diese Centralideen umfassen die Gottheit und die Menschheit zugleich. Insofern sie aussprechbar sind, werden sie in folgenden Lehren ausgesprochen:

I. Gott ist die Liebe und es ist der unwandelbare Wille Gottes, daß die Menschheit nach dem Ebenbilde der Liebe geschaffen, gut und selig sei, wie Gott.

II. Die Menschheit, in ihrem jetzigen Zustande, ist nicht gut, nicht selig, liegt im Argen, womit Elend und Unseligkeit verknüpft ist.

III. Dieses Arge ist die Trennung von Gott und die Feindschaft wider Gott.

IV. Jene Trennung und diese Feindschaft soll nach dem Willen der ewigen Liebe nicht ewig sein, soll aufgehoben werden.

V. Die Aufhebung jener Trennung und dieser Feindschaft ist das große Werk Gottes, ist das Werk des Logos, ist das Werk Christi.

VI. Dies große Werk Christi ist auch das Werk der Apostel und der ganzen christlichen Kirche auf Erde.

VII. Dies große Werk kann nicht vollbracht werden ohne den Geist Gottes, der den Menschen wecket, bildet, leitet, und ohne Einstimmung des Menschen mit Gott.

VIII. Diese Einstimmung wird durch Sinnesänderung angefangen.

IX. Diese Einstimmung wird durch Heiligung fortgesetzt.

X. Diese Einstimmung wird durch vollendete Verklärung des Menschen in das Bild Gottes vollendet.

XI. Diese Einstimmung des Menschen mit Gott in ihrem Anfange, in ihrem Fortschritte und in ihrer Vollendung ist die Liebe.

Diese Lehren sind unvollkommene Ausdrücke der Centralideen, insofern jede auf das Centrum (Gott) zurückweiset. Diese Lehren bezeichnen das Höchste, das Jesu und seinen Aposteln vorschwebte in allen ihren Lehren, Thaten, Leiden, Schicksalen. Dies Höchste ist wohl auch der Schlüssel, der uns den Sinn des ganzen Evangeliums aufschließt. (J. M. v. Sailer.)

6. Vergleichung des Anmuthigen in der leblosen Natur mit dem Liebenswürdigen im Menschen.

Der Analogieen der Körper- und Geisterwelt sind unzählige. Die zwischen dem Anmuthigen in der leblosen Natur und dem Liebenswürdigen im Menschen fiel mir einst an einem der schönsten Sommerabende, in einer herrlichen Gegend meines Vaterlandes, so sehr auf, daß ich nicht umhin kann, dem Leser Betrachtungen mitzutheilen, welche über den Gegenstand, wovon ich jetzt rede, ganz aus Empfindungen in mir entstanden, und daher nicht ohne Wahrheit sein können. Was ist der Liebe ähnlicher, dachte ich, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt! Wie muß nun also wohl der Mensch sein, der diese Empfindung selbst in seinen Nebengeschöpfen hervorbringen soll? Ohne Zweifel so, wie die Natur, wie Himmel und Erde mir in diesem Augenblicke erscheint.

Erstlich: heiter, also in sich vergnügt, mit seinem Zustande zufrieden. Der Ausdruck der Freude ist an und für sich schon angenehm. Lustige Menschen werden in gewissen Gesellschaften für angenehm gehalten; aber vergnügte in allen. Dann: sanft, wie diese Luft, wie dieses Licht. Alles Heftige erschöpft, betäubt, blendet, aber das stille Angenehme vergnügt. Warum bekommen alle Gegenstände in der Abendsonne ein so interessantes Ansehen, wenn sie auch in dem Glanze der Mittagssonne etwas Gemeines zu sein scheinen? Weil dann der Grad des Lichts gerade unserer Kraft zu sehen angemessen ist. So müssen auch alle Kräfte im Menschen, welche ihm Vorzüge geben, Verstand, Muth, Fröhlichkeit in ihren Aeußerungen sich etwas herabstimmen und mildern, wenn sie auf den größten Theil der Menschen angenehme Eindrücke machen sollen. Ferner: freundlich und wohlwollend. Die Züge, welche Liebe ausdrücken, müssen in seinem Gesichte, in seinem Betragen sein; sein offenes Herz, das gern den Andern Vergnügen machen will, muß sich in Allem zeigen, was er sagt und thut. Aber auch reich: reich wie diese Gegend an Produkten, so reich an Vor-

stellungen, an Gedanken, an mitzutheilenden Kenntnissen. Nutzen und Fruchtbarkeit ist eine Folge davon. Das schönste Land nährt seine Einwohner am besten: der wirklich angenehme Mensch ist der, welcher seine Gesellschafter belehrt und bilden hilft. Wenn er weiß, den Geist der Andern in seine Bequemlichkeit zu setzen, ihnen das Nachdenken, was zum Umgange gehört, behaglich zu machen; wenn er ihnen ihre Kenntnisse ablockt, ihre dunkeln Ideen entwickeln hilft, sie in Thätigkeit bringt, um alle ihre Kräfte und Vorzüge an den Tag zu legen; wenn er dabei sie von Aengstlichkeit, von Sorge, von jeder Leidenschaft zu befreien versteht, so wie die Natur in diesem Augenblicke mich davon befreiet hat: dann besitzt er die Kunst des guten Gesellschafters im hohen Grade. — Zu dem allen muß noch die Beständigkeit, die Gleichheit hinzukommen. Sie ist es, welche den schönen Dingen den Werth des wirklich Liebenswürdigen giebt. Ein Tag, wo kalte Schauer mit heißen Sonnenblicken abwechseln, oder eine drückende Mittagshitze auf rauhe Morgenwinde folgt, ist beschwerlich; aber der entzückt, an welchem die Frühlings- oder Herbstsonne eine gleich sanfte Wärme, einen gleich milden Glanz von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange um uns her verbreitet. Ein Mensch, dessen Launen oft wechseln, ist, so angenehm seine gute Laune sein mag, selten geliebt. Welche vortreffliche Sache ist die Sicherheit, den Mann heute so wieder zu finden, wie man ihn gestern verlassen hatte! Auch Fehler erträgt man, wenn man darauf rechnen kann, immer nur dieselben ertragen zu müssen. — Aber doch muß auch eine sanfte Bewegung, wie in der Natur so im Menschen sein, wenn sie am lieblichsten sein sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm: ein sanftes Wehen der Luft belebt eine ganze Gegend. Auf eben diese Weise muß der angenehme Mann munter und doch gesetzt — nicht einförmig und steif sein, aber doch nicht von einem Aeußersten zum andern ausschweifen. Seine Empfindungen müssen aufwallen, ohne in Leidenschaft überzugehen. Seine Fröhlichkeit muß Ausbrüche haben; aber nie rauschende Lustigkeit werden. Sein Witz muß auflodern; aber nicht immer leuchten wollen. Seine Imagination muß zuweilen von anmuthigen Bildern aufgeweckt werden, nicht immer sich freiwillig erhitzen. Dieser sanfte Fortschritt eines männlichen starken Geistes macht, daß Alle, die um ihn sind, in Schwung kommen, und anfangen, sich ihrer Gedanken lebhafter bewußt zu werden; und eben dies giebt dem Gesellschafter, wie dem Schriftsteller, seinen vorzüglichen Werth. (Garve.)

7) Ueber die Empfindungen.

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust, die Anfangs ein Schauern, und, wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erzeugt. Diese Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer stetigen oder unstetigen Größe bestehen; die Empfindung ist in allen diesen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können; wer kann diese ohne Schauern erblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Diese Empfindung ist von Lust und Unlust zusammengesetzt. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust; aber unser *Unvermögen, seine* Grenzen zu umfassen, vermischt diese Lust mit einiger Bitter*keit, die sie desto reizender* macht. Doch ist dieser Unterschied zu bemerken:

Wenn der große Gegenstand uns bei seiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die stille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenständen unterbrochen wird: so verwandelt sich der Schwindel zuletzt in eine Art von Eckel über die Einförmigkeit des Gegenstandes; die Unlust überwiegt, und wir müssen den verwirrten Blick von dem Gegenstande abwenden. Hingegen ist die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe erhabener Tugenden so mannigfaltig, als groß, so vollkommen, als mannigfaltig, und die Unlust, die mit ihrer Betrachtung verknüpft ist, gründet sich auf unsre Schwachheit; daher gewähren sie ein unaussprechliches Vergnügen, dessen die Seele nie satt werden kann. Was für selige Empfindungen überraschen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes gedenken! Unser Unvermögen begleitet uns zwar auf diesem Fluge, und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unser eigenes Nichts vermischen sich in eine mehr als wollüstige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erholung wagen wir den zweiten, den dritten Versuch, und die Quelle des Vergnügens ist noch so unerschöpflich, als vorhin. Hier mischt sich kein Eckel, keine Unlust von Seiten des Gegenstandes in unsre Empfindung, und wir wären glückselig, wenn unser ganzes Leben ein ununterbrochener Versuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, sein könnte.

(M. Mendelssohn, aus seinen philosophischen Schriften.)

8) Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig erfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die meisten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit

noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, Alles was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entlediget habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnet neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellet sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fange ich allmählich an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was nicht dazu paßt, wegzustreichen, und Jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt aber, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehro mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und fienge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrik bewunderte die Clairon, als Frankreichs größte Actrice (Schauspielerin); aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea*) steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte:“ so würden Sie freilich

*) **Medea:** eine gewaltige Zauberin des Alterthums, welche z. B. alte Leute durch Sieden im *Kessel verjüngen und die auf* einem Drachenwagen durch die Luft davon fahren konnte.

die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht Alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus; er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihrer augenblicklichen Empfindung zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Meiste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, für die Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen; Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist. (Möser.)

9) Lob der Wissenschaften,

ein Bruchstück aus einer Abhandlung über diesen Gegenstand.

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, geboren, auch von Neuem darnach zu forschen genöthigt ist: was Glückseligkeit sey, und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beitragen. Jedes Zeitalter hat ein

neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben. Das Erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der Zweite sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann, — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daß sie unbegrenzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie malt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper= und die Geister=Welt, die abgegrenzten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen.

Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhte Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne, so will man diese gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes, so will man dieselben mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten, einen genau abgemessenen und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen, — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten, — in gleichem Grade eigen. Es kann bei gewissen Nationen, — wie es bei den Italienern wahrscheinlich der Fall ist, zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu großes Uebergewicht bekommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichtes mehr Eindruck, als sein Inhalt, und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodienreiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bei einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühsam genug bearbeitet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird, so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen mit dem vollkommensten und einem metrischen Ausdruck verbunden ist: dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleiben=

den Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben, so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt. (Garve.)

10) Ueber die Art, wie man studiren soll.

Um das richtige Maß für Ihre Studien immer im Auge zu behalten, so stellen Sie sich nur von Zeit zu Zeit — dies rieth auch Sokrates seinen Schülern — den Zweck, zu welchem Sie die Wissenschaften studiren wollen, recht lebhaft vor: Der sei Ihr Leitstern; er wird Sie nicht nur gegen schädliche Verirrungen und Abschweifungen verwahren, sondern Ihnen auch für die eigene Bearbeitung derselben das rechte Licht aufstecken. Und dann wird sich in Kurzem zeigen, wer auf der rechten Meinung gewesen sei — Sie oder jene, welche die Gelehrsamkeit aus Unkenntniß verschmähten. Treiben Sie sie nur mit einem freien Geist, und wählen Sie sich aus jeder Wissenschaft das Schönste, Beste, für Sie Tauglichste; das Andere lassen Sie, ohne es zu verachten, für Andere liegen, deren Beruf es ist, weiter darüber zu forschen. Ihr Zweck sei nie, (wozu eben nicht viel erfordert würde!) mit Vielwisserei sich unter Ihresgleichen auszuzeichnen, sondern Ihren Geist zu bilden und zu üben, Erfahrungen Anderer mit den Ihrigen zu verbinden, Ihre Grundsätze dadurch zu reinigen, zu stärken, zu bereichern, damit hiedurch Ihr Geist für das Nothwendige aufgeklärt und einst Ihre Wirksamkeit zum Besten des Ganzen erweitert werde. „Denn die Verbesserung des Verstandes verbessert und erweitert das Herz,“ sagt eine wichtige Autorität, wenn es nöthig ist, eine anzuführen.

Wenn Sie sich auch, mein hoffnungsvoller Freund! von dem, was Sie für Ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt sein wollen, ein recht glänzendes Ideal machen, und mit Enthusiasmus das Werk anfangen, so werde ich darüber nicht erschrecken. Sie müssen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachstreben. Eine solche ist in Ihren Jahren nützlich und fast nöthig, wenn Sie vom Flecke kommen sollen. Sie wird Sie anspornen; und wenn das Ziel auch immer von Ihnen zu weichen scheint, so werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen als die, welche gar keines vor sich sehen, als etwa ein Stück Brod, oder das luftige Ding, das man Credit nennt, und das sich meist bloß auf einige Leute in der Vaterstadt einschränkt.

Ueber das Lesen gebe ich nicht gern viele Regeln; sie werden doch nicht beobachtet; und schränke mich also nur auf folgende ein.

Lesen Sie wichtige Bücher, besonders die klassischen und historischen Schriftsteller, im Anfange Ihrer Studien wenigstens, nie anders als mit der Feder in der Hand; d. i., zeichnen Sie sich Alles, was Ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptsächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber beifallen, fleißig auf; am besten ist's: unter gewisse Titel, wo man sie leicht wieder finden kann; und legen Sie diese in eine systematische Ordnung, wodurch Ihnen das System derselben Wissenschaften, wozu das Excerptum gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. (Sollte Jemand über diesen Rath als über eine Pedanterei lächeln wollen, so sagen Sie ihm, daß der unsterbliche Locke es wichtig genug gefunden habe, eine eigene Schrift über die Kunst, zu excerpiren, und ein Formular derselben herauszugeben.) Vernet pflegte sich jeden Abend aufzuzeichnen, was ihm des Tags über beim Lesen oder im Umgange Merkwürdiges vorgekommen war. Nicht nur üben Sie dadurch Ihre Schreibart in passendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und Ihren Geist im Aufmerken und Prüfen,

sondern Sie sammeln sich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen überall zu vernünftiger Schätzung der Dinge und echter Lebensweisheit unendlich vortheilhaft sein werden. Sie sollen Ihnen sein, was dem jungen Maler seine Studien. Allerdings giebt es auch hierin, wie in Allem, ein Uebermaß, und über dem allzu pedantischen Excerpirfleiß hat schon Mancher das eigene Denken verlernt. Für die eigentlich gelehrte Bildung sind aber Kollektaneen (zusammengetragene Auszüge) unentbehrlich, und, mit Verstand und guter Auswahl gemacht, haben sie noch den Nebenvortheil, daß, indem man sich, schreibend, bei wichtigern Ideen etwas länger verweilen muß, man sie besser versteht, und so intensiv an Einsicht gewinnt, wo hingegen das flüchtigere Lesen die Kenntnisse nur extensiv vermehrt. — Es ist aber seit einigen Jahren unter gewissen jungen Männern zur Mode geworden, (wie es eine solche in den Siebziger-Jahren bei den sogenannten „Kraft-, Sturm- und Drang-Genies“ war), von dem gelehrten Fleiß überhaupt sehr wenig zu halten, und in dem stolzen Wahne, Alles aus sich allein schöpfen zu können, die Gelehrsamkeit als bloßes Strohfutter für „Buchstaben-Menschen“ mit hoher Verachtung von sich zu stoßen: (denn man verachtet gern, was man durch eigne Schuld selbst nicht hat — und doch haben sollte!). Die eitelste Präsumtion von sich selbst liegt gewöhnlich dabei im Hintergrunde; und wer sich ganz einzig auf seinen produktiven Kopf verläßt, geräth leicht auf Träumereien, oder hält Manches für eine neue wichtige Entdeckung, was Andern längst bekannt, vielleicht auch längst wieder verworfen war. Finden Sie einen solchen, so erinnern Sie ihn — so höflich als sichs eben läßt — an jenes alte Sprichwort: „Wer sein eigner und einziger Lehrmeister sein will, hat einen Narren zum Discipel.“

Nach jeder wichtigern Lektüre üben Sie sich, sich's mit andern Worten zu sagen, was Sie eigentlich gelesen und gelernt haben. Wo es unmöglich ist, einen Gedanken oder wenigstens das Resultat desselben mit andern Worten als in der Terminologie des Verfassers zu sagen, da ist's fast allemal bloß Wortspiel.

Lege multum, sed non multa — Viel, nicht Vielerlei! Ehemals las man weit weniger, und hatte dabei festere Grundsätze, bestimmtere Ueberzeugungen, einen entschiedenern Willen. Ich will damit nicht der Lobredner der vergangenen Zeit sein; Sitten, Bedürfnisse, die ganze Lern- und Denkweise sind nun anders. Aber offenbar zerstreut und verwirrt allzuvieles und unerdenkliches Lesen den Geist, und das beständige Anfüllen mit neuen, uns fremden Ideen ist vorzüglich Schuld, daß wir so wenig in uns (intensiv) leben und so viel außer uns schauen. Lesen Sie mehr in sich selber und in der Welt: in sich selber, indem Sie sich überzeugen, daß nicht gelernte Ideen, sondern die, welche wir selbst erzeugen, unser wahres Eigenthum sind: und lieben Sie zu dem Ende die Einsamkeit, die Mutter unserer besten Gedanken; wer diese nicht ertragen kann, wird weder mit sich selbst vertraut, noch kommt er je zu einiger Selbstständigkeit in seinem Innern: in dem Buche der Welt, des menschlichen Lebens, der täglichen Erfahrung von den Sitten der Menschen, den Ursachen und Folgen ihrer Handlungen, dem Gange der menschlichen Begebenheiten; aufmerksam bei jeder derselben geforscht: was die Geschichte lehret, führt zur wahren praktischen Lebensweisheit, zu sicherm Urtheile, zu klugem Selbsthandeln. Sind Sie so glücklich, einen Freund zu finden, der gleichen Eifer sich zu unterrichten und die Gabe der Mittheilung hat, so werden Sie sich aufs angenehmste überzeugen, daß nichts so schnell, so gründlich, wie ein solcher Umgang, den Geist entwickelt und zu festen Grundsätzen führt.

Lesen Sie mit Auswahl — und lieber keine, als immer nur mittelmäßige Bücher (besonders im philosophischen, religiösen und moralischen Fache). In ganz schlechten fällt die Thorheit oder das Schädliche von selbst auf; aber es giebt eine Art Bücher, die man weder vortrefflich nennen kann, noch auch (ihres Credits wegen) wagt, schlecht zu nennen: es läßt sich gegen die Sache nichts eigentlich sagen; aber es ist kein Geist darin; man lernt nichts; man fühlt sich nicht gehoben, und am Ende hinterlassen sie im Geiste eine ermattende, Schlummer ähnliche Lähmung, von der man sich eine geraume Zeit nicht erholen kann. Freilich sind es eben diese Bücher, die von mittelmäßigen Köpfen der Jugend am meisten angepriesen werden. Jünglinge sollten Anfangs in jedem Fache nur Meisterstücke lesen, bis ihr Geschmack die gehörige Festigkeit gewonnen hat.

Wenn Sie nicht gerade eine besondere Materie durchstudiren wollen, so wechseln Sie mit Ihrer Lektüre ab zwischen Geschichtschreibern, Philosophen, Moralisten, Dichtern u. a., um nicht einförmig zu werden, und um verschiedene Arten von Darstellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigerm Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterrichte lesen, widmen Sie die besten und heitersten Stunden des Tages; denen, die nur zum Vergnügen sind (obschon das reinste Vergnügen im Unterrichte besteht), nur so viel, als von jenen übrig bleibt. — So gemein diese Regel, so nöthig ist eine Erinnerung an dieselbe. Das gewöhnliche Lesepublikum liest im Grunde fast gar nicht mehr zum Unterrichte, sondern bloß zum Zeitvertreib, und weil dieser viel Abwechslung erfordert, so bleibt selten etwas Reelles im Kopfe, oder es wird sogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewischt.

Betrachten Sie jedes Buch historisch, d. h. als ein Erzeugniß eines andern Geistes; und untersuchen Sie, wie fern seine ersten Grundsätze, und sodann die aus denselben hervorgeleiteten Folgerungen richtig sind. Haben Sie über den vorliegenden Gegenstand schon einmal nachgedacht, und sich Ihre eignen Grundsätze darüber gemacht, so vergleichen Sie sie damit. Dies wird Sie wahrhaft belehren, Ihre Urtheilskraft schärfen, Sie nicht in jene Geistesschwäche fallen lassen, die alle neuen Meinungen annimmt und selbst keine eigne hat, und Ihnen Ihre Geistes-Eigenthümlichkeit ungeschwächt erhalten.

Alle diese und andere Arbeiten sind mühsam, und man muß dazu seine Zeit wohl zu Rathe halten; die wahre Geistesbildung ist gewiß keine leichte Sache, und der herrliche Lohn, den sie giebt, muß mit Anstrengung errungen werden. Hiezu gehören auch die so häufig und mit so großem Schaden vernachläßigten Gedächtnißübungen, da es doch gewiß wahr ist: Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtnisse behalten, und da das, was im Gedächtniß Schönes und Gutes aufbewahrt wird, ein Schatz auf Zeitlebens bleibt.

Nur diejenigen Schriftsteller verdienen studirt zu werden, die ihr Zeitalter übersahen, und, ohne damit ungerecht gegen seine Vorzüge zu werden, auch seine Mängel, seine Vorurtheile, seine allgemein angenommenen und als Grundsätze vorausgesetzten Lieblingsmeinungen kannten und zu schätzen wußten; die für die Nachwelt schrieben, und gleichsam anticipirten, was erst dieselbe ganz helle machen konnte. Solche Männer, wenn sie gleich beim großen literarischen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter wirklich fort, da andere es nur amüsiren.

Bei solchen suchen Sie zuerst die herrschende Haupt-Idee auf, dergleichen jeder selbstdenkende Schriftsteller hat; denn diese ist sein eigen Werk, aus

welcher alles Folgende herfließt, und die er in spätern Jahren selten mehr austauscht. Sie kommt einem meist bald auf den ersten Blättern entgegen, und erfordert das mühsamste, genaueste und anhaltendste Studium; nach diesem wird aber die Beurtheilung der Folgerungen ganz leicht, und das Studium eines solchen Kopfes und seiner Produkte für Ihren Geist höchst lehrreich und bildend sein. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unsere Ideen immer an irgend einen Punkt an, der unserer Seele frühe schon nach einer Anfangs oft nur leisen Berührung am hellsten entgegenglänzt; gehen von dem aus, und führen Alles auf ihn zurück. Ein solches System, das für uns ganz wahr sein mag, ist deswegen für Andere kein Gesetz, und verblendet zuweilen uns selbst. Mithin ist auch den größten Schriftstellern, wofern wir unsere Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu folgen, und nur schwache Seelen machen sich zu Sklaven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, besonders nun, da Sie anfangen die Wissenschaften für sich selbst und ohne fernere mündliche Anleitung zu studiren, über jede derselben, die Sie erlernen möchten, nur die klassischen Schriftsteller zu lesen, die entweder in derselben Epoche gelebt, oder sie ganz oder in ihren wichtigsten Theilen besonders glücklich, geistreich, und con amore abgehandelt haben. Einen solchen Genius hat, auch in den neueren Zeiten, fast jede Kunst und Wissenschaft einmal gehabt, der sie gleichsam erschuf und umschuf. Aus diesen Quellen schöpft man sie am reinsten, und es ist eine eben so angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie sich die große Idee in ihrem Geiste gestaltet hat. Zu dem, wie spätere Zeiten sie kommentirt, erweitert und verbessert haben, kommt man immer noch frühe genug.

Dies leitet mich natürlich auf die Lektüre der Alten.

In der Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt es sich, daß zuerst das Allerwichtigste ausgedacht wurde, und daß derselbe, ehe er auf minder nützliche Forschungen verfiel, erst viel Zeit und Mühe darauf verwenden mußte, die Grundbegriffe der Wahrheit, auf deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl der Einzelnen wie der Gesammtheit beruht, zu erforschen und festzusetzen. Darum sind die ältesten Bücher so merkwürdig, weil eben diese Begriffe darin enthalten sind; und da diese, so lange die menschliche Gesellschaft besteht, immer der Grund aller rechten Erkenntniß bleiben werden, bleiben jene für jeden, der weniger das Neue als das Wahre wissen will, immer höchst lehrreich. Darum ist das Lesen der Alten so sehr anzurathen, da sie über Moral, Politik und alles menschliche Wissen die Grundideen enthalten, von welchen alle spätern ausgegangen sind. Auch waren die meisten und größten Schriftsteller der Griechen und Römer keine bloß spekulirenden Stubengelehrte, sondern durch eigene Erfahrung in der Welt, vornehmlich in Staatsämtern gebildet, und sie sprechen aus, was sie da gelernt haben. Man darf auch wohl behaupten, daß die besten derselben, sowohl Dichter, als Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und Moralisten, wenn auch zum Theil erreicht, doch im Ganzen unübertroffen sind; daß auch die mittelmäßigern (die gar schlechtern der spätern Zeiten ausgenommen) mit denjenigen neuern, die gerade jetzt gelobt und gelesen werden, gar wohl eine Vergleichung aushalten dürfen; und sie bleiben immer die Väter der Wissenschaften wie des guten Geschmackes in ihrem Vortrage. Viele Weltleute mögen von der fortgesetzten Lesung der Alten dadurch abgeschreckt, ja einige der berühmtesten derselben ihnen sogar zum Spott geworden sein, weil sie sie in der Jugend nur als *Marterbücher* kennen lernten, und später, selbst auf Akademien, über dem Stu-

dium der Grammatik und Kritik, zu wenig geschah, sie auf die Sachen, auf den innern Werth ihren Geist und ihre Anwendbarkeit aufs Leben aufmerksam zu machen. Doch wer die Alten nicht aus eigner Bekanntschaft liebgewonnen hat, bei dem würden alle Lobsprüche auf sie vergeblich sein; und wer sie, d. h. die besten gekannt, und ihre hohe Einfalt, die Weisheit und den Edelsinn ihrer Lehren, und ihren ewig frischen Glanz gefaßt und liebgewonnen hat, für den sind sie eben so unnöthig. — (J. v. Müller.)

11) Soll man spielend lernen?

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn Einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, Alles spielend fassen. Es wird ihnen Alles so süß und so leicht gemacht; sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn; man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehr Macht heben zu können, sei ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Aber was kommt bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach; der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und Alles sieht so hungrig aus, wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmanne, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen kann, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt, sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der Alles, was zu dem prächtigen Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenem jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend, und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird es seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unsrer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten lassen, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und den Lehrer, der endlich auch

die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde. (Möser.)

12) Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.

(Abgekürzt.)

Die Einbildungskraft hat sehr großen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß sie einen bedeutenden Theil seiner Freuden und seiner Leiden bestimmt; sie kann auch den Verstand erleuchten und verwirren, das Gemüth stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen; sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen und sie ihm aus den Augen rücken; sie kann ihn für die Tugend und für das Laster befeuern; sie kann Versuchungen herbeiführen, und ihn gegen die stärksten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geistes unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt und mit dem Manne insbesondere beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verstand die meisten Stoffe, an welchen seine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen sich äußert. Muß sie gleich selbst Alles von den Sinnen entnehmen, so würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was sich unsern Sinnen darstellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur selten ist dem Verstande, was er verarbeiten soll, in unmittelbarer Anschauung gegeben; fast immer muß jene ihm vorhalten, was sie aus diesem sich zu eigen gemacht. Wenn Andere uns ihre Gutachten mittheilen, so ist sie es, die uns in den Stand setzt, dieselben aufzufassen, indem sie dem gehörten Worte seinen Begriff zugesellt, und diesem den Gegenstand unterlegt. Sie führt den Verstand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn sich dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt sieht, mit denselben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, so findet er sich doch nicht selten von ihr durch die glücklichsten Combinationen überrascht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgestaltete innere Leben, das sich in den menschlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine so große und wunderbare Welt entfaltet, und sich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht sein, wenn die Phantasie nicht wäre.

Mittelst der Einbildungskraft halten wir die Zwecke fest, die wir in unsern Bestrebungen verfolgen; durch sie enthüllen sich uns die Dinge, aus welchen wir die zur Erreichung derselben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt sein muß, um sich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, anders, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deßwegen zunächst Sorge zu tragen, *daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern.* Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, seien *wahr*, d. h., *der Natur getreu.* Nur in einer gewissen Sphäre ist ihr verstattet, zu verschönern, und auch in dieser erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt und sich des Wirklichen gehörig versichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es sich auch in der Phantasie finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeugt sich das Schöne; aber ungetrübt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt Alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüten ist deßwegen, daß irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Einbildungskraft vorzüglich *edle und fröhliche Bilder* zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Großen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten sein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht davon angesteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, die sie dem Geiste vergegenwärtigt, so wird die Liebe zum Edlen durch jede freie Regung derselben gestärkt und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und Alles, was sie aufgenommen, so viel als möglich fröhlich gestaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beschäftigungen des Geistes, bei welchen sie vorzüglich wirksam sein muß, sich hingeben können, die Erweiterung Ihrer

Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens werden sich immer mehr zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, der Ernst des spätern Lebens wird sich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besonders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens ist.

Darum soll es sich schon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit sein lassen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch sie hierin das Meiste zu leisten vermag.

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie sie sich thätig erweist, die für die Geisteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit ist, unsre Sorge in Anspruch. Hier haben wir insbesondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derselben zur nähern Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist reizbar, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns fast bei Allem, was sich uns in der Anschauung darstellt oder unser Nachdenken beschäftigt, irgend ein Bild, das nach ihren Gesetzen damit zusammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern; immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geistesbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie wird der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von Andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der das Verschiedene in seinem Aehnlichen zusammenfügende Witz, hängen hauptsächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maß übersteigen; sie gestatten uns dann nicht, eine Sache scharf in das Auge zu fassen, und bei ihr lange genug zu verweilen, sie ziehen unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beschäftiget — und in mancherlei Zerstreuungen umher, und lassen uns keiner Untersuchung auf dem geraden Wege nachgehen; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Festigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens suchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, schwächen; und das ist wichtiger; darauf haben Alle zu denken, die nach einem *männlichen Charakter streben.* Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich

mit jeder Sache, mit welcher man sich beschäftigt, Ernst sein läßt, und ein möglichst lebhaftes Interesse für sie in sich erweckt; daß man sich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am Meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns die Vortheile derselben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft stellt Alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige Alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsschweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung; diese strömt gewaltig dahin — an Allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Fassen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entschließungen muß die Meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei Wenigen wird der Verstand ihrer Unterstützung entbehren können; nie aber darf er ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Ergreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß sie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entscheidungen sich anmaßend, welche dieser allein gebühren, und mystische Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denken in den Weg; leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft erschöpfen; nicht selten exaltirt sie einzelne Gefühle zur zerstörenden Gewalt; nicht selten endlich stürzt sie in die wildesten Ausschweifungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Feuer der Phantasie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenschaft entzündet sei. Im ersten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menschen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in sich selbst. Im zweiten stürzt es auf die Leidenschaft zurück, von der es ausging, und treibt sie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantasie von einer großen Idee. Dann ist vor Allem der sittliche und der rein menschliche Gehalt dieser Idee zu unterscheiden, damit

man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im Uebrigen diese Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie setze.

Nie bedarf die feurige Phantasie mehr der sorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am stärksten; hier bekommt es die gefährlichste Nahrung; hier greift es so leicht verwüstend um sich, und hindert so oft die wohlthätigsten Bestrebungen. Die edelsten Gefühle und Regungen werden nicht selten von der Gluth einer wilden Phantasie verzehrt. Die Beschäftigung mit solchen Wissenschaften, welche die Anschauung und den Verstand in Anspruch nehmen, das Lesen solcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, strenge Selbstgewöhnung, Alles scharf zu bestimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforschen, sorgfältige Pflege der sittlichen Anlagen, ernste Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, sich für seine Bestimmung tüchtig zu machen, sind die besten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht selten auch in spätern Jahren noch erfordert wird, das zu starke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorschein komme.

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfing. Menschen von starker Einbildungskraft sind es, die eine Idee lange festhalten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seien die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat!

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn sie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verschmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Gesetze, welche aus dem höchsten Vermögen der Menschen stammen. Der Verstand kann ihr nicht folgen, weil er an den Fesseln der Sinne liegt; dafür meistert er sie denn ohne Ende. Es ist die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorschwebt, und obgleich sie sich bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben so wohl das Gefühl zerreißen, als den Geist erheben. Das Erste vorzüglich dann, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung steht. *Der Künstler bedarf ihrer;* aber in ihm wird sie vom Genie beseelt und geregelt,

daß sie nur in schönen und großen Gestalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr sind, darstellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft ist verderblich, wenn ihr nicht das Gesetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf diese Weise eine regellose, eine Dienerin roher Leidenschaft. Sie verachtet unter den Gesetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüstigen Paradiesen bis zu Höllen voll schauderhafter Qual steht ihr unermeßliches Gebiet offen. Durch sie wird die Schwärmerei zum Unsinne, der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältnissen des Lebens richtet sie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge sucht sie zu verkehren. Der Seele raubt sie ihre Kraft, dem Gemüthe seinen Zusammenhang, dem Handeln seinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch sie zu Grunde, und Alles, was im Herzen Schlimmes ist, kann durch sie zum Ungeheuern gesteigert werden.

Noch ist übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieser nicht von der natürlichen Beschaffenheit derselben allein bestimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewiesen sind, von so großer Wichtigkeit ist, einige Regeln merken.

Vor Allem hüten Sie sich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens gestatten. Sie darf, ja sie soll Ihnen zur Besorgung derselben und zur Verschönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber sie darf sich nicht in Ihre Ansichten, in Ihre Erwartungen mischen. Die Welt, wie sie ist, nicht wie sie im Schmucke der Phantasie erscheint, empfängt ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entsteht. Jener gehören Ihre Zwecke an; jener sind die Bedürfnisse eigen, denen Sie abhelfen sollen; aus jener müssen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, sich in süßer Täuschung zu erhalten; einmal wird sich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, sei es in verfehlten Absichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben schienen, die Verhältnisse, die Sie in einem so sanften Schimmer erblickten, die Menschen, denen Sie so herrliche Gesinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rausche des Entzückens übersahen, die Klüfte, die Sie in begeisterter Sehnsucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie sein, wenn Sie zu spät merken, daß Sie sich verrechnet haben, und nun vor der leisen Berührung der Wahrheit die Stützen Ihrer Zufriedenheit zusammensinken! Einmal gewohnt, sich mehr von der Einbildungskraft als vom Verstande leiten zu lassen, wird es Ihnen schwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düsterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Nur vom Verstande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur dessen ist man sicher, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt sich die Phantasie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander; sie regen das Gemüth mächtig auf; sie vereinigen sich zu einem starken Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das Alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und Andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie Etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ersten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt nicht selten wunderbar mit andern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieses Uebereinstimmen geblendet, unbekümmert um das Viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob sich dies auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern, als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der Schwärmerei.

Lassen Sie sich nicht blenden durch den Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf-, aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorgfältig jede einseitige Richtung der Phantasie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem interessanten Gedanken, oder von einer besondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer besondern Beschäftigung her.

Ist es eine bestimmte Vorstellung, was ihr vorschwebt: so wird Alles auf sie gezogen, Alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältnisse entschieden, worin es zu ihr steht. Zu den traurigsten Verirrungen des Verstandes führt dieser Weg.

Steht die Phantasie im Dienste einer düstern Stimmung: dann ist es unvermeidlich, daß diese immer düstrer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshasse.

Hat eine Leidenschaft sich ihrer bemächtigt: so muß diese bis zu einer fast unbezwinglichen Stärke hinanwachsen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieselbe von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unersättlich, das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieser Leidenschaft, oder wird ihr, die sich Alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns sonst als wünschenswerth erscheinen möchte, dienstbar.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sei.

Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen. Kein unlautres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, ist, was die Einbildungskraft ahnet, — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt; sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht

den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That.

Ist es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren — und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes: — dann bewachen Sie sorgfältig die Regungen der Einbildungskraft; dann unterdrücken Sie schnell, was das Gewissen verurtheilt; dann hüten Sie sich, durch sie mit der Sünde in eine Gemeinschaft zu treten, die so bald ein unauflösliches Bündniß geworden ist.

Endlich wird es auch nöthig sein, daß Sie sich nur selten und mit großer Vorsicht den müßigen Träumen der Phantasie überlassen.

So mag man sich denn wohl zur Erholung angenehmen Beschäftigungen überlassen. Aber stets seien diese Beschäftigungen rein; nie seien sie mehr, als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen: nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen, nie die Befreundung mit dem Leben stören, nie uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen, nie jene weiche, wehmüthige schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch sein. (Ehrenberg.)

13) Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir sie wünschten.

Am öftesten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern uns versprachen, nicht zu Hause; werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kin-

der beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen; oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung giebt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftesten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte: und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weitaussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinkt geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als Andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläufige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So erblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viel fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben; und diejenigen werden ohne Zweifel am öftesten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, giebt ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet

sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinns versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten u. s. w. halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größre Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können: der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will, oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussetzungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum Voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklicheren Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag: so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Ansichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlsein eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache; mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlicher und geistiger Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen festgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reiffster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserm Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehen, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlsein berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug

überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spi lern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht.

(Ch. Garve.)

14) Die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit.

Es ist die Absicht der Natur, daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, und jedes Volk in seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allen Dem entwickele und ausbilde, was es nach seinen besondern Anlagen und Kräften werden kann und darum auch werden soll. Nicht in einförmigem Einerlei, sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichthume der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbart sich der große Weltgeist, wie in der leblosen, so in der lebenden Natur. Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde, so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seins und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plan der Natur verzeichnet. Ein jedes soll durch Entwicklung und Ausbildung der menschlichen Natur, der Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise, auf seinem eigenen Wege, mit den ihm eigenthümlich zugemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden sein ihm eigener Wohnplatz angewiesen; darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, seine ihm eigenthümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften, und mit diesem Allem seinen besonderen Charakter, seine besonderen Sitten, Gebräuche und Gesetze. Wenn alle die Berge und Höhen zur Ebene sich niedersenkten, alle Ströme und Flüße in gleichförmig ausgeschnittenen Betten, jedes in abgemessener Entfernung, dahinflößen; alle Pflanzengeschlechter in einer einzigen, wenn gleich die höchste Vollkommenheit und Schönheit umfassenden, Mittelgattung sich verallgemeinten, so wäre dahin alle Schönheit und alle Pracht der Erde; erstorben das mannigfaltige Leben der Natur. Wie aber dies nach Gottes ewigen Gesetzen unmöglich ist, so steht auch im Buche der Weltordnung geschrieben, daß der Asiate nicht Europäer, der Europäer nicht Morgenländer, der Teutsche nicht Franzose, der

Franzose nicht Engländer, sondern jeder nur er selbst, und dieses ganz und in der höchsten menschlichen Vollkommenheit sein und bleiben soll. Damit aber ein jedes Volk sein ihm eigenthümliches Leben frei entwickele; damit sein ihm eigener Geist auch in einem ihm eigenen Körper wirke; damit die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbaren möge: so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besonderen Volke auch sein besonderer Staat. Daher ist die höchstmögliche Grenze der Ausdehnung eines Staates bestimmt durch die Grenze der Volksthümlichkeit, bezeichnet durch die gemeinsame Sprache. Darum ist Selbstständigkeit der Völker, Unabhängigkeit derselben von fremden Herrschern, als erste Bedingung alles eigenthümlichen Seins, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volkes, welches mit den höchsten Aufopferungen nicht zu theuer erkauft werden kann; welches, mit Standhaftigkeit bis in den Tod zu vertheidigen, billig unsterblichen Ruhm gewährt; welches nicht in feiger Unterwürfigkeit einem Eroberer Preis gegeben werden kann, ohne ewige Schmach und Schande zu bringen. Wo die Selbstständigkeit der Völker in der Einheit eines Weltreichs unterginge, da würde zuletzt Alles, was die moralische Persönlichkeit der Völker ausmacht, Sprachen, Sitten, Gesetze, Denkungsweise, in ein einförmiges, flaches Einerlei auseinander fließen; aller Reichthum der Menschennatur und des Menschengeistes in dürftiger, eckelhafter Allgemeinheit sich verflachen, alle tausend und tausend verschiedenen Blüthen eigenthümlicher Ausbildung der Völker und Geschlechter in einer einzigen gemeinsamen Form erstarren. — Wenn übrigens derjenige Zustand der Bestimmung der Menschheit am angemessensten ist, in welchem die größte Summe menschlicher Kräfte in regsamer Uebung erhalten wird; wo alle Anlagen auf das Vielseitigste angeregt werden; wo die Kräfte des Geistes und die Tugenden des Herzens in den mannigfaltigsten Bestrebungen nach allen Seiten hin vielfach sich regen, ausbreiten und entfalten: so verdienen schon darum mehrere neben einander bestehende Staaten von mäßigem Umfange den entschiedensten Vorzug vor einem einzigen Alles verschlingenden Staatscolosse, wo in dem ungeheuren Ganzen jede Individualität in Unbedeutenheit versinkt; wo alle Theile unbemerkt in der großen Masse sich verlieren; alle Sterne vor dem Strahlenglanze einer Weltsonne erbleichen. Mehrere Einzelstaaten sind eben so viele besondere Uebungsplätze mannigfaltiger Kräfte, welche insgesammt verschwinden, sobald jene Staaten in einem einzigen untergehen. (Ans. v. Feuerbach.)

15. Die Naturforschung.

Die Forschung, wenn sie reine Naturfacta zum Gegenstande hat, nimmt folgenden Gang. Sie nimmt Naturdinge und Erscheinungen an denselben wahr; sie erkennt, dem eingebornen Gesetze der Causalität folgend, deren Wirkungen; sie gelangt von dieser concreten Anschauung zur Abstraction, von dieser zu Gesetzen, welche sie ins volle Bewußtsein bringen, welche sie begreifen, durch Experiment und Rechnung prüfen und endlich für mancherlei Zwecke verwenden kann; — aber, hier angekommen, hat sie das Grenzgebiet menschlichen Wissens betreten; und statt einer neuen, vollständigen Erkenntniß kommt ihr ein unbegriffenes Etwas, kommt ihr ein Unbegreifliches: die Kraft entgegen. Der Naturforscher erstarrt, von dem Geisterhauche durchschauert, der ihn aus diesem dunkeln Gebiet anweht. Eine Gorgone*) hat er geschauet, die sein kühnes For-

*) Gorgonen: drei fabelhafte Schwestern mit ehernen Klauen, ungeheuern Zähnen und Schlangenhaaren; sie verwandelten Jeden, der sie ansah, in Stein.

scherantlitz zu versteinern droht. Bebend, ahnungsvoll wendet er um, kehrt er in den Kreis des Verständnisses, des verwandten Daseins, des holden Lebens zurück. — So ist er denn mit Hoffnungen, mit Ahnungen eines herrlichen Gewinnes hinausgezogen, um zu forschen. Er kehrt heim, bereichert mit Anschauungen, mit Erfahrungen, mit Combinationen, mit vielen Gewißheiten; jedoch, das letzte Räthsel hat er nicht gelöst, er bringt es mit sich zurück.

Die Materie unseres Planeten wird von widerspenstigen Geistern beherrscht. Sie zieht sich überall, in der todten Schöpfung, wie im Lebendigen, in den kleinsten Raum zurück. Hier will sie, unbelauscht von dem Geiste des Menschen, sich der Fülle des eigenen Daseins erfreuen, hier, unentweihet von Späherblicken, ihre Mysterien feiern. Das Todte auf unserer Erde ist auch im Kleinsten ganz, das Lebende ist auch im kleinsten Theile thätig; daher die ewig wiederkehrende Aufgabe, das Kleinste zu erforschen, um daraus das Größere zu erklären. Schon Plinius wußte dies, als er ausrief: Natura in minimis tota est*). Doch, wie wenig gelang es damals noch, die Eigenschaften der Materie zu erkunden, in die Structurverhältnisse, in die hohe Gesetzmäßigkeit der innern Bildung der Naturkörper zu dringen! Seitdem haben die Forscher ihr Augenlicht geschärft durch das Mikroskop. Vertraut mit den Gesetzen der Brechung des Lichtes durch verschiedene Stoffe, setzt der Forscher Gläser auf Gläser zusammen, er concentrirt diese heilige Emanation (Ausfluß) der Schöpfungen, das Licht, und bewaffnet mit jenem unscheinbaren und doch so kräftigen Instrumente, dringt er nun vor zu den äußersten Grenzen der Materie, und alle Räthsel, welche das Körperliche rücksichtlich seiner Structurverhältnisse aufgeben konnte, werden endlich durch den beharrlichen Fleiß, durch die Geschicklichkeit des Beobachters gelöst. Die neueste Zeit lehrte uns das Mikroskop zu einer tausendfältigen Vergrößerung schärfen. Klar und deutlich liegen Formverhältnisse und davon abhängige Thätigkeiten vor uns, welche man noch vor einigen Decennien nicht einmal zu ahnen vermochte.

Mit Recht dürfen wir wohl behaupten, daß die Forschung in der Richtung des Kleinsten glücklich die Schranken durchbrochen habe, welche unserer Sinnlichkeit gesteckt schienen. Jene organische Wunderwelt, welche, sonst unbekannt und unerreichbar unsern Blicken, gleichsam an der Körperlichkeit zu liegen schien, ist uns jetzt nahe gebracht, und entfaltet von Tag zu Tag neue Schönheiten vor unsern erstaunten Blicken.

Die erste Befriedigung empfängt der Naturforscher eben aus der unmittelbaren Bereicherung seiner Sinne durch Anschauungen neuer Art und Bedeutung. Die Sinne sind bestimmt, von den Gegenständen erfüllt zu werden; ihnen ist vollständige Befriedigung beschieden. In dieser Beziehung genießen sie noch ungeschmälert alle Vorrechte unserer leiblichen Natur, welcher in gewisser Weise vergönnt ist, den Becher des Genusses bis auf den Boden zu leeren. Wo daher die Sinne des Naturforschers so an die Objecte hingeführt werden, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung Genüge thun, daß sie diese Objecte ergreifen können, da werden sie in einen Zustand eigenthümlicher Behaglichkeit versetzt. Es ist dies die Empfindung von Naturgemäßheit, von Harmonie, weil der Sinn das Maß der Empfänglichkeit für das Object in sich trägt. Schon mit der Befriedigung der rohesten Bedürfnisse unserer leiblichen Natur, des Hungers und Durstes, tritt eine angenehme Empfindung ein: sollte darum nicht die Befriedi-

*) *Die Natur ist auch im Kleinsten ganz — vollkommen.*

[redacted]

gung der höhern Sinnlichkeit von einem viel höhern Vergnügen begleitet sein? Allerdings ist dies der Fall, und jeder Naturforscher weiß, welches eigenthümliche Vergnügen in diesem, gleichsam elementarischen Beginnen seines Forschergeschäftes liegt. Das Auge spricht zum Verstande: Mich hungert nach jenen mir unbekannten Formen; das Ohr ruft: Mich dürstet nach den ungehörten Melodien. Der Verstand entgegnet: „Diesen Genuß sollt ihr haben, ihr meine Diener; und auch ich werde einen Gewinn ziehen aus eurer Wirksamkeit, den Genuß nämlich von jenem Ebenmaß, dessen jeder sinnliche Eindruck in der Natur voll ist. Darum schwelget immerhin in Gestalt und Raumausdehnung, in Farbe, Ton und Geruch, und bereitet mir das Mahl des Naturverständnisses aus eurer Thätigkeit.“ Und die Sinne lassen es sich nun angelegen sein; unter Führung des Verstandes erfüllen sie sich mit der Herrlichkeit der Naturanschauungen, welche vor ihnen ausgelegt sind, und der Verstand erfreuet sich im Anblick dieses Geschäftes, und behaglich ruft er aus: „That und Genuß, sie sollen Eins werden in der großen, herrlichen Schöpfung, und wie freue ich mich darum meiner Sinne; sie sind ja thätig im Genuß und genießen durch die That. Wie ein guter Hirt seine Schafe, so will ich sie weiden lassen unter den Gestirnen des Himmels zwischen den Strahlen des Lichtes, unter dem umnachtenden Fittig der Windsbraut, auf der elektrischen Wolke, die Blitze schleudert, in den Tiefen des Oceans, wie in den Schachten des Gebirgs, unter den Heerden des Wildes und zwischen den Blumen der Flur, den Bäumen des Waldes. Empfanget, ihr harmlosen Söhne des Leibes, empfanget sie alle, jene ewigen Wirkungen der Natur; freuet euch ihrer mit aller Heiterkeit eures unmittelbaren Wesens, und ich erfreue mich mit euch, wie der Vater sich erquickt beim Anblick des Spiels seiner Kinder.“

Aber, höre ich Mehrere sagen, dies ist nicht Naturforschung. Daß der Sinn erfüllt werde mit Anschauungen, ist allgemeine Bestimmung des Lebens, ist noch nicht jene erhabnere Thätigkeit, welche wir Naturforschung nennen möchten. Doch, ist zu erwiedern: — Jene erste Thätigkeit der Sinne ist der Anfang der Forschung. Es ist keine so leichte Sache, den Sinn rein zu erhalten, lauter und ungetrübt. Dazu bedarf es einer Schule, unter der Leitung des ruhig erwägenden Verstandes. Alles sehen, was vorliegt, und nicht mehr sehen, ist mehr als Fertigkeit, ist Kunst. In dem Geschäfte der Sinne liegt, eben weil es ein Geschäft der Unmittelbarkeit ist, eine eigene hohe Weihe. Der Sinn hat ein Priesterthum zu verwalten. Wie nur reine Hände und reines Herz zuläßig sind vor dem Altare, so ist auch hier, wo die Anerkennung der Schöpfung außer uns gefeiert werden soll, ein reines, ungetrübtes Auge, ein freies, von keinem Mißton verstimmtes Ohr nöthig, und eine sichere Hand, die nicht zittert aus Furcht oder Schwäche.

Ist es uns durch Vergleichung der einzelnen Thatsachen, wie sie der Sinn festgestellt hat, gelungen, die Begriffe von gewissen Naturdingen und Naturhandlungen zu gewinnen, so gehen wir dem hohen Vergnügen entgegen, Einheit in unsere Anschauung zu bringen. Dies Geschäft des Geistes ist in hohem Grade lohnend, und wird es mehr und mehr, je weiter wir uns über die einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Begriffen erheben. So gelangen wir zu Gesetzen, anfänglich bloß von den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen der Naturdinge, sofern diese Verhältnisse einzeln und in ihrer Sonderung erkannt und geordnet werden; später begreifen wir auch die gegenseitigen Beziehungen dieser Verhältnisse; wir lernen ihren genetischen Zusammenhang kennen; wir kommen endlich zu Reihen

von Gesetzen, wie sie sich in der Entfaltung des Einzelnen, in seinen Fortschritten und Perioden, in seinem ganzen Leben darstellen. Welche Freude für den Forscher, sich auf solche Höhepunkte zu erheben, von hier aus gleichsam die Naturfacta zu wiederholen! Dieser schönen erhabenen Thätigkeit des menschlichen Geistes verdanken wir also eine systematische Ansicht von der Schöpfung, jenes vielgliedrige Wissen, welches uns die Gestirne, die Elemente, das Steinreich, die Pflanzen, Thiere und den Menschen als ein großes, göttliches Ganze zu umfassen lehrt. Auf diesem Wege gelangen wir zu dem unendlichen Fachwerke, worin wir jedes der zahllosen Geschöpfe, jede Handlung, die uns in der Natur begegnen kann, an sicherer Stelle finden. Der Mensch hat ein tiefes Gefühl für Ebenmaß und Ordnung: dieses Gefühl erhält mehr oder weniger Befriedigung in der systematisirenden Naturansicht, wodurch der Forscher allmählich die ganze Schöpfung dem Verständniß der Menschheit näher bringen soll. So weit wir auch noch entfernt sein mögen vom Ziele dieser Forschungen, so herrlich ist doch schon gegenwärtig unser Gewinn. (K. F. Ph. v. Martius.)

---

b) Der Dialog oder das Gespräch.

Der Dialog ist nichts anderes, als Nachahmung der mündlichen Unterredung, in welcher 2 oder mehrere Personen durch kurze abwechselnde Reden ihre Gedanken und Empfindungen einander mittheilen. Wenn das Gespräch mit fortlaufender Handlung verbunden ist, wie z. B. in Schauspielen, so heißt es dramatisches, enthält es aber bloß die Gedanken und Gefühle der sich über einen Gegenstand besprechenden Personen, so heißt es belehrendes oder dogmatisches. Die Gegenstände, worüber sich die Personen besprechen, können verschieden sein; z. B. Dinge des täglichen Lebens und wissenschaftliche Gegenstände. Diejenige Gattung des lehrenden Gesprächs, welche eine allgemeine aus dem Gebiete der Weltweisheit, oder einer andern Wissenschaft hergenommene Wahrheit zum Gegenstande hat, heißt das philosophische Gespräch. Wenn ein solches Gespräch so angelegt ist, daß der Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten mit allen Zweifeln und Einwürfen auf eine lebhafte und unterhaltende Weise vorgestellt wird, so hat es große Vorzüge vor dem eigentlichen didaktischen Vortrag. Der Dialog fordert außer großer Deutlichkeit einen natürlichen und sich leicht fortbewegenden Gang, und die Einkleidung verträgt weder ängstlichen Periodenbau, noch sonst eine Art von Schmuck, welche mühsames Nachdenken voraussetzt, weil sonst das Gespräch steif oder gekünstelt wird. Doch muß alles Platte, Unedle, und Niedere darin vermieden werden. So gut die dialogische Methode ist, wenn es darauf ankommt, einer philosophischen Untersuchung mehr Leben zu geben und den Leser durch ein wohlgeführtes Wechselgespräch kräftiger anzuregen: so ist sie doch auch sehr schwierig, weil durch das Hin- und Herreden der Faden der Untersuchung leicht verloren geht und eine gewisse Weitschweifigkeit kaum zu vermeiden ist. Der dialogischen Methode bedienten sich im Alterthum vorzüglich die Sokratiker Plato, Xenophon, Aeschines u. a., weil ihr Lehrer Sokrates sich immer nur in Gesprächen Anderen mittheilte. Unter den Deutschen haben Lessing, Mendelssohn, Engel, Fries u. a. m. im Dialog Vorzügliches geleistet; doch ist das Gespräch jetzt eine der am wenigsten gebrauchten Formen des prosaischen Styls.

Eine besondere Art des Gesprächs ist die Katechese, welche beim Unterrichte der Jugend in den verschiedenen Lehrgegenständen und besonders in der Religionslehre angewendet wird. Wollte man beim Unterrichte der Jugend bloß die sogenannte akroamatische Lehrform, d. i. diejenige Art des Unterrichtes anwenden, in welcher der Lehrer spricht und der Schüler zuhört, so würde die Aufmerksamkeit der Zöglinge bald ermüden, und der

Unterricht würde seinen Zweck: Uebung der Seelenkräfte 2c. nicht erreichen. Deßwegen gebraucht man im Jugendunterrichte mehr die erotematische Lehrform, in welcher sich der Lehrer mit Fragen an die Schüler wendet, welche diese zu beantworten haben. Zwar rechnen Manche zur Katechetik auch die examinirende Lehrweise, welche früher Gelerntes abfragt, und die analysirende, welche ein Lesestück zergliedert und in Fragen und Antworten vorführt; aber doch wird meistens bloß die sogenannte sokratisirende Lehrweise darunter verstanden, welche die treffenden Lehren und Wahrheiten den Schüler selbstthätig auffinden läßt, und ihn so leitet, daß er dieselben gleichsam aus sich entwickeln muß. Aber nicht alle Gegenstände lassen sich in dieser Weise behandeln, wie dies z. B. schon mit den historischen und positiven Wissenschaften, der Fall ist, welche nur durch Mittheilung aufgefaßt werden können. Handelt es sich aber um ihre Beziehungen zum Leben, so kann auch bei ihnen die entwickelnd katechetische Lehrart angewendet werden. Eine vollständige Katechese enthält, wie ein Aufsatz oder eine Rede, 3 Theile: den Eingang (Exordium), die eigentliche Abhandlung (Katechese) und den Schluß (Epilogus).

Beispiele des Gesprächs.

1) Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. —

Je nun, wenn er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht?

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich ein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände gar lieber in den Schoos und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber nur hübsch in Acht nehmen, wie ers Gesicht trägt.

Was? Wie ichs Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie ers Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon.

Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Haussorgen in seinem Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meiut er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er brauchet? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben! Recht gern! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drollichtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt: die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. -- Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen, die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm am besten?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprach ich nur nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell. (Engel.)

2) Sokrates und sein Sohn Lamprokles, als dieser mit seiner Mutter zürnte.

Sage mir doch, mein Kind, hast du schon Menschen gesehen, die man undankbar nennt? — O ja. — Und hast du dir auch gemerkt, was sie thun, daß man sie so nennt? — Allerdings! Wer Gutes empfangen hat, und sich nicht dankbar dafür erweist, während er sich doch dankbar erweisen könnte, den

heißt man undankbar. — Du glaubst also wohl, der Undankbare gehöre in die Classe der Ungerechten? — Freilich. — Hast du dir's etwa so vorgestellt, daß es ungerecht sei, undankbar gegen Freunde zu sein, dagegen aber recht, es gegen Feinde zu sein? — Ich meine, es sei Jeder ungerecht, der von Freund oder Feind Gutes empfangen hat, und sich nicht bestrebt, seine Dankbarkeit dafür zu beweisen. — Demnach wäre der Undank wohl eine vollständige Ungerechtigkeit? — Ja. — Und also wäre Jeder um so ungerechter, je größer die Wohlthat ist, die er empfangen hat, und nicht mit Dankbarkeit erwiedert? — Ja. — Nun wo finden wir denn größere Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erweist, als die sind, welche den Kindern von ihren Aeltern erwiesen werden? Sie geben den Kindern das Leben, das größte aller Güter, in welchem alle andern Freuden und Genüsse begriffen sind, womit die Götter den Menschen segnen. Die Mutter bringt das Kind mit Beschwerde und mit Schmerzen zur Welt, sorgt für dasselbe Tag und Nacht mit rastloser Anstrengung, gibt ihm lange Zeit Nahrung aus ihrer Brust, und indem sie sich selbst ganz vergißt, denkt sie immer nur, wie sie dem kleinen Geschöpfe alles Gute erweisen möge, das im Anfang seines Lebens nicht einmal sagen kann, was es bedarf, und seine Wohlthäterin auch nicht kennt. Dann, wann die Jahre zum Lernen herbeikommen, schicken die Aeltern das Kind zu dem Lehrer, von dem sie glauben, daß sein Unterricht demselben heilsam sein werde, und sparen keine Kosten, um das Kind tüchtig und glücklich zu machen. — Ja, sagte der Jüngling, wenn meine Mutter auch das Alles und noch so viel Andres der Art gethan hat, so würde doch Keiner es mit ihr aushalten können, weil sie so böse ist. — Welches von beiden, erwiederte der Vater, meinst du, wäre schwerer zu ertragen, ein wildes Thier oder eine böse Mutter? — Ich meine, eine solche Mutter. — Hat sie am Ende gar dich schon gebissen, oder gegen dich ausgeschlagen, wie wohl hie und da Thiere den Menschen gethan haben? — Das nicht; aber die Reden, die sie führt, sind ganz unerträglich. — Und du, wie oft hast du von der Wiege an ihre Geduld aufs Aeußerste getrieben, wenn dirs unleidlich zu Muthe war, bei Tage und bei der Nacht; und wie oft hast du sie durch Unwohlsein geängstigt? — Aber ich habe doch nie Etwas gesagt oder gethan, was entehrend für sie gewesen wäre. — Sollte es dir denn schwerer fallen, anzuhören, was deine Mutter sagt, als den Schauspielern, die entsetzlichen Dinge zu vernehmen, die sie einander auf der Bühne sagen? — Ja die, sollte ich meinen, machen sich freilich nichts daraus, weil sie wissen, daß der Verweis und die Drohung, die sie hören müssen, nicht die Absicht hat, ihnen weh zu thun. — Und du kannst noch erbittert sein gegen deine Mutter, von der du weißt, daß sie das, was sie dir sagt, niemals in böser Absicht sagt, ja daß sie dir alles Gute wünscht, wie keinem andern Menschen? Oder meinst du, deine Mutter sei bös gesinnt gegen dich? — O nein, das meine ich nicht. — Und diese Mutter, die dir alles Gute wünscht, und mit Aufopferung dir selbst erweist, dazu auch für dich zu den Göttern betet, diese magst du böse nennen? Wenn eine solche Mutter dir unerträglich ist, so ist dir wahrhaftig das Gute selbst unerträglich. Aber sage mir doch, sind es wohl andre Leute, um deren Gunst du dich glaubst bemühen zu müssen? Oder hast du dich auf den Fuß gesetzt, daß du gar keinem Menschen zu Gefallen leben, noch dich in seinen Willen fügen willst? — Das sehe ich wohl, daß ich mich in Andre fügen muß. — Also wirst du wohl auch den Nachbar dir zum Freunde machen wollen, damit er dir erlaube, dein Feuer bei ihm anzuzünden, und in Freude und Leid dir seine Theilnahme beweise? — O ja! — Und wenn du auf einer Land- oder See-

reise einen Gefährten hast, wird es dir gleichgültig sein, ob er freundlich oder feindlich gegen dich gesinnt ist, oder wirst du dich auch um dessen Wohlwollen bewerben? — Ganz gewiß! — Also um solche Leute willst du dich bemühen, und deiner Mutter, die unter allen Menschen dich am meisten liebt, glaubst du nicht zu Gefallen leben zu müssen?

3) Sokrates und Chärekrates.

Da Sokrates in Erfahrung gebracht hatte, daß zwei seiner Bekannten, die Brüder Chärephon und Chärekrates, im Unfrieden mit einander lebten, nahm er die nächste Gelegenheit wahr, dem letztern der beiden, welchen er zufällig traf, das Verhältniß zu Gemüthe zu führen, in dem Brüder jederzeit mit einander leben sollten. Bekennst du dich, sagte Sokrates, denn auch zu dem Grundsatze, daß das Geld ein nützlicheres Ding sei, als ein Bruder? Wers vermag, der kauft sich Sklaven, um diese zu seinem Vortheile arbeiten zu lassen; man sucht sich Freunde zu gewinnen, damit man im Falle der Noth Hülfe finde, und die Brüder werden vernachlässigt, gleich als könnten diese nicht ebenso gut oder noch besser unsere Freunde sein; denn die Bande des Bluts sind ja doch der natürlichste Grund zur wechselseitigen Liebe. Und wenn man mit einander aufgewachsen ist, sollte man einander um so mehr lieben, da ja sogar Thiere, die zugleich aufgezogen worden, beisammen zu bleiben trachten.

Chärekrates sagte: Wenn das Zerwürfniß nicht bedeutend ist, so magst du recht haben, daß man sich mit dem Bruder zusammenhalten, sich nicht um einer Kleinigkeit willen von ihm sondern solle; denn ein Bruder, welcher ist, wie er sein soll, ist freilich ein wirkliches Gut. Wenn ihm aber Alles fehlt, um so zu sein, wie er sein soll, und wenn er durchweg das Widerspiel des rechten Bruders ist, wie kann man ein in sich unmögliches Verhältniß herstellen oder erhalten? Sokrates fragte wieder: Ist denn Chärephon überhaupt nicht im Stande, sich irgend einen Menschen zum Freunde zu machen, wie ers bei dir nicht im Stande ist? Ebendarum, antwortete jener, ist er mir hassenswerth, weil er für Andere liebenswürdig genug sein kann, mir aber überall, wo ich mich mit ihm zusammenfinde, mit Allem, was er thut und was er sagt, nur zur Plage da ist. — Ist denn der Fall hier etwa wie mit dem Pferde, das dem Menschen eine Plage ist, wenn er es reiten will, und doch das Reiten nicht versteht? Ist es wohl dasselbe mit einem Bruder, daß er dem eine Plage ist, welcher mit ihm leben will, ohne zu verstehen, wie ers machen soll, um mit ihm zu leben? — Warum sollte ichs denn nicht verstehen, mit einem Bruder zu leben, da ich wohl weiß, wie man freundlich gesinnten Menschen auch in Wort und That freundlich begegnet? Einem Menschen aber, der mit Allem, was er sagt und vornimmt, nur darauf ausgeht, mich zu kränken, kann ich wahrlich auch in Wort und That nicht freundlich begegnen, und habe auch nicht im Sinne, einen Anfang damit zu machen. — Wunderlich! Wenn du einen Schafhund hättest, wachsam bei der Heerde und zuthätig gegen die Hirten, aber knurrig und böse gegen dich, so oft du hinaus zu den Hürden kämest, so würdest du doch deßwegen ihn nicht wegschaffen, sondern vielmehr suchen, ihn durch gute Brocken an dich zu ziehen und zu gewöhnen. Und einen Bruder, den du ein großes Gut nennst, wenn er sei, wie er sein soll, willst du gar nicht einmal versuchen, so gegen dich zu machen, daß du einen guten, lieben Bruder an ihm hättest, während du doch wohl zu wissen behauptest, wie man Andern in Wort und That freundlich begegnen müsse. — Ich fürchte, nicht weise genug zu sein, um aus Chärephon

das zu machen, was er mir sein sollte. — Und doch ists nichts Besondres und nichts Neues, was du bei ihm anzuwenden hast; du kannst ihn durch die Mittel, die du schon besitzest, so an dich fesseln, daß er dich hoch halten muß. — So sage mirs doch unverweilt, wenn du mich im Besitze eines Liebeszaubers weißt, den ich selbst nicht kenne! — Laß einmal hören: wenn du machen wolltest, daß ein Bekannter, der ein Opfer darbringt, dich zum Opfermahle lüde, wie würdest du das anfangen? — Ich würde natürlicherweise ihn selbst zuerst einladen, wenn ich opferte. — Und wenn du einen deiner Freunde bewegen wolltest, sich deines Hauswesens anzunehmen, während du auf der Reise bist, was würdest du thun? — Ich würde natürlich mich zuerst seiner Sache annehmen, wenn er vom Hause entfernt wäre. — Und wenn du bewirken wolltest, daß ein Auswärtiger dich als Gast aufnehme, wenn du in seine Gegend kämest, wie würdest du es anfangen? — Es ist natürlich, daß ich auch diesen zuerst beherbergen würde, wenn er nach Athen käme: und wenn ich machen wollte, daß er mir in den Geschäften, die mich in seine Gegend führten, mit Eifer behülflich wäre, so müßte ich natürlicherweise ihm selbst das auch zuerst erweisen. — Nun wahrhaftig, so bist du also längst im Besitze aller Liebeszauber, die es in der Welt gibt, und hast Nichts davon gewußt! Oder zögerst du darum, einen Anfang mit ihrer Anwendung zu machen, weil du fürchtest, es möchte dir Schande bringen, wenn du deinem Bruder mit Liebe entgegenkommst? Und doch hält die Welt den für besonders ehrenwerth, der nicht nur den Freunden, sondern auch seinen Feinden mit Gutem zuvorkommt. Dächte ich nun, Chärephon tauge besser dazu, in diesem Geschäfte den Vorgänger zu machen, so würde ichs versuchen, ihn zu bewegen, daß er sich bemühe, deine Zuneigung zu gewinnen. So aber dünkt mich, du seiest mehr dazu gemacht, in diesem Werke voranzugehen. — Du sprichst seltsam, Sokrates, und nicht consequent, indem du von mir, dem jüngern Bruder, verlangst, ich solle den Anfang machen; während gerade das Gegentheil davon unter allen Menschen angenommen ist, daß der Aeltere im Handeln wie im Sprechen den Vortritt habe. — Wie? gilts denn nicht überall als Sitte, daß der Jüngere dem Aeltern beim Zusammentreffen auf der Straße ausweiche; wenn er sitzt, ihm den Platz und den bessern Sitz anbiete, und ihm das Wort lasse? Lieber! verliere keine Zeit, suche die Versöhnung mit ihm! Er wird auf der Stelle bereit dazu sein. Du siehst ja, wie ehrliebend und edlen Sinnes er ist. Schlechte Creaturen kann man freilich nicht anders gewinnen, als indem man ihnen etwas gibt; der edlere Mensch aber wird am leichtesten durch die Gesinnung, durch die Liebe erobert. — Wenn ichs nun aber so machte, und er würde doch nicht besser gegen mich? — So würdest du damit der Welt beweisen, daß du ein braver Mann und guter Bruder, er aber ein schlechter, der liebreichen Behandlung unwürdiger Mensch sei. Aber ich denke, das hast du nicht zu befürchten; vielmehr wird er, von dir zu diesem Wettstreit in liebreicher Behandlung herausgefordert, sich alle Mühe geben, dirs durch Wort und That in Liebe zuvorzuthun. Denn jetzt stehet ihr so mit einander, wie wenn die Hände oder die Füße des einen und desselben Menschenleibes, die nach Gottes Ordnung dazu gemacht sind, ihre Geschäfte mit einander zu verrichten, sichs einfallen ließen, einander in ihren Geschäften Alles zuwider zu thun. Wo Brüder sind, da hat sie Gott noch mehr dazu berufen, einander gefällig und behülflich zu sein, als Hände, Füße, Augen und was er sonst dem Menschen in Zwillingsgestalt anerschaffen hat.

[redacted]

c) Der historische Styl.

Wie im Lehrstyle der **Begriff** vorwaltet, so herrscht im historischen Styl die **Anschauung** vor. Er zerfällt in die Beschreibung und in die Erzählung.

aa) Die **Beschreibung** (descriptio) ist die Darstellung der Merkmale eines Dinges, damit man eine deutliche Vorstellung, ein klares und deutliches Bild von demselben erhält. Sie unterscheidet sich von der Erzählung dadurch, daß sie das Bestehen und Verhalten des Dinges in Zeit und Raum, mithin die neben und mit einander bestehenden Theile desselben angiebt. Die Erzählung stellt aber einen Gegenstand nach Dem dar, was mit ihm in der Zeit vorgeht, und hat folglich das Successive, die Begebenheit, das Ereigniß zum Inhalte. Man kann darum auch sagen: die Darstellung der Gegenwart heißt Beschreibung, die Darstellung der Vergangenheit Erzählung. Der beschreibende Styl erstreckt sich auf Natur- und Kunstbeschreibung, Geographie und Statistik, auf die Darstellung körperlicher und geistiger Zustände, selbst Gegenstände, die gar nicht wirklich vorhanden sind, sondern bloß als Gebilde der Einbildungskraft existiren, können beschrieben werden.

Man theilt die Beschreibung in **Lehr-** und **Schönbeschreibung** ein, welche letztere auch **Schilderung** heißt. Bei jener ist die Belehrung der Hauptzweck, indem man das Verständniß eines Gegenstandes, d. i. die deutliche Vorstellung und Unterscheidung desselben von andern Gegenständen erzielen will. Deßwegen kommt es in ihr ganz besonders auf die Aufzählung der wichtigsten Merkmale, auf ihre richtige Anordnung und auf die einfache sprachliche Darstellung an. Durch die Schönbeschreibung oder Schilderung will man vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft einwirken, den Hörer oder Leser unterhalten, ergötzen, rühren, um dadurch wichtige Zwecke zu erreichen. Sie muß sich darum durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit auszeichnen. Es sollen nun verschiedene Beispiele der Beschreibung und Schilderung folgen.

Beispiele von Beschreibungen und Schilderungen.

1) Die Fixsterne.

Die Region der Fixsterne ist so weit über die Gränze einer in etwas genaueren und sichern Beobachtung hinausgelegen, daß Alles, was wir über diese Welt des Lichtes zu sagen wissen, fast nur jenen Ahnungen gleichet, welche der noch in seinem Leibe festgebundene, befangene Menschengeist über die Weise und Beschaffenheit eines künftigen höheren Lebens heget.

Während sich uns alle Weltkörper unseres Sonnensystemes, selbst die nicht zu nahe an ihrem strahlenden Hauptkörper stehenden Monde des Saturn, durch starke Fernröhre betrachtet, als Scheibchen zeigen, deren Durchmesser noch mit einiger Sicherheit gemessen werden kann, erscheinen uns die Fixsterne, wenigstens großentheils, auch durch die besten Fernröhre nur als unmeßbare Lichtpünktlein, und das, was der treffliche Herschel über den annoch bemerkbaren Durchmesser einiger jener Lichtquellen gesagt, unterliegt noch immer einigem Zweifel. Dennoch strahlen diese für unser Auge nicht mehr meßbaren, mithin für den gröberen menschlichen Sinn gleichsam körperlosen Lichtwesen mit einem solchen hellen Glanze, daß Sirius, nach einer freilich nicht allerdings zuverlässigen Lichtmessung, welche Huyghen gemacht, nur 27664mal schwächer leuchtet, als die unserm Auge über 100,000mal nähere Sonne, und daß in dem heitern Himmelsblau der Wendekreise Canopus so wie Sirius selbst mit dem Lichte der noch hoch am Himmel stehenden Sonne wetteifern, und einem ihre Stellung genau kennenden Auge schon unter dem leichten Schatten eines Baumes mitten am Tage sichtbar wer-

den. — Die Eigenschaft des Leuchtens wird mithin die erste und vorzüglichste sein, welche ein nach der Natur der Fixsternenwelt forschender Sinn daran bemerken und festhalten kann.

Alle Eigenthümlichkeiten des Fixsternenhimmels, welche schon von einem gesunden Auge unmittelbar, oder doch mittelst eines Fernrohres von geringer Lichtstärke bemerkt werden können, sind sämmtlich von der Art, daß sie uns über die eigentliche Natur der Fixsterne noch in Ungewißheit lassen; obgleich sie es wahrscheinlich machen, daß das Licht jener Welten einen ähnlichen Quell und Grund habe, als das der Sonne. Als daher der berühmte Herschel dem Teleskop eine fast tausendfach größere Stärke und raumdurchdringende Kraft gegeben, und mit solcher riesenhaften Bewaffnung des Auges in tausendfach weitere Fernen gedrungen, als vor ihm irgend ein beobachtender Astronom, da hat die fragende Erwartung des ganzen gebildeten Europas an seinen Blicken gehangen, und den Entdeckungen gelauscht, welche jener große Beobachter eine Reihe von Jahren hindurch besonders am Fixsternenhimmel gemacht. Aber freilich ist der menschliche Sinn, seitdem ihm durch jene großen Erfindungen der Flug in die fernsten Höhen jener Lichtwelt möglich geworden, mit jedem Jahr voll reicher fleißiger Beobachtung, auf Entdeckungen gestoßen, welche zu den alten Räthseln, statt einer erwarteten Lösung, nur noch neue hinzufügten.

Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternenhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchen uns in der ganzen dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Reim fehlt, obgleich nicht selten jene nur durch gute Fernröhre sichtbaren, nebelartigen Gebilde der Lichtwelt an das abenteuerliche Reich unserer Kometen erinnern.

Hier gewahrt man Nebel, die, über unermeßlich große Räume des Himmels gestaltlos ergossen, einer zarten leisen Morgendämmerung gleichen, welche das Herannahen eines neuen von Menschensinnen noch nie empfundenen Tages verkündet. Anderwärts zeigt sich in solchen Nebeln ein mehr oder minder lichter Kernpunkt, welcher sich bei einigen schon zum deutlicheren Umriß eines Sternes gestaltet, bei andern aber sich unmerklich gegen seinen Rand hin in den umgebenden Lichtäther verliert. Nicht selten werden zwei solche Kernpunkte mitten in einem Lichtnebel gesehen, welche in einem gegenseitigen Wechselverhältniß zu einander zu stehen scheinen, und von denen manchmal der eine schon zum vollkommnen Stern ausgebildet ist, während der andre an der Grenze zwischen dem Zustand des noch gestaltlosen Aethers und der Sternenform schwebet. Hie und da zeigt sich ein Lichtkörper, welchen auf seinem unbekannten, Aeonen langen Laufe durch die Unermeßlichkeit gleich unsern Kometen ein langer Streifen oder eine fächerartige Ausstrahlung von Licht begleitet.

Während sonst in der Regel der lichthellere Kernpunkt oder Stern in der Mitte des nach außen immer lichtschwächer und dünner werdenden Nebels oder Sternenhaufens gelegen ist, sehen wir da, mit unsrer gewöhnlichen Vorstellung in einem unerklärbaren Widerspruche, nach der Mitte eines runden Sternenhaufens eine dunkle Leere und einen nach dem Rande des Sternenringes hin zunehmenden Glanz, gleich als ob sich hier das herrschende Gesetz unsrer näheren Sichtbarkeit in ein ihm gerade entgegengesetztes umkehrte, und die vollkommneren, leuchtenden Sonnen um das Dunkle, der Erleuchtung Bedürfende sich bewegen. Dort wird, ähnlich unsern Gletschern und Felsengräten, ein breiter *Streifen von Sternen gefunden*, dessen Ränder steilen Abhängen gleichen; an-

derwärts ein hakenförmig gekrümmter Zug von Sternen, welcher durch diese Form an die gegen das Ende hin umgebogenen Schweife einiger Kometen erinnert. Nicht selten glänzen die kleinen Sterne, welche ein tiefereindringendes Fernrohr in der an Sonderbarkeiten so reichen ferneren Region des Fixsternenhimmels bemerkt, in Farben, welche das Auge hier nicht erwartet, und dieses wird öfters durch das lebhafte Grün oder das Roth und Gold jener teleskopischen Sterne an den lebendigen Farbenwechsel der irdisch-organischen Welt erinnert.

Herschel hatte anfänglich, ausgehend von der herrschenden Ansicht, welche er bis an seine letzten Lebensjahre so weit als nur möglich festgehalten, alle jene Nebel, welche sich auch durch sein Riesenteleskop nicht mehr in Sterne auflösen lassen, für Milchstraßen gehalten, deren Millionen Sonnen für das menschliche, auch durch die besten Hülfsmittel verstärkte Auge noch weit zu fern stehen, um als einzelne Sterne unterschieden zu werden. Als er jedoch, gegen die letzten Jahre seines Lebens hin, einige von jenen vermeintlich unermeßbar fernen Nebelflecken von Neuem betrachtet, hat er an ihnen eine selbst in dem Verlauf seiner wenigen Menschenjahre schon merklich werdende Fortbewegung gegen irgend einen nahen Stern wahrgenommen. Andre solche für ungeheuer abgelegen gehaltene Nebel sind von ihm selber hernach als solche gestaltlose Lichtmassen erkannt worden, welche noch innerhalb der Grenzen des zunächst an uns gelegenen, dem bloßen Auge sichtbaren Sternenhimmels ihre Stellung haben.

Ein andrer, nicht minder fleißiger Beobachter, Schröter, hat an dem Lichtnebel des Orion Veränderungen, z. B. ein plötzliches Ausdehnen oder Zusammenziehen des äußeren Umrisses, bemerkt, welche so blitzesschnell und über eine so ungemein große Strecke des Weltgebiets hin statt fanden, daß sie hierin, freilich in einem ungeheuer viel größeren Maßstabe, an die elektrischen Meteore unsers Luftkreises erinnerten.

Während der Abstand, in welchem, nach den Untersuchungen über die Parallaxe*) der Fixsterne, der nächste Stern von uns stehet, Staunen erreget, wird dieses fast noch mehr durch jene Betrachtungen erweckt, welche der in der Beobachtung des gestirnten Himmels grau gewordene Herschel, wenige Jahre vor seinem Tode, über die Sternenhaufen der weiter entlegenen Weltentiefen bekannt gemacht. Ein Raum, nicht größer als der, welcher zwischen unsrer Sonne und dem nächsten Fixsterne liegt, fasset dort öfters Millionen von Sonnen in sich, so daß eine Sonne von der andern kaum weiter entfernt stehet, als verhältnißmäßig unser Mond von seiner Erde, oder wenigstens als ein Planet unsers Systemes von seinem nächsten Nachbar. Setzt man nämlich, bei den hierüber angestellten Rechnungen, die ziemlich hellen Sterne jener eng zusammengedrängten Sternenhaufen in eine weitere Entfernung von uns, so muß man auch zugleich den vermuthlichen Durchmesser der einzelnen Lichtwelten größer annehmen, und das räthselhafte Verhältniß ihrer nahen Zusammendrängung bleibet somit gerade dasselbe, als wenn man sie in den vermuthenden Rechnungen näher an uns heranstellt, indem man zu gleicher Zeit ihre körperliche Größe geringer anschlägt.

Mitten unter den andern, für Sonnensysteme gehaltenen Nebelflecken und Sternenhaufen finden sich nach einigen Gegenden hin Glanzwesen von einer ganz besondern Natur. Ein durch das Riesenteleskop eines Herschel oder Frauenhofer schauendes Auge wird in ihnen, auf den ersten Blick Planeten oder Kometen aus der benachbarten heimathlichen Weltenregion zu sehen glauben, bis

*) Parallaxe ist der Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Stande eines Sterns.

es sich bald durch die unveränderlich feste, unbewegliche Stellung derselben überzeugt, daß diese Lichtkugeln zu den Gegenständen des ferneren Fixsternenhimmels gehören. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die Fixsterne sich im Felde des Fernrohres meist nur als zarte, unmeßbare Pünktlein, die sternlosen Nebel aber mit einem undeutlich begrenzten, verwaschenen Rande zeigen, wird hier eine runde festbegrenzte Scheibengestalt, ein merklicher, zum Theil sehr bedeutender Durchmesser und ein ruhiges planetarisches Licht gefunden. Der kühne Herschel hat auch in diesen räthselhaften Lichtwesen der Jenseitswelt zusammengesunkene, einer neuen Umgestaltung entgegen wandelnde Sonnenhaufen zu sehen gewähnt.

Wollte man auch annehmen, daß diese Riesenkörper, deren manche weit über eine Minute im scheinbaren Durchmesser haben, ganz nahe an den Grenzen unsers Planetensystems ständen, so würde sich dennoch hieraus ein körperlicher Umfang derselben berechnen, welcher größer wäre, als der unseres gesammten Planetensystemes bis zur Bahn des Uranus hinaus, so daß bei einigen von ihnen, wenn ihr Mittelpunkt da stände, wo der Mittelpunkt unsrer Sonne steht, die Oberfläche noch weit über die Sonnenferne des Uranus hinaus zu liegen käme. Will man aber ihren Abstand von uns größer setzen, z. B. über unsre Milchstraße hinaus, so wird zu gleicher Zeit die hieraus berechenbare körperliche Größe derselben so ins Ungeheure getrieben werden, daß ein hienieden nach Aehnlichkeiten forschender Sinn sich nur um so unvermeidlicher und schneller in einer für alle Vergleichungen bodenlosen Fremde fühlen muß. Denn in jedem Falle, so scheint es, müßten jene Riesenwelten, wenn sie von einer nur einigermaßen festen, gröber körperlichen Natur, z. B. so wie unsre Sonne, wären, Bewegungen in der Fixsternenwelt bewirken, von denen auch die aufmerksamste und feinste Beobachtung nichts weiß.

In der That, es hat für den Geist des Menschen etwas sehr Erhebendes, wenn er, schon durch den Schleier der bisherigen Wahrnehmungen, in den Lichtwelten des Fixsternenhimmels eine Natur ahnden darf, welche von höherer, geistigerer Art zu sein scheint, als diese grobkörperliche unsrer Planeten, bei denen das Leben nur auf der äußersten Oberfläche, und auch hier nur auf einige vorübereilende Augenblicke Fuß zu gewinnen vermag. Vielleicht daß alle jene glänzenden Lichtwelten durch und durch aus einem — nur in leise Gegensätze zerfallenden — Lichtäther bestehen, aus welchem der große Herschel die noch fortgehende oder eben beginnende Bildung einiger Hunderte von Sternen nachgewiesen. Es stehet dann das hehre Gewölbe des Fixsternenhimmels zu dem tief in seiner Mitte gelegenen, gröber körperlichen Planetensystem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die durch unsre ganze Planetenwelt Licht und Wärme und Leben verbreitende leuchtende Atmosphäre der Sonne zu dem eigentlichen festen und dunklen Körper derselben, und nach einem, freilich ungeheuer viel größeren Maßstabe sind die Kernpunkte der Lichtnebel und die Fixsterne ähnliche Bildungen des Lichtäthers, wie die hellglänzenden Zusammenballungen des leuchtenden Sonnenäthers — die sogenannten Sonnenfackeln.

Wenn auch den Fixsternenhimmel von unsrer Sonne ein ungeheurer Zwischenraum trennt, so ist doch jener in sich selber, wie es scheint, sonst nirgends durch solche weite Abstände der einen leuchtenden Welt von der andern zerrissen, sondern es bildet öfters von einem Stern zum andern der leuchtende Aether — gleich einer gemeinschaftlichen Atmosphäre — ein verbindendes Mittelglied, oder es wandeln, wie bei den Doppelsternen, zwei Lichtwelten, nur wenige Durchmesser von einander entfernt, um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, und Mil-

lionen von solchen oberen Sonnen schweben, ohne sich gegenseitig durch die Uebermacht einer gröberen körperlichen Anziehung zu bedrängen, in einer Nähe aneinander, in welcher in dem uns nähern Planetensystem kaum Monde und Planeten an einander wandeln. Eine leihet und erwecket der andern das Licht, und jene fernen Millionen scheinen um so heller zu leuchten, je näher sie zusammengedrängt stehen.

Vielleicht daß übrigens, unsrer Sonne näher verwandt, die größeren Fixsterne nicht gerade an uns die nächsten, sondern nur die leuchtendsten sind, und daß, wie dies auch aus anderweitigen Thatsachen zu erhellen scheint, tausende der kleineren, minder lichthellen ebenso nahe als jene an uns wandeln.

Und so scheinet der unserm irdischen Auge noch sichtbare Fixsternenhimmel ein in sich selber verbundenes, rücksichtlich des Abstandes seiner einzelnen Lichtpunkte von uns nicht so gar ungeheuer verschiedenes Lichtgewölbe, welches, in riesenhafter Höhe, mitten in der dem menschlichen Sinne unerfaßbaren Unendlichkeit, unser Planetensystem umschwebet.

Unfehlbar wird diese feiner körperliche, buntstrahlige Lichtwelt, die sich zu unserer Planetenwelt fast eben verhält, wie das Licht und die Wärme zu den schweren und festen Stoffen, auch eine ihr entsprechende lebende Natur haben, welche den beständigen Gefährten der gröberen Körperlichkeit — den Tod — nicht kennet, sondern wie die Gestaltungen, die sich die Seele im Traume schaffet, unmerklich aus einer Formenwandlung in die andre hinüberschwebt; eine Natur, an deren ewigen und unvergänglichen Reizen denkende Wesen sich freuen, welche die drückende, nach unten ziehende Last einer gröberen Körperlichkeit niemals erfahren haben, niemals jedoch auch den Triumph eines Geistes, der, im siegreichen Kampfe mit dem Feindlichen und Niederen, Kräfte an sich gezogen, welche den selig stillen Kräften einer nie erschütterten und geprüften Welt des Friedens so überlegen sind, wie das vollendete Mannesalter dem lieblichen Alter einer unschuldigen Kindheit. (G. H. v. Schubert.)

2) Die Planeten.

Wir haben früher gesagt, daß unsere Erde zu den Planeten gehört und noch sechzehn Kameraden hat. Wir wollen sie nun alle der Reihe nach kennen lernen.

Der nächste bei der Sonne ist der Merkurius; aber diesen wird nicht leicht Einer gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er entweder des Morgens nur kurz vor ihr aufgeht und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder des Abends bald nach ihr untergeht und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halb Mal näher bei der Sonne, als wir, was übrigens doch beinahe 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planeten nicht ganz 88 Tage; denn in so viel Zeit läuft er einmal um die Sonne herum und vollendet seine Jahreszeiten. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, nämlich sechzehnmal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet. Diesen kennen wir alle als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn er auf seinem Lauf um die Sonne von uns aus betrachtet, vorn an der Sonne steht, so geht er in der Frühe ein paar Stunden vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern; aber wenn er zu einer andern Zeit so zu stehen kommt, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglanz ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne nach, wie ein Kind seiner Mutter, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter an-

gezündet werden, und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er als Abendstern sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht und daher auch einen Schatten wirft. Dies rührt von der Nähe desselben her, welche bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, während er von der Sonne 14 Millionen Meilen weit entfernt ist.

Zu seinem Lauf um die Sonne braucht der Abendstern 224 Tage, und eben so lange währt also auch sein Jahr. Es ist länger als das des Merkurs, aber kürzer als das unsrige, so wie auch sein Weg zwischen dem des Merkurs und dem der Erde in der Mitte steht. Das Licht des Abendsterns ist nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze; oft wieder blasser, und dann scheint er sogar kleiner zu sein. Die Sternkundigen haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Er hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, sein zunehmendes und sein abnehmendes Licht, wie der Mond, und dies ist sehr begreiflich. Denn da er eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet werden kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte und noch weniger von seiner erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundigen mit Hülfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, sondern hat, ebenso wie sie, seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen. Die Sternkundigen haben dies aus dem Schatten, den diese Berge auf dem hellen Abendstern werfen, mit Genauigkeit zu berechnen gewußt.

Es muß ein wundersames Vergnügen sein, mit einem solchen Fernrohr in der finstern Erdennacht sechs Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen. Wie viel Vergnügen macht es uns schon, wenn wir von einem erstiegenen Berge nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsere Augen noch nie gesehen haben! Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick auf einen solchen Stern sein, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was man sonst noch dort thut und treibt in dieser lichten, luftigen Höhe. So ist die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Der nächste Planet nach der Venus oder der dritte von der Sonne weg ist unsere E r d e selber. Sie hat 5,400 deutsche Meilen im Umfange; sie ist 21 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie läuft in 365 Tagen und 6 Stunden um die Sonne herum und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einziges Mal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thaten, was dem Herrn wohl gefällt, bisweilen aber doch auch Etwas, das ihm übel gefällt, das ist anderwärts aufgeschrieben.

Die Erde macht ihre weiten Reisen um die Sonne nicht allein, sondern sie hat einen Begleiter, nämlich den Mond. Dieser hat dreierlei Bewegungen. Er dreht sich nämlich erstens um seine Achse, zweitens umkreist er die Erde, und drittens nimmt ihn die Erde mit auf ihrer Reise um die Sonne. Solche Beiläufer der Planeten nennt man Nebenplaneten.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planet Mars. Er hat nicht, wie die andern, ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich groß, weil er nicht immer gleich weit von uns weg ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist, unscheinbar und klein aber, wenn er weiter weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht aber doch nur ein Jahr und beinahe 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er auch fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenigen Jahrzehnten den Jupiter gehalten, und es war zwischen ihnen noch kein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher in Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen. Dies haben sie folgendermaßen herausgebracht.

Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, der lange für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkur, und es kann Niemand etwas dafür, daß er gerade dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber vom Merkur aus drei Pünktlein weiter zählt, so steht dort die Venus. Zählt man zweimal drei oder sechs weiter, so steht dort unsere Erde; zählt man zweimal sechs oder zwölf weiter, dort steht der Mars, und es fehlt sich nicht. Zählte man weiter zweimal zwölf, also vierundzwanzig, dort sah man Nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und sagt man: zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, so steht dort der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius macht hundert, so daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 Nichts zu sehen war, so sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch ein Planet stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sei. So Etwas erzählen wir nicht allen Leuten; aber unsern Lesern können wir Nichts vorenthalten, damit sie sehen, was für respektable Leute die Sternseher sind, welche die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder und gleich merken, wenn eines fehlet. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahrzehnten zur großen Freude aller Sternforscher gezeigt; denn als der berühmte Herschel, ein geborner Deutscher, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernrohren erfunden hatte, die viel weiter trugen als die früheren, so hat man richtig auf Nummer 24 einen kleinen Planeten entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht Alles. Denn da dieser Planet sehr klein war, so hatte man das Herz zu behaupten, er sei nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu sein, da man nachher in kurzer Zeit nach einander noch

drei kleine Planeten ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne entdeckte, und von 1846 bis zum Jahre 1848 noch fünf weitere dazu, so daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, neun auf einmal auf dieser Nummer hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planet an jener Stelle gewesen, und daß dieser schon vor undenklichen Zeiten in diese 9 Stücke zersprungen ist, und es muß ein rechtes Betrübniß gewesen sein, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemanden grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man die vier zuerst gefundenen: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Die fünf andern, die man erst kürzlich gefunden hat, haben die Sternseher Asträa, Hebe, Iris, Flora und Metis genannt.

Nach diesen neun Brüdern kommt dann, 109 Millionen Meilen von der Sonne weg, der vierzehnte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht so groß wie ein Brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474 Mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in fast 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der fünfzehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt, als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29½ Jahr von nöthen hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unserer Erde sein, und es muß Einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädeln. Dafür aber hat er 8 Monde, die an vielen Orten seine trüben Tage erfreulicher machen, und seine langen Nächte erleuchten. Der letzte davon ist erst im Jahre 1848 von dem Engländer Lassell entdeckt worden. Ueberdies hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, nämlich einen doppelten Ring. Diese zwei Ringe ziehen sich in einer nicht großen Entfernung rings um den Aequator des Saturns herum; sie sind sehr breit aber nicht sehr dick und wenden den schmalen Theil gegen den Planeten. Diese Ringe werden ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Wahrscheinlich haben sie sich schon vor Jahrtausenden bei der schnellen Umdrehung von dem Planeten abgelöst, und ohne Zweifel werfen sie ebenso wie die Monde, auf einen großen Theil dieses Planeten Licht zurück und helfen so zu seiner Erhellung. Lange hatte man geglaubt, der Saturn sei der letzte Planet, an den die Sonne scheint, und jetzt sei man fertig, bis der berühmte Herschel am 13. Mai 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten noch einen neuen entdeckte, welcher damals der eilfte war, jetzt aber der sechzehnte und doch noch nicht der letzte ist. Dieser Planet heißt Uranus. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400 Millionen Meilen. Er muß in einem Kreise von 2514 Millionen Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang, als bei uns 84 Jahre, oder ein langes Menschenleben, und ein 100jähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361 Mal schwächer als bei uns. Dagegen wird er von 6 und vielleicht von

noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und es muß ein Kalendermacher allda ein ganzer Mann sein und ein recht Stück Arbeit haben, wenn er für jeden Tag des langen Jahrs jedes Mondes Aufgang und Untergang ausrechnen und anzeigen soll.

Der siebenzehnte Planet, welcher auf seiner Reise um die Sonne den weitesten Weg zu machen hat, ist der Neptun. Er ist erst vor einigen Jahren von einem Berliner Gelehrten entdeckt worden. Man glaubt, daß er 160 von unsern Jahren braucht, um seine Jahresreise zu vollenden. Sonst weiß man noch nicht viel von ihm zu sagen. Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jetzt entdeckt hat, nach der Reihe ihrer Umlaufszeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar 100 Millionen Meilen so leicht weg liest und nicht daran denkt, wie viel sie ausmacht, so merke: wenn auf der Sonne ein Artillerist vom ersten Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone abbrennte und die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit Tag und Nacht, Sonntag und Werktag, in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren an, in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38 und auf dem Jupiter nach 130 Jahren. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie 238, zum Uranus gar 479 Jahre und zum Neptun noch länger zu fliegen. So weit aber diese 17 Sterne von der Sonne entfernt sind, so ist diese dennoch die gemeinschaftliche Mutter und Säugamme von ihnen allen; sie verbreitet rings um sich, bis zu dem letzten, so viel Licht, Wärme und Segen, als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. (Nach Hebel.)

3) Schönheit des südlichen Sternenhimmels.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maß, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder vor unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbar unbekanntes Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählig die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höhern Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nöthig, Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblick der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelskarten vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man das ungeheure Sternbild des Schiffs, oder die phosphorescirenden Wolken Magellans am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, Alles nimmt in der Aequinoctialgegend einen exotischen (fremden) Charakter an.

Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angeschwängert. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. zum 5. Julius (1799) im

16. Grad der Breite das Kreuz des Südens zum erstenmal deutlich; es war stark geneigt, und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbnes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Charten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem höhern Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse, und wir suchen uns wie instinktmäßig mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Commentatoren auf dieses Sternbild bezogen haben.

Dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung:

Zur Rechten kehrt' ich mich, den Geist gewandt
Zum andern Pol, und sah vier Stern' im Schimmer,
Die Niemand als das erste Paar erkannt.
Den Himmel letzt' ihr funkelndes Geflimmer;
O du verwaistes Land, du öder Nord!
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Colonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren; ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Voraltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseits des Wendekreises oder in der südlichen Hemisphäre wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten, das Kreuz in Süden gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, nahe zu um 4 Minuten täglich vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft hörten wir in den Savanen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Truxillo erstreckt, unsere Wegweiser sagen: „Mitternacht ist vorbei; das Kreuz fängt an

[redacted]

sich zu neigen.“ Wie oft haben diese Worte uns die rührende Scene ins Gedächtniß gerufen, wo Paul und Virginie, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien, sich zum letzten Mal unterhalten, und wo der Greis bei dem Anblick des Kreuzes in Süden sie erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden! —

(Alexander von Humboldt.)

4) Ein Tag unter dem Aequator.

Wie glücklich bin ich hier; wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte; denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern; Andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr süß duftenden Paullinien-Hecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen, lichtscheu taumelnd, ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's; die Nagthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht; große Reflexe flüchten sich, verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölk-

chen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich; andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf; sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen, bisweilen verdunkelnd und kühlend, unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief; sie sondern sich schichtenweise ab; immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont; gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weit verbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel; nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich; aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Wehe ist da, welches die Lust des Tages gezeigt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, sondern Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weit hin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die

Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tief blauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens. —

In gleicher Folge, wie dies allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tage, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen Momente auf der großen Bühne, handelt, und verliert sich dann wieder in der Mannichfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Gesammtheit verfallen; der Mensch aber, sonst gewohnt, nur in seinem Bewußtsein die Uhr der Weltepochen zu finden, erkennt in jenen gewaltigen Pulsschlägen der Natur ihren eigenen Stundenzeiger. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier unter dem Aequator am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert, und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirn unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers. Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmischen Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der

schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt; ja gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfters als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und von Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmuth, Hoffnung und Heiterkeit die Seele.

(Ph. von Martius.)

5) Die afrikanische Wüste.

Sie ist wegen der vom Winde häufig aufgejagten Sandwolken unsichrer als das Meer; ihren Bewegungen kann man eben so wenig entfliehen, als denen der Erdbebenstrecken; es bleibt keine Rettung übrig. Sandwirbelsäulen, die sich furchtbar drohend um die Wanderer stellen, schildern Poncet, Bruce, Parc; nur der lakonische Browne will sie nicht schreckend gefunden haben. Vom Verschwinden der Quellen, was für den Reisenden so furchtbar wird, sind die Schriften der Araber voll; Leo hat die Erzählung von sonst übrigens unbekannten Monumenten der verdursteten Karavanen aufbewahrt. Jackson bestätigt dies durch die neueste furchtbare Thatsache die sich während seines Aufenthaltes an der Grenze der Wüste, im Jahr 1805 zutrug. Auf dem Wege von Tafilelt nach Tombuktu nämlich kam auf ähnliche Art eine ganze Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kamelen um, weil eine der Oasen, die sonst eine Station der Karavanen war, kein Wasser mehr hatte.

Aber auch Entbehrungen außerordentlicher Art, erwarten hier den Reisenden. Die dorrende Kraft des Windes macht hier die gefüllten und besten Wasserschläuche schwinden, trocknet sie fast ganz aus. Dann preiset der Reiche sich noch glücklich, für 10 bis 500 Dollars einen Trunk Wassers zu erkaufen. Auch die Kameele sterben nicht selten auf den weiten Zügen vor Durst und Ermattung. Ihre, und andrer Lastthiere an den Karavanenstraßen häufig umher zerstreueten Knochen und bleichen Gerippe, zeigten in den hülflosesten Einöden einem Leo, Poncet, Bruce, Hornemann, Park, Lyon und andern, im Norden, Osten und Süden des Sandoceans das Verzweiflungsvolle der Lage, in welche sie sich begeben hatten.

Selbst die Vögel, welche sich nur bis auf bestimmte Fernen von bewohnten Plätzen in der Wüste sehen lassen, und darum dem Mahomedaner wie Boten des Propheten erscheinen, ihnen Muth in der Trübsal einzusprechen, selbst diese werden von den Sandstürmen in diese Einöden verschlagen und ihre todten Körper über den Boden verstreuet. Aus der Wüste bleiben da, wo Wasserstellen sind, die Elephanten und Eber, und selbst auch — wo diese fehlen — an ihrem Rande, die reißenden Bestien, Löwen und Panther, zurück. Nur die schnellfüßigsten aller wandernden Thiere, die dem Blitze gleich erscheinen und verschwinden, Strauße und Antilopen, leben innerhalb der Wüste, und nur ihnen allein begegnet da in der Todtenstille das Sausen des Windes und der Karavanenzug; denn selbst die Vegetation bleibt fast ganz zurück.

Nur einzelne Gewächse sind dazu von der Natur organisirt, den Gluthwinden zu widerstehen, die sonst Alles versengen, und den Menschen, ja den Mauren selbst wie seinen Gefährten, das Kameel, in Todesangst zu Boden strecken. Einige Distelarten, in deren Blattwinkeln sich die wenige Feuchtigkeit sammeln kann, die Mannastaude Algul, eine Art duftender Thymian, das She der Araber auf losem, und der bestäubte Thalstrauch (Thal Mimosa gummifera Forsk) auf festem nackten Boden, das sind die am meisten verbreiteten Gewächse, und das einzige knappe Futter der Kameele und Esel, das sie oft Monate lang erhalten muß. In einzelnen Gegenden wachsen, wo auch kein Wasser ist, niedrige Krüppelgesträuche, welche den Karavanen zu Wegmarken dienen; aber ihre saftlosen Blätter erfrischen die schmachtende Zunge nicht. Hie und da stehen an geschützteren Stellen dornige Mimosen oder Akacien, die Gummi liefern. Sonst erblickt man überall nur Sand und Himmel, und die Vegetationsstellen erscheinen dem Araber darin nur als Inseln, die er zumal dann, Gezira oder Jazr zu nennen pflegt, wenn Dattelhaine sie verherrlichen.

Müßte nicht auch hier im Allgemeinen Vegetation den Boden bedecken können, wie fast überall sonst auf der Erde, wenn er nicht selbst von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag, seine Stelle verrückte? — So wird aber jede leichte Besamung selbst mit fortgeführt, und wo niedriges Gesträuch sich angesiedelt hat, da häuft sich in der Wüste nur desto leichter ein Sandberg an; und wo auch in einem Theil des Jahres durch besondere Begünstigung Vegetation haftete, da muß sie zur Zeit der Aequinoctialstürme mit in den allgemeinen Wanderzug treten.

Nur der Mensch hat sich demnach mit der Wüste befreundet, und sie trennt die Länder von Nordafrika und der Mitte des Sudans weniger, als jene wirklich durch das Mittelländische Meer von Europa gesondert geblieben sind. Selbst mit dem losen Sande hat er sich befreundet; denn so wie ein kühler Wind weht, legt sich der Fezzaner sogleich in den von der Sonne immer erhitzteren Sand, und weiß sich an ihm zu wärmen; läßt er sich in ein Gespräch mit dem neben ihm stehenden ein, so ebnet er erst die Sandfläche vor sich, um darin seine Meinungen bei jedem Ausspruch, bei jeder Sentenz, durch Zeichnung und Figuren zu unterstützen. Wird ein Handel geschlossen, so werden sogleich die Rechnungen darüber im Sande geführt. Ja selbst der fanatische Maure und die vielen Fackirn und Mullahs unter ihnen, haben sich dazu bequemen müssen, dem trocknen Sande dieselbe heilige Kraft, die das Wasser im Islam hat, einzuräumen, und ihn zu ihren religiösen Ablutionen zu gebrauchen. Das Thier aber, dessen Fußballen, dessen Magen und dessen Gebiß dem Saharaboden so ganz entspre-

chen, dies hat er dem Stande der Natur völlig zu entreißen und sein ganzes Geschlecht zu seinem Sklaven zu machen gewußt.

Auf ihm, dem Schiffe der Wüste, durchzieht er den Sandocean, und seine Hauptaufgabe besteht in der Kenntniß der Jahreszeit, der Hafenplätze, und in der Kunst, nach diesen zu steuern.

(K. Ritter.)

6) Süditalien.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer, als bei Euch in den schönsten Frühlingstagen, wann die Dünste, welche immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nah erscheinen. Tags sieht man Sterne, und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper starke Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei Euch erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erd' und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbengluth verbreitet, die unaussprechlich ist. Man könnte kindisch sagen, Euer Himmel wäre Glas und der unsere Krystall.

Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meer von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wann, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur nieder zu träufeln. — Von der violetten Farbe der Berge Abends, wann die Sonne noch am Himmel steht, hab' ich eben gesprochen; es ist dieß eine wunderbare Verklärung der Natur, gleichsam der Wiederschein einer schöneren Welt.

Vergleicht man ferner die deutschen Gebirgsformen mit den italienischen, so erscheinen erstere weit gewöhnlicher. Ich berufe mich auf die Maler, welche beide aus der Anschauung kennen. Haben hier nicht alle Linien einen edleren Schwung, einen ausdrucksvolleren Charakter? Ist nicht auch das natürliche Colorit der Gegenden durch vieles Blau, Braun, Goldbraun und Roth weit mannichfaltiger und reizender, während oft ein einförmiges, giftiges Grün nordischen Landschaften Eintrag thut? Erscheint nicht, ohne von Luft, Contouren und Localfarben zu reden, jeder einzelne Gegenstand unendlich malerischer, als Häuser, Villen, Dörfer, Ruinen, Felsenbuchten, Klippen, Schwefelberge, erstarrte Lavaströme, spitze Vulkane und die üppige südliche Vegetation in all ihren wunderbaren Erzeugnissen? Dazu kommt noch Gesichtsbildung, Gestalt und Kostüm der Bewohner, was auch von großer Wirkung ist und den poetischen Reiz des Ganzen aufs Höchste steigert.

Auch das südliche Meer muß ich, dem nordischen gegenüber, erheben. Wer je das Meer oder tiefe Seen betrachtet hat, der weiß, wie sehr ihre Schönheit von der Farbe der Luft abhängt, und wie ein grauer Himmel nur immer auf ein graues Wasser niederschaut. Sobald man sich hier im Golfe so weit vom Ufer entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten des Fahrzeugs, vom schönsten, reinsten Indigoblau; doch *wechseln die Farben* beständig in den mannichfaltigsten Abstufungen.

[redacted]

Ueberblickt man vom hohen Ufer die ruhige Wasserfläche, so bemerkt man, wie auf einer Landkarte, ordentliche Flüsse und Strömungen, die sich, ohne die mindeste Wellenbewegung, langsam winden; man sieht verschiedenartige Felder, z. B. ein hellgrünes in einem größeren blauen, oder auch ein mattes in einem stahlblanken. Naht ein Wind vom Meere her, so verdunkelt sich das Gewässer in weiter Ferne; ein breiter Schatten rückt allmählich näher. Der glatte, silberne Spiegel geräth in schwankende Bewegung; kleine Wellen erheben sich und schlagen plätschernd, wie zum Spiel, ans Ufer; aber schon folgen größere; lange Bänke grüner Wogen kommen brüllend; ihre weißen Häupter und Kämme erheben sich immer wilder; donnernd prallen sie an den Strand und brechen zurückschmetternd die nächste Linie der andringenden Wasserhügel.

Herrlich ist auch der hüpfende Sonnen- und Mondglanz auf dem mäßig bewegten Meere. In gerader Linie bis zum Fuße des Beschauers schwanken und blitzen die Lichter auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf- und niedertauchen. Wann die Sonne in der See untergeht, sind diese Lichter roth und golden, und alle Farben des Regenbogens spielen auf dem Meere. Schlagen dann die Wogen ans Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie plötzlich zu flammendem Purpur, wandeln sich aber zurückfließend schnell wieder in weißen Schaum.

Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen im matten phosphorischen Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer. Dies rührt von Millionen sonst unsichtbarer Bewohner des Meeres her, deren Leuchten durch eine stärkere Bewegung des Wassers gesteigert wird.

Die Barken, welche öfters an dunkeln Abenden von größern, auf der Rhede liegenden Schiffen ans Ufer gehen, und, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in taktgemäßen Schlägen über den Spiegel des Meeres fliegen, gleichen dann riesenhaften Krebsen mit feurigen Füßen. Wirft man einen Hund ins Meer, so kommt er leuchtend zurück, sich schüttelnd sprüht er von Funken, und man denkt an den Höllenpudel im Faust.

Welch wunderbares, geheimnißvolles Element ist nicht das Wasser! Kann man stundenlang an einem Bache liegen: welche Gedanken und Phantasien weckt erst das endlose, ewig wechselnde Meer und seine tausendstimmigen Wellen; die kleine plätschernde Welle, welche schmeichelnd über Deinen Fuß schlägt und bunte Steinchen und Muscheln am Strande auf- und niederrollt, und die Welle, welche, vom Sturm gepeitscht, aufspringt, ein schwarzes Riesenpferd mit weißer Mähne, und thurmhoch an einem Felsen zerschellt!

Das mittelländische Meer ebbt und fluthet wie alle Binnenmeere nur in geringem Grade, und eine regelmäßige Veränderung des Wasserstandes im Golfe von Neapel ist kaum bemerkbar, während doch in Venedig zur Zeit der Fluth die Treppen um einige Stufen tiefer im Wasser stehen. Da der Mond Einfluß auf das Meer ausübt, und dieses wieder mit dem Vesuve und seinen Ausbrüchen in Verbindung steht, so sagt man, der Mond steigere oder schwäche die Eruptionen.

Ich gehe zum Clima über. Italiener, die aus Deutschland zurückkehren, erzählen, sie hätten sieben Monate lang Winter und fünf Monate keinen Sommer gehabt. In Neapel rechnet man auf vier Tage drei schöne. Eis und Schnee sind höchst seltene Erscheinungen. Ich habe nun schon mehrere Winter

hier zugebracht und auch nicht eine Flocke in der Stadt fallen sehen. Die gewöhnlichen Thermometer gehen auch nicht unter zwei Grad Kälte. Zwar sieht man vom November bis in den März weiße Berggipfel; denn die Abruzzen haben ein rauhes Clima; ja der Vesuv selbst ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; hier unten aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling mit blühenden Bäumen, aber doch mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube, Gemüse und mit vielen immergrünen Bäumen. Er ist wie ein deutscher März; oft die wärmste Sonne, oft finsteres Gewölk, Regen und Sturm. Es fällt auch wohl dem Himmel ein, fünf Wochen lang ohn' Unterlaß Wasser herabzuschicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch der deutsche Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch, nebst vielen andern Blumen, in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Carnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden.

Freilich erscheint hier geringe Kälte bedeutender als heftige bei Euch, einmal, weil die Haut weicher und empfindlicher ist, hauptsächlich aber darum, weil man sich nicht auf eine rauhe Jahreszeit vorbereitet hat. Die Fußböden sind ja von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Thüren stehen immer offen; die Oefen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt; zugleich hält er aber oft die Fenster offen, weil er den widerlichen Dampf nicht ertragen kann. Will man letztern vermeiden, so muß man sehr gute Kohlen nehmen und dieselben stundenlang vor dem Zimmer glühen lassen.

So kommt es, daß man nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie daheim am besten heizen. Der Fremde, welcher in Neapel behaglich leben will, verschaffe sich also für den Winter ein Zimmer mit Teppichen oder Strohdecken, mit wohlschließenden Fenstern und einem Kamine, oder -- was aber schon eine außerordentliche Erscheinung ist — einem Blechofen. Das Zimmer liege gegen Mittag, das ist mehr werth, als alle Teppiche und Blechöfen; denn die ungeheuern, ganz steinernen Wände sind ohne Sonne feucht, und nehmen leicht einen Modergeruch an. Es giebt hier Zimmer an offenen, warmen Stellen (z. B. in Croce di Malta auf Largo di Castello), wo das Thermometer nie unter 14° über Null fällt.

Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, sobald der Winter heiter ist und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni und Landleute im Januar auf den Gassen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsschlaf; dann sieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaster ausgestreckt. Ich selbst habe auf einem Spaziergange um Weihnachten meinen Regenschirm aufgespannt, um mich gegen die drückende Hitze zu verwahren. Erhebt sich aber der Nordwind, die berüchtigte Tramontana, und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimath. Man sieht nach dem Thermometer und begreift nicht, daß es noch so hoch steht.

Der Neapolitaner kann auf der Stube weit mehr Kälte ertragen, als der Nordländer; im Freien aber geht er, bei einigermaßen rauher Luft, sehr warm gekleidet und bedeckt sorgfältig den Mund. Letzteres thun sogar die härtesten Fischer, indem sie einen Zipfel ihrer braunen Kutte hoch über die Schulter wer-

fen und den Kopf neigen, was ihnen ein ungemein malerisches Aussehen giebt. Dabei haben sie doch oft nackte Füße.

Gewitter sind hier im Ganzen selten; sie kommen im Winter häufiger vor als im Sommer, und treten öfters plötzlich mit großer Heftigkeit ein, besonders im Gebirge. — Nichts ist erhabener, als ein Gewitter auf dem Meere; ich habe ein solches letzten Sommer am Strande der Insel Ischia beobachtet. Es war schwarze Nacht; kein Mond, kein Stern konnte das schwere Gewölk durchbrechen. Das offene Meer lag, wie eine Welt voll Finsterniß, vor mir; ich sah die Wellen nicht, ich hörte sie nur brüllen und schäumen und an die Lavaklippen des Ufers schlagen, als solle mein Felsensitz in Trümmer gehen. Jetzt zuckten leichte Blitze in der Ferne; gezacktes Feuer drang von allen Seiten aus dem schwarzen Himmel; der ganze Horizont flammte von Gluth, und die weite, wild bewegte, weißschäumende See lag plötzlich deutlich vor mir, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Lautkrachend umrollte mich der Donner; die Erde zitterte. So währte es die halbe Nacht. Endlich zog das Gewitter weiter; der Donner erstarb; nur die Blitze leuchteten noch; kein Regen fiel auf der Insel.

Die Nebel, welche hier sehr selten vorkommen, sind viel trockner und feiner, als im Norden; manchmal färbt sie die untergehende Sonne dunkelroth, und sie stehen wie eine purpurne Wolke über der Erde. (K. A. Mayer.)

7) Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen dritthalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreiches gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge centnerschwere Massen des reinsten Goldes!

Welch ein Land muß Afrika sein! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos, Neger mit Tigerzähnen, zwergartige Elephantenjäger, Menschen- und Heuschreckenfresser, Heere streitender Weiber, ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika sein! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehrern Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles zernagenden Zeit!

Und dieser Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmannes nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer

hat darauf zahlreiche Besitzungen; ja in ältern Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt!

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von viel tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja wäre Heinrich der Nautiker, der wißbegierige Portugiesen-Fürst, nicht (1414) aufgetreten; hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet; wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madera entdeckt und sogar angebauet (1418), wäre nicht das sonst gefürchtete Cap non (plus ultra) umsegelt, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre die Küste von Guinea (1460) bis Cap Mesurada hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südlichste Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriß des großen Welttheils ans Licht trat; was wüßten wir sodann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Charte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirge, ein Fluß, eine Küste, welche nicht den Ursprung seiner Entdeckung durch ihren portugiesischen Namen ausspricht. (E. A. W. v. Zimmermann.)

8) Teneriffa.

Auf einer kleinen Ebene gelegen, von Gärten umringt und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschenbäumen bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Man würde sich irren, wenn man nach der Erzählung einiger Reisender glaubte, sie liege an dem Ufer eines Sees. Die Regenwasser bilden von Zeit zu Zeit einen ausgedehnten Sumpf; und der Geologe, der überall mehr den vergangenen als den gegenwärtigen Zustand der Natur erblickt, kann keinen Zweifel hegen, daß nicht jene Ebene ein großes ausgetrocknetes Bassin sei. Die Stadt ist von einer großen Anzahl Windmühlen umgeben, welche den Anbau des Getreides in diesen höhern Gegenden verkündigen. Eine Menge Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umkränzen die Stadt Laguna. Beschattet von immer grünen Bäumen und auf kleine Erhöhungen erbaut, verstärken die Kapellen hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind von einer festen, aber sehr alten Bauart, und die Straßen erscheinen verödet. Ein Botaniker darf sich über das Alter der Gebäude nicht beklagen. Die Dächer und die Mauern sind mit Sempervivum Canariense und mit jener schönen Trichomanes bedeckt, von welcher alle Reisende gesprochen haben; häufige Nebel ernähren diese Pflanze.

Teneriffa, gleichsam am Eingang der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffs-Tagreisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoctial-Ländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Der für die Schönheiten der Natur empfängliche Mensch findet auf dieser herrlichen Insel noch mächtigere Hülfsmittel als das [redacted]: *Kein Aufenthalt* scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen,

und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa. Diese Vortheile sind nicht bloß die Wirkung der schönen Lage und der Reinheit der Luft; man verdankt sie noch besonders der Abwesenheit der Sclaverei, deren Anblick in beiden Indien und überall so empörend ist, wo die europäischen Colonisten das hingebracht haben, was sie ihre Aufklärung und ihre Industrie nennen.

Die Nachbarschaft des Meers macht Laguna im Winter gemäßigter, als es nach seiner Erhöhung über die Oberfläche des Oceans sein sollte. Ich war fast erstaunt zu hören, daß mitten in dieser Stadt in einem Garten Brodfruchtbäume (Artocarpus incisa) und Zimmtbäume (Laurus cinnamomum) gepflanzt würden. Der Anbau des Kaffeebaums gelang nicht auf gleiche Art. Es ist wahrscheinlich, daß einige lokale Umstände, vielleicht die Beschaffenheit des Bodens und der Winde, welche während des Blühens wehen, die Ursache dieser Erscheinung sind.

Um von der Stadt Laguna an die westliche Küste von Teneriffa zu gelangen, durchwandert man zuerst eine bergige, mit einem schwarzen und thonigen Erdreich bedeckte Gegend, worin man hie und da kleine Krystalle von Augit antrifft. Das Wasser löst diese Krystalle wahrscheinlich von dem benachbarten Felsen los, wie zu Frascati bei Rom.

Wenn man in dem Thal von Tacoronte hinabsteigt, kommt man in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vielem Enthusiasmus gesprochen haben. Ich habe unter der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwicklung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Cocosbäumen geschmückt. Höher oben contrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agava und Cactus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von kryptogamischen Pflanzen, besonders von Farrenkräutern, bedecken die durch kleine Quellen eines klaren Wassers befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung. Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Unglücklicher Weise entspricht der Wohlstand der Einwohner weder den Anstrengungen ihres Fleißes, noch den Vortheilen, womit die Natur diese Gegend überhäuft zu haben scheint. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind im Allgemeinen nicht die Eigenthümer: die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den canarischen Inseln.

Von Tegueste und Tacoronte bis in das Dorf San Juan de la Rambla durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten be-

baut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua oder von Valencia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pics, der bei jedem Schritt neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre.

Der Anblick dieses Berges interessirt nicht bloß durch seine interessante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweisen ungeheure Seiten-Ausbrüche, wovon der letzte im Jahr 1798 Statt fand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist, zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte eines fruchtbaren und wohlbebauten Landes liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane zerstören, was sie in dem langen Zeitraum von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meer thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Oceans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und vulkanischen Aschen darbieten, ehemals eben so fruchtbar, als die Abhänge von Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt! —

Die Reise auf die Spitze des Vulkans von Teneriffa ist nicht nur wegen der großen Anzahl von Erscheinungen interessant, welche sich unsern wissenschaftlichen Forschungen darbieten; sie ist es noch mehr durch die malerischen Schönheiten, die sich denen darbieten, welche die Majestät der Natur lebhaft empfinden. Es ist ein schwieriges Bestreben, diese Empfindungen zu malen; sie wirken um so stärker auf uns, als sie etwas gewisses Unbestimmtes haben, welches durch die Unermeßlichkeit des Raums, wie durch die Größe, Neuheit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, in deren Mitte wir uns versetzt finden, hervorgebracht wird. Wenn ein Reisender die höchsten Gipfel unsers Erdballs, die Katarakten großer Ströme, die gewundenen Thäler der Anden beschreiben soll; so läuft er Gefahr, seine Leser durch den einförmigen Ausdruck seiner Bewunderung zu ermüden. Es scheint mir angemessener, den besondern Charakter anzugeben, der jede Zone unterscheidet. Man unterrichtet um so mehr über die Physiognomie einer Landschaft, je mehr man sich bemüht, die individuellen Züge zu zeichnen, sie untereinander zu vergleichen, und durch diese Art von Analyse die Quellen der Genüsse zu entdecken, welche uns das große Gemälde der Natur darbietet.

Die Erfahrung hat die Reisenden belehrt, daß die Spitzen sehr hoher Berge selten eine so schöne Aussicht, so mannichfaltige malerische Wirkungen darbieten, als die Bergspitzen, deren Höhe die des Vesuvs, des Rigi und des Puy-de-Dôme nicht übersteigt. Kolossale Berge, wie der Chimborazo, der Antisana, oder der Mont-Rosa haben eine so bedeutende Masse, daß die Ebenen, welche mit einer reichen Vegetation bedeckt sind, nur in einer großen Entfernung gesehen werden, und daß ein bläulicher Duft gleichförmig über die Landschaft verbreitet ist. Der Pic von Teneriffa vereinigt durch seine schlanke Gestalt und durch seine locale Lage die Vortheile, welche weniger hohe Bergspitzen haben, mit denen, welche von einer sehr großen Höhe entspringen. Nicht nur entdeckt man an seinem Gipfel einen ungeheuren Horizont von Meer, der sich über die höchsten Berge der benachbarten Inseln erhebt, sondern man sieht auch die Wälder von Teneriffa und den bewohnten Theil der Küsten in derjenigen Nähe, welche geeignet ist, die

schönsten Contraste von Form und von Farbe hervorzubringen. Man könnte sagen, der Vulkan erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich auf dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist, als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den äolischen Inseln, so würde der Pic von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schifffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

Als wir auf dem äußern Rand des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannichfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Schichte von Wolken, die uns von den niedern Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme durchbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegend berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt: wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Pics, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetation beraubten Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt. Unter dem Piton fangen Lichenen an, die verschlackten und auf der Oberfläche glänzenden Laven zu bedecken; eine Veilchenart (viola Miranthifolia) erhebt sich auf dem Abhang des Vulkans bis auf 1740 Toisen Höhe; sie steigt nicht nur höher als die andern krautartigen Pflanzen, sondern auch als die Gräser, welche auf den Alpen und auf dem Rücken der Cordilleren unmittelbar die kryptogamischen Pflanzen berühren. Büschel von Retama mit Blumen beladen, zieren die kleinen Thäler, welche die Bergströme gegraben haben, wenn sie in ihrem Abfluß gehemmt und die Wirkungen der Seiten-Ausbrüche verschlossen sind; unter der Retama kommt die Region der Farrenkräuter, begrenzt durch die der baumartigen Haiden. Wälder von Lorbeern, von Rhamnus und von Erdbeerbäumen trennen die Haiden von den mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzten Abhängen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von der Ebene der Pfriemen und von der Zone der Alpenpflanzen bis zu den Gruppen von Datteln und Musa, deren Fuß der Ocean zu bespülen scheint.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pics die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht bloß die Folge der Höhe der Gegend; sie beweisen besondere Modifikationen der Luft in den warmen Klimaten. In allen Zonen erscheint ein Gegenstand, welcher sich an der Oberfläche des Meers befindet, und sein Licht in horizontaler Richtung ausstrahlt, weniger hell, als wenn man ihn von der Spitze eines Berges sieht, wo die Dünste durch Luftschichten von abnehmender Dichtigkeit ankommen. Eben so auffallende Unterschiede werden durch den Einfluß der Klimate hervorgebracht; die Oberfläche

eines Sees, oder eines breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie bei gleicher Entfernung von dem Gipfel der hohen Schweizer-Alpen, als wenn man sie von dem hohen Gipfel der Cordilleren von Peru oder von Mexiko sieht. Je reiner und heitrer die Luft ist, desto vollkommener ist die Auflösung der Dünste und desto weniger wird das Licht bei seinem Durchgange geschwächt. Wenn man von der Seite der Südsee auf der Gebirgs-Platte von Quito oder von Antisana ankommt, so ist man die ersten Tage über die Nähe betreten, in welcher man auf sieben und acht Meilen entfernte Gegenstände zu sehen glaubt. Der Pic von Teyde hat nicht den Vortheil unter den Tropen gelegen zu sein; aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrika's erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, gibt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Quito und Peru übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen, und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Contraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während einem Theil des Tags die äußern Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittäglicher Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne daß es nöthig ist, die Grenzen Europa's zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien, besucht haben.

Bei unserer Rückkehr von der Wanderung auf die Höhen des Vulkans begegneten wir in der Nähe der Stadt Orotava großen Zügen von Canarienvögeln. Sie waren ziemlich gleichförmig grün; einige hatten auf dem Rücken eine gelbliche Färbung; ihr Gesang war der nämliche, wie jener der zahmen Canarienvögel; man beobachtet indessen, daß diejenigen, welche auf der Insel Gran-Canaria und auf der kleinen Insel Monte-Clara, bei Lancerote, gefangen wurden, die stärkste und zugleich am meisten harmonische Stimme haben. Die gelben Canarienvögel sind eine Varietät, die in Europa entstanden ist; und die, welche wir in Käfigen zu Orotava und zu Sainte-Croix auf Teneriffa sahen, waren in Cadix oder andern Häfen Spaniens gekauft worden. Aber von allen Vögeln der canarischen Inseln ist derjenige, welcher den angenehmsten Gesang hat, in Europa unbekannt: es ist dies der Capirote, den man nie zahm machen konnte, so sehr liebt er die Freiheit. Ich bewunderte seinen sanften und melodischen Schlag in einem Garten bei Orotava; aber ich konnte ihn nicht nahe genug sehen, um zu bestimmen, zu welchem Geschlecht er gehört.

Beim Eintritt der Nacht bot uns der Abhang des Vulkans auf einmal einen außerordentlichen Anblick dar. Die Hirten, einem Gebrauch getreu, den ohne Zweifel die Spanier eingeführt hatten, ungeachtet er sich von dem höchsten Alterthum herschreibt, hatten die Feuer des heiligen Johannisfestes angezündet. Diese zerstreuten Massen von Licht, diese Säulen von Rauch, durch die Wirbelwinde gejagt, contrastirten mit dem düstern Grün der Wälder, welche die Seiten des Pics bedecken. Freudengeschrei ließ sich von ferne hören, und schien allein das Stillschweigen der Natur an diesen einsamen Orten zu unterbrechen.

(A. von Humboldt.)

[redacted]

9) Ueber Naturgenuß.

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste Stufe unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht; wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur, aus dem Eindrucke ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten das Allgemeine sich spiegelt, aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe geistiger Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt. — Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritte in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem eigenthümlichen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unsers Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deßhalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente, oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Gedanken und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, ein Wald über dem Walde; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der untern Erdfläche trennen, und plötzlich durch einen Riß, den der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbegrenzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten*) der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es

---

*) Hesperiden: fabelhafte Töchter des Atlas und der Hesperis, die in einem lieblichen Garten wohnten. In demselben stand der sogenannte Drachenbaum mit goldenen Aepfeln, die sie bewachen sollten.

nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen; es ist der ureigene Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, Alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimath, wir zum erstenmale ein Tropenland betreten, erfreut uns an schroffen Felswänden der Anblick derselben Gebirgsarten, die wir auf europäischen Boden verließen; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe der tropischen Gebilde und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Lebendigen verwandt, daß, wenn es auch anfangs scheint, als müsse die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit inniger anregen, als jene üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenklima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung erscheinen unserer Phantasie jene fremden Formen, wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen, wie später die Thätigkeit der combinirenden Vernunft, zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge. Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die eindrucksreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Gedanken und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Den mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien, oder im neuen Continente, da, wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeeres bilden, und wo dieselben vulkanischen Mächte, welche einst die lange Andesmauer aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere sudetische Schneekoppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, die doppelte Höhe des Aetna, erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalayagebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner kolossalen Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalayakette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer

limate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge)n Nepaul und Comorin. Unter dem 28. und 34. Grade der Breite, am Ab- inge des alten Paropamisus entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die ülle baumartiger Farrenkräuter und Gräser, großblüthiger Orchideen und Ba- menengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinauf- :igen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblättri- r Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische flanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde; Wach-)lder, Alpenbirken, Gentianen, Parnassien und stachlige Ribesarten. Dem imalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der dischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, enigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindustans ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von 11 bis 2,000 Fuß an, und setzt so der Entwickelung des natürlichen Lebens eine ühere Grenze, als in den Aequinoktialgegenden von Südamerika, wo der Or- inismus fast 2600 Fuß höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen andern nicht genug beach- ten Vorzug; es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten aume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke die höchste Stufe erreicht. In :r tief gefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Men-)en gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleich- itig zu schauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bam- usen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus- rten und Doldengewächse, wie in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfaßt is südliche Kreuz, die Magelhanischen Wolken, und die leitenden Sterne des ären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide emisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und ver- hiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten flanzenzonen schichtenweise übereinander gelagert, dort die Gesetze abnehmender Wärme dem aufmerksamen Beobachter verständlich mit ewigen Zügen in die elsenwände der Anden, am Abhange des Gebirges, eingegraben.

Sind die tropischen Länder eindrucksreicher für das Gemüth durch Fülle nd Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch vorzugsweise dazu geeignet, urch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorischen Prozessen des Luftkreises nd in der periodischen Entwickelung des Organismus durch scharfe Scheidung er Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgespiegelt in dem Erdenleben, zu zeigen. — in den heißen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, errscht die Fülle der Pisanggewächse, der Cicadeen und Palmen; ihr folgen, von ohen Thalwänden beschattet, baumartige Farren und in üppiger Naturkraft, on kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, elche die wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, lühen, gesellig an einander gedrängt, Aralien, Thibaudien und myrtenblätterige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, ie harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmählich in der stürmischen Region er Paramos die höhern Gesträucher und die großblüthigen Kräuter. Rispen- ragende Monocotyledonen bedecken einförmig den Boden, eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und ie von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen ra-

chytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich bei mangelnder Dammerde nur noch Pflanzen niederer Organisation, die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Lecideen und der vielfarbige Keimstaub der Leprarien. Inseln frisch gefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis scharf begrenzt die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weißen, wahrscheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen ist, durch runde, kesselförmige Feuerschlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stoßen sie fast nie Laven, aber Kohlensäure, Schwefeldünste und heiße Wasserdämpfe aus. (A. v. Humboldt.)

10) Die Lombardei und Venedig.

Die fast wagerechte Ebene zu beiden Seiten des Po ist der einzige Theil Italiens, den die Natur selbst als ein größeres Ganzes bezeichnet hat, wenn sie auch von Menschen seit langer Zeit in mehrere, früher sogar in viele Staaten von ziemlich verschiedenen Verhältnissen zertheilt worden ist. Eine fast in allen Theilen des Pothales gleiche üppige Fruchtbarkeit, welche durch die Wassermassen, die dasselbe von allen Richtungen her durchströmen, erzeugt und erhalten wird, hat schon früh demselben den Beinamen des italienischen Paradieses verschafft. Bedeutend sind besonders die Nebenflüsse des linken Poufers, die alle aus Alpenthälern, zum Theil aus Landseen ausströmen, deren Umgebungen zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften Europas gehören, und wegen der zwischen den Bergen concentrirten Sonnenhitze und der nach Norden durch die Alpen geschützten Lage ein bei weitem südlicheres Klima haben, als die Ebenen, welche zunächst den Po umgeben.

Da der Po bis weit in das Land hinein schiffbar ist, so belebt er nicht bloß die Fluren, sondern auch die menschliche Betriebsamkeit, und durch die Vorkehrungen und Bauwerke, welche seine große Wassermasse und sein schneller Fall nothwendig machen, muß er schon sehr früh die Völker, welche seine Ufer bewohnen wollten, zu bedeutenderen Kraft- und Geistes-Anstrengungen gezwungen haben. Obgleich er eine Gegend durchströmt, die durch ihre Gestalt sich als ein geographisches Ganzes ankündigt, berührt er doch, von seinen Quellen am Monte Viso an bis zum Meere, Landschaften von mannichfach nuancirtem Charakter: wilde Gebirgsgegenden in den Alpen auf der einen Seite, und Niederungen am Meere, die sich über dieses fast gar nicht erheben und durch ihren Anblick an die Niederlande erinnern, auf der andern. Während der Anwohner seiner Quellen mit der Kargheit des Bodens kämpft und Lawinen fürchtet, sieht der Anwohner seiner Mündungen zu gewissen Jahreszeiten weit und breit die Umgegend unter Wasser gesetzt, über welches nur die Bäume mit ihren Kronen emporragen und die Ortschaften, welche auf künstlich erhöhtem Boden angelegt sind.

Venedig liegt im adriatischen Meerbusen, gewissermaßen ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen, vor Anker. Seine engen Straßen, die dadurch, daß sie bloß für Menschen bestimmt sind, und nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehen von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem innern Raume eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Marcusplatz als Saal, die Riva de Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohen Glockenthurme, des Schiffes würdigem Hauptmast, aus gesehen, erscheinen die andern entferntern Inseln in

ı Lagunen nur als Boote und Schaluppen, die zum Dienste des großen Fahr- ges bestimmt sind. (H. Leo.)

11) Deutschland.

Wir rechnen hier die Menschen unserer Zunge mit ein (die Schweiz, die ederlande), welche in unsern natürlichen Grenzen, d. h. beide in den sprach- ıen und geographischen Grenzen liegen. Dann ist Deutschland nahe an ,000 deutsche Geviertmeilen groß, sonst, diese abgerechnet, ungefähr 12,000 her Meilen. Es hat keine so glücklich geschlossene Grenzen, als Italien, ›anien, Frankreich; aber doch viel glücklichere Grenzen, als die in unbegrenzten enen und also auch in viel weniger bestimmten Grenzen schwimmenden Polen d Russen, wenn man die Länder dieser Völker sich auf dem alten Fuß des Be- es, z. B. in ihren Reichsgrenzen von 1770, denkt. Der Süden, Norden d Westen Deutschlands sind nämlich fast ganz glücklich geschlossen; auch der idosten kann ziemlich geschlossen genannt werden; der Nordosten ist fast offen d der Südwesten wenigstens sehr zugänglich. Den Süden schließen die höch- ı Alpen von Italien ab, die freilich mit geringeren Bergen gegen die Spitzen ; adriatischen Meeres ablaufen, aber doch gegen den vom Süden oder Osten n Angriff anrückenden Feind eine glückliche Vertheidigung geben. Den Nor- ı schließt die Ostsee und der enge Hals der Cimbrischen Halbinsel. Der We- ı ist durchs Meer und noch viel stärker durch Sümpfe, Flüsse und Canäle theidigt. Der Südosten kann nicht bloß ziemlich, sondern sehr geschlossen ıannt werden. Die deutsche Sprache endigt hier mit den Bergen, aus welchen Sau, Drau, Raab, March, Oder und Weichsel entspringen. Die Donau, lche in Deutschland beginnt, bricht hier durch und läuft durch ferne Grenzen d fremde Völker den Deutschen weg. Wo Weichsel und Oder in Niedermäh- . entspringen, ist ein Zusammenband des Riesengebirges und der Karpathen, lche Polen und Ungarn scheiden, mit geringeren Bergstrecken und einzelnen rchgerissenen Spalten und durchstreichenden Pässen. Das Riesengebirge mit ıen Zweigen bildet Böhmen, das deutsche Ostcastell; dann läuft die Grenze einer Länge von fünfzig Meilen, in gerader Linie gemessen, von da mit Weich- und Oder zur Ostsee hinab. Dies ist Deutschlands offenste Seite mit unbe- nmten, etwas schwimmenden Grenzen, wie es wohl in ältester Zeit schon war; r Böhmen mit seinen vielen Bergkesseln, eine Art deutsches Spanien, giebt Grenzrichtung nach Norden hinab. Dieses Land ist unsre große östliche tung, die Riesenburg Deutschlands. Das fühlte schon vor achtzehnhundert hren der kluge Tiberius heraus, als er, wie ein schlauer Fuchs auf der Lauer vor den Markomannen zur Witterung auf die Hinterbeine stellte, still stand d seitwärts abzog; hier stürmte der große Marcus Aurelius vergebens gegen Markomannen und Quaden an und ward immer blutig zurückgeworfen; hier te man im Herbst 1805 Napoleon fassen oder vielmehr feststellen können, wenn Russen und Oesterreicher diese Berge und Schlüchte damals zu gebrauchen standen hätten. Ist diese Riesenburg Deutschlands wohl bewehrt und wohl vahrt, so darf der Feind ihr nördlich über Weichsel und Oder nicht weit vorlaufen; er könnte sich verlaufen; denn man kann ihm von hier s immer furchtbar in Flanke und Rücken fallen. Deutschlands Südwesten sehr zugänglich; mittlere Gebirge (Jura, Ardennen, Vogesen) scheiden ihn ı Frankreich; da diese aber in einer Strecke von fünfzehn bis zwanzig ːilen mit Mosel und Maas fortlaufen, so machen sie dem Angreifer durch

scharfe starke Stellungen und durch Verlegenheiten und Mängel, wie alle Berglande sie mit sich bringen, sauerste, schwerste Arbeit. Aber viel offener ist das Land zwischen der Maas und dem Ocean, wo niedrige Fortläufe der Ardennen, welche nur Höhen heißen dürfen, die Gebiete der Schelde und Lys von dem Gebiet der französischen Somme scheiden. Hier also ist und war der leichteste Anlauf und Angriff der Südwestgrenze, zu gleicher Zeit bald ebene Blachlande, welche dem angreifenden Feind Leichtigkeit des Eindringens und durch ihren Reichthum und ihre Fruchtbarkeit Verpflegung seiner Heere bieten. Doch hat in Flandern, Seeland, Holland in dem durch eine Unendlichkeit von Sümpfen, Lachen, Inseln, Seen, Flüssen, Canälen durchschnittenen Gebiet die Natur auch an dieser deutschen Grenze eine Vertheidigung bereitet, wie wenige Länder sich derselben rühmen können.

So ist mit kleinen Ausnahmen Deutschland in seinen natürlichen Grenzen und in seinen Sprachgrenzen hingestellt, mit einer so gewaltigen Stellung und Lage, daß auch der verwegenste Teufel von Eroberer, wenn es wohl geordnet und gerüstet steht, sich daran die Hörner abstoßen sollte. Aber freilich innere Zwietracht und Vergessenheit und Sorglosigkeit und Zerreißung jeglicher Einheit der Macht und die gegen seine Stärke immer geschäftige welsche List hat ihm zwei seiner Hauptfestungen entrissen, nämlich die Alpenburg Schweiz und die Wasserburg Holland, welche seit drei Jahrhunderten von Deutschland wenig wissen wollen und durch den unseligen westphälischen Frieden ganz von ihm losgerissen sind, der Abreißung des Elsaßes und Straßburgs, der Burg der Straße nach Süddeutschland, nicht einmal zu gedenken.

Dieses große weite Deutschland hat nun zwar nicht die herrliche Mannichfaltigkeit und das vielgestaltige, vielgestaltende Naturspiel von Griechenland, Italien und Spanien; aber den übrigen Ländern Europa's darf es kühnlich gegenüber treten, ja sich sogar vieler Vorzüge vor denselben rühmen. Es hat einen reichen Wechsel von Hochgebirgen, Bergen und Hügeln und von den mannichfaltigen Gestalten und verschiedenen Reizen und Reizungen, welche diese immer geben. Dreiviertel Deutschlands sind Bergland und nur sein Nordosten kann Ebene gescholten werden, welche Ebene aber wieder das Glück hat, in den meisten Landschaften nicht weiter als zehn bis fünfzehn in wenigen dreißig bis vierzig Meilen von dem Meere und dessen reichem vollen und kräftigen Wesen und Leben entfernt zu sein. Wie ganz anders dagegen Polen und Rußland mit ihren unermeßlichen Hunderte von Meilen fortlaufenden Flächen!

Die eben gemachte Schilderung erklärt ungefähr die Beschaffenheit des Himmels und der Luft des Landes. Zwischen dem 46. und 55. Grad der Breite gelegen, muß es schon ein kaltes Klima haben. Im Süden und Südosten wird diese Kälte durch hohe Gebirge noch vermehrt und dort sind frischere und strengere Winter, als im Nordwesten, wo die Seeluft mildernden Anhauch bläst. Der Nordwesten dagegen, als aus Blachland und Sumpf- und Moorland bestehend, hat gelindere Winter, aber in den andern Jahrszeiten auch feuchtere und dickere Luft und weniger frische und helle Sonnen. Hier, wo sich oft dicke Nebel lagern und die bösen naßkalten Seewinde wehen, muß sich also eine gewisse natürliche und klimatische Schlaffheit und Trägheit leicht einstellen und auf die Bewohner dieser Landestheile wirken; und so ist es auch in der That, und eine gewisse dumpfe Nebligkeit und Faulheit des Daseins würde hier endlich Alles ergreifen und die Lust und Kraft des Lebens niedermachen, wenn das Meer und seine kühnen kräftigen Reize, Arbeiten und Geschäfte das Menschengeschlecht

nicht aufschüttelten und ihnen den Stab des Gemüthes und den Flug der Phantasie gäben, welche die andern durch die Berge bekommen. Dieser Westen, das Land um Niederrhein, Ems, Weser und Elbe, ist dasjenige Gebiet des alten Germaniens, welches die Römer im kriegerischen und friedlichen Verkehr mit unsern Altvordern zuerst kennen lernten, und nach dem Anblick und der Art dieses Landes und seiner Bewohner haben die ersten Römer, die uns über unsre Vorfahren Nachrichten überliefert, Sinn, Art, Gestalt, Sitten und Gebräuche Germaniens und seiner Menschen beschrieben. Hieran hat man sich immer zu erinnern, wenn man Cäsar, Plinius und Tacitus liest; denn wenn man diesen geographischen, klimatischen, ethnischen Standpunkt verschiebt, schiebt man sich in Hinsicht unsrer ältesten Geschichte in viele verkehrte Standpunkte und Ansichten hinein; eine Verschiebung, die leider nur zu häufig geschehen ist.

Dieses große Land ist auch ein reiches Land, reich durch Menschen, Sachen und Arbeiten. Die Menschenzahl mag, wenn man das Ganze zusammenrechnet, etwas über fünfzig Millionen Seelen betragen, in Deutschland im kleineren Sinn vierzig und einige Millionen. Es fehlt diesem Lande, wie gesagt, der südliche Himmel und die Erzeugnisse und Früchte des Südens; aber alles dessen, was gemäßigte Himmelsstriche hervorbringen, hat es zur Freude und zum Bedürfniß des Lebens die reiche Fülle: Kornbau, Waldbau, Viehzucht, Wein, Obst, Holz, von Metallen Eisen, Silber, Kupfer, zur Bekleidung auserlesenste Schaafheerden und Flachsbau; dazu mancherlei kunstreiche Gewerbe und Fabriken für den eigenen Bedarf und für den Absatz in die Fremde. Kurz, eine glückliche und genügende Lage, wenn es den Gebrauch dieser Güter zu benutzen und ihre Erhaltung zu sichern versteht. Glücklicher und stärker würde es sein, wenn es, von Weltgetümmeln und Weltschicksalen ergriffen und fortgerissen, die eigene Ehre und diese Güter mehr zu Rathe gehalten hätte. (E. M. Arndt.)

12) Die norwegische Gebirgsnatur.

Lindrup wanderte kühn mit einem Führer in jenen wilden Gegenden von Norwegen, wo die größten Höhen sich zusammendrängen, wo die kahlen Berge mit ewigem Schnee, die Thäler mit weit ausgedehnten Gletschern bedeckt sind. Sie hatten eben die Ufer des mächtigen Alpensees Bygdin gegen Norden verlassen. Der gewaltige Mugnaberg hob sich rechts mit seiner Schneedecke in die Höhe; von den unermeßlichen Bergmassen umgeben, befanden sie sich auf einer ungleichen Ebene; die Alpenpflanzen waren verschwunden: nur einzelne kleine, fast verdorrte Gewächse blickten traurig, wie furchtsam, in diese wilde Gegend hinein. Dichte Fichten überzogen die kahle, steinichte Ebene; mächtige Schneemassen lagen hier und da, Bergseen mit ihren nackten Ufern dazwischen, und unter ihnen der große See Bygdin, dessen jenseitige Felsenufer in meilenweiter Entfernung sich erheben. Eine unzählbare Menge von mit Schnee bedeckten spitzen Felsenhörnern erhob sich in der Nähe und Ferne — und eine mit geheimer Furcht gepaarte Lust durchdrang den kühnen Wanderer, wenn er erwog, wie er jetzt, in einer Höhe, zu welcher keine menschliche Wohnung reicht, von der starren Pracht der Natur umgeben, in einer Gegend, die noch vor wenigen Jahren wie ein verborgenes, räthselhaftes Geheimniß den Einwohnern erschien, in meilenweiter Entfernung von allen Menschen, von aller Hülfe, mit einem einzigen Führer jedem Zufalle preisgegeben war. Gefühle der Art steigern bei kühnen Gemüthern den Genuß; die zurückgedrängte Furcht wirft aus dem Innersten des Gemüths einen magischen Schein auf die Umgebung und vergrößert die Ge-

walt der riesenhaften Massen. Die Sonne sank immer tiefer, aber kaum unter den Horizont; die Abendröthe warf ihren rothen Schein über die Ebene, spielte auf Seen, auf den Schneemassen und prallte in feurigem Glanz von allen höheren Bergspitzen, die in großer Anzahl die Ebene umgaben, zurück. Ein kalter Wind pfiff über die stille Ebene, und die Wanderer hüllten sich dicht in die schützenden Mäntel ein. — Die feurigen Spitzen waren in täuschende Nähe gerückt, daß man die Umrisse der Vertiefungen und Thäler mit schneidender Klarheit unterschied, daß das feurige Licht zurückprallte von den Wänden, sich mit dem Abendroth verband und einen seltsamen vermischten Schein erzeugte, während schwarze Felsenwände, die keinen Schnee an ihren schroffen Seiten duldeten, wie nächtliche Riesen in die kalte, allenthalben herrschende Erleuchtung hinstarrten. Eine Todtenstille herrschte allenthalben; nur ein tiefes Gemurmel, kaum vernehmbar, deutete auf rieselnde Bäche in der Ferne, und in großen Zwischenpausen hörte man den dumpfen Ton stürzender Lawinen mit einem fernen Donner. Und in dieser Gegend mußten die Wanderer übernachten. Durch die Beschwerden des Tages ermüdet, suchten sie Ruhe. Wo die Ebene sich senkte, suchten sie eine Gegend, die Gebüsch duldete, und als ihnen die ersten Wachholderbeersträuche erschienen, nahm der Führer seine Handaxt. Ein mächtiges Bündel loser Zweige fing bald Feuer; der Feldkessel stand in der lodernden Flamme; das Sieden des Wassers ertönte mit ungewöhnlicher, wunderlicher Stärke in die stille Oede hinein. Lindrup fühlte sich sehr glücklich. — Das spärliche Mahl erquickte ihn; das kochende Wasser mit Rum und Zucker stärkte ihn; die Zuversicht seines Gefährten, eines verwegenen Alpenjägers, erhob seinen Muth, und die großartige fremde Natur, in deren Gewalt er sich gegeben hatte, erschien ihm zwar nicht als ein vertrauter Freund, in dessen Nähe man sich heimathlich fühlt, wohl aber als ein gewaltsamer Geist, der uns fremd, aber freundlich ermunternd nahe tritt, und dessen mächtiges Wesen einen Theil der innern Größe in unserer eignen Seele erweckt. Das warme Leben der Natur, wo blüthenvolle Wiesen, fruchtbare Felder, grüne Wälder, zahme Thiere uns umgeben, erschien ihm hier als die engere Häuslichkeit, fast wie das schützende Zimmer im Winter, wenn da draußen Kälte und Sturm herrschen. Hier, wo die Vertraulichkeit des Lebens ihm ferne stand, war es ihm, als träte er in den großen Palast der Natur, in welchem der Urkönig, der Alles trägt, unerschütterlich bei dem Wechsel des niedern Daseins, in erhabner Einsamkeit thront. Die stille Oede schien ihm die Achtung gegen seine heimliche Gewalt anzudeuten. — In seiner Nähe verbergen sich die wandelbaren Gestalten des Lebens; gewaltig, wie er selbst, ist sein räthselhafter Hofstaat, der in starrer Pracht ihn stillschweigend verehrt. Wenn Lindrup während der Mahlzeit sich mit seinem Führer unterhielt, dann geschah es unwillkührlich mit leiser Stimme, als fürchtete er sich, die streng gebietende Stille zu unterbrechen; ja es war ihm, als entfernte das Gespräch ihn aus der großen Umgebung, als befände er sich in dem entfernten Gemach eines Palastes, wo man, von den großen Sälen und ihrer feierlichen Stille entfernt, sich dem vertraulichen Gespräch zu überlassen wagt. Der kecke Führer unterhielt ihn mit Erzählungen von den Gefahren, die er öfters erlebt hatte, wie er von seinen Gefährten abgekommen war, wie er sich im wüsten Gebirge verirrt hatte, von glücklichen Jagden, wie sie lauernd, kriechend sich den Rennthieren nähern mußten, wie diese scheu, vorsichtig, schnell wie ein Blitz, der Verfolgung sich zu entziehen wußten. — Aber kaum war die Mahlzeit genossen, so wirkte die Erschöpfung; das Gespräch stockte; in ihren warmen

Mantel eingehüllt, auf den harten spitzigen Flechten ruhend, warfen sich beide zugleich hin. — Die Augen schlossen sich; das Feuer knisterte noch in den halb ausgebrannten verkohlten Bränden; die Quellen rieselten in der Ferne; ab und zu ertönte dumpf ein Donner von herabrollenden Schneemassen; das große Schauspiel schwebte noch lebendig vor den verschlossenen Augen; aber immer matter ward der Glanz, immer undeutlicher das Knistern des Feuers, das Donnern der herunterrollenden Lawinen, und von seltsamen Träumen, in welchen das ruhige Leben in tiefen Thälern sich verworren mit den erstarrten Riesenmassen vermengte, umgaukelt, schlief der ermüdete Wanderer endlich fest ein.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch; die ganze Gegend hatte ein anderes Gepräge; die Schneemassen glänzten hell weiß im Sonnenschein; von dem Abhange, auf welchem sie ruhten, blickten sie in ein weites Thal hinein, und der rüstige Führer stand schon reisefertig da, den Mantel zusammengerollt über der einen, den Riemen, der die Flinte trug, über der andern Schulter, den Feldkessel und die Flinte auf dem Rücken und die eine Hand mit der Axt bewaffnet, während die andere einen mächtigen Knotenstock trug, dessen Ende mit Eisen beschlagen war. Er betrachtete seinen noch ruhig daliegenden Herrn und erzählte ihm, wie er sich gescheut habe, seinen Schlaf zu stören. Aber schnell erhob sich Lindrup. Sie stiegen wieder in die Ebene; sie drangen immer tiefer in das wilde Gebirge hinein; sie erkletterten den hohen Mugnaberg fast bis auf den Gipfel immer kühner in die ewige Schneemasse hinein, bis diese weicher wurde, daß sie zuweilen fast bis an die Arme in Schnee versanken; sie wandelten über die Gletscher und hörten donnerähnlich einen Fluß unter ihren Füßen toben, der sich durch den Gletscher den Weg bahnte, während sie sicher und ruhig über die Eisbrücke fortschritten. Sie sahen am nördlichen Abhange, wie die dunkeln Massen sich in eine furchtbar gähnende Tiefe schroff hinabstürzten, während das Thal tief unten von Gletschern erfüllt, gedrängte Eispyramiden, verworren über einander gewachsene Eismassen in unsicherm Glanze zeigte.

So verging ein großer Theil des Tages; sie stiegen über den hohen Galderberg, der höhere Pyramiden und Felsenkegel trägt, zwischen welchen sich die Gletscher häufen; und als sie hier, in ein Thal hinabsteigend, eine schroffe Felsenwand vor sich sahen, wollte der Führer diese ersteigen, um über sie weg die Richtung zu erforschen, die sie nehmen müßten. Lindrup warnte ihn; aber er lachte, und kühn sah ihn der Erschrockene höher und höher an der fast senkrechten Wand schweben. Ihm schwindelte; thurmhoch über ihm hing der kühne Mensch; fast hatte er die Höhe erreicht. Lindrup's Angst ließ schon nach; der Führer hatte ihm versprochen, auf einem andern Wege herunterzusteigen. Da hörte er ein Rollen; mit Entsetzen sah er den Führer schwanken; eine ganze Steinmasse stürzte mit furchtbarem Gepolter herunter, und der Führer stürzte nach. Die Sinne waren dem erstarrten Lindrup vergangen. Als er aber nach einer Minute zitternd hinsah, erblickte er den Führer hinten an der Wand; er hatte im Fallen mit unglaublicher Besonnenheit einen Ast ergriffen, hing schwebend über der Tiefe und suchte mit ruhiger Ueberlegung festen Fuß auf der schroffen Felsenwand zu fassen. Athemlos starrte Lindrup nach ihm hin. Noch hatte er keinen festen Stand gefunden, nur eine Bewegung fehlte — das Herz klopfte dem Hinstarrenden hörbar — da krachte der Ast, und der unglückliche Führer lag zu seinen Füßen. Du bist todt, rief Lindrup, von Entsetzen ergriffen, und wußte nicht, was er sprach. Aber der rüstige Führer hatte sich von dem Falle ermannt; das Gestrüppe hatte seinen Fall gemäßigt. Der verfluchte Stein,

rief er zornig — und recht heimtückisch war es, daß, indem der Stein unter meinen Füßen wegrollte, auch der, an dem ich mich mit den Händen hielt, wegglitt. Gestoßen habe ich mich, daß mich alle Knochen schmerzen; aber ich komme ja wohl fort. Als Lindrup ihn sprechen, schimpfen hörte, war er schon getröstet. Er bot ihm seine Hülfe an. Als er sich aber wieder zu erheben versuchte, stürzte er wieder hin; Lindrup erschrak von neuem. Bleib ruhig liegen, bat er ihn — und er legte sich brummend hin. Lindrup untersuchte ihn. Du hast das Bein gebrochen, sagte er. Ich fühlte es wohl, antwortete der Führer kalt, fast gleichgültig; aber ist sonst nichts entzwei? Der Rücken, die Schultern schmerzen mich heftig, und bei einem Athemzuge ist es mir, als fühlte ich Dolchstiche. Zerbrochen ist sonst nichts, antwortete Lindrup, und ich würde hoffen, daß du bald wieder hergestellt werden könntest, wenn ich nur wüßte, wie wir hier in dieser schrecklichen Gebirgseinsamkeit menschliche Hülfe finden sollen. Bis dahin hatte der entsetzte Wanderer gar nicht an sich, gar nicht an die nächste Zukunft gedacht. Die furchtbare Gegenwart hatte seine ganze Seele mit ihren Schrecken erfüllt. Jetzt erst dachte er an seine eigene Lage neben der seines unglücklichen Führers, und eine tödtliche Angst ergriff ihn. Was fangen wir an? rief er trostlos aus. Du kannst nicht fort; ich vermag es nicht, dich fortzubringen, und doch wage ich eben so wenig, dich zu verlassen. Wie kann ich aus diesen verworrenen Gebirgsmassen mich herausfinden? Wo treffe ich Menschen? Und dennoch wirst du mich verlassen müssen, sagte der Führer mit großer Ruhe, wenn wir nicht beide hier sterben sollen. Schlepp mir Strauchwerk zusammen, so viel du finden kannst; leg es hier um mich herum, daß ich es fassen kann; bring mir in dem Feldkessel Wasser aus dem Bache, den du dort in der Ferne rauschen hörst. Mit beklommenem Herzen that Lindrup, was der Führer ihm gebot, und die seltsame Ruhe des Mannes, der mit zerbrochenen Gliedern da lag, gab ihm seine Fassung, seinen Muth wieder. Das Strauchwerk war in der Nähe des Kranken aufgehäuft; der Feldkessel stand voll Wasser neben ihm. Nun theilen wir die Eßwaare, sagte der Führer, als Alles in Ordnung war. Du behältst deine Flasche; ich habe noch meine. Leg mir Mantel und Flinte hieher. Beides hatte der Führer abgelegt, als er den unglücklichen Felsen erkletterte. Und jetzt, fuhr er fort, hör' genau zu, was ich dir sage. Ich liege unter dem Thale westlich unter dem dritten Horn der Galderberg-Knause. Hörst du? Er wiederholte es, und Lindrup suchte es sich sorgfältig einzuprägen. Anderthalb Meilen von hier ist das erste Viehlager; du gehst durch dieses Thal gegen Norden, bis du ein Seitenthal findest, das gegen Westen liegt. In diesem findest du an der nördlichen Seite einen sanftaufsteigenden Berg; wenn du diesen ersteigst, entdeckst du eine Ebene, die du immer gegen Norden verfolgst. Du trägst ja einen Compaß bei dir. Du kommst, wenn du eine starke halbe Meile fortgegangen bist, an eine Schlucht, die tief in ein dunkles Thal führt. In diese gehst du nicht hinein, sondern wendest dich gegen Osten — und hier kannst du nun deine Flinte abfeuern; möglich, daß man dich hört; wo nicht, geh immer gegen Osten fort, mit einem Strich gegen Norden, dann mußt du das Viehlager, oder wenigstens Menschen treffen. Sind wir sehr glücklich, dann triffst du sie vielleicht auf der nächsten Ebene; denn zuweilen treiben die Knechte ihr Vieh so weit. Die Anweisung ward öfters wiederholt. Lindrup suchte sie sich so fest wie möglich einzuprägen, und so lange er damit beschäftigt war, blieb er noch muthig; ja indem er sich das Bild des Gebirges nach der Beschreibung immer deutlicher vorstellte, schien ihm dieser Gang gar nicht so schwierig, und er fing schon an,

sich die schönste Hoffnung zu machen. Er sah sich noch vor Anbruch der Nacht mit Menschen zurückkommen, die seinem unglücklichen Begleiter Hülfe bringen sollten. — Ich muß eilen, rief er dem Führer zu; ein jeder Augenblick, den du hülflos zubringst, wird deinen Zustand gefährlicher machen; die zerquetschten Glieder schwellen an, der Beinbruch wird schwieriger heilen. Nur beschwöre ich dich, Freund, bewege das gebrochene Bein ja nicht. Er half ihm in eine bequeme Stellung und verließ ihn, indem er ihn noch zu trösten suchte. Ich komme so schnell, wie möglich, wieder, rief er ihm noch aus der Ferne zu, indem er mit schnellen Schritten durch das wüste Thal ging, über welches in drohender Nähe die riesenhaften Pyramiden und Kegel der Galderberg-Knaufe mit ihrem Schnee und ihren Gletschern sich schroff erhoben.

So lange Lindrup seinen Führer noch sah, blieb er muthig. Als er weiter ging und sich allein unter den furchtbaren, öden, wüsten Felsen fand, rief er laut und fühlte sich getröstet, wenn er die Stimme des Führers wieder aus der Ferne vernahm. Aber dieses einförmige Gespräch, welches dumpf von den Gebirgswänden widerhallte, ward immer schwächer und schwächer, und jetzt erst fand er sich ganz einsam und verlassen.

Noch suchte er sich muthig zu fassen, indem er mit schnellen Schritten vorwärts ging; er fand das Seitenthal, welches gegen Westen lief, und wiederholte sich recht deutlich, wie er einen sanftansteigenden Berg auf der nördlichen Seite finden und ersteigen sollte. Getrost, obgleich mit innerem Zagen, schritt er zwischen den Felsenwänden des inneren Thales fort. Da sah er, wie es sich in vielen Richtungen trennte. Noch immer konnte er keinen sanft ansteigenden Berg entdecken. Schon fingen die Berge an, ihn seltsam, fremdartig, feindselig anzublicken. Die erste Unsicherheit ergriff ihn, daß er mit unsteten Blicken um sich sah. Aber noch einmal faßte er sich. Er nahm den Compaß. Gegen Norden mußt du dich halten, dachte er; denn in dieser Richtung sollst du ja hinaufsteigen auf die Ebene, die weiter führt. Du kannst dich ja nicht irren, dachte er, und getrost schritt er weiter. Aber immer höher stieg das Thal, es verwandelte sich in eine Schlucht. Eine ganze Stunde verging; mühsam stieg er immer weiter. Müdigkeit, Erschöpfung, Angst nahmen ihm den Athem. Er sah in der Ferne etwas hell Glänzendes; als er näher kam, erkannte er das Eis. Es fing schon an, spät zu werden. Er mußte aber sich gestehen, er hatte sich mitten in diesen furchtbar gähnenden Schlünden verirrt. Der kalte Todesschweiß perlte auf seiner Stirne; starr vor Entsetzen blickte er um sich; da sah er sich von hohen Kegeln, von Pyramiden und spitzen Hörnern in grausenhafter Nähe umgeben, bis unter seine Füße reichte der ewige Schnee, und die vielen Riesen, die sich zu seinem Tode verschworen zu haben schienen, grinseten ihn mit kaltem, verächtlichem Hohn als eine sichere Beute an. Die Knie zitterten ihm; die Gedanken verwirrten sich; er glaubte sich verfolgt; er sah sich allenthalben von Tod und Verderben umgeben und floh mit furchtbarer Eile die Schlucht hinunter, die er eben erklommen hatte. Aber in der schrecklichen Verwirrung merkte er nicht, daß diese Schlucht sich nach unten mehrfach theilte; als er hinaufstieg, richtete sich der Blick noch hoffend nach oben, und jede Nebenschlucht blieb unbemerkt. Er gerieth in eine ganz andere Richtung; aber er merkte es nicht. Schon sank die Sonne; die hohen Berge warfen ihre dunkeln Schatten in die tiefste Schlucht, und er fand sich plötzlich vor einem jähen Absturz. Unten, in der wilden Felsenritze, tobte ein schäumender Fluß. — Der wilde Geist der Gebirge hat uns ergriffen, sagte er, und das Entsetzen, welches sel-

nen höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, ging in eine matte, verzweiflungsvolle, träumerische Ergebung über — der wilde Geist hat uns verlockt; er verleitete den Tollkühnen, daß er sich an seine kalte Brust warf und glaubte, der Geist würde ihn halten, ihn an sein Herz drücken. Der Thor! er glaubte durch langen freundlichen Umgang sein Vertrauen, seine Neigung erlangt zu haben. Aber diese Zuversicht sollte ihn nur verlocken, und jetzt schleuderte er ihn herunter und lacht höhnisch seiner Qual. Da trennte er uns, und nun liegt in seinem gähnenden Schlunde der Zerschlagene da, und mich hat er in diesen Mittelpunkt des Entsetzens versetzt, seine willkommene Beute. Wie oft, sprach er mild, ja weich, wenn ich von der sichern Ebene jene hohen Alpen in der Ferne sich erheben sah, dachte ich: wie furchtbar, wenn ein einsamer Wanderer hülflos in der Mitte dieser tiefen Schluchten säße! — Was mich so, wenn ich es mit dem Gefühl der innern Sicherheit dachte, wie es ein Anderer, ein Fremder erleben könnte, schon mit Grauen füllte, das erlebe ich nun selber! Diese Riesenmassen lassen mich nicht los. O wie glücklich ist der Gefangene in seinem engen finstern Kerker! Mich höhnt der gewaltige Gebirgsgeist mit einer unnützen Freiheit. Lauf, lauf nur! ruft er mir spottend zu. Alle Wege sind dir ja offen. Aber wehe mir, ihm vermag ich nicht zu entlaufen! Aus einem Entsetzen stürze ich nur in ein größeres hinein. — So blieb er, völlig dem Untergange sich hingebend, ruhig liegen. Die kühle Nacht brach in dieser Schlucht ein, durch den Schatten der Berge dunkler. Unsicher glänzten die Schneefelder, die ihn dicht umgaben; nur auf den höchsten Hörnerspitzen erblickte er noch das feurige Abendroth. Wilde zerrissene Felsenwände umringten ihn, große Blöcke ragten drohend über sein Haupt; um ihn herum borst das Eis, und das wilde Krachen dröhnte in der finstern Nacht wieder; unten tobte brüllend der Fluß. Er lag wie bewußtlos da; die trockne Zunge klebte an dem Gaumen; aber er dachte an keine Erquickung; das Bild des zerschlagenen Begleiters schwebte vor ihm. Der ist nun dem schrecklichen Tode geweiht wie du, sagte er still. Da war es ihm, als ertönte ein ferner Klang; er horchte, aber die Töne verschwanden; sie schienen wie in einem bebenden Zittern zwischen den Schneemassen zu verklingen. Er horchte schärfer; aber er hörte nichts weiter. Oft entstehen durch das Zerspringen des Eises seltsame Klänge, die schnell wieder verhallen. Undeutlicher wurden die Gegenstände; er dachte so wie im Einschlummern einen sanften Tod zu finden.

Der Morgen brach an; noch immer lag Lindrup in einer Betäubung zwischen Ohnmacht und Schlaf da. Als er erwachte, warf die Sonne einen hellen Schein von den Schneeflächen in das Thal. Er fand sich wundersam gestärkt, obgleich er vor Kälte zitterte. Du hast die Nacht überlebt, sagte er; der gewaltige Geist hat dich nicht getödtet; er hat dich freundlich geduldet; der Tag liegt vor dir. Wo Leben ist, ist Hoffnung. Er suchte einen Bach, der aus dem eisigen Rande der nahen Schneemasse herunterriefelte; in seinem Becher mischte er Wasser mit Rum. Er aß und trank und ging muthig weiter. Der arme Führer, sagte er sich, hat eine schlimmere Nacht gehabt, als du — aber wer weiß? noch kannst du ihn vielleicht retten. Er eilte die Schlucht hinaufzuklimmen; alle Erschöpfung war verschwunden. Er fand eine andere; er stieg in dieser hinunter, und er fand ein weiteres Thal. Rüstig, ja hoffnungsvoll schritt er weiter. Gebüsch wuchs an den Wänden, Blumen und Gräser an dem Bache, der durch das Thal rauschte. Die Natur schien nun milder, heimlicher, seit er die Pflanzen wieder sah. Er dachte das Thal zu verfolgen. Es würde, meinte er, zu tieferen Gegenden führen. Der Bach, dachte er, mag dein heiterer Führer sein. Mit

großer Eile ging er weiter. Aber er hatte sich getäuscht. Fast eine Stunde folgte er dem Bache, mehrere hatten sich aus Schluchten zu ihm gesellt, und immer schneller ward sein Lauf, immer heftiger sein Rauschen über die losen Steinmassen. Und jetzt vernahm er in der Ferne ein furchtbares Tosen gleich einem ununterbrochenen Donner. Er blieb erstaunt stehen; er lauschte; das brüllende Tosen hörte nicht auf. — Furchtsam schritt er weiter; das Thal ward enger; die Felsen stiegen lothrecht in die Höhe; er fand sich eingeklemmt in eine ungeheure Spalte mit den wilden Fluthen, die jetzt breit und schäumend mit furchtbarer Eile fortrannten. Er konnte nicht weiter. Der Bach, zu einem Flusse angeschwollen, füllte das ganze Thal, und das Tosen vor ihm erreichte eine furchtbare Stärke; es war, als wenn die ruhende Natur, die ihn bis jetzt umgeben, auf immer sich in rastlose Bewegung gesetzt hätte, als wenn die stummen Berge selber in einem schrecklichen Geschrei laut würden und den verborgenen Schmerz in das eigne hohle, öde, kalte Innere hineinheulten. Alles frühere Entsetzen schien ihm gering, als dieses größte ihn gepackt hatte. Vor sich sah er eine hohe Wasserstaubsäule, die sich da erhob, wo das Brüllen gehört wurde. Erschrocken wandte er sich um, um diesen entsetzlichen Ort zu verlassen. Noch behielt er Hoffnung, obgleich er mit Ensetzen den Mittag herankommen sah. Du mußt die Bergebenen suchen, dachte er; in den Thälern und Schluchten wirst du dich immer tiefer verirren. Er erinnerte sich, daß das Thal in der Mitte sanft geneigte Seitenwände hatte. Er fand richtig den sanft heransteigenden Berg. — Er bestieg ihn, und als er mit einiger Anstrengung die Höhe erreicht hatte, lag eine weite, rauhe, gebirgige Gegend vor ihm; Berge erhoben sich allenthalben; wüste Seen mit ihren kahlen Ufern lagen hie und da, nackte Ebenen dehnten sich aus und verliefen sich labyrinthisch zwischen den verworrenen zerstreuten Bergen, und kümmerlich gedieh nur dürres Gras zwischen den Flechten und Moosen. Anfänglich fand er sich getröstet, als er aus den engen Thälern und Schluchten heraus war. — Aber bald bemerkte er mit Schrecken, daß diese Berge noch verwirrender waren. Er lief hin und her und konnte keine Richtung finden. Er klomm mühsam auf einen Berg hinauf; aber andere höhere schnitten alle Aussicht ab. Er bestieg mehrere Berge, immer vergebens. Einer ragte hoch empor. Du mußt ihn erklettern, dachte er, obgleich seine Kräfte abnahmen. Der Gipfel war mit Schnee bedeckt. Athemlos erreichte er diesen. Da sah er die entsetzliche Oede um sich her. — Hohe Schneeberge in allen Richtungen nah und fern — und jetzt hoffnungsloser, als je, stürzte er, wie in Verzweiflung, den Berg hinunter. Die wilde Verwirrung der Berge schien alle Gedanken zu verwirren. Der Gebirgsgeist hetzt dich! Halloh! rief er, und du bist Wild und Hund und Jäger zugleich. Er lief, er wußte nicht wohin; Heerden von Rennthieren jagten vor ihm vorbei. — Ich bin euer, rief er, und immer eiliger wurde seine Flucht. Er stand an einem furchtbaren Absturz. Ein Rennthier, durch ihn aufgejagt, hatte sich auf ein Schneedach gerettet, welches weit über die Felsenwand hinausragte. — Plötzlich brach es ein. Das Thier stürzte mit der Lawine hinunter. — Er sah die Hörner nun und dann die Füße aus der herunterrollenden Lawine hervorragen, er hörte das furchtbare Getöse. — Die Luft schien sich zu verdünnen; der Athem ging ihm aus, und in seltsamer Betäubung betrachtete er das wunderbare Schauspiel, als wäre er selbst außer aller Gefahr. — Aber dann packte ihn wieder das Entsetzen, und er sank ermattet hin. Er fühlte, daß er nicht weiter könne. Er versuchte es, sich aufzurichten; aber alle Kraft war hin. — Du hast mich geschont, um mich länger zu quälen, furchtbarer

Geist; du hast mich mit Hoffnungen getäuscht: jetzt gehöre ich dir. Jeder Lebensfunke schien in ihm erloschen.

Er warf die Augen unstät umher; da glaubte er in der Ferne auf den Bergen sich etwas bewegen zu sehen. Er betrachtete es genauer. — Er glaubte Menschen zu erkennen. — Ein plötzlicher heller Hoffnungsstrahl durchzuckte ihn. Jetzt konnte er sich erheben. Laut schrie er in die wüste Gegend hinein. Er sah die Gestalten stehen bleiben. Er erneuerte sein Geschrei, und aus weiter Ferne hörte er ihre Stimmen ganz schwach; aber ihm tönten sie im Innersten wieder und gaben ihm Leben und Kraft. Jetzt sah er sie eilen, immer rufend; und er blieb ruhig, wo er war, und wiederholte sein Geschrei. Sie verschwanden; aber die Stimmen hörte er immer näher. Jetzt vernahm er lange nichts. Schon glaubte er, sich getäuscht zu haben. Da erscholl das Geschrei unter ihm aus dem tiefen Thal, in welches die Schneelawine mit dem Rennthier hineingestürzt war. Er sah da kühne Männer die schroffen Wände eilig erklettern. — Er zitterte; er dachte an das Schicksal seines Führers; er sah sich noch einmal dem Tode preisgegeben und seine Retter zerschmettert unten liegen. Aber sie erstiegen die Höhe; der Hut war verloren, die Kleider zerrissen. Ein freundlicher Mann von ansehnlichem Wuchs redete ihn beim Namen an. Herr Lindrup, sagte er, wir haben Sie den ganzen Tag vergebens gesucht; wir fanden ihren zerschlagenen Führer. Der ist gerettet? rief Lindrup fröhlich. — Gerettet, antwortete der Mann; wir vermutheten, daß Sie sich verirrt haben möchten. Die Bergbewohner wissen sich besser in den Gebirgen zu orientiren, als Fremde. Ihre Beschreibungen der Wege genügen selten. — Aber jetzt kommen Sie. Sie können sich meine Angst denken, als ich erfuhr, daß Sie allein in diesem Gebirge herumirrten. — Erst allmählich konnte Lindrup sich fassen. Nur eine halbe Meile waren sie von einer Säterei (Sennhütte) in Gülbrandsdahlen entfernt. Dort sammelte der Erschöpfte Kräfte. Er brachte die Nacht da zu. Aber sie mußten einen Umweg machen. Lindrup wollte seinen Führer sehen. Man kam nach Quikna in Gülbrandsdahlen. Den Führer fanden sie, als sie erst am dritten Tage nach Lommen kamen, von wo aus Lindrup das Gebirge bestiegen hatte. Wie freuten sich die guten Leute, als sie ihn erblickten. Sie hatten ihn verloren geglaubt. (Steffens.)

13) Der brasilianische Urwald.

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen statt findet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis

sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstkultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder, in einzelne Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren

lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht. (K. F. Ph. v. Martius.)

14) Anblick des Montblanc.

Wir vergaßen alles Andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabensten, und ehrwürdigsten aller europäischen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, dergleichen ich vorher nie gesehen hatte, und vielleicht auf dieser Erde auch nie wieder sehen werde. Die Häupter des Montblanc und seiner Nachbarn strahlten nicht von dem rosenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde war, und der aus höheren und reinern Regionen, als in welchen unsere Sonne brennt, herabzufallen schien. Dieses goldene empyreische Licht glühte nicht so stark, als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge; allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichsam zu Staffeln des Throns der nahen Gottheit erhöhet wurden. Diese Erscheinung dauerte mehrere Minuten, und versetzte uns alle in ein solches Entzücken, daß wir uns gegenseitig mit Ungestüm zum Anschauen und Anstaunen aufforderten, und uns dann in harmonischem Jubeln Glück wünschten, daß die Natur sich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbaret habe. Lange, nachdem der Scheitel des Montblanc den goldenen Nimbus verloren hatte, wallte um seine hohe Stirn noch immer das weißlich-blaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, selbst

vom gemeinen Mann mit Bewunderung betrachtet, und wenn ich nicht irre, mit einem besondern Worte bezeichnet wird. Die Meinung, daß der Montblanc der höchste Berg der alten Welt sei, giebt diesem Urgebirge ein unglaubliches Interesse, wenn man ihm so nahe ist, als in Salenche, wo man ihn besser und tiefer herab, als selbst im Chamouni-Thale übersehen kann. Wir gingen gestern Abend und heute Morgen unzähligemal auf die Straße, oder ans Fenster, und doch wurde unsere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einprägt, als der Montblanc, der erlauchteste unter den erstgebornen Söhnen der mütterlichen Erde, in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert, oder zerschmettert werden. Der Anblick des Montblanc aus solchen Standpunkten, wo man ihn in seiner ganzen Höhe überschauen kann, muß etwas Vernichtendes und zu Boden Drückendes haben. Bei fortgesetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht, und eine lebhaftere Vorstellung von einer Alles übersteigenden, und überwältigenden Größe hervorbringen, als er bei Salenche hervorbringt, wo seine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt ist. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief herab mit schimmerndem Schnee bekleidet. In ihren Zwischenräumen senken sich Gletscher gegen oder gar bis in das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletschern stürzen gewaltige Gletscherwasser hervor. Und über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr, als sie die Größe des Eindrucks vermehren. Sie erinnern den Beschauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist. (Meiners.)

15) Der Vesuv.

Neapel, Dienstag, den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich, zum dritten Male den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervor quellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bil-

det sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich dann nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen, und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert; nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz; denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte; aber der Boden ward immer glühender; sonnenverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sahe sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulcanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; da konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. (Goethe.)

16) Der Aetna.

Von Nikolosi aus ging die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert war. Endlich, da wir uns der zweiten waldigen Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüft-

chen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert, und wie sehnsuchts-voll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegen-winkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten un-mäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein Juan Fer-nandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlassenen öden Wüste des Meeres ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That ein Garten Eden.

Und dieses entzückende Eden mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt, — auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen ver-breitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen, sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?

Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhn-lichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsere Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsere Sinne waren gestärkt und wacher; der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprüng-lichen Unschuld. Auch war in der That unsere Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt, um den ewig lieb-reichen Vater der Natur in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung zu genießen und zu bewundern.

Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinan-ging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schweb-ten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der rei-zendste konnte es nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her: wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andere dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Ent-zücken; denn die unsägliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempel Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden

Gegensatz einander so mächtig hebend, hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstreckten — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Parthien zeichnen? — Alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend, und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde herzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und unnachahmlich hinwirft. —

Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf Morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt, so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dachte ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist: wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes sein, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meeres, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbaren hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane ras'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum sein?

Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsere Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne

auf dem Gipfel zu sein. Die rings umgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergoßen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte uns an Orte zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor= noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß, ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war grenzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen leider! dahin war; die schöne Hoffnung früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu sein, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden.

Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand, sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.

(Engel.)

17) Die Feuer von Baku.

Die Stadt Baku oder Badku am Caspischen Meere, ungefähr drei Meilen vom südlichen Arme des Kaukasus entfernt, in einer reizenden Gegend, wovon man einen Theil sogar das Rosen=Paradies nennt, war schon lange wegen ihrer Naphta=Quellen, eines im reinen Zustand weißen, sehr leichten, sehr flüchtigen und höchst entzündbaren Bergöls berühmt. Durch Herrn Reineggs vortreffliche Beschreibung des Kaukasus, hat man die Naturbegebenheiten jener Gegend theils

näher kennen gelernt, theils was man davon wußte, bestätigt gefunden, welches, wenn es bei Dingen, die so nahe an das Wunderbare grenzen, und wovon der Schauplatz so sehr entfernt ist, durch einen Mann, wie Reineggs war, geschieht, so viel werth ist, als die erste Entdeckung. — Oestlich, ungefähr eine halbe Meile von einer der reinsten Oelquellen ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Atoschjah oder Feuer-Ort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerorts beträgt etwas mehr als ein Werst (1/7 deutsche Meile), und in der Mitte desselben sieht man bei trockener Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben die Geber oder Gueber (das Feuer anbetende Indianer,) und andere arme Leute, kleine steinerne Häuser zu ihren Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauern einschließen, ist einen Schuh dick mit fetter Leimenerde dichtgeschlagen, damit die Flamme in diesem Raume nicht durchbreche. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Leimen gelassen, und wer nun, seine Speisen oder Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht, oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Oeffnung, und sogleich entsteht eine Flamme, die Jeder zu seiner Absicht besser als Holz- oder Kohlenfeuer zu behandeln weiß. Je kleiner die Oeffnung ist, mit desto größerer Heftigkeit bricht die Flamme hervor. Bei einer Oeffnung von zwei Zollen erreichte sie Anfangs drei Fuß und zehn Zoll Höhe, und fiel hernach auf zwei Fuß fünf Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Oeffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschoße oder einem Fächer ausgelöscht hat. — Eben so bereiten sich auch die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges, in den Leimen gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Ueberzug von Leimen gegeben haben, und zünden oben den Dunststrom an. Die Leineweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihren Stuhl stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen; denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt. (Also kein Oel zur Studierlampe, kein Holz zum Einheizen, und keines zum Kaffeekochen. Da ist also noch mehr als Rosen-Paradies.) — Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, stehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rollte das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im October und November sieht man öfters bei heitern und mondhellen Nächten das ganze westliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bei warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene, und die Gebirge sind alsdann dunkel. Oefters erfüllt es das ganze Lager der Karavanen zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere. Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unversehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint; ja, wenn man mitten darin steht, so verspürt man nicht einmal Wärme. (Dieses sogenannte Feuer ist also eine bloße Lichterscheinung und von obigem durchaus verschieden.) Am Ende erwähnt Herr Reineggs noch eines höchst merkwürdigen Umstandes hierbei: An der Außenseite luftleerer Gläser, sagt er, hängt sich dieses Feuer Minuten lang wie ein phosphoreszirender Schein an,

[redacted]

und obgleich schon die Flamme auf dem Felde verloschen ist, so erscheinen luftleere Glasröhren einige Augenblicke noch ganz vom Feuer durchdrungen, stark leuchtend. Hierbei wird gewiß jeder Leser, für den Naturlehre einiges Interesse hat, mit mir wünschen, daß Herr Reineggs, der sogar mit luftleeren Glasröhren versehen war, mit einem etwas vollständigeren Apparat, und wenigstens mit einem Elektrometer, Hygrometer und Eudiometer versehen gewesen wäre, oder, wenn einige dieser Instrumente damals noch nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht gewesen sein sollten, den sie jetzt haben, daß doch jene Gegenden einmal mit einem solchen Apparat bereiset werden möchten. Aus dem Ankleben der leuchtenden Materie an der Außenseite der Gläser (warum bloß luftleerer und nicht aller?) zu schließen, scheint ein Phosphor, und nach dem Lichte innerhalb derselben zu urtheilen, Elektricität im Spiele gewesen zu sein. Wie viel Licht würde nicht auf einmal über einige der dunkelsten Theile der Meteorologie verbreitet werden, wenn ein mit den nöthigsten Kenntnissen und Werkzeugen versehener Mann nur ein Jahr in jenen Gegenden verweilen könnte!

(Lichtenberg.)

18) Der Seesturm.

Der Sturm brach wieder hervor, wüthender als je. Häuserhoch erhoben sich die Wellen und trugen das Schiff auf den schäumenden Gipfel, um es wieder in den Abgrund zu versenken. Wie klein erschien das Schiff, wenn die mächtigen Wellen, ein kühnes Gewölbe bildend, sich weit über die Masten erhoben, auf den Spitzen in Schaum zersplitterten, und Flinthough sich in ein nasses, wandelbares Thal versenkt sah, während die Thalwände das Schiff ergriffen und wieder wie tanzend auf den wildbewegten Gipfel hinaufschleuderten. Die Sonne schien hell, und so großartig erschien dem Erstaunten das Schauspiel, daß jedes Gefühl der Gefahr verschwand. Der Schiffer wußte nicht, wo sie waren. Aus seinen fortgesetzten Beobachtungen schloß Flinthough, daß sie sich vor der Mündung der Elbe befinden müßten. Der Schiffer leugnete es, und es entspann sich ein heftiger Streit. Da entdeckten sie ein Schiff. Bald erschien es auf den Gipfeln der Wellen tanzend, wenn sie in der Tiefe schwebten; dann schaueten sie von dem Gipfel hinab auf das hinuntergeschleuderte Schiff. Beide näherten sich einander absichtlich. Für einen Augenblick waren sie einander ganz nahe. Durch ein Sprachrohr fragte man, wo die Schiffe sich befänden. Dicht vor der Mündung der Elbe, tönte von dem Schiffe aus die Antwort. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz; die heftige Bewegung des Wassers schleuderte sie wie durch einen Zauber aus einander. Der Wind wüthete heftig aus Westen. Vor ihnen lag die gefährliche Mündung des Flusses, und es war unmöglich, sich vom Lande entfernt zu halten. Sie waren genöthigt, in die Elbe hineinzusegeln, so bedenklich, ja gefährlich es auch schien. Bald entdeckten sie die großen, auf einer Seite schwarzen, auf der andern Seite weißen Tonnen, die durch mächtige Anker festgehalten, zwischen sich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müssen. Flinthough hatte, als die Reise so langwierig ward, den Matrosen geholfen; er verstand es schon, die Taue zu handhaben, die Segel aufzuziehen, herabzulassen, einzureffen. Jetzt stand er im Mastkorbe, um die Tonnen zu entdecken, die wegen der hohen Wellen auf dem Verdeck nicht zu erkennen waren. Ein Matrose stand auf einer, er auf der andern Seite, mit den Blicken emsig eine zweite Tonne suchend, wenn sie die erste aus den Augen verloren hatten. Eine schwarze Tonne rechts! schrie der Matrose; eine weiße Tonne

links, sechs Schiffslängen entfernt! rief Flinthough durch den heulenden Sturm nach dem Verdeck hinunter. Es war, was die holländischen und niederländischen Seeleute ein Boje-Wedder nennen. Bald schien die Sonne hell; dann verhüllte sie sich plötzlich; ein Regen, von dem Sturm gepeitscht, stürzte herunter; der Himmel verfinsterte sich, daß man kaum eine Schiffslänge weit sah. In einem Augenblick war die Finsterniß verschwunden, und die hellscheinende Sonne trat wieder hervor. So wechselte es unaufhörlich. Vier Männer waren mit Stricken an das Ruder festgebunden, um es zu regieren. Eine dumpfe Stille herrschte auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Schiffers und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerksam, mit steter Anstrengung, aber ohne einen Laut hören zu lassen, arbeiteten die Matrosen. Man entdeckte das hohe Helgoland, welches, einer seltsamen Festung ähnlich, schroff, aus verschiedenfarbigen Schichten bestehend, die wie Bastionen hier und da hervorsprangen, völlig flach da lag. Die Häuser und Kirchen erkannte man; man erblickte die lange Treppe, die von unten nach der obern bewohnten Fläche führte. Lange kreuzte das Schiff; Nothzeichen wurden gegeben; die Brigg zeigte sich wieder; noch ein drittes Schiff erschien. Alle Augenblicke erwartete man Menschen auf der Treppe zu erblicken, hoffte, daß Boote mit Lootsen von der flachen, sandigen Erdzunge, die unten an der Insel in die wüthenden Wellen hineintauchte, erscheinen würden. Man hoffte vergebens. Es ward spät, es war augenscheinlich, daß Niemand sich heraus wagte. Man mußte es wagen, ohne Lootsen weiter zu segeln. Ein stummes Schrecken bemächtigte sich Aller, als sie ohne schützende Begleitung den Weg fortsetzten. Die zwei Schiffe folgten. Immer tiefer ging es in die Mündung hinein. Man glaubte zu merken, daß der Wind nachließ; aber der Abend näherte sich; die Finsterniß nahm zu; die Tonnen waren nicht mehr zu erkennen. Das flache Land lag auf beiden Seiten in weiter Ferne, und als es dunkler war, trat etwa eine Meile rechts vom Schiffe das düstere Feuer aus dem Leuchtthurm zu Neuwerk, bald wie in Wellen hineingetaucht, dann sich wieder erhebend über die wildbewegte Wasserfläche hervor. Man untersuchte den Grund; auf wenige Klaftern fand man Sand und wagte es, den Anker auszuwerfen.

Es schien, als wollte der Anker haften, und plötzlich fingen die Seeleute an, Hoffnung zu schöpfen. Flinthough hatte durch drei Tage und Nächte, so lange hatte der wüthende Sturm gedauert, kein Auge zugethan. Er warf sich in unsäglicher Ermattung auf die Koje. Kaum lag er, als das Schiff furchtbar erschüttert wurde. Die Erschütterung theilte sich allen Theilen mit, ein dumpfes Krachen begleitete den Stoß. Flinthough sprang erschrocken aus der Koje. Kaum stand er, als eine zweite Erschütterung ihn fast zu Boden warf. Gott, wir sind verloren! schrien die Seeleute. Alles stürzte auf das Verdeck. Die erschrockenen Matrosen setzten die Pumpen in Bewegung; aber das helle Wasser strömte herein und benahm ihnen jede Hoffnung. Man schrie, betete, heulte, rang die Hände. Fünf englische Matrosen, die in Norwegen Schiffbruch gelitten hatten, waren als Passagiere am Bord. Man hatte sie bis jetzt kaum bemerkt. Die Gefahr machte sie tollkühn, und sie versuchten, sich des großen Boots zu bemeistern, um sich zu retten. Zum Glück betrug die Zahl der übrigen Männer gerade das Doppelte. Die Gefahr schien vergessen; mitten in der Finsterniß entspann sich ein kurzer Kampf. Die englischen Matrosen wurden überwältigt und gaben ihr Vorhaben auf. Aber das Schiff sog immer mehr Wasser, die Gefahr wurde immer dringender; da ergriffen die Matrosen die Aexte; auf der linken Seite des Schiffs wurden alle Taue durchgehauen; die Hiebe trafen jetzt die

Masten und klangen furchtbar in der Finsterniß, in den heulenden Sturm hinein. Endlich brachen sie und stürzten mit entsetzlichem Gekrach nach der rechten Seite, wo die Taue sie noch festhielten. Alle Mannschaft hatte sich auf die linke Seite gerettet. Das Schiff neigte sich tief nach der Seite, wo die Masten fielen, die Wellen schlugen hoch und schäumend auf und schienen es verschlingen zu wollen. Aber schnell wurden auch rechts die Taue gekappt, die Masten, von den Wellen ergriffen, verschwanden in der finstern Ferne, und das verstümmelte Schiff schwamm, immer tiefer sinkend, auf dem stürmenden Meer, während die Wellen sich schäumend an seinen Seiten brachen, und die gefährlichen Stöße nach und nach sich erneuerten. Alles geschah in großer Unordnung, ohne Befehl, wie instinktmäßig, während man Gebete murmelte, seufzte, heulte. Nun wurden die Stöße immer schwächer. Die Ebbe hatte schon angefangen, ehe man den Anker warf. Wie sie zunahm, sank das Schiff immer tiefer in den sandigen Grund, endlich stand es ruhig, fest, und die Wellen schlugen an, ohne es zu bewegen. Die Seeleute schöpften Athem. Für diesen Augenblick schien jede Gefahr verschwunden. Jetzt dachte man daran, zu retten, was einem Jeden das Theuerste war. Man stieg in den Raum mit Laternen hinunter. Da fiel es Flinthough ein, daß seine Brieftasche mit der Anweisung, sein einziger Reichthum, in dem Koffer lag, den man in den Raum gebracht hatte; er sah, wie man in Eile mit den Laternen hin und her rannte; vergebens suchte er eine zu erhalten, in wildem Getümmel bewegten sich Alle unter einander. Keiner achtete auf den Andern; jeder Befehl hatte aufgehört, und bald verschwanden die Laternen; ein Jeder suchte sie dem Andern zu entreißen, und eine nach der anderen wurde zerschlagen. Schimpfend, sich wechselseitig mit Vorwürfen überhäufend, standen die Matrosen nun in der Finsterniß da. Kaum vermochte man die einzige übrig gebliebene Laterne, die trübe in der Kajüte brannte, zu retten. Aber die Hoffnung wuchs immer mehr; denn das Schiff war völlig ruhig; das Wasser stieg nicht; der Leuchtthurm brannte winkend in der Ferne. Wir bleiben hier sitzen, sprach der Schiffer, bis der Tag grauet; der Sturm nimmt wohl auch bis dahin ab, und dann rudern wir ans Land und werden wohl auch das Glück haben, den größten Theil der Ladung zu retten. Alle fühlten sich ermuntert durch diese Rede; die Matrosen drängten sich in die Kajüte hinein, wo alle Schränke offen waren, Koffer geöffnet umher standen, Kleider und Papiere, Segel und Geräthe allerlei Art unordentlich zusammengehäuft waren. Wein, Rum, Genever wurde preis gegeben; alle Reste der Lebensmittel rücksichtslos verzehrt, und ein jeder Unterschied zwischen Höheren und Niederen war völlig verschwunden. Alle schienen zufrieden; besonders machte die freudige Gesprächigkeit des vierzehnjährigen Kajütenjungen einen tiefen rührenden Eindruck auf Flinthough. Jener drängte sich an ihn, dem er wohl die größte Theilnahme zutrauete, heran, und war unerschöpflich in Erzählungen von früheren Unglücksfällen, die er oder seine Eltern und Bekannten überstanden hatten, in dem eigenthümlichen bewegten Ton, den Jedermann unter solchen Umständen annimmt.

Wie seltsam! sagte Flinthough, der die Hoffnungen der Uebrigen keineswegs theilte, zu dem Alten gewandt und leise, es sind lauter erfahrene Seeleute; es ist keiner unter ihnen, der nicht weiß, daß die Fluth noch vor Mitternacht eintreten wird, daß dann die Gefahr wieder da ist, ja gesteigert wird. Und doch scheinen sie sich alle geflissentlich zu täuschen.

Der Geistliche fing an, die Seeleute auf die bevorstehende Gefahr vorzubereiten; aber ein betäubendes Geschrei gebot ihm Stillschweigen. Van der

Nael zog sich stillschweigend zurück, und nur der Steuermann näherte sich den Freunden und theilte seine Besorgnisse wegen der nahe bevorstehenden Gefahr leise mit. Wir sind kaum zu retten, sagte er, und diese thörichte Ruhe wird bald verschwinden.

Es dauerte nicht lange, und das Unglück, was ein Jeder voraussehen konnte, war da. Flinthough bemerkte zuerst, daß das Wasser in der Kajüte stieg. Man glaubte ihm nicht. Aber es war leider nur zu wahr. Es stieg mit jeder Minute; lose Stühle wurden durch das steigende Wasser gehoben, umgeworfen und schwammen in der Kajüte; das Schiff fing an zu schwanken; dann erneuerten sich die Stöße immer vernehmlicher, immer stärker, und an die Stelle der Zuversicht trat plötzlich die blindeste Angst. Alle liefen wild unter einander; ein betäubendes Angstgeschrei erhob sich. Zwei Boote waren hinabgelassen, aber durch den Sturm losgerissen und fortgetrieben worden. Zum Glück war noch ein drittes Boot da. Es war ein norwegisches Lootsenboot, welches für einen Hamburger Kaufmann mitgenommen worden war, und an der Seite des Schiffs fest angebunden, noch unzerstört gefunden wurde. Die Gefahr steigert jedes Geschick; das Boot wurde mit Vorsicht losgebunden, hinabgelassen und sorgfältiger als die übrigen festgehalten. Doch Keiner wagte sich hinein. Die fürchterlichen Stöße droheten mit augenblicklichem Untergang. Einige wollten den Boogspriet abhauen und schwimmend sich ins Meer stürzen. Da sprang ein kühner Matrose in das Boot. Flinthough war der Zweite. Eben ward das Boot durch die Wellen vom Schiffe entfernt, und Flinthough im Begriff, zwischen beide in das Meer zu stürzen. Der Geistliche sah es, ergriff den Fallenden bei den Haaren und schleuderte ihn in das Boot hinein. Magdalena, die den Geistlichen nie verließ, stand händeringend neben ihm. Er ergriff sie und warf sie hinab. Das Beispiel wirkte, alle Uebrigen folgten. Aber das Boot war stark belastet, kaum ragte der Rand über das Wasser, und die Nähe des Schiffes war höchst gefährlich. Mit großer Mühe, den Tod vor Augen, entfernte man das Boot. Das verstümmelte Schiff lag wie eine dunkle Masse da; der Schaum der anschlagenden Wellen sprützte hoch hinauf und umhüllte es. Als man hinsah, erblickte man noch eine Gestalt. Der Kajütenjunge wurde vermißt; man sah ihn die Hände angstvoll ausstreckend; sein Geschrei vernahm man kaum; es ward von den Wellen, von der Brandung übertönt. Der arme Junge, aber wer kann ihm helfen! zurückzugehen wäre zu gefährlich, sagten sie. Man wollte fortrudern. Da erhob sich der Geistliche wie eine drohende Gestalt und stand kühn aufgerichtet in dem schwankenden Boot. Das Grab gähnt zu euren Füßen, rief er; die strafende Gerechtigkeit ragt mit ihrem rächenden Arm aus einer jeden Welle. Könnt ihr Erbarmen erwarten, wenn ihr keines erweist? Zurück, ich gebiete es euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Unwillkührlich, als drohte ihnen der nahe Tod, wenn sie nicht gehorchten, führten die Rudernden das Boot zurück. Einzelne wagten ihre Stimme dagegen zu erheben, aber leise, kaum vernehmlich. Mit Gefahr kamen sie in die Nähe des Schiffes; der kühne Steuermann sprang auf das Verdeck, setzte den Knaben herunter und stieg wieder ein. Zum zweitenmal mußten sie dieselbe Gefahr bekämpfen, und als sie aus der Brandung des Schiffes heraus waren, machten Alle sich ein Verdienst aus einer That, die sie alle abgewiesen hatten. Aber die Gefahr war nicht verschwunden. Man hatte einen Compaß und die einzige noch brennende Laterne gerettet. Die Laterne löschte aus, in der Finsterniß konnte Niemand die Richtung bestimmen. Noch immer wüthete der Sturm; jede Welle

drohte das überfüllte Boot zu verschlingen. Sie durchschnitten die Wellen. Zwei Matrosen ruderten; für eine größere Anzahl war kein Platz. Wechseln konnten sie nicht; eine jede Unterbrechung brachte Gefahr. Flinthough hatte sich auf den Boden hingestreckt, um die Rudernden nicht zu hindern. So lag er da und sah die brausenden Wellen hoch über sich ragen und hörte englische, dänische, plattdeutsche, holländische Gebete murmeln, und wie die Ruderschläge so seltsam in den Sturm hineintönten. Ein dumpfes Bewußtsein des nahen Todes durchdrang ihn. Zuweilen, wenn ungeachtet aller Mühe der Rudernden eine Welle das Boot in einer halb schiefen Richtung traf, füllte sich dasselbe mit Wasser und drohte zu versinken. Dann hörte man ein Angstgeschrei; das Wasser bedeckte Flinthough; die Sinne vergingen ihm, und er glaubte, in den Abgrund zu versinken. Wenn er dann nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete und die murmelnden Gebete und die Ruderschläge hörte in dem Sausen des Meeres und die empörten Wellen sah und die ruhige Gestalt des Alten, dünkte er sich von einem seltsamen Traum befangen. Mehre Stunden vergingen so in steter Gefahr; man merkte wohl, wie das Boot sich von dem festen Lande entfernte und nach dem Meere zugeführt wurde. Der Morgen dämmerte; da sah man eine dunkle Masse vor sich und erkannte eine Brigg. Man kam näher. Es war das schon erwähnte Schiff, welches sie nun zum drittenmal sahen. Diese Erscheinung erfüllte Alle mit Freude; es schien ihnen ein Zeichen, daß dieses Schiff zu ihrer Rettung bestimmt sei. Sie erreichten es glücklich, und nicht ohne Mühe und Gefahr gelangten Alle auf das Schiff. (H. Steffens.)

19) Gruben bei Clausthal.

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Clausthaler Gruben, der „Dorothea" und „Carolina" fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen. — Eine halbe Stunde von der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet, angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswesen versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinabklettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von fünfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Die Leitersprossen sind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern gehts hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer: es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und

nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen; man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgesickerte Wasser heraufzuwinden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterste Tiefe bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengeriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend; das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden; aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit einen Sturm in der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstückchen losblasen, zwischendrein der lustige Matrosenlärm erschallt und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer und die Leitern reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählich in die Höhe, mit dem Gruße „Glück auf!“ und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung trafen mich, mit ihren tiefsinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln einsamen Bergschachten den ganzen Tag gearbeitet hatten und sich jetzt hinaufsehnten nach dem lieben Tageslicht und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche Natur. Mit inniger Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem Gefolge gespeist hat und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals stattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zither gespielt und gesungen, wie der vergnügte liebe Herzog sehr viele Gesundheiten getrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ganz besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich das Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein *schönes Gefühl!* Und es ist ein wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker

mögen gewandter sein und witziger und ergötzlicher; aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden.

Wie die deutsche Treue hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht; das Sonnenlicht strahlt — Glück auf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zither, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinuntersteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. (H. Heine.)

20) Die Felsenkuppe von Mayenne.

Die Reisegesellschaft stieg unweit Yvorne, einem Dorfe des Gouvernements von Aigle, zu Pferde. Anfangs war die Straße schön, und wand sich, zwischen Fichten und Cytisus-Bäumen, deren gelbe Blüthentrauben herrlich gegen das schwärzliche Grün der Nadelhölzer abstachen, malerisch in sanften Krümmungen empor. Von Zeit zu Zeit erschienen durch Gebüschöffnungen einzelne Landschaften des Rhonethals und der wilden Schneegebirge von Wallis. Jetzt erreichten wir die Ruinen. So nennt man eine rauhe, von allen Hirten verwünschte Felsenstrecke, wo der Weg beinahe senkrecht wird, und man rings umher nur abgerißne, hoch übereinander gethürmte Steintrümmer erblickt. Kaum war diese Oede zurückgelegt, als reinere Lüfte uns den aromatischen Vanillegeruch des schwarzbraunen Satyriums von einer üppig blühenden Alpentrift entgegenhauchten. Mit sinkendem Tage langten wir bei unserm Nachtquartier an. Dies war eine Sennhütte, am Fuße zweier majestätischen Felsengipfel, von welchen der eine völlig die Form einer gedrückten Kuppel hat und la Tour de Mayenne genannt wird. Da die Zugänge zu diesem Gipfel von den Hirten als leicht und gefahrlos beschrieben wurden, so beschloß ich, am folgenden Morgen hinaufzuklimmen. Glücklich wurde das Ziel meiner Wanderung erreicht.

Anstatt nun auf dem nämlichen Wege wieder zurückzukehren, gab mir ein Dämon ein, die mir gänzlich unbekannte Ostseite des Berges zu umgehen, und auf einem andern Pfade wieder zur Sennhütte hinabzusteigen. Gewiß wäre dieses unterblieben, wenn ich schon damals gewußt hätte, daß die Reihe von Felsenzacken, worüber ich hinweg mußte, auf der westlichen Seite, senkrecht abgeschnitten, einen furchtbaren Abgrund bildete. Nach einem halbstündigen Wege, der mich zuerst in ein Thal und dann wieder bergan führte, befand ich mich vor einer Felswand von ansehnlicher Höhe, welche mit Hülfe der aus den Ritzen hervorgewachsenen Gesträuche ohne weitere Gefahr erklettert wurde. Nun folgte eine sanfte Abdachung, die mit dem niedlichen Silene akaulis, wie mit einem Purpurteppich überdeckt war, und wo ich eine Zeit lang ausruhte. Es war gerade Mittag. Nach einer erquickenden Mahlzeit von Wein und Brod erstieg ich die Abdachung, und richtete, weil jede Menschenspur verschwunden war, meinen Lauf nach der Sonne und der Felsenkuppe von Mayenne, welche der Sennhütte, wo die Reisegesellschaft sich befand, gegen Osten lag. Selten ward ich unfreundlicher überrascht, als durch die Wandlung der Scene, welche wir jetzt

bevorstand. Kaum war der Gipfel der Höhe mir im Rücken, als eine Wüste sich aufthat, wo nur Schneeflächen, bald durch Schlünde, bald durch Felsenhörner unterbrochen, unabsehbar hingelagert waren, und wo alles vegetirende Leben, wie an den Grenzen eines Chaos, zu ersterben schien. Da ich mit ganz frischen Kräften es kaum gewagt haben würde, durch diese schauderhaften Regionen des Winters zu dringen, so war ich jetzt, da ich schon zu ermatten anfing, um so mehr darauf bedacht, unverzüglich umzukehren, und den alten Weg wieder aufzusuchen. Zurückgetrieben an die Felswand, ward ich mit Schaudern die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Hinunterkletterns und einen Abgrund gewahr, der mir beim Hinansteigen kaum halb so beträchtlich vorkam.

Es ist auf Bergreisen, wie jeder Alpengänger weiß, häufig der Fall, daß man von einer Felswand, die mit Leichtigkeit erklimmt wurde, nicht wieder herabsteigen kann, ohne sein Leben in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen. Hier stellte sich die Unmöglichkeit ohne Verhüllung dar. Um nicht in den Abgrund zu stürzen, mußten die hervorspringenden Steine und Sträuche, die mir emporhalfen, genau wieder getroffen werden, und hierauf war anders nicht zu rechnen, als mit Augen in den Fußsohlen.

Zur Rechten und zur Linken versagten fürchterliche Klüfte jeden Ausgang; es blieb folglich kein andres Rettungsmittel übrig, als die Schneewüste; sie allein mußte mein Schicksal entscheiden. Zum zweitenmale ward also die Anhöhe mit dem Purpurteppich erstiegen, und nun die daran gränzende Winteröde betreten, wo der lockere Schnee das weitere Vordringen äußerst beschwerlich machte. Die Mühseligkeiten, mit denen ich von dort an zu kämpfen hatte, waren so groß, daß ein schwächerer Körper, als der meinige, unfehlbar darunter erlegen wäre. Oefters zwang die Nothwendigkeit mich, in tiefe, halb mit Schnee angefüllte Schluchten hinabzugleiten, um auf der Gegenseite mit unsäglicher Mühe wieder emporzuklimmen, und dann waren nach langer und ununterbrochener Anstrengung manchmal kaum 5 bis 6 Schritte für den Rückweg gewonnen. Die Schienbeine waren mir, durch wiederholtes Fallen zwischen den locker liegenden und scharfkantigen Steintrümmern, zuletzt geschunden, und die Hände blutrünstig von beständigem Anklammern. Bald ließ die abspannende Lähmung aller Muskeln mich keinen Schritt weiter vorwärts thun. Es war halb vier Uhr.

Bis dahin hatte die Hoffnung, endlich einen Ausgang zu entdecken, mich noch treu begleitet; jetzt aber, da meine Kräfte mit jedem Athemzuge schwächer wurden, und die Wüste noch eben so weit verbreitet sich vor mir hindehnte, als da ich sie zuerst betrat, fing ich an, den Tod als den einzigen Befreier aus diesem Labyrinthe zu betrachten. Ich trank den kleinen, sorgfältig aufgesparten Rest Wein, und aß das einzige noch vorhandene Stück Brod, eben so fest überzeugt, meine letzte Mahlzeit gehalten zu haben, wie die Heldenschaar bei Thermopylä. Fast im nämlichen Momente, worin ich den Felsen, der mir zum Tische gedient hatte, zum Lager wählte, sank ich in einen tiefen Schlummer.

Nun hing das Leben des verirrten Wanderers nur noch an einem zarten Faden. Die Fortdauer meines Schlafes bis nach Sonnenuntergang war, bei einer solchen Entkräftung, mehr als wahrscheinlich, und in diesem Falle ward ich unvermeidlich ein Opfer der Nachtfröste, die den kleinen See dieser Höhen am letzten Tage des Junius noch dick übereisten. Auf eine Menschenhand, mich der Erstarrung zu entreißen, war hier eben so wenig zu rechnen, als in den Wildnissen einer unbewohnten Insel. Ich werde daher das Ereigniß, dem ich meine Rettung danke, immer als eins der außerordentlichsten und provi-

dentiellsten meines Lebens betrachten. Dem ungefähren Vorbeifluge eines Raubvogels war es vorbehalten, mich den Freunden und der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben. Dieser streifte mit lautem Geschrei so dicht an mir hin, daß ich, trotz meines Todtenschlummers, davon erwachte. Seiner Stimme nach, die mir noch ins Ohr drang, als er schon weit entfernt war, hielt ich ihn für einen Adler; und dieses gewann, durch die Versicherung mehrerer Gemsjäger, daß der Steinadler häufig in jenen Felseinöden horste, nachher noch mehr Wahrscheinlichkeit. Mein traumähnlicher Zustand beim Erwachen war jeder genauern Beobachtung ungünstig, und als ich mir selbst wieder gegeben wurde, schwebte der Vogel schon in verkleinernder Ferne. Es war sechs Uhr, als ich erwachte. Durch den Schlummer neu gestärkt, beschloß ich nun, die Entdeckung eines Ausgangs noch einmal zu versuchen. Etwa nach einem stündigen Fortarbeiten durch Schnee und Klüfte erschien mir plötzlich, an eines Waldstroms Bette, das noch wasserleer, und in den Vertiefungen mit Schnee gefüllt war, der Genius des Gebirgs, und rief mir zu: Betritt mit freudiger Zuversicht die Bahn, welche das Wasser aus dieser Wildniß in die Ebene leitet. Sie wird auch dich hinabführen.

Diese Stimme erhob meinen immer tiefer sinkenden Muth auf einmal wieder so mächtig, daß ich mit dem heiligsten Vertrauen die vorgeschriebene Bahn betrat, und mich langsam zwischen aufgethürmten Felsenblöcken die bald sanfter, bald schroffer sich neigenden Krümmungen des Strombettes hinunterwand. Nun vernahm ich das Geläute der Heerdenglocken und den Gesang des Hirten wieder. Nie drang eine süßere Musik in meine Seele, als diese rauhen Töne, mit welchen der letzte Zweifel an meiner Rückkehr zu den Lebenden daraus verschwand. Der hinter einem Fichtenwalde aufsteigende Rauch leitete nun meine Schritte, und gegen acht Uhr kam ich bei einer Sennhütte an, die zwei Stunden von dem Standquartier meiner Gesellschaft entfernt lag. Die Hirten schlossen einen Kreis um die Todtenerscheinung, und drückten über die entstellten Züge meines blassen Gesichts ihr Entsetzen aus. Vierzehn Stunden hatte diese gefahrvolle Wanderung gedauert, und während dieser ganzen Periode der physischen Anstrengung und der moralischen Ermattung genoß ich nichts, als ein wenig Brod und Wein. Die braven Aelpler befriedigten mit wahrhaft patriarchalischem Entgegenkommen jede Forderung meines hülfsbedürftigen Zustandes und schlugen mit edlem Unwillen mein dargebotenes Geldgeschenk aus. Bei der Bezeichnung des Weges, der mich zu ihnen führte, geriethen sie in ein lebhaftes Erstaunen, und versicherten, daß die Gegend da oben, wegen ihrer gefährlichen Abgründe, weit berüchtigt sey, und gewöhnlich erst im August, wiewohl nur selten, von den Gemsjägern durchstreift werde. (Matthisson.)

21) Jagd auf dem Nil.

Die Hauauit *) machen nicht bloß auf Fische und Flußpferde, sondern auch auf die Krokodile Jagd; die günstigste Jahreszeit hiezu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling, wann das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingescharrt hat. Der Hauauit merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, das heißt: unter dem Winde gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf, nach der Seite, wo man das Krokodil erwartet; der Jäger verbirgt sich dort; bleibt er unbe-

*) Fischer und Flußpferdejäger.

merkt, so kommt das Krokodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Krokodil eilt in das Wasser, und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehülfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Krokodil geht; man faßt den Strick und zieht das Thier an die Wasserfläche, wo bald ein zweiter Wurfspieß dasselbe verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Krokodil bleibt nicht müßig; es giebt derbe Schläge mit seinem Schwanz und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um letzterem vorzubeugen, besteht dieser Strick aus etwa dreißig, nebeneinander liegenden, einzelnen Strickchen, die alle zwei Schuhe lang zusammengebunden sind; die dünnen Stricke fügen sich im Rachen des Thieres in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus der Fleischmasse, und das Krokodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Krokodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze verbinden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Nervenstranges der Wirbelsäule tödten. Die zur Krokodiljagd übliche Eisenharpune ist spannelang; nach der Spitze zu ist sie lanzettförmig, am Ende und an der einen Seite zugeschärft; ein starker Widerhaken ist gleich hinter der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange, hölzerne Wurflanze.

Die Harpunen, womit die Hauauit die Flußpferde anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd verschieden: das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radirmesser; die äußern Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugeschärft. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker, langer Strick befestigt, und an dessen anderem Ende ein dicker Kloß von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tage leichter wieder aufzufinden. Die Flußpferdejäger werfen ihr Wild bei Tag und bei Nacht an; der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes nebst dem Holzschaft der Harpune nimmt der Jäger in die rechte Hand; in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzkloß. So nähert er sich behutsam seinem Wilde, wann es bei Tage auf einer kleinen Insel schläft; oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen werde, um in den Saatfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genahet (etwa 7 Schritte), so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen; die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpuneneisen gebundene Kloß schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher das Flußpferd geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thiers ist dann, wann der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist; zuweilen dringt es mit Wuth auf seinen Gegner los und zermalmt ihn mit einem Male in dem weit offenen Rachen: ein Vorfall, der während unseres Aufenthal-

tes bei Schendi statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres. So zerknirschte in der Gegend von Amara ein Flußpferd mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. — Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzfloß, an welchen sie ein starkes, langes Seil befestigen; mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbeieilenden, großen Barke, auf welcher sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Stricke das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth; und kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen, und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; vier bis sechs andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie durch die Seile derselben das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen, langen Eisen sucht man dann das Jochband zu spalten oder den Schädel einzustoßen und so das Thier zu tödten. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Flußpferdes zu groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden; so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur 1 bis 2 Flußpferde jährlich (in den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich wurden deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände). Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft; ausgewachsene pflegen sehr fett zu sein, und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4 bis 5 Stück Ochsen. Die Haut wird nur zu vortrefflichen Peitschen verarbeitet; eine Haut gibt an 350 bis 500 Peitschen; die Zähne werden nicht benutzt.

Eins der von uns erlegten Flußpferde, ein ganz altes Männchen, schien sein größtes Körpermaß erreicht zu haben; es maß von der Schnauze bis an das Schwanzende 13½ franz. Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung 26 franz. Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm vier Stunden lang, und zwar des Nachts; wenig fehlte, daß es unsere große Barke und mit ihr vielleicht uns Alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzfloß der Harpune binden sollten; schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn; die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt; bei jeglichem Schnauben spritzte es nun reichliche Blutströme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überflüssig glaubten; aber nur, nachdem fünf seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thiers angerichtet hatten, gab es seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfs; dieses riesenmäßige Thier schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag es, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand solche bemerkte. Flußpferde, von der Größe des beschriebenen, können

von den Landeseingebornen wegen Mangel eines Standrohrs nicht erlegt werden. Diese Thiere sind hinsichtlich ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage. Die Bewohner haben kein Mittel, sie für immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; Alles, was sie thun, ist, in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmen und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind die Flußpferde so kühn, daß sie nur dann ihren Weideplatz räumen, wann eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken schreiend auf sie zukommt. (Ed. Rüppel.)

22) Die Gemsenjagd.

Die Rüstung des Gemsenjägers besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran Fußeisen geschnallt werden, welche sechs bis acht Griffe haben und mit denen der kühne Jäger bedächtlich und mühsam, aber furchtlos über die steilsten Klippen neben den scheußlichsten Abgründen und über hart gefrorne Schnee= und Eisfelder hinweggeht. Die Jäger aus dem Gasterlande und dem Kanton Schwyz besteigen auch die kahlen Gebirge häufig mit entblößten Füßen, nachdem sie die Fußsohlen mit Tannenharz klebrig gemacht haben, was sie von Zeit zu Zeit wiederholen. Der Jäger ist überdies mit einem starken, langen, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und bisweilen mit einem Perspektivchen versehen, und endlich hängt eine kleine Jägertasche an seinen Schultern, worin ein geringer Vorrath von Käse und Brod, selten ein Fläschchen mit Wein oder Kirschengeist aufbewahrt ist. Noch ehe die Sonne aufgeht, sucht er schon in den höheren und und höchsten Bergregionen zu sein. Hat er nun in irgend einer Gegend eine Gemse auf der Weide, oder an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich ist, verspürt, so erwartet er entweder ruhig, ob sie sich von der Weide in das Gebirge zurückzieht, wo er ihr den Weg abschneidet, bei ihrer Herannäherung die Flinte auf einen Stein legt, diese mit kaltem Blute nach der Gemse richtet, und sie aus seinem verborgenen Hinterhalte wegschießt; oder er sucht sich ihr, und zwar stets mit Beobachtung des Windes, oft große Strecken weit auf dem Bauche kriechend, schußweit zu nähern, und sie mit seiner Flinte in dieser Lage zu erlegen. Ist eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen worden, so wird dieses ängstlich um die getödtete herumspringen, sie beriechen und öfters so lange bei ihr verweilen, bis ein zweiter Schuß geladen und auf dasselbe losgedrückt wird. Weiden die Gemsen in Gesellschaft, oder ruhen sie, so stellen sie eine Wache aus; aber nicht nur die Wache, sondern jedes einzelne Thier für sich ist äußerst wachsam. Kaum hat es ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas Verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die andern mit einem die Luft durchdringenden Pfiff, der so lange anhält, als es dem Thier das Athemholen gestattet, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt, und, als flöge sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsetzt. Hat der Jäger eine Gemse erlegt, so freut er sich der gemachten Beute, weidet sie aus, schwingt sie auf seinen Rücken und kehrt damit nach Hause. Doch, um uns den Aufzug eines solchen beladenen Jägers recht deutlich zu vergegenwärtigen, muß ich noch einige Erläuterungen beifügen: Der getödteten Gemse werden, indem sie auf den Rücken gelegt wird, alle vier Füße in die Quere gegen einander gestreckt, und bei den Knieen mit einem dünnen Seile zusammengebunden, worauf der Jäger die Gemse mit den Füßen an die Stirne hängt, so daß der Körper hinten auf seinem Rücken aufliegt. Damit

der Kopf von ihr nicht hin und her wanke, so wird derselbe mit einem oder beiden Hörnern an einen Fuß angehängt. Die Flinte wird vermittelst des Riemens an die Füße gehängt, und liegt hinten in der Quere auf der Gemse. So geht der Schwerbeladene, sich mit beiden Händen an seinem Stocke haltend, über die gefährlichsten Alpenwege hinunter ins Thal, wo er von seinen Freunden bewillkommt wird, und voll von Freude mit ihnen über die bestandenen Gefahren und Eroberungen schwatzt. Ist die Gemse an keiner tödtlichen Stelle getroffen, so wird sie mit heraushängenden Eingeweiden oder nur auf drei Füßen gleich schnell, als ob sie nicht verwundet wäre, mit den übrigen unverletzten Thieren die Flucht ergreifen und ihrem Verfolger nichts als das leere Nachschauen hinterlassen. Es ist unbegreiflich, was für ein zähes Leben diese Thiere haben, und wie schnell sie, wenn sie nicht tödtlich verwundet sind, wieder heil werden. Im letzteren Falle verbergen sie sich gern in Höhlen und Löcher, oder unter Felsen und in Gesträuche. Eine Gemse, deren beide Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann auf den vordern unbegreiflich schnell über kahle Gebirge oder Eisfelder hinunter oft halbe oder ganze Stunden lange Strecken fortrücken. Vor ungefähr vierzig Jahren ward auf dem Murtschenstock im Glarnerlande eine Gemse in einem Fuß verwundet, der ihr nachher wegen dieser Wunde beim Knie völlig aufwärts wuchs. Drei Jahre hinter einander sah sie der gleiche Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten wurde sie seine Beute. Bisweilen springt auch eine angeschossene Gemse nur noch eine Strecke weit; blutet sie, so geht der Jäger der Blutspur nach und findet sie alsdann nicht selten verblutet und entkräftet auf der Erde liegen; hat er aber keine Blutspur, so ist sein Suchen gewöhnlich umsonst. Oefters geschieht es auch, daß, wenn eine Gemse von einer steilen Felsenwand herabgeschossen wird, sie in die sich darunter öffnenden Abgründe stürzt, so daß sie der Jäger entweder nicht mehr finden kann, oder daß sie in Stücke zerfällt, oder aber, daß bei dem heftigen Auffallen ihre Eingeweide im Leibe zerplatzen, wodurch dann der starkriechende grüne Koth auf die unglaublichste Weise in alle Theile des Körpers getrieben wird, so daß dem Jäger nichts übrig bleibt, als die bloße, oft noch zerfetzte, Haut. Bisweilen gehen auch zwei oder drei Jäger gemeinschaftlich auf die Gemsen los; die Schützen stellen sich oben in der Höhe, dem Winde entgegen, und besetzen diejenigen Pässe, wo sie vermuthen, daß die Gemsen vorbeikommen, indem ein Treiber dieselben von unten aufwärts zu jagen sucht. In tiefer liegenden Hochgebirgs-Waldungen läßt man sie auch von Hunden ausspähen und bergauf treiben. In allen Fällen, wo man sie im Laufe schießen muß, ladet man drei bis vier kleine Kugeln. Hat der Jäger eine oder mehrere Gemsen auf eine schroffe Felsenwand getrieben, wo kein Entrinnen mehr ist, so suchen sie nicht dadurch, daß sie ihn in den Abgrund stürzen, sich den Rückweg zu bahnen, sondern sie erwarten rath- und thatlos, daß er sie niederschießt. Es giebt an verschiedenen Orten der Alpen gewisse salzige Felsen und Moräste, die man Sulzen nennt, und an welchen die Gemsen gern lecken. Hiebei kann man sie auch schießen, wenn man sich vor Tages Anbruch anstellt. Am gefährlichsten wird die Jagd für den Jäger, wenn sich diese Thiere über steile Felsenmassen, ihrer Gewohnheit gemäß, hinaufflüchten, und so den sie hitzig verfolgenden Jäger auf schlüpfrige und gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr keinen Schritt mehr weiter, weder rückwärts noch vorwärts wagen darf, so daß er sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich gerettet sieht. Die Verfolgung der Gemsen auf den Schnee- und Eisfeldern kann ebenfalls sehr ge-

[illegible] sich die Jäger, sie auf die glänzenden Gle[illegible] [illegible] den Rückweg abzuschneiden, wo sie dann über [illegible] [illegible] schießen lassen, ehe sie die Flucht über [illegible] nehmen. Wenn es irgend möglich ist, so übernachtet der [illegible] [illegible] in einer Sennhütte. Die Gefahren, denen er [illegible] ist, sind sehr mannigfaltig, und er nimmt gewöhnlich ein un[illegible] [illegible] kann erfrieren, wenn plötzlich Kälte eintritt und er sich [illegible] [illegible]; er kann von herabrollenden Felsblöcken oder [illegible] erschlagen werden, er kann durch wüthende Orkane hinabgeschleu[illegible] [illegible] oft auf den Alpen plötzlich so starke Nebel ein, daß man [illegible] weit sehen kann. Es ereignete sich auch schon der Fall, daß [illegible] im Gebirge verstiegen hatten, wegen einbrechender Nacht nicht [illegible] konnten und deßwegen die Nacht auf einem schmalen Felsen[illegible] [illegible] mußten und zwar in der höchst mißlichen Stellung, daß einer [illegible] um wach zu bleiben und sich vor dem Hinun[illegible] [illegible] Umstände, von denen derjenige, der nicht [illegible] Schweiz bestiegen hat, kaum einen Begriff [illegible] so verblenden läßt, [illegible] welche in der verflossenen [illegible] Augenblick sicher, [illegible] gemacht [illegible] zu blei[illegible] [illegible] das Aller[illegible] [illegible] einen Stein, [illegible] daß er auf den [illegible]

[illegible]

[illegible]

Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Drachen Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheint gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos, und in die Lycischen Haine; Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte. Denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit; wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? (J. Winckelmann.)

24) Johannes der Täufer in der Düsseldorfer Gallerie.

Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze: so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und, mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich sein wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang' es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühles. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahneten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlischrein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der innersten Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ozean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zum braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! Und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet.

O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den erhabenen Schöpfer dieses Johannes? Doch wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, indem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! (Forster.)

251) Der Dom zu Köln.

Wir gingen in den Dom, und blieben darin bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, nach außen Denkmäler, von seiner Art die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte nachher dem Künstler nach, und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chores hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten

Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an Alles anzuschließen, was da ist, an Alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpalläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den heiligen drei Königen, und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelisse-Tapeten*) und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ciselirten Arbeit**), die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Wiederschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in der Seele. (Forster.)

26) Die heilige Cäcilia.

Das herrschende Motiv in diesem Bilde ist das hinreißende Gefühl der innigsten Andacht, die, im irdischen Herzen nicht mehr Raum findend, in Gesänge ausbricht; so wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino Alles in eine fromme Begeisterung hinschmelzen sieht. Aber da ist es eine stille Andacht, wie die feierlichen lang gezognen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde ist die Beziehung auf Musik noch bestimmter, und es ist die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieser magischen Kunst andeutend hier entfaltet. Der tiefsinnig in sich versunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodien, welche Thiere bezäh-

*) Teppiche, in welche äußerst kunstvoll große Gemälde, fast in der Vollkommenheit der Oelmalerei, eingewebt sind.
**) Getriebene Gold- und Silberarbeiten.

men und Felsen bewegen, aber den Geist und die Seele durchschneidend, den Menschensinn zerreißen konnte; die harmonische Hoheit der gegenüberstehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beschauer gewendeten Gesichtszügen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich ist, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beseligten Geister, welcher in den Zaubertönen der irdischen Musik zwar schwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt. Die Seele der in der Mitte stehenden, lobpreisenden Cäcilia ergießt sich, wie in einem Strahle der verklärte Ton, dem himmlischen Lichte entgegen; durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwischen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet sich das Ganze zum vollen ununterbrochenen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken schwebenden Englein ist gleichsam der himmlische Wiederschein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verschiedenen zerstreut umherliegenden Instrumente stellen uns die ganze mannigfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunstreiche Gebäude des heiligen Gesanges ruht und sich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemäldes ist durchaus gefühlvoll, ganz begeistert und musikalisch; die Ausführung im höchsten Grade objektiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenstand selbst eine Veranlassung dazu enthalten konnte, so herrscht doch in diesem wunderherrlichen Gemälde nicht bloß jene schwebende Anmuth und seelenvolle Begeisterung, welche bei den musikalischen Gefühlsmalern das vornehmste ist; sondern es tritt vielmehr die hohe Poesie, welche diesen gebornen Dichter und Ersten unter den Malern, vor allen Andern, welche bloß Maler sind, auszeichnet, gerade in diesem Gemälde am hellsten und in voller Herrlichkeit hervor. Es ist die klare Begeisterung, welche den Verstand zugleich mit der Phantasie durchstrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem glänzenden Sternenbande geziert und von hohen Lorbeern umkrönt, so wie Raphael dieselbe Poesie im Saale der Disputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit;" zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Gestalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philosophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergestalten und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; so wie auch der Theologie oder Wissenschaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaß in der Wagschale der einsichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidnischen Muse und bloß spielend in Bildern dichtender Phantasie war die Quelle, welche den Raphael begeisterte und der Poesie seiner Gemälde entquoll; sondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegossen, und alle Seligkeiten und Geheimnisse des Himmels standen offen vor ihm, daß er sie nachbilden sollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verschwenderisch ausgeschüttet, obwohl in klarster Gestaltung geordnet, steht diese malerische Poesie, in der Krone seiner Werke, in der Disputa, den ganzen Himmel umfassend, vor uns, und deutet uns erst recht die hohe Bestimmung des Raphael selbst und der Kunst überhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, berufen und gesendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben und Gnaden verliehen; Alles gelang dem Beglückten wie von selbst, der schon als Jüngling die erfahrensten Meister, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es ist nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Maler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunst und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; sondern wenn je ein Maler nicht bloß himm-

lisch begeistert, sondern göttlich erleuchtet genannt werden darf, so war es Raphael. Was wäre diesem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in so kurzem Leben so Unerreichbares vollendet hat, nicht noch Alles zu erreichen möglich gewesen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunst nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greisenalter zugemessen hätte, wie so manchem andern seiner Zeitgenossen unter den Meistern der Kunst! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geschick seines frühen Todes, so ergreift uns die innigste Rührung, und ein ernster Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthsel seiner unterbrochenen Laufbahn. Denn eben weil er das himmlische Feuer in dem anvertrauten Krystall auch im Leben nicht sorgsam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunst selbst die zarte Grenze der himmlischen Schönheit verlieren und verletzen möchte, ward das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgerissen, und mit ihm, der sie hatte vollenden sollen, blieb die Blume der christlichen Kunst mitten in ihrer vollsten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert stehen. (Fr. Schlegel.)

27) Kairo.

Kairo, die beschirmte, ist die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit. Sie giebt den Ton an, so weit arabische Sitte und Sprache herrscht, und in ihr sehen wir, was die Kalifenperiode Großes erzeugte und was jetzt noch das arabische Wesen Höheres in sich trägt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokkattamgebirges. Ihr gegenüber thronen auf den starren Felsenhügeln der libyschen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Kairo ist die Pforte von Oberägypten. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt, zu sein. Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo sie die edelsten Künste nährte, während Europa in Barbarei und Unwissenheit versunken war, finden wir in ihr eine neue Welt. Allein diese neue Welt erhält ihr Leben von den selbstsüchtigen Bestrebungen eines eitlen Parvenus, und das Gebäude seiner Macht dürfte kaum so lange dauern, als die festen maurischen Burgen, welche noch jetzt Kunde geben, weß Geistes ihre Erbauer müssen gewesen sein.

Wer sich nur einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairo's machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit keiner andern Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerz von den Straßen nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustand von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten; flüchtige Reiter auf arabischen Pferden; Packträger ohne Barmherzigkeit; Heerden von Büffeln und Ochsen; ägyptische Phantasien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen; Tausende dieser leisetretenden Esel, die einem auf den Fersen sind, ehe man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — Alles das kreuzt sich im unentwirrbaren Knäuel und unter Ohren zerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Es ist noch nicht lange, daß es in Kairo

für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es nun zwar nicht; aber doch fand ich mich immer besser auf einem guten Pferde, wo man gibt, was man sonst empfangen muß.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreißer bringen Alle zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken; Magier, die den Dieb mittelst des berühmten Zauberspiegels entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler; die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten; die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Offiziere; die Unzahl von abyssinischen, äthiopischen Sklaven; das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen; das traurigtönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets; der nie endende Tumult der Fantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte, herrenlose Hunde in großen Banden herumschweifend und Alles angreifend; all dieser heillose Spektakel windet sich den ganzen Tag durch die Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß eben so wunderbar, daß nicht mehr, ja daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht, erheben sich die Saracenenschlösser des alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Castell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen, und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Kalifenstadt in hundert Festungen gespalten, durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Tranchéen und Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen, und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem dichten Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraume, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düstern maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wie viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben; wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, diese todte ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tages so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden die

[redacted]

Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, die Ruhe des Grabes; denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Portier seines Stadttheiles. (K. v. Hailbronner.)

28) Ein Tag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf; das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer als in London, wo doch sonst das Gold nicht gering geachtet wird. Vor neun bis zehn Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet, versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes giebts in der Welt als ein englisches Frühstück; auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten, stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräthe steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische ungesalzne, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brod von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier; auch wohl, nach schottischer Sitte, Honig und Marmelade von Pomeranzen. Hot-rolls, heiße Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichner Semmel, und Brodschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer rösten, dürfen nie fehlen; letztere stehen in einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin; der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig; sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sey's gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halbcivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser, als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig durchwärmt; hierauf wird der Thee eingeschenkt und die Milch nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ärnten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sey? Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben: denn sie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstücke hievon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit; denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor Allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, Alles wird besprochen.

Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltner stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, in's Comptoir, oder wohin ihr Beruf sie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor fünf bis sechs Uhr zu Mittage speist. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstücke ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren dort schon ihrer; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen, und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange Alles an, und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie es fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel sonst verlorne Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei; denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche, und, wie sehr ist für Alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte!

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten; denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt; Alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenen. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut nur wenige Schritte zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus; denn die Mode will, daß man sich in den heißesten Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viel zu machen; der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein; man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird in London überdies fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten; denn diese sind hier, wie überall, unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert; in zierlichen Falten schwebt die weiße musselinene, mit grüner Seide gefütterte Drapperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni- oder anderm noch kostbarerm Holze frei erblickt. Das Negligée der Dame ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und gekräuselt; Alles ist fein und erlesen, Alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern

in der Kinderstube mit seiner Amme; denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein, wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts anders verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Läden prunken dann in dem Wochenzimmer, verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welches man mit Stecknadeln von allen Größen künstliche Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht; denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich; sie dienen nur zum Prunke.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a shopping, dies heißt: wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl, als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche mit offenem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl, als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausstellung von Gemälden lebender Meister im Pallast von Sommerset veranstaltet, welche dann ebenfalls an bestimmten Tagen und Stunden Allem, was nur auf Eleganz Anspruch macht, zum Versammlungsorte dient.

Die Promenade in St. James Park könnte auch eine Abwechslung gewähren; doch wird sie im Ganzen weniger besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin; aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müßigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine shopping party allen andern Promenaden vor.

Die Kuchenläden liegen, gleich andern, frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen.

Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet; Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene; die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkröten-Suppe und ein Paar warme kleine Pastetchen verzehren.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mr. Horton, brachte bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tausend Pfund Sterling zusammen, und sein jetziger Nachfolger, Mr. Birch,

ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und ein für allemal festgesetzt. Was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit; aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheuere Einnahme. Gegen fünf Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen; aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt, fahren wir nun um halb sieben zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowohl die große Theuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlasse herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geschloßnen Zirkel thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweiset, aber ihnen auch, wie allen Respects-Personen, eben deshalb gern so viel möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens zwölf bis vierzehn Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsylbig, langsam wankt die Conversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger, als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersitzen auf's Knie und handhabt es wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel; ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch; die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel möglichst in bunter Reihe nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu; uns graute vor dem blutigen Fleisch, vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem in Wasser halbgar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle andre Braten, ungespickt ohne alle Butter, bloß in ihrer eignen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat:

ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Red' und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder weniger gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt.

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich; denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht nach der Reihe, wie in Deutschland. Sie bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbütte oder dergleichen, der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner Brühe gedämpft, geröstet, gebraten, oder gekocht; nur der Pfeffer ist daran nicht gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Titel einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinem Teller nach Belieben geschmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit; sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut; nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergleichen zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht, und mit einem Deckel von trocknem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln und dergleichen mit starkem Essig und vielem Gewürze eingemacht, sind vortrefflich.

Mit diesen, so wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, so wie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame vom Hause über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und kleingeschnitten; er besteht aus einer sehr zarten saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends; dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besser Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Zeremoniel beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch beschwerlicher und versetzt uns oft in wahre Noth. Da sitzen wir betäubt und und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen; plötzlich erhebt der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde zuerst, um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu bestimmen: ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe? denn die Frau-

zösischen Weine, so wie der Rheinwein, kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl, und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beiden handelnden Personen, wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit! Madame, Ihre gute Gesundheit!“ trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme; dieselbe Zeremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten, und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte; sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig; doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen; ein Dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken, und mit Achtgeben, ob Niemand die Unsre trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen; es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den Versuch macht, eins aufzubringen. Der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagessen; nach Tische wollen wir das abhandeln.“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brodkrumen sorgfältig vom Tischtuch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letztern wird ohne alle Zubereitung bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und zum Händewaschen, und eine kleine Serviette; man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so beschäftigte Gesellschaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.

Nach dieser Reinigungs-Zeremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch, mit Allem, was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt; das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Letzteres aber darf man nicht entfalten; man benutzt es nur, das Glas darauf zu stellen.

Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; süße Confituren und Bonbons sind wenig im Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an, die Hauptrolle zu spielen; Jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indessen durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toaste aus; er läßt seine Freunde leben, die sich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hause revanchiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben Sentiments zum Besten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, zum Beispiel: Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten. Alle diese Gesundheiten werden beim Trinken mit lauter Stimme von Jedem wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind Alles, was man jetzt hört. Bald, nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, Alle erheben sich, und trippeln sittsam hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar, wenn Mann und Frau tête à tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toasts ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter um's Herz; aller Zwang ist nun verbannt; sie bleiben unter sich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unsrer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört; der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind allesammt des Lebens herzlich müde. Wie gern schliefen wir ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel als in andern Orten; denn man geht viel seltener hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt, wie ihr London gefällt, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sei das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redselig; aber zu ihrer Ehre sei es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünscht? ob süß? ob mit viel Milch oder wenig? we-

den auch nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen servirt und von Bedienten herumgereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladies lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter, dünner Kaffee geboten.

Die Conversation geht nun ein wenig rascher; indessen die Herren haben sich bei der Bouteille rein ausgesprochen; die Damen sind müde und sprechen überhaupt wenig; es wird selten ein muntres, erfreuliches Gespräch daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hause; denn fürs Theater ist's zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist. Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unsrer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Double zählt, kein Tripel und Quadrupel. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr, noch weniger. Die Karten sind sehr theuer und groß, aber ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer andern nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, eben so wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen. Dieser Taxe muß man sich ohne Widerrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige bestimmen aus Ostentation ein sehr hohes Spiel; Andere, die vernünftiger sind, thun das Gegentheil. Dem Fremden ist zu rathen, daß er sich vorher nach der Sitte des Hauses erkundige, ehe er zum Spiel geht; sonst kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts und dergleichen; dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet; die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von der wir hier sprechen, dem vornehmeren, aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unsern Assembleen in Deutschland. Mit dem Worte Assembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Lokal gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine bessre Wohnung, als die gewöhnlichen, haben muß, die doch wenigstens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält.

Um zehn Uhr, oft noch viel später, fängt man an, sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und

Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen: so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um zwei, drei Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt nach Hause und hat einen delicieusen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

(Johanna Schopenhauer.)

29) Der Hafen von Constantinopel.

Sobald man bis an den Kai (Uferdamm) gelangt ist, befindet man sich beinahe in einer völligen Verblendung; die Sinne schwinden bei der endlosen Menge immer neuer Gegenstände. Man muß die Augen zudrücken, um die Fluth von Ansichten dem Gedächtnisse einzuprägen und der Phantasie zur Verarbeitung hinzugeben. Schon von fern wird das Ohr durch den wilden Lärm im Hafen wie betäubt. Tritt man aber auf den Kai, so weiß man nicht, ob man hier oder dort hin will; man ist kaum seiner eigenen Entschließungen Herr. Hier ist eine beständige Fluth der Gehenden und Kommenden. Tausend Stimmen erheben sich vor und hinter mir; Geschrei und Getöse von allen Seiten. Ein Chaos von wilden unverständlichen Worten; dort arbeitende, hier streitende Menschengruppen. Rechts ein tobender Haufen der aufgehaltenen, ungeduldigen Schiffsleute! Links ein barbarisches Rufen der ankommenden und abgehenden Gondoliers, die sich kühn und geschickt mit ihren kleinen, bunten Tschaiken (Kähnen) einen Weg durch das Gedränge bahnen. Hier lassen Zimmerleute die wiederholten Schläge ihrer schweren Aexte in der Luft erschallen; dort scheint die Werkstätte der Cyklopen *) zu sein, aus welcher die Flamme hoch zum Himmel emporsteigt. Hier die gewaltigen Stimmen der Zankenden, dort ein ungebildeter Matrosengesang, und mitten unter diesem die Signale mit dem Schiffsgeläute, das Pfeifen und der Schall der Schifferglocken. Hier die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen, dort das verworrene Zurufen der Matrosen, welche die Anker werfen oder lichten. Kaum hatten wir den Boden des Kai's betreten, als wir uns schon von Hunderten von Muselmännern umringt sahen. Alle waren Gondoliers; alle beeiferten sich, ihre Tschaiken uns anzubieten; alle, uns zu bereden, nur schnell und ohne Bedenken einzusteigen. Sehr oft bleibt es nicht bei dem bloßen Rufen; sie fassen wohl gar die, welche sich dem Hafen nähern, bei den Kleidern an und machen Miene, als wollten sie dieselben mit Gewalt in ihr Boot ziehen. Sie können sich nicht einbilden, daß man bloß darum dem Meere zugehe, um die malerische Aussicht auf seine Fläche und die gegenüberstehenden Gestade zu genießen. Sobald man aber einen aus ihrer Mitte zum Ruderer gewählt hat, treten die übrigen zurück. Jener beeifert sich nun, seine Passagiere durch das Menschengetümmel zu seinem Boote zu führen. Wir bestiegen eine Tschaike und waren froh, nachdem wir uns durch die Menge von großen und kleinen Schiffen durchgearbeitet hatten. Bald hatten wir die Mitte des Kanals gewonnen und ruderten nun hastig der Rhede von Constantinopel zu. Unbeschreiblich ist der Anblick, der hier von allen Seiten die Augen fesselt, einzig in der Welt. Der Hafen ist gedrängt voll von Schiffen allerlei

*) Cyklopen: nach der Fabellehre riesenmäßige Schmiedeknechte des Vulkan, welche im Schooße des Aetna ihre Werkstätte haben.

Bestimmung, Art, Namens und Baues. Sanft erblickt man sie von den Wogen geschaukelt. Die größern, welche in langen Reihen vor Anker liegen oder sich mit fliegenden bunten Flaggen dahin segeln, bilden eine ungeheure Wasserstadt. Die zahlreichen Masten derselben gleichen einem Walde. Alle Räume zwischen diesen großen schwimmenden Pallästen sind mit kleineren Fahrzeugen, Gondeln, Schaluppen, Booten, Tschaiken mit und ohne Segel bedeckt, die sich alle Augenblicke durchkreuzen, ohne sich im größten Gedränge zu berühren. Ich erkundigte mich bei einem dieser türkischen Ruderer nach der Zahl der zwischen der Stadt und den Vorstädten beschäftigten Gondeln; er gab sie zu 70,000 an. Das scheint übertrieben; aber 10,000 mögen es wohl sein. Nun denke man sich einen Meerbusen, dessen Umfang sich auf mehrere Stunden erstreckt, und auf dessen einander gegenüber liegenden Gestaden Alles lebhaft und thätig ist, voll von hin und her nach allen Himmelsgegenden auf den Meereswogen schnell fortgleitenden Tschaiken, deren mannigfaltiger Bau und morgenländische Verzierungen allein schon die Aufmerksamkeit des Fremden reizen. Man denke sich die namenlosen, grell in die Augen fallenden bunten Kostüme und Trachten der Orientalen, mit denen diese Schiffchen ohne Zahl vor unseren Blicken wegeilen. Siehe! wie sie sich auf tausendfältige Weise durchkreuzen, eins das andere noch an Gelenksamkeit und Geschwindigkeit übertrifft; eines hinter dem andern zurückbleibt, dieses jenem voreilt! Siehe, wie in jedem Momente tausend Ruder die glatte Wasserfläche durchschneiden, bei jedem Schlage derselben das Meer schäumend emporspritzt, und die östliche Sonne jeden in die Höhe sich erhebenden Wasserstrahl vergoldet; wie von allen Seiten die beiden Ufer mit allen ihren Gebäuden und Menschen wie in krystallenen Spiegeln abgebildet erscheinen! Man denke sich diesen Hafen an den meisten Orten nur etwas über eine Viertelstunde breit, so daß man in der Mitte desselben Alles zu unterscheiden vermag, was auf beiden reizenden Gestaden vor sich geht. Man denke sich das unaufhörliche Getümmel auf und längs dem Meere, das betäubende Getöse von allen Seiten, die beständige Lebhaftigkeit und Thätigkeit, welche selbst mitten auf dem Wasser mit der auf dem Lande zu wetteifern scheint, die ewige Veränderung der Scenen und Gruppen, die tausendfältig verschiedenen Ansichten und Erscheinungen: so hat man nur einige Theile des großen, unendlichen, jeden Augenblick wechselnden Gemäldes des Hafens von Constantinopel; aber die Wirklichkeit übertrifft millionenmal jede mögliche Darstellung.

Allenthalben, wohin ich schaue, sind unzählige Gegenstände, die in buntem Gemisch vor meinen Blicken vorübergehen, dort dem Auge entschwinden, hier durch neue ersetzt werden. Alles ist in einem unaufhörlichen Wechsel, in beständiger Umwandlung, und dennoch bleibt das Ganze immer das nämliche. Ich richte meine Augen nach Osten (wo der Häfen sich öffnet); sie schweifen den beiden Gestaden nach, die mit Cypressen gekrönt oder mit Reihen von Häusern auf reizenden Anhöhen und Palästen nach orientalischem Geschmacke bepflanzt sind. In weiter Ferne sehe ich das schäumende Meer sich an den felsigen Ufern von Klein-Asien brechen, und Skutari [1]), mit seinen zahllosen Dschamien [2]) und Minarets [3]) auf seinen Hügeln thronend, im goldenen Strahlenglanz gebadet. Schiffchen gleiten wie schwarze Pünktchen hin und her in den Fluthen des Meeres. Weiterhin erblickt man auf den aufgewühlten Wogen einige Fahrzeuge sich schaukeln, die halb in dem Azur des Himmels schweben. In größerer Nähe sieht

1) Vorstadt von Constantinopel.
2) Bethäuser, viel größer und prachtvoller als die Moscheen.
3) Thürme an den Dschamien und Moscheen.

man die gespannten Segel von Schiffen aus Süden und Norden, welche oben bei dem majestätischen Serail in den Kanal einlenken und sich fertig machen, die Stadt durch den Donner der Kanonen zu begrüßen. Ich blicke nach der Westseite hin, da, wo der Hafen sich in einen Halbmond zu krümmen scheint. So weit mein Auge reicht, sehe ich Schiffe und Schiffe, sehe nur, wie zahllose Schaaren von Tschaiken um die Linienschiffe und größeren Fahrzeuge gleich Mücken um Elephanten herumtanzen. Dort gewahre ich von weitem eine Menge Fischerboote heransegeln; andere haben schon am Ufer angelegt, und die Fische werden von rüstigen Muselmännern an's Land getragen; hier erwartet sie die Schaar der Fischverkäufer und nimmt ihnen die Last ab unter lautem Geschrei. An den zunächst liegenden Küsten sind Schaluppen befestigt, frische Lebensmittel an Bord zu holen; andere stoßen vom Ufer ab. Hier schiffen kleine Gesellschaften aus Pera, den schönen Sommertag auf dem Wasser zu genießen und sich an der Anmuth der Gestade zu weiden, ehe die Sonne dem Zenith näher kommt. Dort schwimmen türkische Flaggen herbei, rückkehrende Freunde auf den größeren Fahrzeugen am Bord zu bewillkommen. Hier landen Markt- und Postschiffe von entfernten europäischen und asiatischen Vorstädten; dort kommt eben eine Karavane von Kameelen, Mauleseln und Pferden aus dem Innern von Asien zu Schiffe angesegelt, welche bis an den Bosporus ihre Reise zu Lande zurückgelegt hatte. Hier eilt ein Packetboot des Kapudan-Pascha mit bewaffneten Türken davon, um auf den Inseln des Archipels von den christlichen Einwohnern den Tribut zu erpressen. Dort wirft ein Schiff Anker, mit fliegender Flagge, seine Masten und Segel hoch in die Luft hinstreckend; es hat eine Welt von Wasser durchschwommen; es kommt aus Nordamerika; der längst ersehnte Hafen ist erreicht; unter Jauchzen und Frohlocken der Matrosen donnern die Kanonen.

Aber zunächst um mich ist das Gedränge der Schiffe, die Menge der Gegenstände noch weit größer; denn allmählich nähern wir uns der Rhede der Hauptstadt. Die blauen Fluthen des Meeres sind so klar, daß man den Tanz zahlloser Fische in den Tiefen bemerkt. Nahe um die Tschaike herum erheben sich ohne Scheu die Delphine, welche schnell und kühn ihre Häupter aus dem Wasser emporstrecken, aber in dem Augenblicke wieder untersinken und verschwinden; ein seltsames Schauspiel, besonders für das nicht daran gewöhnte Auge des Nordländers. Man ist wegen der weißen Farbe dieser Seethiere anfangs geneigt, sie für Menschen anzusehen. Dazu kommen noch zahllose Schwärme von Eisvögeln, die theils in langen Reihen auf dem Meere hinfliegen, theils sorglos und unbekümmert zwischen den Fahrzeugen hin und her schwimmen. Zur Rechten segelt mir eine prächtige lange Gondel, von goldenem Schnitzwerk strahlend; in ihr sitzt ein Schwarzer mit untergeschlagenen Beinen auf einem reich staffirten Polster. Es ist ein vornehmer Diener des Serail; ein schneeweißer, mit Perlen verzierter Turban hebt die dunkle Farbe seines Gesichts; ein köstlicher Zobelpelz hängt um seine Schultern, und ein von Edelgesteinen blitzender Dolch prangt in seinem Gürtel. Zwölf Ruderer in scharlachenen Jacken beflügeln den Lauf des Fahrzeuges; mit der Schnelligkeit des Windes durchschneidet es die Ebene des Kanals. Zur Linken rudert mir ein langes Boot voll Bostandschis *). Sie kommen vom Sommeraufenthalte des Sultans und haben vermuthlich einen Befehl in die Stadt zu bringen; denn aus ihrer Mitte ragt ein stolzer Muselmann hervor mit einem schwarzen Barte. In's Kreuz und in die Quere schwärmt eine Menge Gondeln mit Türken, die einander theils höflich mit der Hand auf's

*) Bostandschi: die Garten- und Ruderknechte des Sultans, dessen Barke sie [illegible]

Herz und einer geringen Verbeugung begrüßen, theils stolz bei einander vorüberfahren, ohne sich um etwas mehr zu bekümmern, als um die langen Tabackspfeifen, aus denen sie den lieblichen Duft einsaugen. Endlich fällt noch das Auge auf eine Gruppe türkischer Frauen, welche mit ihren grünen Talaren und weißen Schleiern einen Kreis in einer Gondel bilden und in der Frühe des Tages eine Spazierfahrt machen, um die duftige Kühle der Morgenstunden zu benutzen.

(Nach Fr. Murhard.)

30) Palmyra.

Zwischen dem Euphrat und den Gebirgen Palästina's dehnt sich eine Steppe aus, mehrere hundert Geviertmeilen groß. Sie reicht im Norden bis in die Gegend von Aleppo, südwärts an die Marken Arabiens. Brennender Sand deckt sie seit Jahrtausenden, und Kultur und Ackerbau sind bis auf die letzten Spuren aus ihr geflohen. Reißende Thiere, einige Gazellenarten, und ein paar nicht zahlreiche Stämme wandernder, raubsüchtiger Araber sind die einzigen Wesen der organischen Schöpfung, welche sie bewohnen.

Inmitten dieser, der syrischen Wüste, 5 Tagreisen von Haleb und fast eben so weit von Damask, erheben sich in stiller, trauriger Majestät die Trümmer von Palmyra. Das Alterthum hat Nichts hinterlassen, der Bewunderung so würdig, als diese Ruinen. Man denke sich auf einem Raume von 5 Stunden im Umfange den Anblick von mehr, als 3000 großen aufrechtstehenden Säulen, alle von blendend weißem Marmor, die sich theils in Gruppen, theils in symmetrischen Reihen, Alleen ähnlich, in das röthliche Grau der Wüste verlieren. An vielen ist der obere Theil abgebrochen; die meisten aber sind unversehrt, und zum Theil tragen sie noch Gebälke und Gesimse und bilden hohe Säulengänge und prächtige Hallen. Zwischen ihnen ziehen ungestaltete Hügel von Schutt hin, bedeckt von tiefem Sande, aus welchem Mauerwerk und unzählige Ueberreste von Gesimsen, Balken, Kapitälern, Postamenten, von Bildwerken und Ornamenten aller Art, von dem nämlichen kostbaren Gestein und von auserlesener Arbeit, hervorragen. Grabmäler in den verschiedensten Formen, halb eingesunken, oder verfallen, umgeben in einem weiten Halbkreise die höheren Trümmer der eigentlichen Stadt.

Vergeblich suchen wir in der Geschichte einen fortlaufenden Faden durch die labyrinthischen Geschicke dieses räthselvollen Ortes, der einst der Sitz war unermeßlichen Reichthums, der Kunst und des Wissens, der Mittelpunkt für den Handel eines halben Erdtheiles. *Thadmor* nennt ihn die Bibel, die *Palmenstadt in der Wüste, welche Salomo erbauet.* Noch heutigen Tages nennen ihn die Araber Tamar oder Thadmor, was Römer und Griechen in *Palmyra* übersetzten. Salomo lebte 1000 Jahre vor Christo. Palmyra ward also vor 2800 Jahren gegründet. Ein halbes Jahrtausend später eroberte und zerstörte es *Nebukadnezar*. Spuren von Bauwerken aus dieser frühesten Periode, am alt-ägyptischen Style kenntlich, sieht man noch jetzt.

Nach der Zerstörung durch die Assyrer ist Palmyra wahrscheinlich durch Syrische Kolonisten, welche den Vortheil seiner Lage als Zwischenmarkt für den Verkehr mit Indien und den Ländern des Euphrat erkannten, wieder aufgebaut und bevölkert worden.

Durch einen Zeitraum von 450 Jahren läßt uns die Weltgeschichte über seine Schicksale nun gänzlich im Dunkeln. Erst zur Römerzeit, hundert Jahre vor Christus, erwähnt sie Thadmors von Neuem. Wir erfahren, daß *Marcus Antonius*, der römische Feldherr, es einnahm und plünderte, zur Züchtigung,

[redacted]

daß es den Parthern Beistand geleistet, gegen welche die Republik damals Krieg führte. Wegen seines Reichthums, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, zog der römische, beutesüchtige Soldat zu seiner Belagerung, wie zu einem Feste aus; aber die Erwartungen desselben wurden getäuscht; denn die Einwohner flüchteten frühzeitig mit ihren Schätzen in das Innere der Wüste und über den Euphrat, und das Römerheer fand die Stadt leer und verlassen.

Nach dieser zweiten Katastrophe hören wir nichts von der Metropole der Wüste bis um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung. Da zeigte sie sich wieder, in Glanz und Herrlichkeit strahlend, und Palmyra und seine gewählte Königin, die heldenmüthige Zenobia, werden während der Regierung des Gallienus und Aurelian zu hervorragenden Gestalten in der Geschichte des Weltreichs. So hoch war der Sinn für die Erhaltung der Unabhängigkeit in dieser Stadt; so groß war auch das Gefühl ihrer Macht geworden: daß, als Rom Unterwerfung forderte, sie diesem gewaltigen Riesen den Fehdehandschuh zum Kampfe um Leben und Dasein hinwarf. In diesem Heldenstreite, an Großthaten reicher als der Karthago's, unterlag Palmyra nach langem Ringen. Aurelian eroberte es mit stürmender Hand, rottete seine Vertheidiger aus, gab es seinen Legionen zur Plünderung, dann den Flammen hin und machte seine Mauern der Erde gleich; die gefangene Zenobia aber führte er im Triumphe nach Rom.

Palmyra erstand nach diesem Falle nicht wieder. Zwar überkam den Kaiser später die Reue über das vandalische Zerstören der herrlichsten Stadt der Erde, und er erließ ein Edikt, durch das er den Aufbau und die Wiederbevölkerung derselben befahl; aber Zerstören ist leichter, als Wiederaufbauen. Statt der ausgetilgten Bewohner, deren Kunstfleiß und Handel, Reichthum und Gemeingeist alles Große und Bewundernswürdige in Thadmor geschaffen hatte, kam zur Neuansiedelung Gesindel her aus allerhand Volk, besonders viele vertriebene Hebräer, die, statt wieder aufzubauen, durch den Verkauf der aus dem Schutt hervorgesuchten Ornamente u. s. w. in die benachbarten Städte, das Werk der Zerstörung von Jahr zu Jahr immer mehr vollendeten. Ihren gänzlichen Untergang beschleunigte der Verfall von Roms Macht in diesen Gegenden, welcher bald darauf eintrat.

Syrien wurde während dieser Periode der Schauplatz verwüstender Kriege, und das hilflose, preisgegebene Palmyra ward in diesen Stürmen von seinen Bewohnern verlassen. Der Sand der Wüste begrub seine verödeten Felder — es verscholl.

Fast tausend Jahre lang war nun Thadmor's Dasein vergessen, und erst im 13ten Jahrhunderte nennt es zuerst wieder ein jüdischer Reisebeschreiber. Dieser erzählt, er habe mitten in der syrischen Wüste eine unermeßliche Stadt aus Marmor gefunden, und in derselben eine Colonie seiner Landsleute, die dort seit langen Jahren ein einsames, elendes Leben führten. — 150 Jahre später gedenkt ihrer aufs Neue der Geograph Abulfede als: „Thadmor, Salomo's Stadt, die entblätterte, weiße Rose des Sandes.“ Indessen hatten märchenhafte Sagen von der Pracht jener in der Wüste verborgenen Ruinen die Wißbegierde in Europa auf das höchste gespannt. 1678 unternahmen einige Engländer von Aleppo aus zur Auffindung Palmyras eine besondere Reise. Glücklich erreichten sie ihren Zweck, und durch sie wurden die ersten glaubwürdigen Berichte über den merkwürdigen Ort bekannt. Die Britten fanden die Ruinen fast in demselben Zustande, in dem wir sie heute noch sehen, mit Ausnahme der Trümmer des großen Sonnentempels, welchen der Pascha von Bagdad in eine Citadelle verwandelt und mit einigen hundert Türken besetzt hatte, in der

sicht, die unabhängigen Beduinenstämme zu zügeln, die öfters Einfälle jenseit des Euphrats machten. Dieser letzte Versuch zu einer bleibenden Ansiedelung in Thadmor dauerte nicht lange. Schon die nächstfolgenden Reisenden fanden die Veste zerstört und verlassen, und seitdem ist Palmyra die Wohnung der Raubthiere und der gelegentliche Lagerplatz der Beduinen geblieben.

Eine Einzelbeschreibung der Ruinen würde den Raum eines ganzen Buches erfordern; wir müssen folglich darauf verzichten. — Aber wenn wir uns vorstellen, daß diese zusammengehäuften Massen von Marmor einst regelmäßige Paläste bildeten: jener prächtige Portikus mit einer 4000 Fuß langen Säulenhalle den Zugang zu einem Tempel der Gottheit; daß diese umgestürzten Säulen der Schmuck öffentlicher Plätze waren, wo ein freies Volk sich über sein Wohl berieth und patriotische Redner es zu heroischen Entschlüssen begeisterten; wenn wir uns diese eingesunkenen Gallerien als die Einfassungen von Marktplätzen denken, und unter ihnen die Kaufleute des Orients versammelt, zu tauschen den Purpur von Tyrus, die Gürtel von Cachemir, die indischen Teppiche, die Perlen und die Specereien Arabiens und das Gold von Ophir gegen die Waaren des Abendlandes, das Zinn Britanniens, den Bernstein der Ostsee, carthaginiensischen Schmuck und römische Waffen: — wenn wir diese verschütteten Straßen, in denen die Hyäne jetzt schleicht, beseelt uns vorstellen durch ein zahlreiches Volk, dessen schöpferische Thätigkeit und Erfindungskraft die Reichthümer aller Himmelsstriche bei sich versammelten, und diese schauerliche Oede in blühende Gärten und Haine verwandelten; — wenn wir jene prächtigen Trümmer von Brunnen betrachten, die unterirdischen Kanäle, die des Euphrats befruchtende Fluthen durch die Wüste führten, und die zahllosen Bogen, auf welchen Aquädukte erfrischendes Quellwasser von den fernen Höhen in die Mitte der Palmenstadt trugen; wenn wir uns zugleich erinnern, daß kein Staat, der seine Unterthanen nach Millionen zählt, es war, der alle die ungeheuern Arbeiten für gemeinen Nutzen schuf, sondern die freien Bürger einer einzigen Stadt es waren: dann kämpfen Bewunderung und Wehmuth in unserm Herzen und der Blick ruht voll Trauer auf diesen Trümmern. Die Frage: Müssen so die herrlichsten Werke der Menschen untergehen und mit ihnen so die Völker, die sie erschufen? führt uns, tausend andere weckend, unwillkürlich in ein Meer der Betrachtung, in dem der Geist zagend und zweifelnd schifft und sich leicht verliert. Wie wir in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmer sehen, ewige Anfänge ohne Ende, so sind wir auch bei dem Betrachten der Schicksale der Reiche und Völker so gern geneigt, in ihnen Umwälzungen zu sehen ohne Absicht. Aber dem ist nicht so. Die Kette der Bildung macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebt. Wer sie sieht, diese Kette, die vom Throne der Gottheit ausgeht und die Erde umschlingt, sieht nicht mehr in der Weltgeschichte nur ein wirres Knäuel der Verwüstung. Es beunruhigt ihn nicht mehr, wenn er im Verfolge der Aeonen die herrlichsten Menschenwerke zertrümmern, und vieles Gold in den Schlamm der Vergessenheit versinken sieht; denn er sieht ein: Zerbrechlichkeit auch der schönsten Werke ist von ihrer Materie unzertrennlich und das Wandelbare in der Gestalt aller menschlichen Wirkung liegt nothwendig im Plane des Schöpfers, weil Alles, was im Strome der Generationen von den Händen der Zeit für die Zeit errichtet wird, augenblicklich der Nachwelt verderblich werden müßte, sobald es durch ewige Dauer neues Bestreben unnöthig machte oder aufhielte. — Leser gewinne, und du kannst es, eine solche Anschauung der menschlichen Dinge, und die Vergänglichkeit derselben wird dich nicht mehr erschrecken.

- Ruhig wirst du dann zusehen dem ewigen Wechsel, und das scheinbar Ver-
:bliche im menschlichen Mühen wird verschwinden; denn du weißt, was der
lensch für den Zweck „Menschenbildung" Brauchbares schafft, das rettet die
orsehung immer in andern Gestalten, — es bleibt erhalten für alle Zeiten.

(J. Meyer.)

31) Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es giebt auch wohl
inen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche
apitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von
:r Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her
scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben
lbst unter einander wenig Umgang; Jeder lebt für sich; selten läßt sich Jemand
if der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie
chnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen
ırch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster
n oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchstem Range erlau-
n sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht
ıdern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene
äuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen.
engstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuch-
n Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen
treten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäub-
en in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich
er vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen
ndurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren
enfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen
hen; alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es mög-
h wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straße wegzufliegen.
as Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen,
an nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aus-
:ht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmuz
ird darauf geduldet; Alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die
vischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als
men sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein
ärtchen; dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu
halten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben
nander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine
ı Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Haupt-
ont des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit
oßer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen.
ann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde er-
ıbenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich
ieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle be-
ihre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des
auses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitz-

werk auf das überladendste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief (erhabene Arbeit), aus Spielgruppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen; Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen; die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte der Gärtchen erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernächläßigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben nnd auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die echt-holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth erschien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldnen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

(Johanna Schopenhauer.)

32) Die Lazaroni.

„Es giebt in Neapel zwischen dreißig- und vierzigtausend müßige Leute, welche keine bestimmten Geschäfte haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten

des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. So viel Müßiggänger sind allerdings ein großes Uebel in einem Staate; allein es hält auch schwer, den Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viele tausend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müßiggängern muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener."

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine, die unbeschäftigt waren. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müßiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen, zu beurtheilen, und zu klassificiren. Ich fand diese Operation hier leichter, als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte; die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch Manche hin- und wiedergehen, doch trug meist ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht, eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es

auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen, allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt: allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Klasse des Volks besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere

tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftiget.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb. Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Klasse zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen; er kann nicht entbehren wollen; denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Natur-Wirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge. Was Herr von Paw in seinen Recherches sur les Grecs bei Gelegenheit, da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihren Grundsatz, Alles zu entbehren, habe ein Klima sehr begünstigt, das Alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen; und eben so würde ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen, und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, sondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt,

und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, in Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Tenna di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Compagna felice, schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben sein möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte, wozu denn freilich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich sein möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist, als alle übrigen Klassen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, im Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen und daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können; allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend sein. (v. Göthe.)

33) Die Hottentotten.

Die Hottentotten, eine Völkerschaft, welche zwischen den Weißen und Negern in der Mitte steht, sind gelbbraun, wohlgewachsen und gewöhnlich gegen 6 Fuß hoch; die Weiber sind kleiner. Sie haben einen dicken Kopf, große Augen, platte Nase, die aber durch das Eindrücken nach der Geburt entstehen, dicke Lippen, hohe Backenknochen, weiße Zähne, krauses, schwarzes Haar und verhältnißmäßig kleine Hände und Füße. Sie sind gesund, und ihr ganzes Ansehen und Betragen zeugt von Zufriedenheit und Sorglosigkeit. Von Jugend auf beschmieren sie den ganzen Leib mit Butter oder Schafsfett, was zwar den Gliedmassen Geschmeidigkeit und Stärke giebt, aber auch einen häßlichen Geruch verbreitet und in einem so sandigen Lande, wie das ihrige ist, große Unreinlichkeit verursacht. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem über die Schultern gehängten Schaffelle, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist. Strümpfe, Hemden,

ı, Hüte und dergleichen bedürfen sie nicht, und die Schuhe werden höch-
ıurch lederne Sohlen ersetzt, welche mit Riemen befestigt und größtentheils
ɔn den Weibern getragen werden, um sich gegen stachlichte Gewächse zu
ı. Der vornehmste Putz besteht in Korallenschnüren, mit welchen sie
, Hals und Arme zieren. Ihre Wohnungen sind Hütten, aus dünnen
n zusammengesetzt, mit Binsenmatten belegt und so niedrig, daß man kaum
ıt darin stehen kann. Die Oeffnung zum Eingange ist kaum drei Fuß
nd mit einem Schaffelle behangen. In der Mitte ist der Feuerherd, und
ngang dient zum Rauchfange. Diese Hütten sind rund, gleich Bienen-
, und einige zwanzig derselben machen einen Kraal, oder ein Dorf aus,
ımer im Kreise, mit einwärtsgerichteten Hüttenthüren, gebaut wird. In
nern, freien Platz wird bei der Nacht ihr Vieh getrieben. Ihre gewöhn-
Nahrungsmittel bestehen in Kräutern, Wurzeln und allen Arten von ge-
n oder gebratenem Fleische. Gedärme der Ochsen und Schafe sind ihnen
onderer Leckerbissen; Alles wird ohne Salz und anderes Gewürz genossen.
sen gewöhnlich so lange, als etwas vorräthig ist. Die Männer sind gern
der beschäftigen sich mit der Jagd, die sie in Gesellschaft treiben, und auf
mit vieler Herzhaftigkeit Löwen, Tiger, Wölfe u. s. w. bekämpfen. Die
r verrichten die meiste Arbeit, bedienen das Vieh, sammeln Holz, Wurzeln,
r u. s. w. Beide Geschlechter rauchen häufig Taback und sind auf geistige
nke, besonders Branntwein, sehr erpicht. Haben sie Nichts zu essen, so
en sie den Leib zusammen oder legen sich schlafen. Vom Feldbaue wissen
hts; Viehzucht ist ihre einzige Beschäftigung; zahlreiche Heerden von Ochsen,
und Schafen machen ihren Reichthum aus. Ihre Waffen sind von ihnen
verfertigte Pfeile, Bogen und Hassagayen (Wurfspieße) mit eisernen Spitzen,
sie durch Schlangengift zu vergiften verstehen. Jeder Kraal hat sein eige-
berhaupt und bildet eine kleine Republik. Ihre Sprache ist äußerst schwer.
onsbegriffe haben sie nicht, glauben aber an Zauberei. Alte und hülflose
nen werden verstoßen; krüppelige Kinder werden gleich nach der Geburt ge-
. Sie kennen weder Zeitrechnung, noch Schreibekunst, noch Geld; ihr
l ist Tauschhandel: kurz, sie gehören zu den ungebildeten Völkerschaften.
gens leben sie sehr friedlich untereinander, und selten kommt es zu Thätlich-
. Die ganze Anzahl der Hottentotten macht vielleicht nur wenige Tausende
a die Blattern und andere Krankheiten unter ihnen stark aufgeräumt haben.
Nächst den Hottentotten trifft man die Buschmänner, oder wilden Hot-
ten an. Diese halten sich in den äußersten Gebirgsgegenden auf, wohnen
iften und Höhlen, haben weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern leben
Wurzeln, Ameiseneiern, Heuschrecken, Gewürm und vornehmlich vom Raube.
gehen ganz nackt, haben weder feste Wohnplätze noch Oberhäupter und sind
h ganz wild. Sie laufen außerordentlich schnell, schießen mit vergifteten
n ungemein weit und sind den benachbarten Hottentotten sehr gefährlich.
abſucht der Europäer hat ihre Entstehung veranlaßt; denn diese drängten
ingebornen immer weiter zurück und zwangen dadurch die äußerst wohnen-
ı dieser höchst elenden Lebensart. (Adam Müller.)

34) Die Seeschlacht.

Um einen Begriff von einer Seeschlacht zu geben, ist im Folgenden die
schlacht bei Abukir kurz geschildert.

Bruey's Flotte lag, einen stumpfen Winkel bildend, nahe am Strande in

gedrängter Schlachtordnung vor Anker. Links schloß sie sich an eine kleine Insel an, auf der eine Batterie von Kanonen und Mörsern aufgeführt war. In ihrer Fronte fanden sich Untiefen und Riffe; viele Kanonierschaluppen und vier Fregatten flankirten ihre Linie. Diese vortheilhafte Stellung und die damit verbundene Ueberzeugung, daß die ganze engländische Seemacht ihm in derselben nichts anhaben könne, bewogen den französischen Admiral, in größter Ruhe den Angriff abzuwarten, welches er um so mehr konnte, als er 1190 Kanonen, die Engländer aber nur 1026, er also beinahe 200 Feuerschlünde mehr hatte.

Die Trefflichkeit der Aufstellung und die damit verbundene imposante Macht würden bei jedem andern General Bedenken erregt haben; der feurige, kühne Nelson aber, voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Leute, die Treue seines Volks und die Mittel, welche sein Genie ihm bot, schwankte keinen Augenblick bei der Frage, ob er eine Schlacht wagen solle oder nicht; es waren auch bereits alle Vorkehrungen dazu getroffen; überhaupt hatte der Admiral, während man nach der französischen Flotte suchte, so oft als möglich alle Capitains und Commandeurs der einzelnen Schiffe zu sich an Bord kommen lassen, ihnen seine Ideen über die verschiedenen Arten des Angriffs entwickelt, ihnen seine Entwürfe mitgetheilt, nach denen er in jedem vorkommenden Fall zu operiren entschlossen war, daß die sämmtlichen Befehlshaber, in die Ansichten des Admirals eingeweiht, nun, sobald sie die feindliche Flotte sahen, nach eigenem Ermessen das thun konnten, was mit des Admirals Willen auf das beste zusammenhing, selbst ohne noch specielle Befehle oder Signale von ihm zu erwarten; deßhalb entwickelte sich auch Nelson's Angriffsplan mit einer Raschheit und Energie, mit einer Uebereinstimmung in allen Theilen, wovon in den Annalen der Geschichte kein Beispiel mehr vorkommt.

Kaum war man der französischen Kriegsschiffe ansichtig geworden, als Nelson auf seinem Admiralschiffe die Segel nach dem Winde aufziehen ließ, welches sogleich von allen Schiffen nachgeahmt wurde. Darauf gab er das Signal, sich zur Schlacht zu rüsten, und signalisirte sogleich die Art, wie er zu operiren entschlossen war. Endlich rückte die ganze Flotte, einen großen Bogen bildend, gegen den Feind heran. Alle diese Bewegungen erfolgten in so großer Schnelligkeit, daß die französischen Capitains, welche eben auf dem Admiralschiff zu einem Kriegsrath versammelt waren, kaum noch die nöthige Zeit hatten, um auf ihre Schiffe zurückzukehren. Indessen trotz der Ueberraschung behauptete die französische Flotte ihre Stellung mit Kraft und Entschlossenheit; keine Flagge wurde aufgezogen, keine Kanone abgefeuert; kein Mann ließ sich auf dem Verdeck sehen; Alles kündigte die größte Ordnung und Ruhe an.

Nelson hatte beschlossen, die Schlacht mit dem Durchbrechen der feindlichen Linie zu eröffnen — ein Manöver, das selbst in freier See für eine geübte, bewegungsfertige Flotte von großer Schwierigkeit ist, dagegen, wenn es gelingt, zu den glänzendsten und entschiedensten Siegen führt. Hier erschien ein solcher Versuch doppelt gewagt, da der Feind nahe am Strande lag, und also in seinem Rücken kein Raum zur freien Bewegung für die angreifende Flotte befindlich war. Nelson aber sprach: Es soll Raum sein! — und es ward Raum da! Nelson dachte: wo ein feindliches Schiff nahe am Ufer liegen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß es auf den Strand gerathe, da, wo ein feindliches Schiff manövriren, sich drehen und schwenken kann, da muß auch noch Raum für ein anderes Schiff zu finden sein, und so gab er denn das Zeichen zum Angriff. Zwei Schiffe eröffneten den Zug, indem sie zwischen der Insel (an welche der eine Flügel der

französischen Flotte sich anlehnte) und den Schiffen daselbst hindurch segelten; ihnen folgten drei andere nach, und alle nahmen ihre Stellung im Rücken des Feindes, den dieser durch das nahe Land vollkommen gedeckt glaubte. Ein lebhaftes Feuer, sowohl von den Batterien der Insel, als auch den schweren Geschützen der Verdecke, hatte die Engländer an ihrem Vorhaben zu hindern gesucht, doch vergeblich; unaufhaltsam und unerschrocken waren dieselben vorwärts gedrungen. Ein sechstes Schiff hatte das Feuer in der Front eröffnet und deckte die Annäherung des zweiten Treffens, das nun in geschlossener Front dem Feinde entgegenrückte und denselben von vorn angriff. Sechs Schiffe kamen nach einander an und legten sich auf dem ihnen angewiesenen Posten vor Anker, so daß die Franzosen von den Engländern ganz umzingelt, eingeschlossen waren — Bewegungen, welche sie, da sie vor Anker lagen, nicht durch Gegenbewegungen hindern konnten — nur ein einziges Schiff, le Tonnant, blieb einigermaßen frei. Die Kanonade begann um halb sieben, kurz vor Untergang der Sonne, indem der Capitain Thompson auf dem Leander von 50 Kanonen sich so dicht vor den Franklin legte, daß er diesen sowohl, als das Admiralschiff l'Orient, mit dem fürchterlichsten Erfolge beschoß.

Ein Kanonenfeuer entwickelte sich nunmehr von beiden Seiten, das die Erde in ihren Grundfesten wankend machen zu können schien; Engländer und Franzosen kämpften mit gleichem Muth und gleicher Entschlossenheit; allein so groß die Zuversicht der letzteren anfangs gewesen, da sie auf die Unangreifbarkeit ihrer Stellung gebaut, so waren sie doch jetzt nicht wenig betroffen, als sie diese unüberwindliche Stellung auf einmal in eine höchst nachtheilige verwandelt sahen; denn viele ihrer Schiffe wurden von beiden Seiten her, manche auch noch vom Spiegel aus beschossen. Die Nacht brach an, bevor sich irgend ein Resultat gezeigt hatte. Auf ein Signal zogen die engländischen Schiffe ihre großen Leuchten auf; allein dies wäre, wenn es nicht geschah, um sich gegenseitig in der Verwirrung des Kampfes zu erkennen, unnöthig gewesen; denn unaufhörliche Blitze aus 2200 Feuerschlünden erhellten die Nacht. Bald betrachteten sich die Engländer als Sieger; denn das erste Schiff der französischen Linie war eine Stunde nach Eröffnung des allgemeinen Feuers entmastet; zehn Minuten später hatten zwei andere Schiffe dasselbe Schicksal, und um acht Uhr ward das vierte und fünfte Schiff in der Linie genommen. Der Lieutenant Galwei von dem Linienschiff Vanguard nahm von dem letztern, dem Spartiate, Besitz und brachte den Degen des französischen Capitains an Nelson, welcher dies Siegeszeichen im unteren Raume seines Schiffes empfing (wohin er sich zurückgezogen, da er am Kopfe stark verwundet worden war), während der Capitain Barey commandirte.

Nachdem diese Vortheile errungen, schien der Sieg nicht mehr zweifelhaft; doch setzten die großen französischen Schiffe in der Mitte der Schlachtlinie, der Tonnant, der Heureux und das mächtige Admiralschiff l'Orient, den Kampf mit der größten Entschlossenheit fort. Allein die Stunde des französischen Befehlshabers hatte geschlagen, Bruey's war in Gesicht und Hand verwundet — jetzt riß eine Kanonenkugel seinen Körper in Stücke, und zehn Minuten nach neun Uhr bemerkte man auf dem Admiralschiff einen Brand, der aus der Kajüte kam, und bald stand der ganze hintere Theil des Kolosses in loderndem Feuer, das die Nacht schauerlich erhellte, Alles mit rother Gluth übergießend, den Himmel färbend und weit umherleuchtend, so daß man auf den entferntesten Schiffen die Flaggen und Wimpel deutlich sehen konnte.

sicht, die unabhängigen Beduinenstämme zu zügeln, die öfters Einfälle jens des Euphrats machten. Dieser letzte Versuch zu einer bleibenden Ansiedelu in Thadmor dauerte nicht lange. Schon die nächstfolgenden Reisenden fand die Veste zerstört und verlassen, und seitdem ist Palmyra die Wohnung der Rau thiere und der gelegentliche Lagerplatz der Beduinen geblieben.

Eine Einzelbeschreibung der Ruinen würde den Raum eines ganzen Buch erfordern; wir müssen folglich darauf verzichten. — Aber wenn wir uns vorst len, daß diese zusammengehäuften Massen von Marmor einst regelmäßige Palä bildeten; jener prächtige Portikus mit einer 4000 Fuß langen Säulenhalle d Zugang zu einem Tempel der Gottheit; daß diese umgestürzten Säulen Schmuck öffentlicher Plätze waren, wo ein freies Volk sich über sein Wohl beri und patriotische Redner es zu heroischen Entschlüssen begeisterten; wenn wir u diese eingesunkenen Gallerien als die Einfassungen von Marktplätzen denken, u unter ihnen die Kaufleute des Orients versammelt, zu tauschen den Purpur v Tyrus, die Gürtel von Cachemir, die indischen Teppiche, die Perlen und Specereien Arabiens und das Gold von Ophir gegen die Waaren des Aben landes, das Zinn Britanniens, den Bernstein der Ostsee, carthaginiensisch Schmuck und römische Waffen; — wenn wir diese verschütteten Straßen, denen die Hyäne jetzt schleicht, beseelt uns vorstellen durch ein zahlreiches Vo dessen schöpferische Thätigkeit und Erfindungskraft die Reichthümer aller Hi melsstriche bei sich versammelten, und diese schauerliche Oede in blühende Gärt und Haine verwandelten; — wenn wir jene prächtigen Trümmer von Brunn betrachten, die unterirdischen Kanäle, die des Euphrats befruchtende Fluth durch die Wüste führten, und die zahllosen Bogen, auf welchen Aquädukte erf schendes Quellwasser von den fernen Höhen in die Mitte der Palmenstadt truge wenn wir uns zugleich erinnern, daß kein Staat, der seine Unterthanen n Millionen zählt, es war, der alle die ungeheuern Arbeiten für gemeinen Nutz schuf, sondern die freien Bürger einer einzigen Stadt es waren: dann kämpf Bewunderung und Wehmuth in unserm Herzen und der Blick ruht voll Tra auf diesen Trümmern. Die Frage: Müssen so die herrlichsten Werke der Me schen untergehen und mit ihnen so die Völker, die sie erschufen? führt uns, ta send andere weckend, unwillkürlich in ein Meer der Betrachtung, in dem Geist zagend und zweifelnd schifft und sich leicht verliert. Wie wir in den R volutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmer sehen, ewige Anfänge ohne En so sind wir auch bei dem Betrachten der Schicksale der Reiche und Völker so ge geneigt, in ihnen Umwälzungen zu sehen ohne Absicht. Aber dem ist nicht Die Kette der Bildung macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zu Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortw kend lebt. Wer sie sieht, diese Kette, die vom Throne der Gottheit ausg und die Erde umschlingt, sieht nicht mehr in der Weltgeschichte nur ein wirr Knäuel der Verwüstung. Es beunruhigt ihn nicht mehr, wenn er im Verfol der Aeonen die herrlichsten Menschenwerke zertrümmern, und vieles Gold in d Schlamm der Vergessenheit versinken sieht; denn er sieht ein: Zerbrechlichk auch der schönsten Werke ist von ihrer Materie unzertrennlich und das Wand bare in der Gestalt aller menschlichen Wirkung liegt nothwendig im Plane d Schöpfers, weil Alles, was im Strome der Generationen von den Händen Zeit für die Zeit errichtet wird, augenblicklich der Nachwelt verderblich werd müßte, sobald es durch ewige Dauer neues Bestreben unnöthig machte oder a hielte. — Leser gewinne, und du kannst es, eine solche Anschauung der mensc lichen Dinge, und die Vergänglichkeit derselben wird dich nicht mehr erschrecke

— Ruhig wirst du dann zusehen dem ewigen Wechsel, und das scheinbar Vergebliche im menschlichen Mühen wird verschwinden; denn du weißt, was der Mensch für den Zweck „Menschenbildung" Brauchbares schafft, das rettet die Vorsehung immer in andern Gestalten, — es bleibt erhalten für alle Zeiten.

(J. Meyer.)

31) Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es giebt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang; Jeder lebt für sich; selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchstem Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen; alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird darauf geduldet; Alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen; dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitz-

entweichen kann durch die weit geöffneten Pforten und Lucken, gesellt sich Rauch des brennenden Holzes und des Theers, welcher die Tauwerke durchdringt und in Werg verhüllt in den Fugen steckt. Eimer fliegen an langen Leinen vom Verdeck des Schiffes hinab und schweben voll wieder empor und werden ausgeleert in die Gluth; doch vergeblich, denn die Harzmasse, welche solch ein Schiff enthält, ist so außerordentlich, daß Löschen mit Wasser kein Löschen, sondern ein Vermehren des Feuers ist; Sand und Erde wäre da das einzige Mittel; allein woher dieses mitten auf dem Meere bekommen, da große Schiffe selbst nicht als Ballast Sand führen, sondern Blei- und Eisenmassen wählen.

Bald hat die Gluth die Verdecke gebläht — durch die Ritzen sprühen Funken, züngeln Flammen — die Planken bersten, die volle Gluth schlägt herauf. Kleine Explosionen vermehren die Schrecken, vergrößern die Noth; denn Niemand wagt sich mehr an die Stelle des Feuers selbst hin, welches nun ungestört um sich greift. Man sucht nur noch durch Absperren, durch Abschneiden der Luft die Flamme zu ersticken; schon ist sie jedoch zu groß, um sich auf so leichte Weise bändigen zu lassen; — mit Entsetzen sehen die verlornen Matrosen Blitze durch den Kiel brechen; hier wird noch ein kleiner Pulvervorrath dieser, dort jener Kanone erfaßt; die geladenen Stücke lösen sich von selbst; in die ungeheure Gluth des unteren Raumes schmilzt das Kanonenmetall und vermehrt herniederfließend noch die Gefahr, indem es die untersten Gegenden mit Feuer erfüllt, wohin noch keine Flamme gedrungen war, indem das geschmolzene Metall brennende Spuren zurückläßt, überall wohin es fließt.

Jetzt leckt die Flamme schon an den Masten; am Tauwerk, an den durch und durch getheerten Seilen züngelt ein grünes, blaues und rothes Feuer empor; — das unglückliche Schiffsvolk soll retten, und Niemand weiß was? — Auf den brennenden Leitern steigen die Matrosen hinauf, um die Segel loszuschneiden und sie in's Meer zu werfen, damit sie nicht, von den Flammen ergriffen, noch auf andere Schiffe fliegen und diese gleichfalls in Brand stecken; — betäubt, erstickt, halb gebraten fallen die Armen nieder auf das Verdeck, glücklich, wenn nur gleich todt, wenn nicht zu langsam gräßlichen Folterqualen bestimmt. Bald muß man auch diese Mühe aufgeben; oben kann des Qualms wegen Niemand aushalten, unten nicht, weil ein wahrer Feuerregen von dem geschmolzenen Pech aus den Tauen und Seilen niederträufelt. Die noch hängenden Segel werden nun ergriffen, flattern hoch auf, brennende Stücke reißen sich los und fliegen, feurige Fahnen, in der Luft umher. Jeder Versuch einer Rettung des Schiffes wird aufgegeben; nur noch die Mannschaft dem sichern Tode zu entführen, bleibt einige Hoffnung; die Boote füllen sich mit Menschen; auch von anderen Schiffen sind welche herzugeschickt, um aufzunehmen, was noch zu fliehen vermag; denn die ächzenden Verwundeten werden ihrem Schicksale überlassen; zu ihnen, die im Zwischendeck eingesperrt sind, kann man nicht mehr gelangen; auch hat der Qualm sie wohl schon erstickt.

Rettung lacht den Glücklichen entgegen, welche die Schaluppen erreichen — sie stoßen ab vom Schiffe — da flammt der Koloß plötzlich auf im weißen Licht, ein Donnerschlag ertönt, als brächen der Erde Grundfesten zusammen; die Pulverkammer ist von dem fließenden Metall erreicht; auf fliegt das Schiff in die Luft.

Todesstille herrscht rings umher. Alle Schiffe, welche in der Schlacht waren, sind durch den Schlag, den das Seebeben verursachte, erschüttert; die Masten krachen, die Planken knacken in ihren Fugen, die See wogt auf und ab;

in tiefes Wellenthal, dem augenblicklich eine ungeheure bergähnliche Wassermasse
olgt, bezeichnet die Stelle, wo das stolze Orlogschiff von 120 Kanonen stand.
jetzt sieht man nur Trümmer umherschwimmen, und hoch im Bogen, aus dem
Rauche, der die Luft erfüllt, stürzen die Tausende von Fußen hinaufgesprengten
Balken, Raaen und Masten nieder; zerschmettern, wenn sie ein Schiff treffen,
leich Bomben dessen Verdecke, reißen es mit in das Verderben.

Aber die Mannschaft ist doch glücklich entkommen? — Nein! die Explosion
chlug die Boote um; der furchtbare Schlag erstickte die noch zu nahe dem Schiffe
zurückgehaltenen; kein Mann kommt davon; dem Tode mit verfallen sind Alle,
welche mitleidsvoll herzueilten, um zu retten; das Wasser verschlang die schweren
ichenen Boote; auf dem Wasser schwimmen unter tausend Trümmern, unter
Planken, Splittern, Möbeln aus den Wohnungen der Offiziere, die Leichen
alb und ganz verbrannter Menschen; — der Tod hielt eine furchtbar reiche
Ernte! — Aber kaum hat das Entsetzen, das die Gemüther erfaßt, sich ein wenig
elegt, kaum können die Matrosen wieder einen Athemzug thun, als auch schon neue
Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gegeben werden; — das Gräßliche ist ver-
essen, weil es schon vergangen ist; nur mit der Gegenwart hat man zu thun,
– und wieder donnert aus allen Stückpforten der Mord mit seinen schrecklich-
en Waffen gegen den Mord; einander zu vernichten, streben beide Theile, und
eder Sieg über einen Einzelnen ist ein Sieg für das Ganze, bis endlich die
Schale des Glückes sich auf eine oder die andere Seite neigt, und hier noch ein
Schiff seine Masten hat, während dort schon alle entwaffnet, kampfunfähig
nd; nun ist die Schlacht entschieden, und derjenige hat sie gewonnen, der noch
ine Fregatte mit der Siegesnachricht absenden kann.

Wie mörderisch eine solche Seeschlacht ist, geht aus den Berichten über die
Resultate hervor. Die Franzosen hatten in der oben beschriebenen auf ihren 13
Schiffen ungefähr 11,000 Mann; davon blieben 5226 Mann todt, und 1000
ngefähr waren schwer verwundet; ein Theil derselben hatte sich an's Land geret-
et, 3700 Gefangene fielen, fast alle verwundet, auf den eroberten Schiffen in
ie Hände der Engländer; — mit den Schiffen, welche die Flucht ergriffen,
amen noch 1000 Mann mit dem Leben davon. So hatte die Schlacht zehn
ilftel der ganzen Masse hingerafft. Die Engländer behaupteten zwar, nur 218
Todte und 677 Verwundete zu haben; allein das sind Nachrichten, wie sie der
Sieger immer verbreitet, um seinen Sieg zu verherrlichen. Nehmen wir an,
aß diese 895 die Zahl der nicht Verwundeten war, so werden wir ohne Zweifel
er Wahrheit näher kommen; denn die Franzosen hatten sich so tapfer gewehrt,
aß kein Schiff von den engländischen im Stande war, den Fliehenden nachzu-
etzen, und das eine, welches man später abschickte, um die Nachricht nach Europa
u bringen, war in so elendem Zustande, daß eines der flüchtigen französischen
asselbe mit leichter Mühe nehmen, zur Uebergabe zwingen konnte. Es wäre
ine ganz eigene Parteilichkeit des Schicksals gewesen, wenn in einer Seeschlacht
er eine Theil gerade zehnmal so viel verloren haben sollte, als der andere.

So schrecklich ist aber nicht die Bestimmung aller Schiffe; — die Kauffah-
er haben nur ein paar Kanonen, um Signalschüsse zu thun, oder anzuzeigen,
aß sie in Noth sind. Doch dem Brande und seinen schrecklichen Folgen ist
edes, auch das kleinste Fahrzeug ausgesetzt, und um bei solchem Unglück, wenn
s in der Nähe eines Hafens geschieht, so wie überhaupt bei Sturm und Un-
etter, bei dem Scheitern eines Schiffes unfern der Küsten helfen zu können,
at man eigene Veranstaltungen. (W. F. A. Zimmermann.)

35) Künstlerwanderung von Tyrol nach Mantua.

Auf der Höhe des Brenners, gleich da, wo das Gebirg nach der italienischen Seite hin abhängig wird, entspringt, nur wenige Schritte von der Straße, die Eißach aus warmer Quelle. Ein kleines, rinnendes Bächlein, welches sich mehr durch den aufsteigenden Dampf, als durch die Menge seines Wassers bemerklich macht. Abgekühlt erhält sie schnell Zufluß, vergrößert sich immer mehr, springt, gaukelt und stürzt, in schäumenden Wellen von Stein zu Stein; wie ein heller Krystall gleitet sie über bunte Kiesel und wäscht die Würzeln der Erlen, welche hier häufig wachsen. Bald murmelt sie sanft, bald stürmt sie gedrängt, mit brausendem Toben, durch tiefe Schlünde.

Man könnte behaupten, daß die Aussichten in Tyrol, an der nördlichen sowohl als an der südlichen Seite der Gebirge, weniger Großheit, einen nicht ganz so edlen Styl haben, als die in der Schweiz, wohl aber mehr Sonderbares, ja manchmal etwas so überraschend Eigenthümliches, daß man sie, in der Kunstsprache, Capricen der Natur nennen möchte.

Ueber Brixen fängt die Gegend an, etwas milder zu werden; schon gedeihen Kastanien- und Nußbäume, allmählich zeigen sich auch Weinstöcke. Weiter hinab gewinnt Alles einen malerischen Charakter; der Fluß hat sich hier zwischen mächtigen Granitfelsen sein Bett gewühlt und daneben nur noch Raum für die Straße übrig gelassen; jenseits den Berg hinauf sind Terrassen über Terrassen angelegt und mit sorgfältig gepflegten Reben bepflanzt. Darüber liegen, auf heitern Höhen, friedliche Wohnungen der Winzer. Bäche ergießen sich aus den Schluchten der Felsen und bilden gleichsam natürliche Abtheilungen der Besitzthümer. Bald öffnet sich das Thal, oder vielmehr ein anderes läuft quer vorbei, und da, wo beide zusammenstoßen, liegt die Stadt Botzen, angenehm umgeben, doch ihr Inneres schmutzig, enge, feucht und daher wenig erfreulich. Dagegen scheint sie lebhaft, gewerbreich und hat einen ziemlichen Umfang.

Unsere Sprache hat sich auf der nach Italien zu abhängigen Seite Tyrols beträchtlich weit ausgedehnt und verliert sich nicht eher, als bis gegen Trient hin. Dieses ist um deßwillen bemerkenswerth, weil im Gegentheil in der Schweiz und Graubünden, sowohl am Gotthard, als auf dem Splügen, sich die Sprachen gleich auf der Höhe der Gebirge scheiden. Die Ursache hievon mag wohl bloß darin liegen, weil die Pässe durch Tyrol bequemer sind und den alten Andrang der Deutschen nach Italien mehr begünstigten. Hauptsächlich mögen die großen Expeditionen der Kaiser an diesem Uebergreifen Ursache gewesen sein.

Trient selbst liegt in einer fruchtbaren, geräumigen Ebene, mit hohen Bergen umgeben, die gut angebaut und auf den Gipfeln mit Wald bekrönt sind; aus dem Schooß ihrer Felsen stürzen sich hohe Bäche prächtig in die Gründe nieder. Die Stadt selbst ist beträchtlich groß, wohlbevölkert, nahrhaft. Sie hat nach Art alter Städte enge Straßen und sieht düster aus.

Vor der Domkirche ist eine große Fontaine mit ziemlich mittelmäßigen Bildhauerarbeiten; hingegen finden die Liebhaber der Kunst auf dem Hauptplatz und in der Nähe desselben ein paar auswendig bemalte Häuser, welche bemerkt zu werden verdienen. Die Manier ist anmuthig; in der Farbe sowohl, als in den Umrissen herrscht viel Heiteres und Gefälliges, etwas von dem sanften und fließenden Style des Correggio. Von den Gemälden in der Domkirche sind ver-

schiedene nicht ohne Verdienst, das beste hängt auf dem ersten Altar, linker Hand, am Haupteingange.

Unter allen tyrolischen Gegenden, vom Brenner herunter, vereinigt die unter Trient die meisten Schönheiten; sie erhält besonders an einer Stelle einen wahrhaft erhabenen Charakter. Da strömt in ruhigem Lauf die Etsch durch das Thal; jenseits erhebt sich das Gebirg, und dreifach liegen Dörfer stufenweise übereinander an seinem fruchtbaren Abhange. Noch höher hinauf sind grünende Weiden und endlich eine Krone von Wald, aus welcher nackte Felsgipfel hervorragen, von Wolken umflossen.

Ist man Roveredo vorbei, so nimmt der Reiz der Ansichten sehr ab; gegen das veronesische Gebiet hin bekommen sie sogar ein ziemlich wüstes Ansehen; bei la Chiusa wird Alles wild und schauerlich. Der Fluß rauscht unten in der Kluft, die er sich selbst gebrochen zu haben scheint. An der Felswand her schmiegt sich die enge Straße, mit Mauern gegen den Abgrund gesichert; weiterhin liegt die Festung, welche den Paß sperren kann, in den Felsen eingehauen, überhangen von demselben. Salvator Rosa hat kaum jemals in seinen Bildern etwas so Wildes, romantisch Wunderbares und Schauerliches dargestellt, als die Natur hier in der Wirklichkeit, und was den Eindruck noch mehr vermehrt, ja gleichsam der Erinnerung unverwüstlich einprägt, ist der Contrast, zu welchem man nun plötzlich übergeht. Denn kaum hat man diesen Felsschlund verlassen, so entfalten sich, auf dem kurzen Wege nach Verona, alle Reize, mit denen Italien geschmückt ist. Klöster und prächtige Kirchen, Dörfer, Meierhöfe und zierliche Landhäuser, Auen voll weidenden Viehes. Die wohlbestellten Aecker sind mit Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzt, Reben umschlingen sie, und jeder ist mit dem andern durch Traubengehänge verbunden.

Zwischen Verona und Mantua sind Fruchtbarkeit und Feldbau ungefähr eben dieselben, wie auf dem Strich von la Chiusa bis nach Verona; nur ist die Gegend überhaupt hier flacher und offener; man befindet sich wirklich schon in der lombardischen Ebene. Näher bei Mantua scheint auch die Vegetation etwas üppiger zu werden, so wie der Grund allmählich feuchter wird. Der Weg führt durch verschiedene schöne Dörfer und an einigen allerliebst angelegten Landhäusern vorüber, von denen sich zwar nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt, ob sie nach der Angabe des Palladio aufgeführt sind; aber so viel ist wenigstens gewiß, daß der Geschmack derselben, der Sinn, in welchem sie gedacht sind, von den musterhaften Gebäuden dieser Art hergenommen ist, mit denen dieser Künstler die Gegend um Vizenza schmückte. Ihm, und der Bemühung seiner Schüler, hat man es allein zugeschrieben, daß Oberitalien in diesem Fache der Baukunst unstreitig die besten neuern Muster besitzt.

Die Situation von Mantua, mitten in einem sumpfigen See, ist so bekannt als sonderbar. Aehnliche Umstände wie diejenigen, welche zur Gründung von Venedig Anlaß gegeben, mögen früher auch die Entstehung von Mantua bewirkt haben. Menschen, die gegen feindlichen Ueberfall Schutz suchten, bauten sich hier an, und fanden in der Lage des Orts Sicherheit. So entstand nach und nach eine Stadt, an welche sich die umliegende Gegend, entweder freiwillig, oder überwältigt anschloß, und einen Staat bildete, der endlich wieder durch Zufälle Theil eines größern werden konnte.

Dieses ist das Allgemeine einer Geschichte von Mantua, welches sich, als von der Nothwendigkeit bedingt, gleich beim ersten Blick auf diese Stadt dem Geiste darstellt. Die Aussicht auf dieselbe gewährt zwar keine besonders male-

rische Wirkung, indessen liegt sie doch prächtig und mit imposanter Größe da auf ihrem Wasserspiegel. Reizender ist hingegen die Aussicht aus der Stadt nach den Gebirgen hin, zumal in den heiteren Abendstunden von der Brücke St. Giorgio, wenn die sinkende Sonne den Schmuck tausend herrlicher Farben verbreitet. Aus der baumreichen Ebene heben sich Hügel empor, hinter ihnen größere Hügel, Berge und Alpen, endlich die hohen, himmelanstrebenden Eismassen, in unabsehbarer Reihe nach Osten und Westen, unendlich mannigfaltig nüancirt, ein prächtiges, wundervolles, erhebendes Schauspiel.

(v. Göthe.)

36) Reise durch Neapel nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen, und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an dem hohen Himmel heraufgezogen, und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuv's im Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen; — die Balkons warfen sich Gesänge zu; — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag, und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnen-Aufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab; für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief; die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Pallästen hinauf, bis wo das hohe Sant Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte, und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und be-

wachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt ruhte im Aether der Vulkan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich; das Getöse der Nacht verklang; Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf; — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — Alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe das Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirge des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuv's den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Thron von St. Elmo standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischias Epomeo wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit einem kahlen, weißen Haupt. Allmählich erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander, wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete vereinzelte starre Land, das Wasser, reich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und verschmilzest sie zu Wellen; sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Cäsar's Tod Schutzwehr suchten, — als wir vor dem zauberischen Baja und dem Zauberschlosse, wo einst die Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Kuma hinsahen, hinter welchem Szipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel giebt; — mitten aus dem Freudenmeere der Natur wachsen und ragen ihre Lorbeeren so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus

Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Die dürftigen Insignien des geretteten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist, wie wenn die Zeit hier nicht mehr in Stunden getheilt werden sollte, unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar ward das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franziska, das eine nur von sechs Jahren, gerettet, die dem Erdstrome, der sich jählings über ihre Wohnung herstürzte, nicht mehr hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zusammendrückte, überdeckte er sie so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hülfe leisten konnten. Unter der gewissen Erwartung des nahen Todes schlich die Nacht ihnen langsam dahin. Gemeinschaftlich hatten sie in ihrer Herzensangst gebetet, als der Ton einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer der Hoffnung in ihr Herz senkte, und sie muthmaßen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menschen sein möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit sie ansprechenden Unglücksgefährtin nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte. Franziska aber hielt diesen Schlummer für Maria's Todesschlaf, und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch sie in denselben versenken, und ebendahin bringen sollte, wohin ihr die Kleine, wie sie glaubte, schon vorangegangen war. Unterdessen brach der Tag an, und mit ihm erschien den lebendig Begrabenen der Morgenstern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte sich, nach einer Nacht von Angst und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzusehen, ob sich noch irgend eine Spur seines Häuschens entdecken lasse. Glücklicher Weise war dies nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franziska sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen selbst allzu entkräftet, ermahnte sie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichster Anstrengung zu rufen, und nicht abzulassen; der Vater sei draußen. Das Mädchen erhob die kindliche Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den auseinander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Franziska, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummem Entzücken an sein klopfendes Herz.

(Hirzel.)

4) Pitt der Aeltere — Lord Chatam.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuern Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Geister, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt, Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein, und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Un-

sterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partei; er allein vernichtete alle Parteien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volke hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Armes, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf immer gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Race zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanftern Freuden des häuslichen Glückes, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strome des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkür umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk, wie Sklaven, zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Kriege (1755). Und wer konnte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonien gegen die Stempelacte sprach: „Eure Herrschaft über Amerika ist unbeschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankommt; aber ihr seid nicht befugt, Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem Könige Steuern von Amerika bewilligen; so bewilligen Sr. Maj. Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Kolonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend einer Stadt? Wo sind sie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher, als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht Alles von euch, so theuer, als ihr wünschet, kaufen? Alles an euch, so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde, auf diesem Markte neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen

Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staates ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer gerühmter Friede? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken.'' (Sturz.)

5) Nachrichten aus Heine's Jugendgeschichte, von ihm selbst.

Er sagt: Ich ward in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Jugend war der Mangel; und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten gefertigt hatten, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht: ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmanne gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Es giebt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute, die eigentlich nichts anders als Aufkäufer sind, die den Aermern die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen, und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleinen Tyrannen die ihm angebotene Waare zurück geben, oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werthe und Arbeitslohne abbrechen. Die Noth zwang den Armen, um ein paar Groschen weniger seinen Schweiß zu verkaufen, und die Einbuße durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gedarbten Brosamen so vieler Hunderte nährten, mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erstemal, als ich in der Schule vom Tyrannenmorde hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft im Mangel hatten schmachten lassen.

Meine guten Aeltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe, und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte, so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Aeltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabende ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu holen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus und fand meinen Pathen von ungefähr da stehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten. Ein ganzer Strom von Thränen brach los; kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen, und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte

mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen. So gingen ein paar Jahre hin. Jetzt war der Zeitpunkt, daß ich die Schule verlassen, und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte. Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher, und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbeiging!

Ein Geistlicher, Pastor in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schullehrer, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt. Ich ward zu ihm beschieden, und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule gehen; er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand! Ich ward zum ersten Lehrer geschickt, examinirt, und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. In der Schule war ganz der ehemalige Schlendrian; lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; Alles ohne Geist und ohne Sinn. Ich wäre auf diesem Wege endlich zur völligen Stupidität fortgegangen, wenn nicht durch einen besondern Zufall ein Anagramm mich aus der Lethargie gezogen hätte.

Es ward ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, D. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rector, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen, und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte, was ein Anagramm sei; selbst der Rector sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rector an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Da sprang ich mit der gefundenen Lösung auf. Sie war richtig, aber eine andere, als die in den Zeitungen enthaltene; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten, noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall laut zu; aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

Genug, dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte. (Christian Gottlob Heyne, geb. 1729.)

6) Aus Reinhard's Geständnissen, in Briefen an einen Freund.

Meine, ganz früheste Bildung verdanke ich meinem Vater; er ist bis in mein sechszehntes Jahr mein Lehrer gewesen. Johann Stephan Matthias Reinhard, ein Mann, dessen Andenken mir heilig sein würde, wenn er auch nicht mein Vater gewesen wäre, war Pfarrer zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthume Sulzbach. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten gehörte eine strenge, Alles genau bestimmende Disposition. Wie natürlich diese war, und wie unverhohlen sie sich ankündigte, können Sie daraus sehen, daß ich als Knabe von zehn bis eilf Jahren sie beim Anhören der Predigt vollständig mit dem Gedächtnisse fassen, und, wenn ich nach Hause kam, zu Papiere bringen konnte. Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behaltlichen, Predigt kam also, wie Sie sehen, sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine Seele, und setzte sich

so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Nicht minder wichtig und folgenreich war der Unterricht, den mir mein Vater in den alten Sprachen gab. Es war ein guter Humanist, und las die Alten mit Gefühl und Begeisterung. Dieses Gefühl, diese Begeisterung suchte er mir nicht sowohl dann mitzutheilen, wenn wir einen alten Schriftsteller mit einander lasen; da war fast Alles auf die philologische Erklärung des Autors und auf die Vermehrung meiner Sprachkenntniß berechnet; aber die meisten Stunden, welche er von acht Uhr Abends bis um zehn Uhr unter seinen Kindern zubrachte, fing er an, fast ausschließend mir zu widmen, und sich über Gegenstände, die meinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessen waren, mit mir zu unterreden. Hier war es, wo er jene Vorliebe für die alten griechischen und römischen Schriftsteller in mir weckte, die in der Folge immer zugenommen, und nie wieder aufgehört hat. Am öftesten waren die Stellen aus den beiden Classikern entlehnt, die er am meisten bewunderte und mit mir zu lesen angefangen hatte, aus dem Cicero und Virgil. Von Sprachbemerkungen war hier die Rede nicht; aber worin das Schöne, das Treffende, das Witzige, das Große, das Erhabene der Stelle liege, das wurde da mit einer Theilnehmung, mit einem Feuer entwickelt, die sich nothwendig mittheilten, und die Ueberzeugung sehr früh in mir hervorbrachten, die alten Classiker seien die wahren Meister in der Beredsamkeit und Dichtkunst; von ihnen müsse man lernen; nach ihnen müsse man sich bilden.

Aber dabei war ich, was meine Muttersprache betraf, sehr verlassen. Schon im meinem neunten Jahre regte sich ein Hang zum Dichten in mir, der sich sehr verstärkt haben würde, wenn ihm nicht alle Nahrung gefehlt hätte. Kaum war ich nämlich fähig geworden, einen deutschen Dichter mit Empfindung zu lesen: so verlor mein Vater durch eine unglückliche Feuersbrunst seine ganze, nach den dortigen Umständen sehr ansehnliche, Bibliothek; nicht ein Blatt derselben konnte gerettet werden. Ich, der ich immer mehr nach deutschen Dichtern zu lechzen anfing, war nun auf das Sulzbachische, damals sehr elende Gesangbuch, auf die Gedichte des Herrn von Canitz, und auf Brockes metrische Uebersetzung von Pope's Essay on man eingeschränkt, mit welchen letzten beiden Schriften ein Freund meinen seiner Bücher beraubten Vater beschenkt hatte. — Allein nun nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereignisse. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester mit einem jungen Geistlichen, Namens Schäzler, verheirathete. Dieser beschenkte mich bei einem Besuche, weil er meinen Hang zur Dichtkunst und meine bedauernswürdige Armuth an guten Mustern bemerkt hatte, mit den Gedichten des Herrn von Haller. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchen ich diesen Dichter las und verschlang. Nun wurde es auf einmal hell in meiner Seele; nun glaubte ich gefunden zu haben, was ich bei meinem Brocke und Canitz vergeblich gesucht hatte. Es währte nicht lange, so wußte ich meinen Haller auswendig. Daß ich nachahmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster Alles schön fand, so gefielen mir auch die damals noch häufig in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern geboren wäre.

Doch was war diese kleine Verirrung gegen den unermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meines ganzen Geschmacks bemächtiget. Von nun

Wissenschaft gebahnt und der factische Beweis geliefert worden, daß für entschlossene Bergsteiger das finstere Aarhorn zugänglich ist; an Nachahmern des gegebenen Beispieles wird es gewiß schon im nächsten Sommer nicht fehlen. Schlüßlich bemerke ich noch, daß mir der Inhalt voranstehender Zeilen von dem Urheber der Expedition selbst mitgetheilt worden ist, nämlich von Herrn Johannes Sulger aus Basel, einem jungem Manne, der mit Eifer dem Studium der Naturwissenschaften obliegt. Seine Begleiter waren: Johannes Jaun, Führer aus Meyringen; Andreas Abplanalp, Führer aus Grund bei Meyringen, und Heinrich Lorenz aus Wasen (Canton Uri), Gemsjäger und dermalen Senner auf der Grimsel.

39) Der Frühling.

Höre nicht auf zu murmeln kleiner Bach! Deine sanft plätschernden Wellen wiegen den Sturm in meiner Brust in Ruhe. Die ihr zu süßen Bildern einladet, einsame Gegenden, nehmet mich in euere Schatten auf! Holder Frühling, komm, überströme mich mit deiner Wonne! Laß sie fließen, die Thränen reiner Wollust, die deine immer neue Schönheit jedes Jahr meinem Aug' entlockt — daß mein Geist, endlich frei von Zwang und Ueberdruß, auf der Gedanken leichten Flügeln schwebe, und in seligem Entzücken sich emporhebe zu Welten, die besser, als diese, für mein Herz geschaffen sind.

Junge Pflanze, die nun der laue Zephyr weckt, hebe dein Haupt empor über diesen weichen Rasen! Sieh, schon stehen viele deiner Gespielinnen da, entfalten ihre zarten Blätter, und schmücken sich für Florens bunte Feste. Kleine Knospen, schließt nun eure Kelche auf, und ergießt in duftenden Strömen Labsal in meine wunde Seele; schon löset sich eure Hülle sanft auf, und euer Busen haucht Wollust der wärmern Sonne entgegen. — Und bald — welcher Blätterpomp an jenen Buchen! In ihren Schatten singt dann die Nachtigall ihre Liebe, und strömt die Töne höherer Lust aus, die sie so lang' in ihrem warmen Busen verschloß.

Junge Pflanzen, zarte Geschöpfe, die ein Hauch welken macht, wer war's, der euch wieder zum Dasein rief? — Und wer hieß diesen zackigten Stamm sich wieder mit so vieler Pracht bekleiden? — Glückliche Wesen, ihr wachset nun sorgenlos zu neuem Leben auf — und ich liege noch in des Winters Hülle. O, wann wird auch mein Frühling anbrechen? Welcher West wird auch mich zu neuem Leben und zum Anschauen neuer Sonnen aufwecken? — Der wird es thun, der nun diese bräunlichen Aeste mit kühlenden Zweigen deckt, und mit herrlichem Schmucke diese einsame Gegend bekleidet, damit der Mensch jene große Wahrheiten vernehme, welche die Natur dem fühlenden Herzen verkündigt. Ja, ich höre sie, jene mächtige Harmonie, diese untrügliche Stimme; sie redet zu meinem Herzen, und der sanfte Taumel, worein mich der süße Einklang ihrer mannigfaltigen Töne wiegt, ist der Verkündiger schöner Welten.

Ich höre deinen Gesang, du kleiner Bewohner dieser Wipfel! Komm näher; denn nur deine Stimme ist würdig, in der feierlichen Stimme dieser Einsamkeit zu ertönen; dein sanftes Lied reißt mich ganz in jene Welt der Unschuld hin, die du bewohnst. Während dort der sorgenlose Distelfinke auf jenem wankenden Aestchen seine muntern Triller wiederholt, und dem leichten Federvolke seine glückliche Liebe singt, schlägst du dort, kleine Nachtigall, im Dunkel grüner Blätter, den rührenden Triller deiner Zärtlichkeit, und wirbelst die hohe Geschichte deiner innigen Gluth tief in die feierliche Stille des Hains hinein.

eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Carl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrnen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter,“ hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Carl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit. Carl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Carl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Carl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Carl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf; dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Carls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar; doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden. — —

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Carl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Carl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangengenommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt, und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt. — —

Sein Leben fieng spät an, selbstständig zu werden, und gieng ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fieng an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monsalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht," sagt Cavallo 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu tödten." Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Carl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. —

(L. Ranke.)

8) Cosmo und Lorenzo von Medici.

Cosmo von Medici regierte Florenz dreißig Jahre. Er war Herr seiner Vaterstadt; im Aeußerlichen unterschied er sich nicht von andern Bürgern. Fürsten suchten seine Töchter; er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Er wirkte in Geschäften eben so still, als vorsichtig, also, daß er dem Neide entging, und das Glück seine meisten Unternehmungen begleitete. Er war voll Güte und Leutseligkeit, und doch voll Würde, sehr beredt, wenn gleich ungelehrt, aber ein Freund unterrichteter Männer. Er zog den Griechen Argyropolus nach Florenz, daß die Jugend seine Sprache lerne; Marsilius Ficinus, dem zweiten Vater der damals wieder aufblühenden platonischen Philosophie, schenkte er ein Gut, damit er ungestörter den Wissenschaften leben könne; für die Universität Padua stiftete er eine Bibliothek. Allen Gelehrten war sein Haus geöffnet; kein Wunder, wenn sie seinen Namen mit Verehrung nannten. Den Handwerkern gab er Arbeit; er baute in Florenz einen königlichen Palast und vier herrliche Landhäuser. Der Geistlichkeit gefiel, daß er Kirchen, Klöster, Kapellen und Altäre neu stiftete oder begabte. Es war fast kein Mann von Ansehen in der Stadt, dem er nicht große Geldsummen vorschoß, Vielen ungebeten, sobald er ihre Noth erfuhr: und dies hielt er so geheim, daß es sein Sohn erst nach seinem Tode in seinen Büchern fand. Ganz Florenz verband er sich durch Erweiterung seines Gebietes; und als die Venetianer und König Alphonso von Neapel sich gegen seine Vaterstadt vereinigten, leerte er durch seinen Credit Venedig und Neapel von Geld, also, daß sie zum Frieden genöthigt wurden. Dies vermochte er durch seine unermeßlichen Reichthümer: 128 Handelshäuser wurden in Europa, Asien und Afrika auf seinen Namen verwaltet. Aber Alle, die in seinen Diensten waren, Alle, die von ihm abhingen, viele Familien in Florenz bereicherte sein Ueberfluß. Und damit der Ruhm seiner Wohlthätigkeit durch die ganze Welt flöge, baute er zu Jerusalem für fromme Pilger ein Spital. Eben dies machte ihn zum Herren seiner Vaterstadt, daß er vor allen Andern freigebig und großmüthig war.

Als er starb, trauerten alle Fürsten der Christenheit mit seinen Söhnen; der Papst, der König von Frankreich ließen durch Gesandte ihr Beileid bezeugen, und durch ein feierliches Dekret über seinem Grabe (wo die Schmeichelei schweigt) nannte ihn die Republik Vater des Vaterlands, die Nachwelt den Großen.

Lorenzo von Medici gab seiner Vaterstadt Ueberfluß, dem florentinischen Volke Einigkeit, dem Adel Ehre; er hielt herrliche Spiele und Triumph-Aufzüge, wie bei den Alten; er erweiterte und zierte Florenz durch herrliche Gebäude, und sicherte die Grenzen durch neue Schlösser. Den Handel, in dem er Unglück erlitten, gab er auf, und kaufte Landgüter als einen sichereren Reichthum. Wunderbar liebte er Alle, die in einer Kunst oder Wissenschaft sich auszeichneten, daß er mit Recht den Zunamen eines Vaters der Musen sich erwarb. Er gründete die Universität zu Pisa; für ihn sammelte Johann Laskaris in Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Agnolo di Montepulciano, der in der classischen und schönen Literatur das goldne Zeitalter August's zurückführte, vertraute er die Erziehung seiner Kinder; Demetrius Chalkokondilas, der den Abdruck des Homers besorgte, ward von ihm auf jede Weise unterstützt, und auch die gelehrten Freunde seines Großvaters lebten noch und schmückten sein Haus. So großmüthig und prächtig bewies er sich in allen Dingen, daß der junge Fürst von

Mirandola (in dem sein Zeitalter etwas Göttliches zu erblicken glaubte), nachdem er ganz Europa durchreist hatte, keinen Ort wußte, wo er lieber leben mochte, als zu Florenz. Lorenzo selbst war guter Dichter, voll Witz und Geist; seine müßigen Stunden füllte er mit Musik, mit Betrachtung schöner Werke der Architektur, der Baukunst und Malerei, oder auch mit leichtfertigen Witzspielen und solchen Scherzen im Kreise seiner Familie, daß, wenn man dieses und dann wieder die Größe seines Geistes und seine ganz Italien umfassende Klugheit betrachtete, man zwei Personen in ihm anzunehmen geneigt war.

Seinen Geschmack, seine Pracht, sein Glück und seine Klugheit bewunderte nicht nur Italien, sondern ganz Europa. Ludwig XI. bat ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft. Innocenz VIII. suchte für den Fürst Cibo eine seiner Töchter; der Held Matthias Hunyades gab ihm viele Beweise seiner Liebe; selbst der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Gesandte und Geschenke und der Padischah durch noch größere Proben seiner Achtung. Allzufrüh starb er, im vier und vierzigsten Jahre seines Alters, für das Glück Italiens, dessen Frieden allein auf seiner Weisheit beruhte.

(v. Dresch.)

9. Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Oertlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Uebung vielfach gestärkten Ortsinns, — für seine verständigen und wohlberechneten Angriffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm Ueberwundenen. Es ist eben so parteiisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Ueberzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer stattgefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unleugbar, obgleich von Vielen geleugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beide erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlangen, in die Reihe abenteuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts Geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Grenze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend, ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Uebermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

[redacted]

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch Alles für eine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und ennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu weren, und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menchen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keien Zweifel, daß Alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, nd die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge es unnatürlichen Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu betrachten nd; aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch ebte, dessen Stolz und Herschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon. (Manso.)

10) Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moritz von Sachsen sich aussprachen, gedachte nan eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen fand sich selten der Eine ohne den Andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde sein werde. Vereint fochten sie für Oesterreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oesterreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft in jedem Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Fragen der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte.

Wenn Moritz das Bild einer besonnenen zusammengehaltenen Heldenkraft darbot: so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausche verzehrte. An Gestalt war er nicht größer, als der Sachsenfürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Hauptbaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmendes Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinne stürzte er sich in Schwelgerei des Weins und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moritz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener gering. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Carls Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehre mit dem deutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig.

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moritz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsische Fürst glaubte, dasselbe durch den Passauer Vertrag erreicht zu haben.

(C. L. v. Woltmann.)

11) Ueber Friedrich II.

Schon kränkelnd war Friedrich im August 1785 nach Schlesien zur gewöhnlichen Musterung abgegangen und kam, dem Anscheine nach, gesunder; in der That aber, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrotzt hatte, mit dem Keim einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bei Potsdam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beiwohnen zu können, weil ihn am 18. September der Anfall eines Stickflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. Der Winter verfloß abwechselnd unter Erleichterung und Beschwerde, und als der Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigungen die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag und Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig, oft ängstlich. Er selbst, wiewohl er sich in einzelnen Augenblicken der Gefahr seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf, tröstete sich nicht selten mit dem Beispiel seines Vaters, welcher, obwohl an der Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrotzt hatte; er befriedigte, der Aerzte spottend, den alten Hang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die auf ferne Hoffnungen deuteten. In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen. Wodurch er sich aber gar sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkeit, mit der er während seiner Krankheit die Pflichten des Königs ausübte. Nur sein Körper war gebunden, der Geist frei. Mit jedem Morgen besorgte er die gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn seine Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit war nicht länger gefesselt. So lebte er dem Staate bis zum 16. August des 1786sten Jahres, wo ihn die Besinnung zuweilen verließ und Bewußtsein mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17. früh

nach zwei Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwei Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte. — Friedrich kann nicht aus dem kurzen Bruchstück eines langen Lebens begriffen werden. Darum bleibe des reichen Geistes Schilderung unversucht. Nur was er in den letzten Jahrzehenten seines Lebens für Grundsätze befolgte, wie er den Staat verließ, und welches seiner Zeit und seines Volkes Charakter war, heischt Erörterung.

Auch dem wenig Scharfsehenden kann nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Kriegs, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andre Erfahrungen brachte der Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengungen lohne und Erhalten schwerer sei als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal, der Lorbeern zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das Alles wirkte seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigern Hülfsquellen. Er wußte sich zu bezähmen, und kannte die Mäßigung, die glücklichern Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Oestreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich folgsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigeren zu bestehen. Obwohl in enge Grenzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer auftreten möge, eines gefüllten Schatzes; denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streitkraft ins Feld rief und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die karge Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Grenzen und in den freien Städten des Reichs; die Mittel, es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benutzung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Ueppigkeit mit lykurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Kassen zur Füllung des Schatzes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person löbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungsbehörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechen-

so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Nicht minder wichtig und folgenreich war der Unterricht, den mir mein Vater in den alten Sprachen gab. Es war ein guter Humanist, und las die Alten mit Gefühl und Begeisterung. Dieses Gefühl, diese Begeisterung suchte er mir nicht sowohl dann mitzutheilen, wenn wir einen alten Schriftsteller mit einander lasen; da war fast Alles auf die philologische Erklärung des Autors und auf die Vermehrung meiner Sprachkenntniß berechnet; aber die meisten Stunden, welche er von acht Uhr Abends bis um zehn Uhr unter seinen Kindern zubrachte, fing er an, fast ausschließend mir zu widmen, und sich über Gegenstände, die meinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessen waren, mit mir zu unterreden. Hier war es, wo er jene Vorliebe für die alten griechischen und römischen Schriftsteller in mir weckte, die in der Folge immer zugenommen, und nie wieder aufgehört hat. Am öftesten waren die Stellen aus den beiden Classikern entlehnt, die er am meisten bewunderte und mit mir zu lesen angefangen hatte, aus dem Cicero und Virgil. Von Sprachbemerkungen war hier die Rede nicht; aber worin das Schöne, das Treffende, das Witzige, das Große, das Erhabene der Stelle liege, das wurde da mit einer Theilnehmung, mit einem Feuer entwickelt, die sich nothwendig mittheilten, und die Ueberzeugung sehr früh in mir hervorbrachten, die alten Classiker seien die wahren Meister in der Beredsamkeit und Dichtkunst; von ihnen müsse man lernen; nach ihnen müsse man sich bilden.

Aber dabei war ich, was meine Muttersprache betraf, sehr verlassen. Schon im meinem neunten Jahre regte sich ein Hang zum Dichten in mir, der sich sehr verstärkt haben würde, wenn ihm nicht alle Nahrung gefehlt hätte. Kaum war ich nämlich fähig geworden, einen deutschen Dichter mit Empfindung zu lesen: so verlor mein Vater durch eine unglückliche Feuersbrunst seine ganze, nach den dortigen Umständen sehr ansehnliche, Bibliothek; nicht ein Blatt derselben konnte gerettet werden. Ich, der ich immer mehr nach deutschen Dichtern zu lechzen anfing, war nun auf das Sulzbachische, damals sehr elende Gesangbuch, auf die Gedichte des Herrn von Canitz, und auf Brockes metrische Uebersetzung von Pope's Essay on man eingeschränkt, mit welchen letzten beiden Schriften ein Freund meinen seiner Bücher beraubten Vater beschenkt hatte. — Allein nun nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereignisse. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester mit einem jungen Geistlichen, Namens Schätzler, verheirathete. Dieser beschenkte mich bei einem Besuche, weil er meinen Hang zur Dichtkunst und meine bedauernswürdige Armuth an guten Mustern bemerkt hatte, mit den Gedichten des Herrn von Haller. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchen ich diesen Dichter las und verschlang. Nun wurde es auf einmal hell in meiner Seele; nun glaubte ich gefunden zu haben, was ich bei meinem Brocke und Canitz vergeblich gesucht hatte. Es währte nicht lange, so wußte ich meinen Haller auswendig. Daß ich nachahmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster Alles schön fand, so gefielen mir auch die damals noch häufig in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern geboren wäre.

Doch was war diese kleine Verirrung gegen den unermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meiner ganzen Seele bemächtigt. Von nun

Aber — nicht lange währte ihr Irrthum. — Drei Tage darauf, am 15ten Junius um 11 Uhr in der Nacht, erbebte die Erde von neuem. Es war nicht mehr ein wellenförmiges Schwanken wie vorher; — es war ein unregelmäßiger Stoß, der die Gebäude zerriß, die Fenster klirrend erschütterte, und gewaltsam die inneren Geräthschaften durch einander stürzte. Und sogleich erhellten rothe Flammen und leuchtende Dämpfe den Himmel. — Der Vesuv war am Fuße des Kegels geborsten, und von den Dächern der Häuser sah man aus mehreren Oeffnungen die Lava hoch in parabolischen Bögen hervorspringen. Fortdauernd hörte man einen dumpfen aber heftigen Lärm, wie den Katarakt eines Flusses in eine tiefe Höhle hinab; — unaufhörlich schwankte der Berg, und eine Viertelstunde darauf hörte auch in der Stadt nicht mehr die Erschütterung auf. — Mit solcher Wuth hatte man noch nie die Lava hervorbrechen sehen. — Das reizbare Volk, das sich nicht mehr auf sicherm Boden, die Luft in Flammen und voll unerhörter, schrecklicher Töne erblickte, stürzte, von Furcht und Schrecken ergriffen, zu den Füßen der Heiligen in Kapellen und Kirchen, griff nach Kreuzen und Bildern, und durchzog heulend die Straßen in wilder Verwirrung. — Der Berg achtete ihres Angstgeschreies nicht; es sprangen immer neue Oeffnungen auf, und mit gleichem Lärm und gleicher Gewalt stürzte daraus die Lava hervor. Rauch, Flamme und Dampf erhoben sich zu ungeheuren Höhen jenseits der Wolken, und verbreiteten sich dann auf den Seiten in Form einer unermeßlichen Pinie (wie zu Plinius Zeiten). —

Nach Mitternacht verlor sich dieses ununterbrochene, fürchterlich-dumpfe Getöse, mit ihm die stete Erschütterung und das Schwanken des Berges. Die Lava brach jetzt stoßweise aus den Oeffnungen hervor, aber in schnell hintereinander sich folgenden Stößen mit donnerähnlichem Knall. Die sie so gewaltsam und tobend hervorstoßenden elastischen Mächte schleuderten unzählbare große Felsstücke zu erstaunlicher Höhe hinauf in die Luft, und neue Flammen und schwarze Rauchwolken folgten diesen zertrümmerten Felsen. Nach und nach folgten die Stöße seltener hintereinander; — aber ihre Kraft verdoppelte sich, und zuletzt schien der ganze Berg nur eine Batterie zu gleicher Zeit abgefeuerter Artilleriestücke zu sein. — Und während diesem gewaltsamen Donnern, schon nach Mitternacht, sah man auch die jenseits dem Vulkan liegende Atmosphäre erleuchtet. Die Lava, ungeachtet der Verwüstungen auf dieser Seite des Berges, sprengte auch den jenseitigen Abhang noch tiefer am Kegel herab und weiter vom Gipfel, und stürzte mit Gewalt aus der Oeffnung in eine weite Schlucht, welche schon ältere Laven verwüstet hatten, gegen Mauro hinab. — Sie wüthete in den Waldungen am Ausgange des Thales, verbreitete sich auf der weniger sich neigenden Fläche, fieng dann langsamer zu fließen an, und nach drei Tagen erstarrte sie gänzlich, ohne Wohnungen erreichen zu können. —

Nicht so die donnernde Lava gegen Neapel. — Sie stürzte mächtig und schnell vom Abhang herab. Jede Explosion aus den Kratern drängte eine neue Masse von Lava herauf, die, sich dem Strom zuwerfend, ihm neue Kraft und Stärke zu geben schien. — Die Hälfte der Einwohner von Resina, Portici, Torre del Greco starrte mit fürchterlich-ängstlicher Erwartung auf jede kleine Bewegung des Feuerstroms, dessen Richtung bald diesen, bald jenen Ort zu bedrohen schien. Die andere Hälfte lag hingeworfen vor den Altären, sich Rettung vor der schrecklichen Lava zu erflehen. — Plötzlich richtete die ganze Masse der Lava ihren Lauf genau auf Resina und Portici zu. — Alles Lebendige in Torre del Greco stürzte in die Kirchen, dem Himmel für die geträumte Rettung zu

eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Carl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrnen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter," hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; dieser fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Carl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire," entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit. Carl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Carl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Carl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Carl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf; dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Carls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar; doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas anszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden. — —

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Carl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Carl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangengenommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt, und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt. — —

Sein Leben fieng spät an, selbstständig zu werden, und gieng ihm frühe dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fieng an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht," sagt Cavallo 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu tödten." Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Carl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. —

(L. Ranke.)

8) Cosmo und Lorenzo von Medici.

Cosmo von Medici regierte Florenz dreißig Jahre. Er war Herr seiner Vaterstadt; im Aeußerlichen unterschied er sich nicht von andern Bürgern. Fürsten suchten seine Töchter; er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Er wirkte in Geschäften eben so still, als vorsichtig, also, daß er dem Neide entging, und das Glück seine meisten Unternehmungen begleitete. Er war voll Güte und Leutseligkeit, und doch voll Würde, sehr beredt, wenn gleich ungelehrt, aber ein Freund unterrichteter Männer. Er zog den Griechen Argyropolus nach Florenz, daß die Jugend seine Sprache lerne; Marsilius Ficinus, dem zweiten Vater der damals wieder aufblühenden platonischen Philosophie, schenkte er ein Gut, damit er ungestörter den Wissenschaften leben könne; für die Universität Padua stiftete er eine Bibliothek. Allen Gelehrten war sein Haus geöffnet; kein Wunder, wenn sie seinen Namen mit Verehrung nannten. Den Handwerkern gab er Arbeit; er baute in Florenz einen königlichen Palast und vier herrliche Landhäuser. Der Geistlichkeit gefiel, daß er Kirchen, Klöster, Kapellen und Altäre neu stiftete oder begabte. Es war fast kein Mann von Ansehen in der Stadt, dem er nicht große Geldsummen vorschoß, Vielen ungebeten, sobald er ihre Noth erfuhr: und dies hielt er so geheim, daß es sein Sohn erst nach seinem Tode in seinen Büchern fand. Ganz Florenz verband er sich durch Erweiterung seines Gebietes; und als die Venetianer und König Alphonso von Neapel sich gegen seine Vaterstadt vereinigten, leerte er durch seinen Credit Venedig und Neapel von Geld, also, daß sie zum Frieden genöthigt wurden. Dies vermochte er durch seine unermeßlichen Reichthümer: 128 Handelshäuser wurden in Europa, Asien und Afrika auf seinen Namen verwaltet. Aber Alle, die in seinen Diensten waren, Alle, die von ihm abhingen, viele Familien in Florenz bereicherte sein Ueberfluß. Und damit der Ruhm seiner Wohlthätigkeit durch die ganze Welt flöge, baute er zu Jerusalem für fromme Pilger ein Spital. Eben dies machte ihn zum Herren seiner Vaterstadt, daß er vor allen Andern freigebig und großmüthig war.

Als er starb, trauerten alle Fürsten der Christenheit mit seinen Söhnen; der Papst, der König von Frankreich ließen durch Gesandte ihr Beileid bezeugen, und durch ein feierliches Dekret über seinem Grabe (wo die Schmeichelei schweigt) nannte ihn die Republik Vater des Vaterlands, die Nachwelt den Großen.

Lorenzo von Medici gab seiner Vaterstadt Ueberfluß, dem florentinischen Volke Einigkeit, dem Adel Ehre; er hielt herrliche Spiele und Triumph-Aufzüge, wie bei den Alten; er erweiterte und zierte Florenz durch herrliche Gebäude, und sicherte die Grenzen durch neue Schlösser. Den Handel, in dem er Unglück erlitten, gab er auf, und kaufte Landgüter als einen sicherern Reichthum. Wunderbar liebte er Alle, die in einer Kunst oder Wissenschaft sich auszeichneten, daß er mit Recht den Zunamen eines Vaters der Musen sich erwarb. Er gründete die Universität zu Pisa; für ihn sammelte Johann Laskaris in Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Agnolo di Montepulciano, der in der classischen und schönen Literatur das goldne Zeitalter August's zurückführte, vertraute er die Erziehung seiner Kinder; Demetrius Chalkokondilas, der den Abdruck des Homers besorgte, ward von ihm auf jede Weise unterstützt, und auch die gelehrten Freunde seines Großvaters lebten noch und schmückten sein Haus. So großmüthig und prächtig bewies er sich in allen Dingen, daß der junge Fürst von

Mirandola (in dem sein Zeitalter etwas Göttliches zu erblicken glaubte), nachdem er ganz Europa durchreist hatte, keinen Ort wußte, wo er lieber leben mochte, als zu Florenz. Lorenzo selbst war guter Dichter, voll Witz und Geist; seine müßigen Stunden füllte er mit Musik, mit Betrachtung schöner Werke der Architektur, der Baukunst und Malerei, oder auch mit leichtfertigen Witzspielen und solchen Scherzen im Kreise seiner Familie, daß, wenn man dieses und dann wieder die Größe seines Geistes und seine ganz Italien umfassende Klugheit betrachtete, man zwei Personen in ihm anzunehmen geneigt war.

Seinen Geschmack, seine Pracht, sein Glück und seine Klugheit bewunderte nicht nur Italien, sondern ganz Europa. Ludwig XI. bat ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft. Innocenz VIII. suchte für den Fürst Cibo eine seiner Töchter; der Held Matthias Hunyades gab ihm viele Beweise seiner Liebe; selbst der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Gesandte und Geschenke und der Padischah durch noch größere Proben seiner Achtung. Allzufrüh starb er, im vier und vierzigsten Jahre seines Alters, für das Glück Italiens, dessen Frieden allein auf seiner Weisheit beruhte.

(v. Dresch.)

9) Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Oertlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Uebung vielfach gestärkten Ortsinns, — für seine verständigen und wohlberechneten Angriffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm Ueberwundenen. Es ist eben so parteiisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Ueberzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer stattgefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unleugbar, obgleich von Vielen geleugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beide erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlangen, in die Reihe abenteuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts Geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Grenze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend, ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Uebermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch Alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und dennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden, und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß Alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichen Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu betrachten sind; aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz und Herschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon. (Manso.)

10) Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moritz von Sachsen sich aussprachen, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen fand sich selten der Eine ohne den Andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde sein werde. Vereint fochten sie für Oesterreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oesterreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft in jedem Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Fragen der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte.

Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staates ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer gerühmter Friede? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken." (Sturz.)

5) Nachrichten aus Heine's Jugendgeschichte, von ihm selbst.

Er sagt: Ich ward in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Jugend war der Mangel; und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten gefertigt hatten, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmanne gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Es giebt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute, die eigentlich nichts anders als Aufkäufer sind, die den Aermern die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen, und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleinen Tyrannen die ihm angebotene Waare zurück geben, oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werthe und Arbeitslohne abbrechen. Die Noth zwang den Armen, um ein paar Groschen weniger seinen Schweiß zu verkaufen, und die Einbuße durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gedarbten Brosamen so vieler Hunderte nährten, mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erstemal, als ich in der Schule vom Tyrannenmorde hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft im Mangel hatten schmachten lassen.

Meine guten Aeltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe, und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte, so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Aeltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabende ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu holen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus und fand meinen Pathen von ungefähr da stehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten. Ein ganzer Strom von Thränen brach los; kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen, und das auswendig gelernte *Evangelium* hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte

mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen. So gingen ein paar Jahre hin. Jetzt war der Zeitpunkt, daß ich die Schule verlassen, und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte. Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher, und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbeiging!

Ein Geistlicher, Pastor in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schullehrer, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt. Ich ward zu ihm beschieden, und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule gehen; er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand! Ich ward zum ersten Lehrer geschickt, examinirt, und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. In der Schule war ganz der ehemalige Schlendrian; lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; Alles ohne Geist und ohne Sinn. Ich wäre auf diesem Wege endlich zur völligen Stupidität fortgegangen, wenn nicht durch einen besondern Zufall ein Anagramm mich aus der Lethargie gezogen hätte.

Es ward ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, D. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rector, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen, und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte, was ein Anagramm sei; selbst der Rector sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rector an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Da sprang ich mit der gefundenen Lösung auf. Sie war richtig, aber eine andere, als die in den Zeitungen enthaltene; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten, noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall laut zu; aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

Genug, dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte. (Christian Gottlob Heyne, geb. 1729.)

6) Aus Reinhard's Geständnissen, in Briefen an einen Freund.

Meine, ganz früheste Bildung verdanke ich meinem Vater; er ist bis in mein sechszehntes Jahr mein Lehrer gewesen. Johann Stephan Matthias Reinhard, ein Mann, dessen Andenken mir heilig sein würde, wenn er auch nicht mein Vater gewesen wäre, war Pfarrer zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthume Sulzbach. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten gehörte eine strenge, Alles genau bestimmende Disposition. Wie natürlich diese war, und wie unverholen sie sich ankündigte, können Sie daraus sehen, daß ich als Knabe von zehn bis eilf Jahren sie beim Anhören der Predigt vollständig mit dem Gedächtnisse fassen, und, wenn ich nach Hause kam, zu Papiere bringen konnte. Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behaltlichen, Predigt kam also, wie Sie sehen, sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine Seele, und setzte sich

so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Nicht minder wichtig und folgenreich war der Unterricht, den mir mein Vater in den alten Sprachen gab. Es war ein guter Humanist, und las die Alten mit Gefühl und Begeisterung. Dieses Gefühl, diese Begeisterung suchte er mir nicht sowohl dann mitzutheilen, wenn wir einen alten Schriftsteller mit einander lasen; da war fast Alles auf die philologische Erklärung des Autors und auf die Vermehrung meiner Sprachkenntniß berechnet; aber die meisten Stunden, welche er von acht Uhr Abends bis um zehn Uhr unter seinen Kindern zubrachte, fing er an, fast ausschließend mir zu widmen, und sich über Gegenstände, die meinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessen waren, mit mir zu unterreden. Hier war es, wo er jene Vorliebe für die alten griechischen und römischen Schriftsteller in mir weckte, die in der Folge immer zugenommen, und nie wieder aufgehört hat. Am öftesten waren die Stellen aus den beiden Classikern entlehnt, die er am meisten bewunderte und mit mir zu lesen angefangen hatte, aus dem Cicero und Virgil. Von Sprachbemerkungen war hier die Rede nicht; aber worin das Schöne, das Treffende, das Witzige, das Große, das Erhabene der Stelle liege, das wurde da mit einer Theilnehmung, mit einem Feuer entwickelt, die sich nothwendig mittheilten, und die Ueberzeugung sehr früh in mir hervorbrachten, die alten Classiker seien die wahren Meister in der Beredsamkeit und Dichtkunst; von ihnen müsse man lernen; nach ihnen müsse man sich bilden.

Aber dabei war ich, was meine Muttersprache betraf, sehr verlassen. Schon im meinem neunten Jahre regte sich ein Hang zum Dichten in mir, der sich sehr verstärkt haben würde, wenn ihm nicht alle Nahrung gefehlt hätte. Kaum war ich nämlich fähig geworden, einen deutschen Dichter mit Empfindung zu lesen: so verlor mein Vater durch eine unglückliche Feuersbrunst seine ganze, nach den dortigen Umständen sehr ansehnliche, Bibliothek; nicht ein Blatt derselben konnte gerettet werden. Ich, der ich immer mehr nach deutschen Dichtern zu lechzen anfing, war nun auf das Sulzbachische, damals sehr elende Gesangbuch, auf die Gedichte des Herrn von Caniß, und auf Brockes metrische Uebersetzung von Pope's Essay on man eingeschränkt, mit welchen letzten beiden Schriften ein Freund meinen seiner Bücher beraubten Vater beschenkt hatte. — Allein nun nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereignisse. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester mit einem jungen Geistlichen, Namens Schätzler, verheirathete. Dieser beschenkte mich bei einem Besuche, weil er meinen Hang zur Dichtkunst und meine bedauernswürdige Armuth an guten Mustern bemerkt hatte, mit den Gedichten des Herrn von Haller. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchen ich diesen Dichter las und verschlang. Nun wurde es auf einmal hell in meiner Seele; nun glaubte ich gefunden zu haben, was ich bei meinem Brocke und Caniß vergeblich gesucht hatte. Es währte nicht lange, so wußte ich meinen Haller auswendig. Daß ich nachahmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster Alles schön fand, so gefielen mir auch die damals noch häufig in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern geboren wäre.

Doch was war diese kleine Verirrung gegen den unermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meiner ganzen Seele bemächtigt. Von nun

an war mir alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleitet. So viel Geschmack die Jugend auch sonst an einer gewissen Fülle, an einer gewissen Ueppigkeit des Ausdrucks, an einem Spiele mit lieblichen Bildern und wohlklingenden Phrasen findet; mir war dies Alles zuwider. Haller machte mich im Ausdrucke so vorsichtig, ich möchte sagen, so arm, daß ich noch immer, wenn kein neuer, von dem vorhergehenden verschiedener, oder doch den vorhergehenden näher bestimmender Gedanke zu sagen ist, auch schlechterdings kein Wort mehr habe. Und so bin ich denn, wenn ich den Einfluß bedenke, welchen Haller durch seine Gedichte auf mich gehabt hat, überzeugt, der Charakter meiner Schreibart sei vorzüglich durch diese Gedichte bestimmt worden. Daß sie dadurch eine gewisse Trockenheit erhalten habe, will ich nicht in Abrede sein. Haller hat natürlich weit mehr auf meine Vernunft, als auf meine Phantasie gewirkt, und diese vielleicht nur allzusehr gezügelt.

7) Carl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Carl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung so weit gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht.“ Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie weit anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien gienge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien gieng, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war Alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Reine zu bringen.

Von dem an begann er, seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fieng an, von Land zu Land und immer dahin zu

eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Carl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrnen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter,“ hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Carl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit. Carl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Carl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Carl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Carl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf; dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Carls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar; doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden. — —

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Carl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Carl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangengenommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt, und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt. — —

Sein Leben fieng spät an, selbstständig zu werden, und gieng ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fieng an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht,“ sagt Cavallo 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu tödten.“ Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Carl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. —

(L. Ranke.)

8) Cosmo und Lorenzo von Medici.

Cosmo von Medici regierte Florenz dreißig Jahre. Er war Herr seiner Vaterstadt; im Aeußerlichen unterschied er sich nicht von andern Bürgern. Fürsten suchten seine Töchter; er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Er wirkte in Geschäften eben so still, als vorsichtig, also, daß er dem Neide entging, und das Glück seine meisten Unternehmungen begleitete. Er war voll Güte und Leutseligkeit, und doch voll Würde, sehr beredt, wenn gleich ungelehrt, aber ein Freund unterrichteter Männer. Er zog den Griechen Argyropolus nach Florenz, daß die Jugend seine Sprache lerne; Marsilius Ficinus, dem zweiten Vater der damals wieder aufblühenden platonischen Philosophie, schenkte er ein Gut, damit er ungestörter den Wissenschaften leben könne; für die Universität Padua stiftete er eine Bibliothek. Allen Gelehrten war sein Haus geöffnet; kein Wunder, wenn sie seinen Namen mit Verehrung nannten. Den Handwerkern gab er Arbeit; er baute in Florenz einen königlichen Palast und vier herrliche Landhäuser. Der Geistlichkeit gefiel, daß er Kirchen, Klöster, Kapellen und Altäre neu stiftete oder begabte. Es war fast kein Mann von Ansehen in der Stadt, dem er nicht große Geldsummen vorschoß, Vielen ungebeten, sobald er ihre Noth erfuhr: und dies hielt er so geheim, daß es sein Sohn erst nach seinem Tode in seinen Büchern fand. Ganz Florenz verband er sich durch Erweiterung seines Gebietes; und als die Venetianer und König Alphonso von Neapel sich gegen seine Vaterstadt vereinigten, leerte er durch seinen Credit Venedig und Neapel von Geld, also, daß sie zum Frieden genöthigt wurden. Dies vermochte er durch seine unermeßlichen Reichthümer: 128 Handelshäuser wurden in Europa, Asien und Afrika auf seinen Namen verwaltet. Aber Alle, die in seinen Diensten waren, Alle, die von ihm abhingen, viele Familien in Florenz bereicherte sein Ueberfluß. Und damit der Ruhm seiner Wohlthätigkeit durch die ganze Welt flöge, baute er zu Jerusalem für fromme Pilger ein Spital. Eben dies machte ihn zum Herren seiner Vaterstadt, daß er vor allen Andern freigebig und großmüthig war.

Als er starb, trauerten alle Fürsten der Christenheit mit seinen Söhnen; der Papst, der König von Frankreich ließen durch Gesandte ihr Beileid bezeugen, und durch ein feierliches Dekret über seinem Grabe (wo die Schmeichelei schweigt) nannte ihn die Republik Vater des Vaterlands, die Nachwelt den Großen.

Lorenzo von Medici gab seiner Vaterstadt Ueberfluß, dem florentinischen Volke Einigkeit, dem Adel Ehre; er hielt herrliche Spiele und Triumph-Aufzüge, wie bei den Alten; er erweiterte und zierte Florenz durch herrliche Gebäude, und sicherte die Grenzen durch neue Schlösser. Den Handel, in dem er Unglück erlitten, gab er auf, und kaufte Landgüter als einen sicherern Reichthum. Wunderbar liebte er Alle, die in einer Kunst oder Wissenschaft sich auszeichneten, daß er mit Recht den Zunamen eines Vaters der Musen sich erwarb. Er gründete die Universität zu Pisa; für ihn sammelte Johann Laskaris in Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Agnolo di Montepulciano, der in der classischen und schönen Literatur das goldne Zeitalter August's zurückführte, vertraute er die Erziehung seiner Kinder; Demetrius Chalkokondilas, der den Abdruck des Homers besorgte, ward von ihm auf jede Weise unterstützt, und auch die gelehrten Freunde seines Großvaters lebten noch und schmückten sein Haus. So großmüthig und prächtig bewies er sich in allen Dingen, daß der junge Fürst von

Mirandola (in dem sein Zeitalter etwas Göttliches zu erblicken glaubte), nachdem er ganz Europa durchreist hatte, keinen Ort wußte, wo er lieber leben mochte, als zu Florenz. Lorenzo selbst war guter Dichter, voll Witz und Geist; seine müßigen Stunden füllte er mit Musik, mit Betrachtung schöner Werke der Architektur, der Baukunst und Malerei, oder auch mit leichtfertigen Witzspielen und solchen Scherzen im Kreise seiner Familie, daß, wenn man dieses und dann wieder die Größe seines Geistes und seine ganz Italien umfassende Klugheit betrachtete, man zwei Personen in ihm anzunehmen geneigt war.

Seinen Geschmack, seine Pracht, sein Glück und seine Klugheit bewunderte nicht nur Italien, sondern ganz Europa. Ludwig XI. bat ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft. Innocenz VIII. suchte für den Fürst Cibo eine seiner Töchter; der Held Matthias Hunyades gab ihm viele Beweise seiner Liebe; selbst der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Gesandte und Geschenke und der Padischah durch noch größere Proben seiner Achtung. Allzufrüh starb er, im vier und vierzigsten Jahre seines Alters, für das Glück Italiens, dessen Frieden allein auf seiner Weisheit beruhte.

(v. Dresch.)

9) Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Oertlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Uebung vielfach gestärkten Ortsinns, — für seine verständigen und wohlberechneten Angriffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm Ueberwundenen. Es ist eben so parteiisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Ueberzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer stattgefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unleugbar, obgleich von Vielen geleugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beide erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlangen, in die Reihe abenteuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts Geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Grenze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend, ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Uebermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch Alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und dennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden, und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß Alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichen Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu betrachten sind; aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz und Herschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon. (Manso.)

10) Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moritz von Sachsen sich aussprachen, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen fand sich selten der Eine ohne den Andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde sein werde. Vereint fochten sie für Oesterreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oesterreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft in jedem Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Fragen der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte.

Wenn Moritz das Bild einer besonnenen zusammengehaltenen Heldenkra[ft] darbot: so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündig[t] und im Rausche verzehrte. An Gestalt war er nicht größer, als der Sachsen fürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seine[r] Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sei[n] Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmen des Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinne stürzte er sich in Schwel gerei des Weins und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, un[d] achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen. Gerechtigkeit i[m] menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Him mel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Mori[tz] durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte un[d] ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener gering. Auch besaß Albrech[t] die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Carls Hofe vo[n] allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehre mit dem deut schen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, un[d] in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunf[t] gleichgültig.

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wi[e] Moritz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Mach[t] zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsi sche Fürst glaubte, dasselbe durch den Passauer Vertrag erreicht zu haben.

(C. L. v. Woltmann.)

11) Ueber Friedrich II.

Schon kränkelnd war Friedrich im August 1785 nach Schlesien zur gewöhn lichen Musterung abgegangen und kam, dem Anscheine nach, gesunder; in de[r] That aber, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrotzt hatte, mit dem Kei[m] einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bei Pots dam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beiwohnen zu können, weil ihn a[m] 18. September der Anfall eines Stickflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. De[r] Winter verfloß abwechselnd unter Erleichterung und Beschwerde, und als de[r] Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigunge[n] die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag un[d] Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig oft ängstlich. Er selbst, wiewohl er sich in einzelnen Augenblicken der Gefah[r] seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf tröstete sich nicht selten mit dem Beispiel seines Vaters, welcher, obwohl an de[r] Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrotzt hatte; er befriedigte, der Aerzte spot tend, den alten Hang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die au[f] ferne Hoffnungen deuteten. In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen Wodurch er sich aber gar sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkei[t] mit der er während seiner Krankheit die Pflichten des Königs ausübte. Nu[r] sein Körper war gebunden, der Geist frei. Mit jedem Morgen besorgte er di[e] gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn sein[e] Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit war nicht länger gefesselt. So leb[te] er dem Staate bis zum 16. August des 1786sten Jahres, wo ihn die Besinnun[g] zuweilen verließ und Bewußtsein mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17. frü[h]

nach zwei Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwei Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte. — Friedrich kann nicht aus dem kurzen Bruchstück eines langen Lebens begriffen werden. Darum bleibe des reichen Geistes Schilderung unversucht. Nur was er in den letzten Jahrzehenten seines Lebens für Grundsätze befolgte, wie er den Staat verließ, und welches seiner Zeit und seines Volkes Charakter war, heischt Erörterung.

Auch dem wenig Scharfsehenden kann nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Kriegs, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merklich abwich. Die beiden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinnes in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstigt hatte. Andre Erfahrungen brachte der Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengungen lohne und Erhalten schwerer sei als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumal, der Lorbeern zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das Alles wirkte seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigern Hülfsquellen. Er wußte sich zu bezähmen, und kannte die Mäßigung, die glücklichern Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Oestreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich folgsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigeren zu bestehen. Obwohl in enge Grenzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer auftreten möge, eines gefüllten Schatzes; denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streitkraft ins Feld rief und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die karge Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Grenzen und in den freien Städten des Reichs; die Mittel, es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benutzung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Ueppigkeit mit lykurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Kassen zur Füllung des Schatzes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person löbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungsbehörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechen-

schaft abzulegen. Mehrere hat man bleiches Antlitzes sein Zimmer verlassen sehen.

Daß, nach solchen Grundsätzen verfahrend, der König seine Absicht erreichte, müssen Alle bekennen, denen die Geschichte seiner letzten Regierungsjahre nicht fremd ist. Ohne seine Zustimmung ward um und neben ihm nichts entschieden, und Joseph gab Entwürfe auf, weil er bedachte, der Gegner könne und werde mit Nachdruck handeln. Nur so viel weiß und lehrt die Geschichte. Ob derselbe Zweck nicht eben so vollständig und mit größerer Schonung der Menschheit erreicht werden konnte, mag die Staatsklugheit prüfen. Gewiß ist es, daß die Unterthanen Friedrichs seine Ueberzeugung nicht theilten, noch ihre goldenen Tage seit dem Frieden zu Hubertsburg zählten: so wenig leuchtete es ihnen ein, daß das siegende Volk zugleich das beschränkteste sein sollte. Aber eben diese Unzufriedenen vermögen nicht zu leugnen, daß der Staat bei dem Tode des großen Königs blühender da stand, als jemals, und keine Vergleichung mit dem ererbten aushielt. (Manso.)

12) Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins.

Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deßhalb ließ der König (Carl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehrern Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“

Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Carls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Carl – das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech, jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangene aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Koradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts bekränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Carls von Anjou, hausete.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Carl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre; wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truch-

seß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll; so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewältsam auf, daß Alle aufingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Nach diesen mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über Tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt. — (Friedrich v. Raumer.)

13) Aus der Geschichte der griechischen Poesie.

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche die älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabel, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch sein, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen sein kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Cultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuern. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück. Nur in der Epoche der Barbarei, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrscht, kann die festliche Musik ein ganzes Volk begeistern und zu Thaten entflammen. Wo aber diese Musik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war: da ist es um desto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeisterte Dichter ein Liebling der Unsterblichen und ein Ausleger ihres Willens scheinen mußte.

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen: so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Takt des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war, so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche, bei ihrem ersten Auftritte in der Geschichte der Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameters, in welchem Homers Gedichte einhertreten! Wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich in ihm Gedanken und Worte an, und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis *in die Zeiten der höchsten* Cultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen

ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leier der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz und Musik zu Hülfe kam. In dem Trauerspiele war nicht bloß der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedichte, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte; als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volkes in die Studierstuben zurückzogen: da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizenden Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem gleichsam von selbst und ohne Mühe entquollen war. (Manso.)

14) Die Ritterpoesie in Deutschland.

Die deutsche Nation liebte Lieder und Gesang von den frühesten Zeiten her, und lief sogar ihren germanischen Brüdern in den übrigen Reichen von Europa in der ersten Bildung ihrer Sprache und der bessern Dichtkunst vor, ob sie gleich in vielen andern Stücken erst nach ihnen reifte. Diesen Vorzug verdankt sie ihren Königen und Kaisern nicht. Zwar Carl der Große, aufmerksam auf Alles, was seine Nation zu einer bessern Bildung hätte führen mögen, that auch für die deutsche Sprache, was er konnte; der schöne Anfang aber, den er machte, ward nicht fortgesetzt: die Wirkungen seines großen Beispiels und der von ihm getroffenen Verfügungen blieben allenthalben aus. Seine Liebe für Gesang und Sprache seines Vaterlandes erbte nicht einmal auf seinen Sohn, den andächtigen Ludwig, fort, der vielmehr alle deutsche Sänger von seinem Hofe wies; und eben so wenig that ein andrer deutscher König vor der Zeit der Hohenstaufen etwas für Veredlung und Besserung der deutschen Sprache.

Bis auf die Hohenstaufen (1136) brauchte man in Deutschland zur Schrift- und Büchersprache die oberdeutschen Dialecte, und unter diesen wieder den fränkischen am häufigsten, weil er die übrigen an Bildung übertraf, und die Sprache seiner meisten Beherrscher bis dahin gewesen war. Aber durch das schwäbische Kaiserhaus (1136 — 1254) schwang sich unter den oberdeutschen Dialecten der schwäbische oder alemannische empor, und erhielt das Uebergewicht über alle deutsche Mundarten, weil er die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner Dichter ward.

Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freiern Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handel, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner; mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa bei den vielen Römer- und Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine

heilsame Revolution der Deutschen in ihrem innern und äußern Wesen, angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt; so war der edlere Theil von Deutschland allmählich zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, das ist, in Schwaben mit Inbegriff eines großen Theiles der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Strahlen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Deutschlands in dem Maße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Deutschland ward, wie in dem übrigen Europa, Ritterpoesie der Vorbote besserer Kenntnisse; und, worüber man sich wundern möchte, sie zeichnet sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel sein; so muß nothwendig Alemannien, schon vor der Periode seines uns bekannten Minnegesanges, Lieder und Gesang geliebt, und seinen Diolect durch Reimen ausgebildet haben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemannische in den Minnesängern zeigt, kann nicht mit einem Male entstehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes und plumperes, und einen stufenweisen Uebergang aus einem in das andere voraus. Und reimten nicht in andern deutschen Dialecten, im fränkischen und niedersächsischen, von jeher Dichter? Und der Alemannier auf seinem fruchtbaren Boden und von einer strichweis reizenden und romantischen Natur umgeben, die nicht ohne Einfluß auf den Geist des Menschen bleiben kann, sollte nicht in einfach roher Poesie, wie seine deutschen Brüder, die auf rauhern Strichen wohnten, seinen frohen Sinn geäußert, und nicht durch andre geistige Versuche sich und seine Sprache fortgebildet haben, weil das Schicksal es nicht wollte, daß ein Bruchstück seiner schriftlichen und poetischen Uebungen auf unsre Zeiten kommen sollte?

(Eichhorn.)

15) Die Schlacht bei Chalons. (451 n. Chr. Geb.)

Attila's Vater war Mundzuck, dessen Brüder Oktar und Roas über einen Theil des Hunnenvolkes herrschten. Nach deren Tod nebst seinem Bruder Bleta zur Nachfolge berufen, gewann er durch Meuchelmord die Alleinherrschaft; dann bezwang er noch viele andere Völkerschaften, und nachdem er ein Heer von fünfmalhunderttausend Streitern um sich gesammelt, sann er darauf, die beiden ersten Völker der Welt, Römer und Westgothen, seinem Scepter zu unterwerfen. Dieser Mann, die Geißel des Menschengeschlechts und der Schrecken der Völker, war klein von Wuchs, doch breiter Brust und großen Kopfes mit kleinen, lebhaft umher blickenden Augen, blatter Nase, fast bartlos und von schmutzig gelber Hautfarbe; sein Gang war stolz, sein Sinn zwar kriegerisch, doch bedachtsam, stark von Entschluß, nicht unerbittlich gegen Flehende, gnädig gegen Unterwürfige; sein stolzes Selbstvertrauen erhöhete der Besitz eines Schwertes, welches ein Hirt in der Erde vergraben fand und ihm brachte, und das, wie er glaubte, als des Kriegsgottes Schwert, ihm die Herrschaft der Welt zusicherte. Seinen also auf Krieg und Zerstörung gerichteten Sinn spornte noch der Vandalenkönig Geiserich, welcher des Westgothenkönigs Theoderich Rache fürchtete, weil er dessen Tochter, die seinem Sohne vermählt war, auf

bloßen Verdacht hin verstümmelt dem Vater zurückgeschickt hatte. Attila nun, in der Absicht, den Krieg zu beginnen, versuchte zuerst die Römer und Westgothen durch Zwietracht zu trennen. Zu dem Ende schickte er Gesandte nach Italien zum Kaiser Valentinian mit Freundschaftsversicherungen und der Erklärung, nur mit Theoderich habe er Feindschaft und Zwist; auf gleiche Weise schrieb er an Theoderich, mahnte ihn ab vom Bündniß mit den Römern und munterte ihn auf zum Krieg gegen dieselben. Da schickte auch Valentinian Gesandte an die Westgothen und forderte sie auf zur Einigkeit und zum Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, den Welteroberer. Theoderich schließt den Bund mit freudiger Beistimmung seiner Großen und des gesammten Volkes. Allgemein ist der Wetteifer zu kämpfen, man sehnt sich nach dem Anblick des Feindes. Theoderich, begleitet von zwei Söhnen, führet unzählige Schaaren heran; der Patricius Aëtius, damals des römischen Staates Stütze, sammelt von allen Seiten seine Krieger; ihm gesellen sich als Bundesgenossen Franken, Sarmaten, Armoriker, Burgunder, Sachsen und andere Völker celtischen und germanischen Stammes. Also rücken sie aus in die unübersehbare Ebene von Chalons; dahin ziehen auch die feindlichen Schaaren, und so sammeln sich dort unzählige Völker, auf beiden Seiten voll Muth und Tapferkeit, bereit in offener Feldschlacht zu kämpfen.

Bevor es zur Schlacht kam, wollte Sangiban, König der Alanen, dem Attila die Stadt Orleans überliefern; aber Theoderich und Aëtius entdeckten den Anschlag, schützten vor seiner Ankunft dieselbe durch starke Befestigungen, und gaben jenem in der Schlacht eine solche Stellung zwischen ihren eigenen Truppen, daß er nicht schaden konnte. Das Lager beider Heere lehnte sich an eine mäßige Anhöhe, deren Gipfel jeder zu gewinnen strebte, rechts die Hunnen, links die Römer und Westgothen. Auf letzterer Seite hatte Theoderich den rechten Flügel, Aëtius den linken, zwischen ihnen Sangiban, von beiden bewacht. Auf Seiten der Hunnen dagegen war Attila mit den Tapfersten der Seinigen in der Mitte, auf den Flügeln die unzähligen Völkerschaften, die seinem Scepter unterworfen waren. Unter diesen am streitbarsten das Heer der Ostgothen, geführt von den Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, aus dem erlauchten Königsgeschlechte der Amaler; dann folgte das zahllose Heer der Gepiden unter dem weitberühmten König Ardarich, der wegen ausgezeichneter Treue und Einsicht gleich Walamir dem Attila besonders vertraut war. Der übrigen Könige und Führer Schwarm umstand den König der Könige, mit Furcht und Zittern seines Winkes gewärtig.

Zuerst nun entspinnt sich ein Gefecht um den Besitz der Anhöhe. Thorismund, Theoderichs Sohn, und Aëtius besetzten zuerst den Gipfel und trieben Attilas Leute, die vergebens hinan stürmen, mit Leichtigkeit herab. Da nun Attila durch diesen Erfolg sein Heer in Bestürzung sah, glaubte er durch ermunternde Anrede sie ermuthigen zu müssen. „Ihr Ueberwinder des Erdkreises, sprach er, bedürft keines Spornes. Dem Tapfern ist es Lust, mit der Faust Rache zu nehmen. Muthig also und kühner im Angriff stürzet auf den Feind! Verachtet die nicht einstimmigen, durch Furcht verbundenen Völker, die auf der Höhe ihr Heil suchen! Ihr kennt schon die Römer, wie weichlich sie sind, denen selbst der Staub Beschwerden macht. Drum lasset sie immer mit Schilddächern sich decken, und dringet mit aller Macht auf die Alanen und Westgothen, den Kern des feindlichen Heeres. Sind diese erst geschlagen, so halten die andern alle nicht Stand. Uebrigens waltet das Schicksal; wer nicht sterben soll,

den trifft kein Geschoß inmitten des Kampfgewühles; wer zum Tode bestimmt ist, den erreicht sein Geschick auch an sicherer Stelle! Ich an eurer Spitze schleudere den ersten Speer; wer träge rastet, dieweil Attila streitet, den bedecke die Erde!" Darauf begann die Schlacht, ein wüthender, vielfach wechselnder, gräßlicher, hartnäckiger Kampf, dergleichen nirgends je sonst die Vorwelt sah, und es geschahen Thaten, wundersam, wie sie der Tapferste sonst nicht erlebte. Alte Leute erzählen, ein Bach, der durch das Blachfeld fließet, sei vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten angeschwollen, wie ein Waldstrom, den der Platzregen aufschwellet. Da fällt der greise Theoderich, während er mahnend die Reihen der Seinigen durchreitet, von einem Pfeil getroffen vom Pferde und wird von den Hufen zerstampft. Wüthender dringen jetzt seine Westgothen vor, und fast hätten sie den Attila selbst niedergehauen, hätte er sich nicht noch zeitig mit den Seinigen in die Wagenburg geflüchtet. Schon war es Nacht, als Thorismund, in der Meinung, auf die Seinigen zu stoßen, vom Hügel herab unter die feindlichen Wagen geräth; tapfer kämpft er hier, bis er vom verwundeten Pferde sinkt und gerettet durch die Sorge seiner Gefährten sich zurückziehet. Aëtius aber, auf gleiche Weise im Dunkel von den Seinigen getrennt, irrt eine Zeit lang mitten unter den Feinden umher, besorgt um das Schicksal der Gothen, bis er endlich wieder in das Lager seiner Verbündeten gelangt. Bei Tagesanbruch, als sie sehen, wie der Wahlplatz mit Leichen bedeckt ist und die Hunnen nicht aus ihrem Lager herauszugehen wagen, da erst gewahren sie, daß ihnen der Sieg geblieben, und daß Attila mit großem Verluste den Platz geräumt habe. Dieser, wiewohl er nicht den Kampf zu erneuern gedachte, läßt doch mit den Waffen und Trompeten einen fürchterlich drohenden Lärm erheben, gleich dem Löwen, der, von den Speeren der verfolgenden Jäger bedrängt, zwar den Kampf nicht wagt, aber durch Gebrüll am Eingang die Verfolger zurückschreckt. Gothen und Römer berathen mit einander, was nun zu thun sei, und beschließen, den Feind durch Belagerung auszuhungern; denn es gebrach ihm an Lebensmitteln. Attila aber soll in seinem Lager einen Scheiterhaufen von Sätteln errichtet haben, um sich, wenn die Feinde eindrängen, darauf in die Flammen zu stürzen, damit Keiner seiner Wunden sich freuen, noch ihn in seine Gewalt bekommen möge.

Inzwischen suchen die Westgothen Theoderichs Leichnam unter den Haufen der Gefallenen hervor, bestatten ihn mit Gesang und kriegerischen Ehren und rufen ihren Tapfersten, den Helden Thorismund, an seiner Stelle zum König aus. Dieser rüstet sich, durch Vernichtung des übrigen Hunnenheeres des Vaters Tod zu rächen. Aber Aëtius, der aus Uebermacht der Gothen Gefahr für das römische Reich befürchtet, räth ihm, in seine Heimath zurückzukehren, um die neugewonnene, von seinen Brüdern bedrohte Herrschaft zu befestigen. Thorismund, der diesen Rath für aufrichtig hält, ziehet ab nach Toulouse, wo Niemand seine Herrschaft ihm streitig macht, und so entgeht die Gelegenheit zu noch größeren Thaten. Doch sollen in der Völkerschlacht von beiden Seiten hundert und zwei und sechszigtausend Mann gefallen sein, außer den neunzigtausend Franken und Gepiden, welche vor der Hauptschlacht in nächtlichem Kampfe, die Einen für die Sache der Römer, die Andern auf Seiten der Hunnen streitend, den Tod fanden. Nach dem Abzug der Gothen hielt sich Attila, der eine List fürchtete, noch eine Zeitlang ruhig im Lager; dann, als Alles von Seiten der Feinde sich ruhig verhielt, kehrte ihm Muth und freudige Hoffnung zurück, und da er die Trennung der Feinde gewahrte, zog er gegen Italien. Aquileja,

die Hauptstadt der Veneter, erstürmt er nach langer Belagerung, plündert und verheert dieselbe so gräßlich, daß kaum die Spur der Stadt sichtbar blieb. Mit gleicher Wuth verheeren die Hunnen das ganze Veneterland, zerstören Mailand, Pavia und andere Städte, und sind schon im Begriff, gegen Rom zu ziehen, als der römische Bischof Leo an der Spitze einer Gesandtschaft ihn zum Rückzug beredet. Darauf wendet er sich von Neuem gegen die Westgothen und zunächst gegen die Alanen, die an der Loire seßhaft waren. Aber Thorismund kommt ihm zuvor und nöthigt ihn durch einen zweiten Sieg, in seine Heimath an der Donau zurückzukehren.

Nicht lange nachher starb Attila an einem Blutsturz. Seine Söhne entzweiten sich über die Nachfolge; die unterworfenen Völker entzogen sich ihrer Herrschaft, und so zerfiel wieder die große Macht und das ausgedehnte Reich der Hunnen. (Nach Jornandes von Lanz.)

16) Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer (1099).

Fast ein volles Jahr nach der Schlacht gegen Korboga gelangten die Kreuzfahrer erst vor Jerusalem. Denn lange hatten die Fürsten theils mit einander gehadert, theils in Streifzügen Zeit und Kräfte vergeudet, bis endlich das Volk mit lautem Ungestüm verlangte, gegen die heilige Stadt geführt zu werden. Als man endlich, am 5. Juni 1099, nach Nikopolis, dem vormaligen Emaus, gelangte, welches nur noch drei Meilen von derselben entfernt ist, kamen um Mitternacht Gesandte von den Christen zu Bethlehem und baten um eine Besatzung zum Schutz ihrer schönen Kirche, aus Besorgniß, die von allen Seiten in die Hauptstadt flüchtenden Ungläubigen möchten sie zuvor zerstören. Also eilte Tankred mit hundert erlesenen Reitern dahin voraus und pflanzte seine Fahne auf der Kirche auf. Schlaflos vor Ungeduld und Sehnsucht brachte indessen das Heer die Nacht zu, und als man gar vernahm, daß bereits eine Schaar nach Bethlehem vorausgezogen sei, da wartete man weder das Tageslicht, noch den Befehl der Führer ab, sondern eilte in ungeordneten Haufen vorwärts. Eine kleine Schaar streifte bis in die Nähe der Stadt, und trieb erbeutete Heerden mit sich zurück, als plötzlich ein Haufe Türken aus der Stadt hervorbrach und die fliehenden Ritter auf einen Hügel drängte: da kam glücklicherweise Tankred, der gerade von Bethlehem zurückkehrte, dazu, und verjagte die Feinde. Als sie dann freudig mit der Siegesbeute zu dem übrigen Heere kamen, erhob sich unendlicher Jubel. Mit wetteifernder Eile erstieg man die Höhen, welche die Stadt ihren Blicken entzogen. Und als sie nun den Gipfel erreichten und das Ziel ihrer Wünsche und Kämpfe vor sich sahen, da fielen Alle auf die Kniee und dankten Gott mit Freudenthränen in den Augen.

Ein längliches Viereck von mäßigem Umfang erstreckte sich Jerusalem über den Rücken und den Abhang zweier nicht sehr hoher Berge, Zion und Moria genannt. Auf dem ersteren, der südwestlich die Stadt begrenzte, ragte der Thurm David als ein festes Bollwerk über die Stadt; am Abhange desselben Berges gewahrte man die Auferstehungskirche; weiter nordöstlich, auf dem Moria, erhob sich an derselben Stelle, wo vordem der Tempel Salomons stand, die vom Chalifen Omar erbaute Moschee. Dieselbe war achtseitig, innen und außen mit Marmor bekleidet, mit einer mächtigen Kuppel, die über dem bleiernen Dach emporragte, und stand auf einer etwas erhöheten Fläche innerhalb eines von vier Seiten mit Mauern umschlossenen Vorhofs, der gleich jener Fläche ganz mit weißem Marmor belegt war. Doppelte Ringmauern, mit starken Thürmen

besetzt, umschlossen die Stadt, soweit sie nicht durch ihre Lage unzugänglich war. Sie war aber auf drei Seiten durch tiefe Thäler von der gebirgigen Umgegend geschieden. Ostwärts nämlich zieht sich das Thal Josaphat zwischen dem Moria und dem Oelberge; südlich und zum Theil westlich bilden die schroffen Abhänge des Berges Zion das enge Thal Hinnom; nur nordwärts erstreckt sich eine weite Ebene bis unmittelbar zur Stadt. Auf dieser und einem Theil der Westseite, soweit die Gegend zugänglich war, schlugen die Christen gleich den folgenden Tag ihr Lager, und zwar zunächst dem Stephansthore, im Nordosten Herzog Gottfried von Bouillon, dann in westlicher Richtung folgten die Grafen Robert von Flandern und von der Normandie, hierauf Tankred vor dem nach ihm benannten Thurme, zuletzt Graf Raimund von Toulouse vor dem westlichen Davidsthore, der später einen Theil seines Lagers südlich unmittelbar vor der Stadt auf den Zion neben die Marienkirche verlegte. Das gesammte Heer belief sich noch auf 40,000 Köpfe, darunter aber nur 20,000 streitbares Fußvolk und 1500 Ritter. Die bewaffneten Vertheidiger der Stadt betrugen ebenfalls 40,000; die einheimischen Christen waren größtentheils aus der Stadt vertrieben worden; die übrige Bevölkerung wetteiferte in der Vertheidigung mit der ägyptischen Besatzung, welche erst kürzlich die Seldschucken daraus verjagt hatte.

Bei der ungeduldigen Kampflust der Pilger ward schon am fünften Tage ein allgemeiner Sturm gewagt und nach hartnäckigem Kampfe die erste Ringmauer erobert; aber der gänzliche Mangel an Belagerungsgeräth, welchen keine Begeisterung zu ersetzen vermochte, zwang sie, sich wieder zurückzuziehen. Ein syrischer Christ zeigte ihnen in ziemlicher Entfernung ein verborgenes Thal, wo sie das nothdürftige Bauholz fanden, und nun begann man mit dem regesten Wetteifer die Arbeit. Wer sich nicht auf Fertigung der Maschinen verstand, war mit Handleistungen und Herbeischaffen der Balken und Faschinen thätig; die Kosten wurden durch Beiträge gedeckt; Keiner zog sich zurück, Reiche wie Arme, Ritter und Knappen, Jeder wußte kaum sich selbst zu genügen, um das große Ziel zu erreichen. Bald aber hatte ihre Ausdauer eine harte Probe zu bestehen. Entsetzlicher Durst peinigte ärger, als zu Antiochien der Hunger. Die ohnedieß wasserarme Gegend war von der Glühsonne der heißen Jahreszeit ausgedörrt, der Bach Kidron, welcher durch das Thal Josaphat fließt, versiegte; die einzige Quelle Siloë floß unterbrochen und gab ungenießbares, salziges Wasser; alle anderen Quellen weit und breit waren vom Feinde verstopft, Brunnen und Cisternen verschüttet. Fünf bis sechs Meilen weit holte man in Schläuchen spärliches Getränk, welches für das Bedürfniß der Menschen bei weitem nicht ausreichte, geschweige der Thiere, die haufenweise hinstarben und die Luft verpesteten. Und wenn man nun, um Wasser und Futter zu holen, auszog, so brachen feindliche Haufen aus Hinterhalten hervor und überfielen die Zerstreuten. In dieser Noth war die Ankunft einer Genuesischen Flotte sehr erfreulich. Dieselbe brachte Lebensmittel und neue Mannschaft, darunter geschickte Werkleute, welche eben jetzt treffliche Dienste leisteten. Mit verstärktem Muthe und Eifer wurden nun die Werke um die Stadt vollendet, darauf ein neuer Sturm beschlossen. Zuvor veranstalteten die Geistlichen einen feierlichen Umzug auf den Oelberg und zur Marienkirche. Barfuß, in weißem Priestergewand, Kreuze in den Händen, zogen die Bischöfe an der Spitze der übrigen Priester voran, es folgten die Fürsten und das gesammte Volk, gleichfalls barfuß, in demüthiger Andacht. An den heiligen Stätten traten Peter der Einsiedler und Arnulph, des Grafen

Robert Kapellan, auf, und ermahnten zu Eintracht und Vertrauen; man rief im Gebet den Beistand des Höchsten an; aller Hader ward abgethan; Tankred und Graf Raimund von Toulouse, welche im heftigen Zwiste lebten, reichten sich zuerst die Hände. So kehrte man allseitig versöhnt und gestärkt zurück, voll Begeisterung für den nahen Kampf. Die Feinde höhnten und verspotteten von den Mauern herab den andächtigen Zug, und reizten so den heiligen Eifer zu wüthender Erbitterung.

In der Nacht vor dem bestimmten Tage wurden mit größter Anstrengung Vorbereitungen zum Sturm getroffen. Da der Herzog Gottfried und die beiden Grafen Robert bemerkten, daß an den Stellen, wo sie ihre Thürme und Werke errichtet hatten, die Mauern der Stadt trefflicher, als sonst irgend, durch Maschinen sowohl, als starke Besatzung geschützt waren: so legten sie in aller Stille und Eile ihre Werke auseinander und richteten sie weiter östlich wieder auf, wo die Mauer zugänglicher und schwächer vertheidigt war. Bereits vor Sonnenaufgang war die ganze Arbeit, die nicht gering war, fertig, so daß die Feinde stutzten, als sie am Morgen die Veränderung gewahrten. Zu gleicher Zeit ließ Graf Raimund den Boden vor seinem Thurme ebnen und diesen vorschieben; auch Tankred that dasselbe. Diese Thürme waren vierseitig, vorn mit doppelter Bretterbekleidung, so daß man die vordere ablösen und gleich einer Fallbrücke auf die feindliche Mauer herablassen konnte, während die innere noch stark genug und mit Häuten bedeckt war, um gegen Brand und Geschosse hinlänglich zu schützen.

Mit Anbruch des Tages stürmten die Christen, einmüthig entschlossen, zu siegen oder zu sterben; Weiber, Greise, Kinder halfen die Maschinen vorrücken. Mit einem Hagel von Geschossen aller Art empfangen sie die Belagerten. Jene dringen unerschrocken voran, schleudern Steine, Pfeile, Speere gegen die Vertheidiger, und lassen das Sturmzeug spielen. Die Mauern aber sind mit Säcken voll Stroh und Spreu, mit Kissen und anderen weichen Gegenständen behängt, um die Kraft der Geschosse zu schwächen, und von oben spielen nicht minder heftig und geschickt die Maschinen, um die Belagerer abzutreiben, ihre Werke zu beschädigen. So entstand ein entsetzlich hartnäckiger Kampf, der dauerte vom Morgen bis zum Abend und war an allen Stellen gleich wüthend, zumeist aber bei den drei großen Belagerungsthürmen. Daselbst schleuderte man gewaltige Feuerbrände, brennende Pfeile mit Schwefel und Pech, warf Töpfe mit Oel, Fett, Wachs und anderen Stoffen, wodurch das Feuer genährt wird, herab, und die Christen mußten unaufhörlich löschen. Noch war der Kampf unentschieden, als die Nacht einbrach. Schlaflos ward diese auf beiden Seiten zugebracht; hier wie dort die ängstlichste Wachsamkeit, beständiges Umherstreifen der Rundwachen, keine Erholung von der Anstrengung des Tages. Schon vor Sonnenaufgang ist Jeder wieder an seinem Posten. Der Kampf erneuert sich in aller Mannichfaltigkeit mit verdoppelter Hitze. Groß war die Zahl der Leichen, der Verstümmelten, Zerschmetterten auf beiden Seiten; aber keine Gestalt des Todes, keinerlei Wunden und Gefahren vermochten den Eifer der Stürmenden abzuschrecken, den Widerstand der Vertheidiger zu schwächen. Eine gewaltige Maschine schleuderte ungeheure Steine in die Stadt, und zerschmetterte Alles, wo sie nur traf; kein Mittel hilft dagegen; man bringt zwei Zauberinnen herbei, die übermächtige Gewalt zu beschwören; doch ein Stein zerschmettert die beiden nebst drei Begleiterinnen. Da erschallt lauter Jubel durch das Lager; doch den Belagerten sinkt nicht der Muth.

Sieben Stunden bereits dauerte der hitzige Kampf ohne Entscheidung; schon ermatteten die Stürmenden von der übermäßigen Anstrengung; manche Maschinen waren zerschmettert, andere vom Feuer zerstört; schon dachte man zu rasten, um morgen den Sturm zu erneuen, und die Belagerten frohlockten, als sie den Angriff lässiger sahen; – siehe, da zeigt sich auf dem Oelberg ein Ritter mit glänzendem Schilde, und winkt zur Fortsetzung des Kampfes. Herzog Gottfried gewahrte die Erscheinung zuerst auf dem obersten Stockwerk seines Thurmes, und zeigte sie den übrigen Fürsten und dem Volke mit freudigem Zuruf. Da — wie von einem Zauber gerührt, sammeln sich alle wieder um ihre Häupter; Weiber eilen mit Erfrischungen herbei; mit neu belebter Kraft, keiner Wunden noch Erschöpfung gedenkend, erneuen sie den Kampf in freudiger Siegeshoffnung. Binnen einer Stunde war der Graben vor der Mauer angefüllt; die vordere Mauer gebrochen, und des Herzogs Thurm vor die zweite Mauer gerückt. In der ersten Bestürzung der Belagerten wurden die Kissen und Säcke, womit dieselbe behängt war, angezündet, und ein günstiger Nordwind trieb die dichten Rauchwirbel empor den Vertheidigern ins Gesicht, daß sie geblendet und fast erstickt vom Posten wichen. Schnell ließ Gottfried die Fallbrücke, durch starke Balken gestützt, niedersinken, und im Nu stand der Herzog nebst seinem Bruder Eustach und zwei flandrischen Edelleuten auf der Mauer; ihnen nach folgten die übrigen der Seinigen, so viele nur die Brücke tragen konnte. Sofort verließ nun der Feind die Mauer; die Stürmenden legten die Leitern an, und drangen in Masse ein, an der Spitze die beiden Robert, Tankred, Hugo und eine Menge der edelsten Ritter. Das Stephansthor ward geöffnet und das gesammte Christenheer eingelassen. Jetzt entstand auf den Straßen ein entsetzliches Blutbad; Alles, was in den Weg kam, ward niedergemacht; Leichen häuften sich auf Leichen.

Noch kämpften am südlichen Ende der Stadt die Bewohner gegen den Grafen von Toulouse, dessen Thurm schon dicht vor der Mauer stand. Als sie aber das Geschrei der siegestrunkenen Christen, vermischt mit dem gräßlichen Jammerruf der Sterbenden hinter dem Rücken vernahmen, flüchteten sie von der Mauer in den nahen Davidsthurm. Nunmehr ließ auch Raimund die Fallbrücke nieder und drang mit den Seinigen ein, öffnete das Davidsthor, und das einströmende Heer begann ein gleiches Gemetzel, so daß, wer den Uebrigen entronnen war, von ihren Händen den Tod fand. Der größte Theil des Volkes flüchtete in die Moschee Omars und den mit Mauern umschlossenen Vorhof. Tankred erstürmte den Eingang und erbeutete darinnen unermeßliche Schätze; denn zum Voraus war bestimmt worden, daß Jeder zu eigen behalten solle, was er erbeuten würde, und vor welchem Haus Jemand seinen Schild oder andere Waffe aufpflanzte, das solle ihm gehören mit Allem, was darinnen sei. Nachher fanden sich auch die übrigen Führer in dem Vorhof ein, und nun begann ein gräßliches Morden; kein Alter noch Geschlecht wurde verschont; Alle, die sich daselbst fanden, wurden niedergehauen, daß das Blut in Strömen die Marmorfläche hinabfloß. Ein Grauen war es, die gräßlich verstümmelten Leichname und die abgerissenen und zerstreuten Glieder zu sehen und die wüthenden Sieger, von den Füßen bis zum Haupte in Blut gebadet. Zehntausend Menschen sollen an dieser Stelle getödtet worden sein, und nicht weniger in den Straßen und Häusern zerstreut. Die Sieger vertheilten sich rottenweise durch die Stadt, drangen in die Wohnungen und würgten, wie das Vieh, Alle, die sie aus den Schlupfwinkeln hervorzogen; Andere schleuderten sie aus den Fenstern herab,

daß sie auf den Straßen Haupt und Glieder zerschmetterten. Nur die sich in den Thurm Davids geflüchtet hatten, sicherten sich durch Vertrag mit dem Grafen von Toulouse ihr Leben, indem sie unter der Bedingung die Burg übergaben, daß sie gegen Lösegeld nach Askalon abzogen. Von der ganzen übrigen Bevölkerung blieben nicht soviel am Leben, als erforderlich waren, um die Straßen von den Leichnamen zu säubern.

Nachdem endlich dem Rauben und Morden ein Ziel gesetzt war, reinigten sich die Pilger vom Blute und zogen mit entblößtem Haupte und Füßen demüthig zu den geweihten Stätten, vor allen zur Auferstehungskirche. Daselbst empfingen sie die einheimischen Christen, welche zur Zeit der Erstürmung dahin geflüchtet waren und angstvoll ihrer Erlösung harreten, mit Freudenthränen und Lobgesängen; zumeist aber zollten sie Dank und Ehre **Peter dem Einsiedler**, welcher vor fünf Jahren ihnen Errettung verheißen hatte. Die Sieger warfen sich auf die Kniee und dankten Gott in brünstigem Gebet; Alle zerflossen in Thränen; mit zerknirschtem Gemüthe beichteten sie ihre Sünden, übten Mildthätigkeit in reichlichem Maße und wetteiferten in Werken der Andacht. Hernach wurden die Straßen und Häuser gereinigt, die Tempel zum Dienste Christi geweiht, und der Tag der Eroberung zu einem Freudenfeste für ewige Zeiten bestimmt.

(Nach Wilh. v. Tyrus von Lanz.)

17) Schlacht bei Ampfing (1322).

Ein ganzer Sommer verstrich über die großen Rüstungen. Am ersten war der schöne **Friedrich** von Oesterreich schlagfertig. Mit ohngefähr dreißig tausend Mann, worunter wohl zwei und zwanzig hundert schwergeharnischte Ritter, kam er über Salzburg gegen Bayern. Als davon der König, welcher sein Heer in den Gegenden des alten Schlosses Dachau sammelte, Kundschaft empfing, vergaß er, wie viele ihm noch fehlten, und rückte dem Feind' entgegen, dessen Vordringen zu hindern. Schon waren die Oesterreicher über die Mühldorfer Innbrücke gegangen. Sie breiteten sich vor diesem Städtlein auf den leichten Anhöhen aus, von welchen man in die Wiesen des Dorfes Ampfing hinabgeht. Da begegneten sich die Schlachtschaaren der Gegenkönige.

Als **Johannes** von Böheim die überlegene Macht Oesterreichs ersah, deren linken Flügel der Inn, deren rechten die Höhen am Isenfluß deckten, welcher unter Mühldorf zum Inn kommt, sprach er zu Ludwig: „**Mein, wie mag unser Häuflein solcher Gewalt obsiegen?**" Ludwig antwortete: „**Mit Gott, mit Gott, nur getrost!**" und ließ nicht merken, wie übel ihm sey; hatte kaum eilf Pfund Häller im Säckel, und Noth dazu an Lebensmitteln im Heer. Dennoch sprach er den Zaghaften Muth ein, that heiter in großer Gefahr, schützte das Lager gegen Ueberfall, und jeder Tag Aufschub bracht' ihm Gewinn. Denn es stießen der Zurückgebliebenen noch viele zum Heer. Auch **Friedrich** erwartete aus Schwaben her seinen Bruder **Leopold** zur Verstärkung. Er sandt' ihm mit großer Ungeduld Eilboten. Aber bei dem Kloster Fürstenfeld kamen die Boten um ihre Rosse und wurden verspätet. Dies rettete König Ludwigs Glück. Denn allseitig strömten seinem Lager bei Ampfing Tag um Tag Kriegsschaaren herbei, daß er bald der Stärke des Gegners gewachsen war. Auch Ritter Seyfried **Schweppermann** kam, den er vier Tage lang mit Ungeduld erwartet hatte. Derselbe, obwohl betagt, und von unansehnlicher Gestalt, aber ein erfahrner Feldhauptmann, war von Ludwig ausgewählt, an seiner Seite den Gang der Schlacht zu leiten.

Der schöne Friedrich von Oesterreich bereute die verlorne Zeit, welche nur den Feinden Vortheil brachte. An Leopolds Kommen verzweifelnd, beschloß er schleunigen Angriff. Die Sterndeuter in seinem Gefolge wurden befragt; sie weissagten Unglück. Die Bischöfe und Feldobersten warnten: eines Treffens Glück wäre zweifelhaft; beim Unfall ein Rückzug des Heers, eingeklemmt zwischen zwei Flüssen, unfehlbares Verderben desselben; die einzige Brücke bei Mühldorf schlechter Trost für eine geschlagene Macht. Dennoch beharrte Friedrich. Selbst die Schwierigkeit der Flucht erhöhete seine Hoffnung zum Sieg, den, wenn nicht Muth, Verzweiflung ertrotzen werde. Alles ward zum Angriff bereitet. Der Erzbischof von Salzburg schlug vor den versammelten Schaaren drei und neunzig Edle zu Rittern.

Am acht und zwanzigsten Tag Herbstmonds im Jahr dreizehn hundert zwei und zwanzig rückten beide Heere in die weite Vehenwiese bei Ampfing zur Entscheidungsschlacht gegeneinander. Die Macht Oesterreichs in vier Gewalthaufen. König Friedrich der Schöne selbst in vergoldeter Rüstung schimmernd, auf prächtigem Streitrosse, der Tapferste unter den Tapfern, in der Heermitte unter dem Reichsbanner. Diesen Haufen befehligten die Gebrüder Ulrich und Heinrich von Waldsee. Die Heerschaar zur Linken führte der Erzbischof von Salzburg; rechts dem Könige sein Bruder Heinrich von Oesterreich, unter Oesterreichs Banner von Dietrich v. Pilichdorf getragen. Ungarn und Heiden schwärmten verworren am Berg. — Die Bayern gingen über den Isen-Fluß ins Wahlfeld; ihre Heerfahne trug der Graf von Schlüsselburg. Dem Banner von Oesterreich gegenüber trat König Johann; hinter ihm Herzog Heinrich von Niederbayern; in der Mitte des Heeres alle Ritterschaft Bayerns und des Reichs, an ihrer Spitze der Pfleger von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, ein männlicher Held; rechts, den Salzburgern entgegen, Kurt von Bayerbrunn. Zum Rückhalt blieb der Burggraf von Nürnberg jenseits des Isen, dem Feinde hinter Anhöhen verborgen. So ordnete der fromme Schweppermann die Haufen zum Kampf. König Ludwig, im schlichten blauen Wappenrock, auf einem guten Renner sitzend, beobachtete von der Heermitt' aus die Bewegungen der Menge, ohne selbst in den Streit zu gehen.

Mit dem Tage begann die Schlacht. Die Haufen stießen gegeneinander. Langes, blutiges Streiten. Es fochten die Böhmen unter Pfeilwolken, umschwärmt von den leichten Geschwadern der Ungarn, übermannt von den österreichischen Rittern. Fünfhundert waren umzingelt: ihr König Johannes selbst auf die Erde gebracht. Ein feindlicher Ritter half ihm auf, als er unter den Hufen des Rosses vom Marschalk von Pilichdorf lag. Schweppermann, vom König gerufen, stellte die Ordnung her, indem er eine Schaar Geharnischter von den Pferden steigen und mit gefällten Speeren gegen die Bogenschützen dringen ließ. Die ehernen Reihen brachen durch.

Lange wankte der Sieg. Die Sonne stand hoch, und begann sich schon zu neigen, als die Kräfte der Streiter allgemach ermüdeten. Da winkte Schweppermann. Friedrich von Nürnberg mit dem Rückhalt kam über das Wasser, den Oesterreichern in die Seite. Sie meinten, es sey Herzog Leopold und jauchzten. Aber diese gerastete Schaar stieß vernichtend in die Betrogenen. Verzweiflung, Tod oder Flucht in ungeheurer Verwirrung. Oesterreichs Banner ward umringt; der Marschalk von Pilichdorf ließ es nicht fahren. Herzog Heinrich von Oesterreich in großer Lebensnoth dabei, riß es ihm aus der Faust und gab sich damit überwunden. Wie Alles wankt' und wich, stand noch der schöne

Friedrich unerschüttert im Getümmel. Ihm setzte der Pfleger von Neustadt hart zu; der erkannt' ihn am Wappenrock seines Hauses. Getödtet fiel des Königs Roß; der König selbst gefangen. Er gab sein tugendliches Schwert dem Burggrafen von Nürnberg, welcher ihn aus dem Gedränge führte. Nun ward Oesterreichs Niederlage allgemein; den Fliehenden das Gedränge nach dem Inn zum Rückzug und Streiten beschwerlich. Bei dreizehn hundert des Adels von Oesterreich und der Steyer, und bei hundert des Salzburgischen wurden gefangen. Verwundete und Erschlagene bedeckten den Wahlplatz von einem Strome zum andern.

Das Heer, vom zehnstündigen Tagwerk ermattet, übernachtete auf dem Schlachtfelde. Ludwig, als er den gefangenen Gegenkönig erblickte, begrüßt' ihn holdselig ohne Uebermuth und sprach: „Es freut mich, Oheim, Euch zu sehen.“ Aber Friedrich, vom Schicksal gebeugt, heftete die Augen betrübt an den Boden. Er selber hatte gewähnt, es sey Ludwig im Gefecht getödtet worden. Auch geht noch die Sage, wie Ludwig, in den Kampf verflochten, große Gefahr gehabt; doch hätten die Bürger von München, am tapfersten die Bäckerknechte, seinen Leib geschützt.

Der Mangel der Lebensmittel war im Lager der Sieger sehr groß. Der König und seine Großen fanden zu einem Nachtmahl kaum Eier genug. Ludwig vertheilte die wenigen und sprach: Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Und folgendes Morgens zog er aus mit dem Heer in die Umgebungen von Oetting. (Zschocke.)

18) Die Erstürmung Konstantinopels von den Türken (1453).

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beistand gerettet zu sein; denn im türkischen Lager hatte sich das Gerücht von annahender italienischer und ungarischer Hülfe und mit dem Gerüchte ein panischer Schrecken verbreitet, wahrscheinlich durch Chalil-Pascha, welcher der Fortsetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drei Tage lang grassirte Muthlosigkeit im türkischen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloschenen Muth wieder entzündete, indem sie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott den Christen, zürnend über dieselben, die Fluth seines Grimmes als Blutbad ausgegossen habe. Mohammed, der schon halb in dem Entschlusse des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil-Pascha's friedfertige Meinung durch seinen Gegner Saganos-Pascha, durch Turachan und durch den Obersten der Verschnittenen überstimmt ward. Scham und Zorn verbeißend, gab er von dem Ausschlage des Kriegsrathes den Griechen heimliche Kunde, und munterte sie nichts desto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß sei. Solches geschah am Abend des siebenundzwanzigsten Mai 1453, Sonntags, am griechischen Feste aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei große Colonnen zum Angriffe auf der Landseite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren in der Linie zwischen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgestellt; die andere vor Diplonkion gestandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia (heute das Fischmarktthor) um die Spitze des heiligen Demetrios (d. i. die des Serai) und das Seethor des Hudegetria vorbei bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangabostan) einen großen Halbmond. Die türkische Heersäule, auf der Seite des goldenen Thores, war über hunderttausend

Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzigtausend Mann stark; im Hintertreffen standen hunderttausend Mann zur Unterstützung bereit, Mohammed in der Mitte an der Spitze von fünfzehntausend Janitscharen. Mit Sonnenuntergang Montags am achtundzwanzigsten war das ganze türkische Lager in Rüstung zum Sturme auf und rege. Das Geschrei La ilah ill allah aus dem Lager und Kyrie eleison aus der Stadt vermischte sich mit dem Waffengetöse und dem Trompetengeschmetter, wie das Tosen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiser hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht so lange als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiser verfügte sich nach Aia Sofia, und empfing die Sacramente. Desgleichen thaten Viele seines Hofes; dann weilte er eine kurze Zeit am Gestade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palast schwamm in Thränen. Er saß dann mit seinen Begleitern (worunter auch Phranza, der Geschichtschreiber, mit dessen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber diese Nacht war ohnedies Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem ersten Hahnenruf war der Kaiser auf seinem gewöhnlichen Posten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigsten Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch diesmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone. Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Rekruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum späteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen. Zwei Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen vorantreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine von den Thürmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter; griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer, und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos, der Paläologe, und Demetrios, der Kantakuzene, trieben die Stürmer ab, der Kaiser saß zu Pferd und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundete eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur aufs Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiser. Dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott selbst den Türken den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter der Truppe, und Saganos-Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der

rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreißig Anderen. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, mehrere Andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig aufzustehen, hält er sich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieser durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidigt wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeihung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzkreiss (Xylokerku), welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein, und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sei, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos, der Paläologe, Don Francesco Toledo, der Spanier, und Joannes, der Dalmate, Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. Ich will lieber sterben als leben, ruft er, sich den Stürmenden entgegen werfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme! rief's und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Constantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligaria (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzigtausend Mann stark glaubten. So fielen ein Paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese Paar Tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden sein, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr, als sieben- bis achttausend Mann stark sei; so groß war ihre Gier nach Sklaven und Sklavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Werth ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt; denn von den Türken blieben kaum einer oder zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtiget hatte; denn die durch die unterirdische Pforte des Reitthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und Mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen, und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeihung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Tauk-

basari) vordringen, und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sophia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen, und dies abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gänge und gebe Prophezeihung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantin des Großen vorgedrungen sein würden, ein Engel vom Himmel steigen, und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dies Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden, und von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Kleinasien, sondern bis an die Gränze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sophia hin, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf, und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sklaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit seinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen.

Der Leichnam des letzten byzantinischen Thronbesitzers war unter der Menge der Erschlagenen an der kaiserlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler gestickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze an der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiser Theodosius die seinige aus Silber gesetzt, sieben Centner schwer, auf einer bleiernen Säule aufgestellt, Kaiser Justinian der Erste statt der bleiernen eine porphyrne errichtet, und die sieben Centner der silbernen Statue zum Gusse seiner Statue aus Erz verwendet, welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Osten ausstreckte, des Kaisers Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt Constantins anheften ließ; das Haupt des letzten griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Ehrendenkmal errichtet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend, dessen Rechte, wie Procopius sagt, den östlichen Feinden des Reiches weiter zu schreiten verbot; das Haupt des Kaisers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird, „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen sollen.“ Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgesetzt, Abends wurde die abgezogene Haut ausgestopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die asiatischen Städte zur Schau gesandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach

Brusa gesendet worden war; die Bestattung des Leichnams wurde den Griechen gestattet.
(Jos. Frhr. v. Hammer-Purgstall.)

19) Die Armada (1588).

In England betrieb man die Rüstungen mit größter Umsicht und Thätigkeit. Rath und Bürgerschaft von London erklärten sich bereit, an Schiffen und Mannschaft das Doppelte dessen zu stellen, was man ihnen zugemuthet hatte; und dieselbe Begeisterung ergriff alle Einwohner des ganzen Reiches. Ehe man es für möglich hielt, waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen ausgerüstet; Lord Howard, John Hawkins, Forbisher und Franz Drake, Männer durch Muth, Sachkenntniß und Thätigkeit gleich ausgezeichnet, verdienten und erhielten den Oberbefehl. An allen Küsten wurden Vorkehrungen für den Fall einer Landung getroffen und gemessene Befehle ertheilt, wie man die Wege verderben, Lebensmittel hinwegbringen, Mannschaft in allen inneren Gegenden sammeln und bereit halten solle nach jeder Richtung hin wirksam zu werden. In jeder Grafschaft leitete ein ausgezeichneter Mann Alles, was auf Krieg und Landwehr Bezug hatte. 25,000 Mann waren zur Deckung der Südküste, 23,000 unter Leicester bei Tilbury zur Deckung der Themse versammelt, 26,000 unter Hunsdon schützten und begleiteten die Königin. Es standen 76,000 Fußgänger und 3000 Reiter (für jene Zeit eine unglaublich große Zahl) völlig gerüstet in Reih und Gliedern; und Jeder wußte, wo und wie er für den Augenblick der Gefahr als Landwehrmann thätig sein solle.

Elisabeth begab sich in das Lager nach Tilbury. Auf edlem Streitrosse, in prachtvollem Anzuge und glänzendem Harnisch, ritt sie unter dem Zujauchzen Aller durch die Reihen und sprach, nachdem die Stille hergestellt war, zu den Versammelten: „Mein geliebtes Volk! Zwar haben mich Etliche, die für meine Sicherheit Sorge tragen, aus Furcht vor Verrath gewarnt, mich unter eine bewaffnete Menge zu begeben; aber ich versichere Euch, ich mag nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke mißtrauen soll; Tyrannen mögen sich fürchten; ich dagegen habe mich stets so benommen, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit in die loyalen Herzen und den guten Willen meiner Unterthanen setze. Deshalb finde ich mich unter Euch ein, nicht zur Erholung und zum Zeitvertreib, sondern entschlossen in Kampf und Schlacht mit Euch zu leben und zu sterben, und für Gott, mein Reich und mein Volk Krone und Blut zu opfern. Ich weiß, daß ich zwar nur den Leib eines schwachen und ohnmächtigen Weibes habe; aber ich habe auch das Herz und den Muth eines Königs von England, und biete Trotz dem Spanier und Parma und jedem Fürsten Europa's, der es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches anzufallen. Ehe daß Schande über mich käme, ergreife ich die Waffen und will Euer Feldherr, Richter und Belohner jeder Eurer Kriegsthaten sein. Schon durch die gezeigte Bereitwilligkeit habt ihr Belohnungen und Ehren verdient, und, bei dem Worte eines Fürsten, sie sollen Euch zu Theil werden; denn durch Gehorsam gegen die Anführer, Einigkeit im Lager und Tapferkeit im Felde, werden wir binnen Kurzem einen glorreichen Sieg erfechten über diese Feinde meines Reichs und meines Volks."

Während sich in England so Alles einträchtiger und großartiger gestaltete, als Philipp erwartet hatte, lief seine Flotte am 30. Mai 1588 von Lissabon aus, litt aber, ehe sie Corunna erreichte, durch Sturm so beträchtlichen Schaden, daß in England für einen Augenblick die täuschende Hoffnung entstand, die Gefahr wäre ganz beseitigt. Philipp aber erklärte: seine Macht sei noch immer die

größere, seine Sache gerecht, England jetzt aller fremden Hülfe beraubt, mithin auf keinen Fall zu säumen oder das Unternehmen aufzugeben. Am 12. Julius lichtete die Flotte in Corunna die Anker, und erreichte am 19. den Kanal. Medina Sidonia, der an die Stelle des verstorbenen großen Admirals St. Croce den Oberbefehl erhalten hatte, wunderte sich, als er vernahm, daß König Jakob die schottischen Küsten besetzt und Schiffe wider spanische Anfälle ausgerüstet hatte; er erschrack noch weit mehr, daß Parma, ohne den er nichts Wesentliches unternehmen sollte, aller Anstrengungen ungeachtet, weder die Land- noch Seemacht zur völligen Mitwirkung bereit hatte, und die letzte überdies durch Maßregeln der Holländer am Auslaufen gehindert ward.

Parma's Hoffnung, die Engländer durch Friedensunterhandlungen zu täuschen, welche bis zum Anfange der Feindseligkeiten fortdauerten, schlugen fehl, und Medina Sidonia wagte itzt eben so wenig (im Widerspruch mit Philipps Befehle) gerade gen London zu segeln, als auf offenem Meere eine Schlacht zu suchen. Desto rascher eilten aber die Engländer von allen Seiten mit ihren leichten, gewandten Schiffen herzu, griffen an und wichen zurück, benutzten jeden Wind, schnitten jedes sich vereinzelnde Schiff ab, und schossen, vom niedrigeren Borde aus, weit sicherer und mit größerer Wirkung. Nach sieben Tagen, von denen nur drei ohne lebhafte Gefechte vergingen, war die unüberwindliche Flotte, ohne anderes Unglück zu erleiden, lediglich durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Britten so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Sicherheit suchte. Allein Brander, welche Howard in der Nacht gegen sie aussandte, zerstörten mehre Schiffe, und alle geriethen in solche Angst und Verwirrung, daß der hiedurch entstehende Schaden noch viel größer ward. Masten und Segel (so berichten selbst spanisch Gesinnte) waren beschädigt und zerschossen, Anker und Tauwerk zerrissen oder verloren, Lebensmittel und Kriegsbedarf fast erschöpft, und unmöglich, den Mangel irgendwoher zu ersetzen. In so verzweifelter Lage entschloß sich Medina Sidonia, damit er nicht den Engländern nochmals in die Hände falle, über Schottland herum nach Spanien zu segeln; aber furchtbare Stürme zerstreuten die Flotte so, daß manche Schiffe bis Norwegen, andere nach Irland getrieben wurden, wo man die Mannschaft schonungslos erschlug, während die Schotten sich milder und menschlicher zeigten. Ueber die Zahl der verlorenen Schiffe und Menschen lauten die Nachrichten verschieden; auf jeden Fall war der Sieg der Engländer vollkommen und von entscheidender Wichtigkeit. Dies wußten und fühlten Alle. Im ganzen Lande wurden Dankfeste gefeiert und am 29. November hielt Elisabeth, unter unglaublichem Jubel, einen Triumphzug in London. Die Bildnisse der britischen Feldherrn wurden vorgetragen, die Siegeszeichen in der Paulskirche aufgehangen, und der Anrede der Königin und Preisvertheilungen an die Krieger und Seeleute folgte ein feierlicher Gottesdienst.

(Fr. v. Raumer.)

20) Gustav Adolphs Tod und die Schlacht bei Lützen.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Commando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße,

welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die Pappenheimschen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edlen Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie,

oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilt jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögerte den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verleugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung; die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzten die tapfern Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten; die Gräben sind übersprungen; die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt; die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich; der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann ficht gegen Mann; das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Uebermältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch

sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Steinbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte gerades Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das des Königs dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, flamändischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hat, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausen's Anführung

aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung; das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er die flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze seines Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Mal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampf zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende; die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft; Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde. (Schiller.)

21) Die Schlacht bei Wagram (1809).

Die bayerische Division, seit dem ersten Juli von Linz nach Wien unterwegs, stand den dritten Tag schon, nach sechs und dreißig zurückgelegten Wegstunden, in St. Pölten, und am 5. Juli bei Tagesanbruch zwischen Wien und Schönbrunn. Von Tag zu Tag hatte Generallieutenant Wrede durch den Fürsten von Neufchatel Bericht über den Stand der Dinge bei Wien und auf die feinste Weise daran geknüpfte Einladungen erhalten, seinen Zug zu beschleunigen, wenn er am nahe bevorstehenden Heldenwerk Theil nehmen wollte.

Solcher ritterlichen Aufforderung konnte Wrede nicht widerstehen. Seine Begierde, Genosse des großen Tags zu werden, theilte sich dem ganzen Heerhaufen mit. Unfreudig aber stand er mit seinen Bayern bei Wien, als er nun den Kanonendonner jenseits der Donau vernahm und er nun bestimmt schien, die Einwohner der Hauptstadt zu bewachen, die von ihren Dächern und Thürmen den Gang des Kampfes im Marchfeld beobachteten. Er sandte wiederholt an den französischen Kaiser Offiziere ab, der ihm aber nur immer mündlich erwiedern ließ: „Brennt ihm der Kopf schon?"

Endlich ward er Abends, doch nur für seine Person, in die kaiserliche Beiwacht nach Raschdorf berufen. Der Weg dahin, bei Nacht, und zwischen fortgesetztem heftigen Feuer der gegenseitigen Plänkler, war gefahrvoll. Zwei Stunden vor Mitternacht langte Wrede beim Kaiser an. Dieser, auf einer Bärendecke am Feuer sitzend, in einiger Ferne von den Marschällen umringt, die alle mit entblößten Häuptern schweigend umherstanden, empfing den bayerischen Feldherrn mit sichtbarem Vergnügen. Zutraulich nahm er diesen unter den Arm, und vom Gefolge sich entfernend, fragte er ihn um Alles, was er auf dem Wege von Schönbrunn nach Wien gesehen, was hier das Volk mache, in welchem Zustande die bayerische Division sei? Als ihm der General Alles und die Hoffnung der bayerischen Division geschildert hatte, für ihre Anstrengungen, im Eilzuge von Linz nach Wien, durch die Theilnahme an der Hauptschlacht belohnt zu werden, bemerkte Napoleon: Er wäre wegen des folgenden Tages und wegen seiner Lage im Allgemeinen nicht ganz ohne Besorgniß, der Erzherzog Carl, vortheilhaft gestellt, und man könne sich nur vermittelst glücklicher Manövres aus der Gefahr ziehen. Als der General erwiederte: dies scheine ihm um so gegründeter, da die zur Lobau vom rechten Ufer führende Brücke nicht stark genug sey, und jeden Augenblick, wenn sie breche, die Rückzugslinie bedrohe, versetzte der Kaiser: „Drum müssen wir uns schlagen, und siegen, und Sie werden Ordre bekommen, zu mir zu stoßen."

Napoleon kehrte mit diesen Worten zu seinem Sitz zurück, eine Ruhe äußernd, der seine bewegten Gesichtszüge widersprachen. Todtenstille herrschte im Kreise der Umherstehenden. Von Zeit zu Zeit rief der Kaiser: „General Wrede, sind Sie da?" Wrede bat endlich den Fürsten von Neufchatel, ihm die Befehle für den folgenden Tag auszuwirken; aber der Fürst wies ihn an den Kaiser. Wrede nahete sich endlich diesem wieder um 12 Uhr Nachts, und stellte ihm vor, daß er, um zu seinen Truppen zu gelangen, zwei Stunden, und dann noch Zeit bedürfe, um mit Tagesbeginn aufbrechen und den ihm bestimmten Standpunkt mit der Division erreichen zu können. „Gut! Sie sollen Ihre Ordre bekommen," sagte der Kaiser, und er fiel wieder in sein voriges Nachdenken. Um 1 Uhr Morgens erneuerte Wrede seine gemachte Vorstellung noch dringender, worauf der Kaiser den Fürsten Neufchatel rief, und ihm die Ausfertigung des Befehls gebot: die Division Wrede solle mit anbrechendem Tage über die Donau gehen, sich gegen Stadt Enzersdorf bewegen, und dort fernere Weisungen erwarten. Schon graute der Morgen des 6. Julitages, als Wrede zu den Seinigen zurückkam. In wenigen Minuten aber brachte sein Ruf Alles unter die Waffen; freudig eilte Alles dem Kampfplatze zu.

In denselben Augenblicken war schon das ganze österreichische Heer in Bewegung; denn Erzherzog Carl wollte seinem Gegner mit allgemeinem Angriff zuvorkommen. Er ließ das sechste, dritte und das Grenadier-Corps gegen

Napoleons linken Flügel anrücken, also, daß das sechste Corps stets an der Donau bleiben, und dem dritten Corps Hand bieten, das dritte gegen Breitenlee ziehen, aber die Stammesdorfer-Höhe mit einer Brigade und Batterie besetzt halten, und übrigens den Grenadieren angeschlossen bleiben, das Grenadier-Corps aber gegen Süssenbrunn vordringen sollte. Zwischen Süssenbrunn und Aderklaa bewegte sich Fürst Lichtenstein mit dem Reserve-Corps vorwärts, rechts in Verbindung mit dem Grenadier-Corps, links in Verbindung mit dem ersten Corps unter Grafen Bellegarde, der seine Richtung nach Aderklaa hatte, und links an den Rußbach gelehnt, die Höhe hinter Deutsch-Wagram einnehmen sollte. Fürst Hohenzollern sollte mit dem zweiten Corps die Stellung hinter dem Rußbach aufs Aeußerste vertheidigen; Fürst Rosenberg hingegen sich gegen Napoleon's rechten Flügel werfen, in der Voraussetzung der Ankunft des Erzherzogs Johann; und Fürst Reuß indessen den Spitz, die schwarze Lache und alle übrigen Punkte an der Donau decken.

Das französische Kriegesheer stand noch um vier Uhr Morgens in seinen Stellungen. Als aber Bellegarde zwischen Wagram und dem von den Franzosen verlassenen Aderklaa erschien, und Fürst Rosenberg bei Glinzendorf und Großhöfen, erhob sich, besonders hier, sogleich lebhaftes Gefecht. Denn Davonst, durch die Kürassier-Divisionen des Herzogs von Padua verstärkt, drohete hinter Glinzendorf weg, Rosenbergs Corps seitwärts zu umgehen. Dieses mußte sich daher erst an den Rußbach, später aber, nach bedeutendem Verlust, wieder in die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zurückbegeben.

Während dessen waren auch die Corps von Klenau, Collowrath und die Grenadiere hinter Leopoldsau auf den linken Flügel der Franzosen gestoßen, auf sächsische und französische Reiterei, die zum Bernadottischen Heerhaufen gehörte, und bald zurückgetrieben war. Napoleon aber, wenig um seine gefährlich bedrohete Linke bekümmert, wollte seine ganze Kraft in die Mitte seines Heeres zusammendrängen und zugleich sich auf der Rechten stärken. Darum zog er Massena's ganzes Corps und einen Theil des Bernadottischen gegen Aderklaa, und ließ Groß-Aspern und die Umgebung nur durch eine Abtheilung Bernadotte's besetzen, mit Auftrag, sich im äußersten Nothfall nach der Insel Lobau zurückzuziehen.

In der That blieb dieser Abtheilung von Sachsen und Franzosen, nach dem blutigsten Streit gegen Klenau's Uebermacht, nichts anderes übrig. Sie eilte, mit Zurücklassung von Geschütz, in Verwirrung, zum Theil gesprengt, der Brücke zur Lobau entgegen und hinüber, verfolgt durch Klenau, während weiterhin auch Graf Collowrath bis Breitenlee vorgedrungen war, und schon gegen Raschdorf strebte.

Das war der Augenblick, in welchem die Division Wrede über die Lobau-Brücke daherschritt, durch mehrere nacheinander eingetroffene Adjutanten Napoleons aufgefordert, ihren Zug zu beschleunigen. Die Bayern sahen die Niederlage und das Weichen des linken Flügels. Die ihnen entgegen eilenden Flüchtlinge und Verwundeten gewährten den Anblick einer auch für sie verlornen Schlacht. Aber das Schauspiel, wie furchtbar es sie auch umgab, erschreckte diese altgedienten, vom trefflichen Geiste beseelten Kriegesleute nicht. Mit einer schönen Haltung, wie auf dem Paradeplatz, Alle in Kleidung und Waffen, seit dem vorigen Tage wie zu einem Fest, sorgfältiger angethan, flößten sie durch ihre

gegenüber gestanden waren. Der Verlust war auf beiden Seiten groß *) gewesen; die Division der Bayern hatte wenig eingebüßt. —

(Ed. Frhr. v. Völderndorff u. Waradein.)

22) Blücher in der Schlacht bei Belle-Alliance.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einem schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der bekannten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen, und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Kürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres

---

*) Die Franzosen gaben ihren Verlust auf 1500 Todte und 4000 Verwundete an. Die Oesterreicher zählten an Todten 120 Staabs- und Oberoffiziere und 5507 Mann; Verwundete 616 Offiziere und 17,100 Mann; vermißt wurden 111 Stabs- und Oberoffiziere und 7474 Soldaten. Französischer Seits waren 154,000 Kanonenschüsse geschehen; 80,000 Kugeln gruben die Franzosen nach der Schlacht noch aus dem Schlachtfelde. —

war vollständig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneisenau; wir müssen es wieder ausbessern.“ Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen,“ ließ sich Champagner bringen, trank dem Curier zu und rief ihm nach; „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!,, Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn schlagen; denn wir müssen.“ Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!“ war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!“ sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle, und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen nur mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich.“ Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen; das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellington's Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße

nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sey. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Beistande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war eine Freude, ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, auffagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am

29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint-Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von La Fayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

(K. Th. Welcker.)

Einzelne kurze Geschichten.

1) Franz Sternbalds Wiederkehr ins Vaterhaus.

Franz war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälliger Weise nach Nürnberg gekommen, und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht; er hatte in Nürnberg einige weitläuftige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauersleute waren, lange keine Nachricht bekommen; er machte sich daher auf, sie zu besuchen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe seiner Heimath lag. Hier war sein Spielplatz gewesen; hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Roth der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung, wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weitausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! Wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Gipfel zu sitzen und von da ins weite Land hineinzuschauen; mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehen hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause zurückkehrten, sondern in ewig frohem Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einathmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgenroth sahen, die keine Schule hatten, und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel Alles ein, was er vormals gedacht hatte; alle kindischen Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innersten erschrack, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe, wieder dasselbe denke und empfinde und noch derselbe Mensch

sei. Alle zwischenliegenden Jahre, und Alles, was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er stand wieder als Knabe da; die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, daß er alles Uebrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschte herüber und ging durch die großen Aeste des Baumes, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herüber geweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück, und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

Wer bin ich? sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich Alles, wie konnte ich meine Eltern so lange fast vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und theuersten verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er stand in Gedanken, und die Malerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken; er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich, und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Athem und Leben zu seinen Gemälden herzugeben; Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und Alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deßwegen werth, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter, und alle Bäume schienen ihm nachzurufen; aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten; er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich theuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. Es ist hier, gewißlich hier! sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einem Male brachen ihm die Thränen aus den Augen; er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er Alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen; auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht; ein Wagen kam daher gefahren und hielt still; eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Platze auf und ab, und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen; er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indeß ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte Alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte, wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tag zum andern hinüber. Dazwischen klangen

immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand, wie der Mond, das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihm dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt; er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an Alles dieses dachte; als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte: setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörichten Herzen? rief er aus. Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Ueberirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahnungen durch einander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüth zugerichtet ist; denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt; ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn; mein Muth verzehrt sich; ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh' ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln; aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen; denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahne und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter ging, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er ging an einem Garten vorbei, und über den Zaun herüber hing ein Zweig voll rother Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten; aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen Geschmack angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Lehrer in der Schule machen, die mit Süßigkeit dem Kinde Lust zu lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens; er ist der Lockungen gewohnt, und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehen schnell; aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Thurms kam ihm nicht so hoch vor; Alles war ihm beengter; das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder.

Er zitterte, als er die Thüre anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erblickte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen; er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durch einander und fragten sich, und wußten doch nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit; er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhänge, wie er ihn gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze; Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

Liebster Sohn, sagte der Vater, ich sehe, daß meine Lehren an Dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind; aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in Deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt; aber laß nicht Deine Nahrung, Deine Bekleidung den letzten Gedanken Deines Lebens sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme; denn Alles ist doch nur eitel; Alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Male, wenn es sein kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern Andacht zu erwecken.

Franz aß wenig zu Mittage; der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachläßigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich; er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt; auf seine letzten Stunden gern Alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen; aber er fühlte sich so verworren und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrack. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, ging die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthüre tragen, um sich von den rothen Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schafe weideten gegenüber und Birken säuselten; der Vater schien stärker zu sein. Nun sterb' ich gerne, rief er aus, da ich Dich vor meinem Tode noch gesehen habe.

Franz konnte nicht viel antworten; die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Gesicht, der sich wendete, und seufzte: Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst Alles vorüber wäre! Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. Ach! wenn man so mit hinunter sinken könnte! rief der Alte aus, mit hinunter mit der lieben Gottes

Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseits muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich Dir jetzt noch zu entdecken habe. Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab, und sprach von gleichgültigen Dingen. Morgen, sagte er heimlich zu Franz, morgen!

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern; Alles war fröhlich; aber Franz war sehr in Gedanken versunken; er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältniß zu sich selber; er konnte kein Gespräch anfangen; die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster; der Alte ward hineingetragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Athemzug des Vaters; sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen; wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser Aller Ende sei eben so sanft!

Die Thränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

(Tieck.)

2) Der Christ und der Mohamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten als Malteser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta, und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben: dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl noch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht

wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch Manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verlust aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklaven-Markte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Eid Muley; besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christen-Sklav! sprach er, daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben? Wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edeln Gemüthe vorging! Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu; denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Eid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod.

Den Tod nicht! entgegnete Muley: dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen: selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von Euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen! — Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und wurden besser gehalten, als die übrigen.

Muley, ein eifriger Mohamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen zum Uebertritt zur mohamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verleugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie

[redacted]

als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. Ich bin ein christlicher Ritter, antwortet' er, und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte, brachte jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens; aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure furchtbaren Versuche. Und zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe! —

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft, mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher, und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich bald mit Achten derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten, und ihre Flucht auf einem bereitbestehenden Fahrzeuge zur Absicht hatten.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. Halt ein, Verräther! rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabescheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken, stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: Fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen! — trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: O du großmüthiger Retter meines Lebens! — sank er an die Brust seines Sklaven.

Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung, stolz und kalt von sich ab. Im offnen Kampfe, sprach er ernst, würd' ich dich gern erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen, und ein Mohamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: Du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles Andere nichts mehr gilt! — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach; da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte beim Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen, und antwortete: Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen; du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland, und denke an den dankbaren Eid Muley! — Raimund empfieng freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid, als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart, und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat! als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand, und sprach: Selig sind, die an dem Herrn fest halten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als sein Schwert! — und die Mutter und die Kinder falteten die Hände, und sprachen: Amen! —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht, den *ganzen* Vorgang zu berichten, und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst

gewann eine hohe Achtung vor ihm, und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort; Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen; denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt, und glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Mohamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volkes die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Kommenthur, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen, und er täuschte sich nicht; Eid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite, und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Eid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erkaufte.

Kaufe mich nicht! sprach dieser; du wirst an mir weder einen arbeitsamen noch einen gehorsamen Sklaven finden; denn ich bin zu vornehm, um beides gelernt zu haben.

Du wirst es aber lernen! erwiederte Wolfgang: wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr! —

Sie langten in Wolfgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fessel ab, und war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken, und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm ins Zimmer. Du hast dich nun wieder erholt, sprach er: deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizende Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muleys Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben abnehmen helfen? sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen, und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab,

wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen, und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du auch meine Erholungen mit mir theilen! sprach Wolfgang, und führte den Mohamedaner in eine große schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genoßen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe, und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei. Dieser zögerte nicht, mit finsterm Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er ergoß sich hierauf in den bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen, und über sein hartes Schicksal.

Armer Mann! sprach Wolfgang: du hattest wohl Niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang' ersehntes Fest! — Muley schwieg finster. — Sieh, fuhr Wolfgang fort: hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe! —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegen streckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten, und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, glich einem von Engeln umgebenen Heiligen. Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Mohamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte fromme Kommenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen; denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfsgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Aeltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in frommer Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs *ernsten* Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und

[redacted]

Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Krucifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte. Aber du armer Mann, sprach das Kind: du kennest den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen! — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und zog viel Tröstliches in sein Herz.

Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an! fuhr das Kind fort: wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du wärst auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt! — Und vor Allen liebte er auch die Kinder, fiel ein Knabe ein, und sagte einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich! —

Ja! rief Muley, durch diese kindliche Einfalt aufs Tiefste erschüttert: ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer, heiliger Mann! Laß ihn auch in meine Brust einziehen! — Und hiermit ergriff er das Krucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt! —

Muley schwieg betroffen, und starrte auf das Krucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn, und riefen: Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben; denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir! —

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: Ja, behaltet mich hier! stoßt mich nicht wieder hinaus, in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist! —

Und vor ihnen stand der alte Kommenthur Raimund. „Muley!“ rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist, sprach Muley: du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!“ — Der fromme Kommenthur aber schüttelte sanft das Haupt, und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ —

(E. v. Houwald.)

---

wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen, und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du auch meine Erholungen mit mir theilen! sprach Wolfgang, und führte den Mohamedaner in eine große schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genoßen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe, und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei. Dieser zögerte nicht, mit finsterm Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er ergoß sich hierauf in den bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen, und über sein hartes Schicksal.

Armer Mann! sprach Wolfgang: du hattest wohl Niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang' ersehntes Fest! — Muley schwieg finster. — Sieh, fuhr Wolfgang fort: hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe! —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegen streckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten, und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, glich einem von Engeln umgebenen Heiligen. Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Mohamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte fromme Kommenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen; denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfsgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Aeltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in frommer Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs *ernsten Gesprächen* über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und

Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Krucifix von Ebenholz zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte. Aber du armer Mann, sprach das Kind: du kennest den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen! — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und zog viel Tröstliches in sein Herz.

Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an! fuhr das Kind fort: wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du wärst auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt! — Und vor Allen liebte er auch die Kinder, fiel ein Knabe ein, und sagte einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich! —

Ja! rief Muley, durch diese kindliche Einfalt aufs Tiefste erschüttert: ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer, heiliger Mann! Laß ihn auch in meine Brust einziehen! — Und hiermit ergriff er das Krucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt! —

Muley schwieg betroffen, und starrte auf das Krucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn, und riefen: Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben; denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir! —

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: Ja, behaltet mich hier! stoßt mich nicht wieder hinaus, in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist! —

Und vor ihnen stand der alte Kommenthur Raimund. „Muley!" rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist, sprach Muley: du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!" — Der fromme Kommenthur aber schüttelte sanft das Haupt, und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!" —

(E. v. Houwald.)

---

d) Briefstyl.

Der Brief ist ein an eine abwesende Person gerichteter Aufsatz, welcher die Stelle der mündlichen Rede vertritt. Was die Unterredung zwischen anwesenden Personen ist, das ist der Briefwechsel zwischen abwesenden. Die wichtigste Regel für das Briefschreiben ist daher, das Verhältniß zu den Abwesenden klar vor Augen zu haben, weil man an Jeden so schreiben soll, wie man zu ihm reden würde, wenn er anwesend wäre. Demnach muß der Brief in Ansehung der Würde und Einkleidung an einen vornehmen Mann anders sein, als der an Seinesgleichen; ebenso wird man auch vorsichtiger an Fremde und Unbekannte, als an Bekannte und Freunde zu schreiben haben. Der Brief nähert sich mehr als jede andere schriftliche Darstellung der mündlichen Mittheilung und soll auch wenigstens den Schein des Unvorbereiteten haben. Da er aber mit größerer Aufmerksamkeit gelesen und strenger beurtheilt wird, als der Ausdruck mündlicher Mittheilung, so verlangt der Briefstyl auch mehr Fleiß in Auswahl der Gedanken und Ausdrücke, und es muß in ihm alles Unbestimmte und Niedrige entfernt bleiben, ebenso auch jede stylistische Nachlässigkeit, weil sie leicht als Zeichen absichtlicher Geringschätzung des Schreibers gegen den Empfänger von diesem betrachtet werden könnte. Der Ton des Briefes wird nicht allein durch Stand, Lage und Verhältniß der correspondirenden Personen bestimmt, sondern auch durch den Inhalt desselben. Nach diesem werden die Briefe in Geschäftsbriefe, Convenienzbriefe, vertrauliche, unterhaltende und belehrende eingetheilt.

Im Geschäftsbriefe herrscht der Geschäftsstyl, (siehe weiter unten), der aber durch die Briefform mehr Freiheit und Geschmeidigkeit erhält. — Convenienz- oder Höflichkeitsbriefe sind solche, welche die Schicklichkeit oder die im gesellschaftlichen Leben herrschende Sitte in einem besondern Falle von uns fordert. Er kann Glückwünschungsschreiben sein und zwar eigentlicher Gratulationsbrief, wenn dem Empfänger ein erwünschtes Ereigniß, z. B. Amtserhöhung u. s. w. zu Theil geworden ist, oder Anwünschungsschreiben, wenn man Jemandem bei irgend einem Zeitabschnitte, z. B. Geburtstag eine glückliche Zukunft wünscht; ferner Condolenz- oder Beileidsschreiben, zu welchen auch die Trostbriefe gehören, wenn dem Empfänger ein trauriges Ereigniß, dessen er sich nicht schämen darf, widerfahren ist; endlich Danksagungsschreiben und Empfehlungsbriefe*). Die Empfehlungsbriefe gehen dadurch in den vertraulichen Brief über, indem sie schon ein näheres Verhältniß, wenn auch nicht Gleichheit der Verhältnisse zwischen Schreiber und Empfänger, voraussetzen. Unter vertraulichen Briefen versteht man alle Schreiben, in welchen man sich vertraulich ausspricht, und dies kann sich auf Verhältnisse der Verwandtschaft, Freundschaft, Dankbarkeit und wohlwollenden Umgang gründen. Die vertraulichen Briefe werden auch Empfindungsbriefe genannt.

Unterhaltende Briefe sind diejenigen, in denen Laune und Witz die Feder führen, und die bald vertraulich scherzen, bald komisch erheitern und dadurch über die gemeine Wirklichkeit erheben. Wird aber der Scherz am unrechten Orte angebracht, oder ist er zu mühsam herbeigezogen, so werden solche Briefe eckelhaft.

Belehrende oder unterrichtende Briefe tragen wissenschaftliche Gegenstände entweder einzeln, oder in zusammenhängender Ordnung vor, und können nach der Natur ihres Stoffes philosophische, theologische, kritische, physikalische rc. Briefe sein.

Die Antworten müssen in genauer Beziehung auf die Zuschriften ertheilt werden, und der in diesen herrschende Ton der Munterkeit oder des Ernstes, der Höflichkeit oder

*) Die Dedikationsschreiben (Zueignungsschreiben) gehören ebenfalls zu den Convenienzbriefen.

des Kaltsinnes bestimmt gewöhnlich auch die Schreibart der Antwort. In Ansehung der äußern Form zerfällt der Brief in

a) Billet,
b) eigentlichen Brief,
c) Sendschreiben und
d) Epistel.

Das Billet, ein Brief in verjüngtem Maßstabe, dient zur kürzern und schnellern schriftlichen Mittheilung und setzt ein vertraulicheres persönliches Verhältniß zwischen Schreiber und Empfänger voraus.

Das Sendschreiben bezeichnet einen langen ausführlichen Brief, und unter Epistel versteht man meistens einen Brief in poetischer Form.

Ueber Courtoisie (Kurtoasih-Schreibhöflichkeit), welche die äußern Formen bezeichnet, die beim Briefschreiben gewöhnlich sind, z. B. Titulaturen, Stellung der Worte auf dem Raume des Papiers, Aufschrift, Unterschrift, geben Briefsteller Auskunft.

Beispiele des Briefes.

1) An den Herrn Secretär K.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelismesse vorbei lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zwei Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßkataloge, bald darauf in den Zeitungen und Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu Jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers sein sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da fing er in seiner Sprache an: Bindet mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bei denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckicht darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Tabak in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte; so würde er kaum mehr in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hatte ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen; aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, bei dem ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben; er handelt nur damit. Seht doch, fing der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber,

ich hätte ihm bei meiner Treu nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn außerdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. Sie hätten sehen sollen, mit welcher Bewunderung mich der Bauer betrachtete; wie freundlich er mich an die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben. Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweiten Theil von der G** fertig zu machen, den Sie mit diesem Brief erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück; ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald; sonst schreibe ich Ihnen keine so merkwürdige Histörchen mehr. Ich bin 2c. Gellert.

2) An einen Freund.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L**, verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beitragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bei unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntere und vor uns Allen belebte Freund der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B**, und ich wünsche, daß mich Niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbenen schenke! — — Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichen Ruhe? — — Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bei dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen: welche göttliche Wollust! — Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Strahlen der Gottheit preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. — Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen der Erlösung. — — Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. — Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung von dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. —

Nehmen Sie, mein lieber B**, diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich sein, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L**, wenn es bei Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir *anfangen, gesund* und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vie

len folgenden. Er lasse Sie die Freuden der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken! Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen und bin zeitlebens rc.

Gellert.

3) Liebster Herr Graf!

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verstand führen, die Klage, daß Sie sich in einer gewissen Verlegenheit befinden, Ihre Gedanken zu sammeln, wenn Sie einer etwas wichtigern Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühmlich, als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit und Fertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine Frucht einer fortgesetzten langwierigen und mit Hülfe gewisser Regeln angestellten Uebung.

Unser Verstand erlangt seine Reife durch Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Versuche, durch den Umgang und die Kritiken geistreicher und erfahrner Personen beiderlei Geschlechts; aber er braucht auch zu seiner Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung nicht antizipiren können. Sein Sie nicht ungehalten auf sich selbst; ich und viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über das Sie sich so aufrichtig beschweren; sehr oft, und bei aller Uebung, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bei dieser Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch eben dieselben Regeln im Denken bleiben, so verlanget doch jede neue Materie eine besondere Anwendung dieser Regeln, und diese Kunst ist uns stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unserm Geiste darstellt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als tausend Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Lesen Sie nun fort, und zwar solche gute Schriften, wo der Umfang des Inhaltes nicht so groß ist, daß Sie ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling, und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: so ergreifen Sie ein Blatt Papier; setzen Sie die Materie, den Satz hin; suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin; so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größer Licht gesetzt, sie deutlich, aber auch mit Kürze; gründlich, aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin rc.

Gellert.

4) Theuerste Freundin!

Sie haben Ihr böses Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das ist traurig. Bald dürfen Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ankorrespondirte; und wer weiß, ob Sie es nicht schon gedacht haben. Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig; und warum sollten meine Briefe, meine treuherzigen Briefe, eine so böse Wirkung thun? Nein, ich wage es getrost, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu schreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch sein Trauerspiel ein Gespenst vertrieben; wer weiß, ob ich durch meine Prosa nicht auch ein Fieber wegschreiben kann. — „Aber das Trauerspiel war schlecht." — Nun deßwegen machen Sie sich keinen Kummer. Ich bin seit dem dritten Feiertage so hypochondrisch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menschen in schlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um witzig zu reden, mich selbst zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reisen, und machte alle Anstalt, und blieb da. Ich wollte nach Wolkau mit meinem Bruder reisen, und schickte nach dem Wagen und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünschen; ich setzte mich nieder und schrieb an keine Gönner; ich schrieb an meine Freundin, die das Fieber hat. So zweideutig sieht es heute und gestern in meinem Herzen aus; und ich sollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem sich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum sind Sie denn so hypochondrisch? Ja, liebe Freundin, dieses kann ich Ihnen nicht so genau sagen. Die Bücher — o hüten Sie sich vor den Büchern! Die Civil- und Militairbesuche; o wenn doch keine nach ** kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weiß; o hüten Sie sich vor den Briefen, auch vor den meinigen, wenn sie können. Ich las unlängst, daß der Poet Kampistron zugleich Sekretär des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort und fand, daß er bei dem Beschlusse eines alten Jahres mit vieler Mühe ein großes Paket Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zugesehen, gesagt habe: le voila tout occupé à faire ses réponses! Dieser Gedanke, oder vielleicht die Sache selbst, gefiel mir unendlich, und wer weiß, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größtentheils auch so geistreich beantworte. — Und ich, „Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so." — Von Herzen gern, nur diesen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut sein sollte. — „Vier ganze Seiten zu beschreiben, und das mit Nichts?" Ja wohl, liebste Freundin, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber itzt verläßt; ich kann also mit Ehren schließen. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 29. December 1758.

Gellert.

5) An Rabener.

Leipzig, d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener,

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort schreiben; denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen

Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreiviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curirt und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deßwegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne. — „Nein, Sire.“ — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor; ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen.““ — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen.“ — „In der Schule der Natur.“ — „„Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?““ — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „„Nein, ich muß Ihn loben.““ — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor.““ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehen, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir Alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige

Gellert.

6) An den Grafen M. von B.

Leipzig, den 20. Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig sein kann. Ein junger Preußischer Officier *** hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf- oder sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweimal bei dem Advocaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach,

fing er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen? — Nun, ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrack ich zum zweitenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht sein; dies dringt nie in das Innerste der Seele); bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bei mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angestecket hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibet gut, und will dies der Abhandlung von meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu sein wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dies wäre also der letzte Brief in dem 1751. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da sein? Gut! Nun das gebe Gott! Gellert.

7) An Häseler.

Liebster Häseler!

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feierlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großbosens Garten

ging, kam mir vor demselben ein Briefträger mit dem Briefe an den seligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrack, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich ging zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seine Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häseler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam; Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sei selig in Christo, wie das Ihrige!

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht Alles schenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage besseres thun können, als an meinen sterbenden Häseler schreiben! Aber ich bin sehr bewegt, ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll; ich möchte Sie wohl in dieser Welt noch sehen! In der seligen sehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Diese sei mit Ihnen und mir! Also leben Sie wohl, und also sterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, christlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760. Gellert.

8) An Kleist.

Zürich, den 28. März 1758.

Sind Sie noch immer in Leipzig, und immer gesund? Wie angenehm muß es Ihnen sein, wenn Sie von Ihren Geschäften bei Gellert und anderen rechtschaffenen Leuten ausruhen können! Herr Hotze von hier*), der in Leipzig die Heilkunde studirt hat, und vor einigen Tagen hier angekommen ist, hat mir einen Gruß von Gellert mitgebracht. Ich kann meinen Dank an Herrn Gellert in keine bessern Hände legen, als in die Ihrigen.

Sie werden durch Herrn Reich den Tod Abels erhalten. Ich wünsche, daß ich Ihre und Ihrer Freunde Erwartung möge erreicht haben. Lassen Sie mich ja über Ihr Urtheil nicht lange ungewiß. Ich hätte nie eine biblische Geschichte gewählt, da wir schon so viele gute Stücke in der Art haben, wenn mir nicht eben diese wäre übrig gelassen worden, die mir wegen Kains Charakter und wegen der ganz besondern Situationen eine der merkwürdigsten geschienen hat. Sie hat so viel Interessantes, als ein episches Gedicht haben soll; es sind die ersten Menschen, und der Erste, der stirbt. Schade, daß nicht ein fähigerer Kopf die Ausarbeitung derselben übernommen hat. Ein solcher hätte mehr Mannigfaltigkeit hineingebracht, mehr Situationen und Schönheiten darin entdeckt, über die ich weggestolpert bin. Indeß war eine meiner Absichten, sowohl im Plan als in der Ausbildung simpel zu sein, und gehäuften Blumen und gekünstelten Metaphern auszuweichen. Wie schön haben die meisten Alten diesen bunten Schmuck zu vermeiden gewußt, und doch sind sie in der größesten Simplicität pathetisch und erhaben! Das ist das Vorrecht der Genieen vom ersten Rang; das ist das wahre Große und Schöne! Das bedarf nicht mit gehäuften Zierrathen geschmückt zu sein. Die Grazien schmücken sich nur mit wenigen Rosen, wenn andere sich künstlicher schmücken, um Fehler zuzudecken. Doch die Wahl, die Alten nachahmen zu wollen, macht schon Ehre, wenn man auch weit zurückbleibt. Dies tröstet mich auch, wenn ich den Theokrit lese, und immer mehr empfinde, wie weit ich zurück bin.

Doctor Hirzel, sein Bruder und Hesse schmausten gestern bei mir; wir saßen eben im Zimmer zerstreut, träg' und müde von allem Lachen, als man Hirzeln Ihr Paket brachte. Ich weiß nicht, was uns hätte begegnen können, das uns alle mit so lebhafter Freude hätte erfüllen können. Der Doctor fing an, dermaßen Sprünge zu machen, daß jede Scheibe der Fenster erschüttert wurde, und ich mußte durchaus einen Deutschen mit ihm tanzen. Dann fing er an, mit seiner lieblichen Stimme Ihre Lieder zu singen. Da wir ausgeraset hatten, setzten wir uns in Einen Kreis, und lasen Ihre Briefe und Lieder. Was für ein vortrefflicher Dichter sind Sie! Wie sind Ihre Lieder delicat, und wie wird die Sprache unter Ihren Händen so sanft! Wie wunderbar und grotesk ist Ihr Lied an die Flasche! Ich werd' es auswendig lernen, und dann die verliebte Rolle spielen. Ihre Idyllen (ich bin Ihnen sehr verbunden für die Ehre, die Sie mir darin erweisen), sind vortrefflich; es ist nur ein schlechtes Compliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich's mir selbst gestehen muß, daß ich übertroffen sey. — Ihr Seneca hat keinen geringern Werth. Warum haben Sie sich so un-

---

*) Der von Richterschwyl am Zürichsee gebürtige, geschickte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbene Arzt; ein Bruder des in österreichischen Diensten verstorbenen Generals Hotze; ein vertrauter Freund des Leibarztes Zimmermann und Lavaters.

nöthig in einer Vorrede entschuldigt? Etwa, weil er nicht fünf Acte hat? — Wie pathetisch sind die Reden, wie groß und edel die Gesinnungen! Man sieht, daß Sie die Seele Ihrer Helden erfüllen; sie sind nicht loci communes, die der Dichter hineingezwungen hat, ein Fehler, den man sonst nicht selten begeht. Sie haben mit der größten Simplicität im Plan die größesten Absichten erreicht. Der Leser wird hingerissen; die Character sind entwickelt, und der Affect wird auf's Höchste getrieben.

Das schrieb ich Ihnen, mein Freund! in meiner ersten Entzückung! Sie hätten sonst Ursache, über mein Urtheil zu lachen, das nur so unbestimmte Ausrufungen enthält. Durch öfteres Lesen werd' ich die Schönheiten genauer sehn, und neue entdecken, heute etwas tadeln, und morgen wieder damit ausgesöhnt sein; und was mir dann von Zweifeln übrig bleibt, das werd' ich Ihnen aufrichtig schreiben. — Freunde, die Dichter sind, müssen einer für des andern Ruhm besorgt, und einander die strengsten Richter sein. Zu solch einem freundschaftlichen Urtheil will ich Ihnen mein Gedicht empfohlen haben.

Ich bin, so lang' ich lebe, mit der zärtlichsten Freundschaft u. s. f.

Geßner.

9) An Ramler.

Leipzig, den 11. December 1755.

Sie wollen mir beweisen, daß die Pleisse und Lethe einerlei Strom wären? Das sollen Sie mit aller Ihrer Gelehrsamkeit nicht vermögend sein; oder ich will Ihnen, dem ganzen dichterischen Alterthume zum Trotze, beweisen, daß Lethe, wenn die Pleisse Lethe ist, nicht der Strom der Vergessenheit könne gewesen seyn. — Nein, liebster Freund, ich habe in den wenigen Wochen, die ich aus Berlin bin, mehr als tausendmal an Sie gedacht, mehr als hundertmal von Ihnen gesprochen, mehr als zwanzigmal an Sie schreiben wollen, und mehr als dreimal auch schon an Sie zu schreiben angefangen. In dem ersten Briefe, welchen ich an Sie anfing, versuchte ich den Landkutschenwitz des Herrn Gellert nachzuahmen; denn Sie wissen, daß ich in einer Landkutsche von Berlin abreiste. Ich hatte zwar nicht das Glück, mit einem Scharfrichter zu fahren, und durfte nie, als bei den heftigen Stößen des Wagens, nach meinem Kopfe fühlen, ob ich ihn noch hätte. Ich hatte aber sonst eine lustige Person unter meinen Gefährten gefunden: einen jungen Schweizer nämlich, welcher sich den halben Weg über mit einem Oesterreicher um den Vorzug ihrer Mundarten zankte. Doch ich besann mich gar bald, daß aus den Nachahmungen nichts komme und fing einen zweiten Brief an, in welchem ich Original sein, und die Schnaken eben so wohl, als die Komplimente vermeiden wollte. Die Komplimente, liebster Ramler, aber nicht die aufrichtigen Versicherungen, wie schätzbar mir Ihre Freundschaft ist, zu der ich in Berlin zu spät gelangt zu sein, noch nicht aufhören werde, zu beklagen. Ueber wen aber? Ueber mich selbst; über meine eigensinnige Denkungsart, auch die Freunde als Güter des Glücks anzusehen, die ich lieber finden, als suchen will. — In meinem dritten Briefe wollte ich Ihnen lauter Neuigkeiten melden, und Ihnen alle diejenigen nennen, die ich hier kennen gelernt. Ich wollte Ihnen schreiben, daß ich Herrn Gellert verschiedenemal besuchte. Das erstemal kam ich gleich zu ihm, als ein junger Baron, der nach Paris reisen wollte, von ihm Abschied nahm. Können Sie wohl errathen, um was der bescheidene Dichter den Baron bat? Ihn zu vertheidigen, wenn man in Paris etwas Böses von ihm sagen sollte. Wie glücklich, dachte ich bei mir

selbst, bin ich, von dem man in Paris weder Böses noch Gutes redet! Aber sagen Sie mir doch, wie nennen Sie so eine Bitte? naiv oder albern? — Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt. Mein vierter Brief an Sie — — Aber es ist genug, daß ich Ihnen von den ersten dreien eine Probe zum Beweise gegeben habe, daß ich sie wirklich schreiben wollen. Mein vierter Brief also mag nun dieser sein, der erste, welcher seine völlige Wirklichkeit erlangt hat. Und das Wichtigste, was Ihnen dieser melden soll, ist dieses, daß ich auf Ostern mich ganz gewiß von meinen Freunden auf drei Jahre beurlauben werde. Ich habe unverhofft eine weit bessere Gelegenheit zu reisen gefunden, als der Herr Professor Sulzer für mich im Werke hatte. Unser Weg über Hamburg nach Holland wird uns nach Berlin bringen, und ich werde so glücklich seyn, Sie bald wieder zu sprechen. — —

Haben Sie die nikolaischen Briefe von dem jetzigen Zustande der schönen Wissenschaften nunmehr gelesen? Man schreibt mir von Berlin, daß Herr Professor Sulzer mich für den Verfasser halte. Ich bitte Sie, ihm dieses auszureden. Ich habe eben so viel Antheil daran, als an der Dunciade, die Gottsched hier mit aller Gewalt auf meine Rechnung setzen will. Und an dieser wissen Sie es gewiß, daß ich völlig unschuldig bin.

Wollen Sie mir bald wieder schreiben? Thun Sie es ja! Ich bin Dero ergebenster Freund. Lessing.

10) Lessing an seinen Bruder.

Hamburg, den 28. Oktober 1768.

Mein lieber Bruder!

Ich habe an Herrn Voß geschrieben, was ich mit den aus der Auction zurückgebliebenen Büchern zu machen wünschte, besonders mit dem Journal des S. und dem Mercure. Es ist zu spät, sie hierher kommen zu lassen. Herr Voß wird sie also wohl nach sich nehmen. Mag er doch auch allenfalls das Journal an den Grafen von Anhalt verkaufen, was dieser dafür geben will.

Mit meiner Reise bleibt es fest! Doch bist Du wunderlich, schon den Tag der Abreise wissen zu wollen. Wenn ich zu Wasser gehe, mit dem ersten guten Frühlingswinde. In Deinem letzten Briefe schreibst Du mir, daß Du mich vielleicht noch besuchen könntest. Es soll mir lieb sein; nur verbitte ich die Ueberraschung. Du mußt mir es vorher melden. Denn ich habe versprochen, noch nach Kopenhagen zu kommen, und es kann mir alle Tage einfallen, diese Reise zu thun. Sonach liefest Du Gefahr, mich nicht zu treffen.

Du willst wissen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verschiedentlich davon rede? Dir kann ich es sagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute sagen, was sie wollen. Ob sie es recht wissen, oder nicht. Es ist doch bloße Neugierde, und nichts weniger, als Theilnahme an meinen Umständen.

Döbbelin hat nie an mich geschrieben. Ich bin nach seinen Complimenten eben so wenig begierig, als nach seinem Präsente, welches ich ihm sicherlich zurückschicken würde.

Meine Sudeleien von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber Du würdest sie sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt; und mich auf mein Gedächtniß verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe. — Die Uebersetzung des englischen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne,

habe ich selbst noch gar nicht aufgegeben. Es ist mir lieb, daß ich so damit gezaudert; ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollte, jetzt sicherlich sehr unzufrieden sein.

Deine Komödie habe ich weder ganz, noch mit Aufmerksamkeit gelesen, daß ich Dir mein unverhohlenes Urtheil darüber sagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächste ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren italienischen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher, je lieber wieder zurückschicken, am besten durch Einschluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nikolai einen neuen Band seiner Bibliothek anher schickt. Daß Du Dich nicht sehr daran erbauen würdest, habe ich wohl voraus gesehen. Indeß wäre der Anschlag doch immer gut, die besten Stücke des alten und neuen italienischen Theaters zu übersetzen, und sie mit einer kleinen Geschichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht schwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht gibst, so bist Du ihr auch gewachsen. Aber lerne Dich ja correkter ausdrücken! Du schnitzerst nicht allein wider das Genie der deutschen Sprache, sondern auch noch oft gegen ihre grammatischen Regeln, wovon ich Dir, bei jedem Aufschlagen Deiner Komödie, Beispiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel! Studiere fleißig Moral; lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter; ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken. Lebe wohl und schreibe mir bald wieder!

Dein treuer Bruder,

Gotthold.

11) Lessing an seinen Bruder.

Hamburg, den 6. Juli 1769.

Ich danke Dir für die überschickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu spät; denn Du kannst Dir leicht einbilden, daß sich meine Neugierde nicht so lange gedulden konnte. Ich habe sie gelesen, sobald sie hier zu haben waren. Und nun willst Du mein Urtheil darüber wissen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders ist, der Dich wie sich selbst liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch anfangs ein wenig verdrießen sollte. Dein stummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es ist nur gut, daß Du diese sehr mittelmäßigen Versuche ohne Deinen Namen herausgegeben hast. Aber fürchtest Du denn nicht, daß Kloß ihn gar bald dennoch auskundschaften wird? Und wahrlich, Du hast ihm und seinen Gehülfen gar zu viel Prise gegeben. Der größte Fehler dieser Stücke ist eine platte Schwatzhaftigkeit und der Mangel alles Interesse. Der Wildfang ist ungleich besser, und könnte schon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein ist, und Du hast nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verschwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freimüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockene Wahrheit von mir nicht hörst, wer wird Dir sie denn sagen? Ich habe es Dir schon oft mündlich gesagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du hast zu wenig Philosophie, und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studierstube lange sehr ernsthaft gewesen sein. Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt. Deine Sprache selbst zeugt

von Deiner Ruschelei. Auf allen Seiten sind grammatische Fehler, und correkt, eigen und neu ist fast keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freilich muß ich Dir zum Troste sagen, daß Deine ersten Stücke immer so gut sind, als meine ersten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis sechs Jahre Zeit lässest, so kannst Du leicht etwas besseres machen, als ich es je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährst, Stücke über Stücke zu schreiben; wenn Du Dich nicht dazwischen in anderen Aufsätzen übest, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verschaffen: so spreche ich es Dir schlechterdings ab, es in diesem Fache zu etwas Besonderem zu bringen; und Dein hundertstes Stück wird um kein Haar besser sein, als Dein erstes.

Nun genug gehofmeistert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig ist. Notire mir die vorzüglichsten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es sich der Mühe verlohnt, sie hierher kommen und verauktioniren zu lassen. Ich muß Alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können. Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, Ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß Keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig; und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und sei versichert, daß ich es recht gut mit Dir meinen muß, da ich so rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein treuer Bruder,

Gotthold.

12) Lessing an seinen Bruder.

Mailand, den 7. Mai 1775.

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geschrieben habe, und daß ich Dir nun aus Italien schreibe? Ich kann mich selbst nicht genug darüber wundern. Aber höre nur!

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeste Aufnahme erhalten, auch gleich die ersten Tage den Kaiser und die Kaiserin gesprochen hatte,) langte der jüngste Prinz von Braunschweig daselbst an, welcher in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun sehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Versicherung, bei seinem Vater Alles gut zu machen, so habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umstände dadurch nicht schlimmer werden können, und ich auf diese Weise (gesetzt, daß wir auch nicht weiter reisen, als Venedig,) dennoch wenigstens einen Vorschmack von Italien bekomme.

Dieser Vorschmack — will ich Dir nur sagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert; so sehr gefällt mir noch Alles, was ich in dieser Gegend sehe und höre. Doch darüber kann ich Dir jetzt nichts mehr sagen. Worum ich Dich vornämlich bitten muß, ist dieses, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron v. Swieten vorläufig meinen verbindlichsten Dank abzustatten für die so vorzüglich gute *Aufnahme*, die ich in Wien gefunden und vornämlich ihren Empfehlungen zu

verdanken habe. Was sonst für Aussichten daselbst für mich sein dürften, will ich Dir ein andermal bei besserer Muse schreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wann und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bei meinem Entschlusse, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Ansehung des Herrn v. S** hier wiederhole. — Wenn seine Vorschläge nur einigermaßen annehmlich sein sollten, so würde ich sie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorschläge.

Hiemit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unsere Freunde.

Gotthold.

13) Lessing an seinen Bruder.

Wolfenbüttel, den 12. Januar 1778.

Zu was für einen traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts, als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden, in meinen vier Wänden! — Gieb den Einschluß nicht eher in die Hände des jungen Menschen, als bis Du ihn so gut vorbereitet hast, als Dir möglich. Laß ihn auch nicht eher abreisen, als bis er sich beruhigt hat. Er kann seine Mutter auch todt nicht mehr sehen; denn sie ist diesen Morgen schon begraben worden. Sollte er zu seiner Rückreise Geld brauchen: so schieße es ihm vor. Du sollst es mit der nächsten Post baar zurückhaben, wie auch die letzte Ausgabe, die ich so schändlich vergessen habe. Lebe wohl, und laß mich von Dir und Deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich Dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber wirklich zu geben, unstreitig nicht verdiente.

Gotthold.

14) Lessing an Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttage nach einem Briefe von mir umsehen; ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch jetzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm theuersten Kleist melden kann.

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viele andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen, und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat Alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben, und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Güben gezogen, um sich mit den Oestreichern zu vereinigen. Ich schrieb also gleich, nebst dem Herrn Professor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mich besorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Venino*) nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unser liebster Freund bereits an seinen Wunden gestorben sei. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und auch in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir Alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige.

Lessing.

15) Lessing an Gleim.

Berlin, den 6. Sept. 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nikolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinen Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! — Ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein Anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das jetzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend. Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt

---

*) *Ein italienischer Kaufmann in Berlin.*

hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden jetzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleichviel, was Sie sagen und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhig sein.

Ihr ergebenster

Lessing.

16) Eigenhändiger Brief des Kaisers Joseph an den König von Preußen; aus Olmütz, vom 13. April 1778. *)

Mein Herr Bruder!

Wenn ich es bis jetzt unterlassen habe, einem Versprechen, welches wir, sowohl zu Neisse als zu Neustadt, beiderseitig unter uns verabredeten, nachzukommen: nämlich, Einer dem Andern geraden Wegs selbst zu schreiben: so geschah es, weil ich, auf alle Ereignisse vorbereitet, warten wollte, bis ich von der Hauptstadt, und folglich von Allem, was Feinheit und Staatskunst anzeigen könnte, entfernt wäre, um Ewr. Majestät meine Gedanken zu eröffnen, die ich für unsre wahren Vortheile viel angemessener halte, als jeden Zwist, den wir unter einander haben könnten. Ich habe diese meine Gedanken in dem beigefügten Vergleichsentwurfe**) aufgesetzt, welchen ich die Ehre habe, Denenselben zu übersenden. Ich füge keine einzige Bemerkung hinzu, da ich wohl versichert bin, daß keine, welche auf diesen Gegenstand anwendbar ist, Denenselben entgehen wird. Zu gleicher Zeit lasse ich die nöthigen Vollmachten für Cobenzl ausfertigen, damit, wenn Ew. Maj. diesen Entwurf genehmigen, man sofort zur Unterzeichnung schreiten könne. Sollten Dieselben aber einige Aenderung oder Erläuterung in Nebenpunkten verlangen, so bitte ich, mir dies durch Dero unmittelbare Antwort anzuzeigen. Dieselben können zum Voraus auf meine Zustimmung rechnen, wenn es mir möglich sein wird; so wie natürlicher Weise die ganze Sache ein Ende hat, wenn sie Denenselben ganz und gar nicht annehmlich scheinen sollte.

Ich würde in der That hoch erfreuet sein, wenn ich hierdurch immer mehr und mehr das gute Verständniß bestärken könnte, welches einzig das Glück unsrer Staaten machen muß und machen kann, welches schon so glücklich und günstig angefangen hatte, welches auf meiner Seite zuerst sich auf die hohe Achtung und Verehrung gründete, die Ewr. Maj. überwiegender Geist und Fähigkeiten mir einflößten, und eine persönliche Bekanntschaft noch vermehrte; und welches ich endlich aufrichtigst fortzusetzen wünsche, indem ich die Versicherung und Bezeugung der getreuen Freundschaft wiederhole, mit welcher ich stets sein werde

Meines Herrn Bruders und Vetters

geneigtester Bruder und Vetter

Joseph.

17) Eigenhändige Antwort des Königs an den Kaiser; aus Schönwalde, vom 14. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Ich habe den Brief, den Ew. Kaiserl. Majestät an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit dem größtmöglichsten Vergnügen erhalten. Ich habe

---

*) Die Briefe von Nr. 16 bis 21 incl. sind entnommen dem fünften Bande der hinterlassenen Werke Friedrich's II., Königs von Preußen. Augsburg 1789.

**) Dieser Vergleichsentwurf betraf die Angelegenheit der bayerischen Erbfolge.

hier weder Minister noch Schreiber bei mir; und so werden Ew. Kaiſ. Maj. Sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen lassen, der redlich und freimüthig über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welche die Politik seit langen Zeiten dargeboten hat. Niemand wünschet wohl mehr, als ich, Frieden und gutes Vernehmen zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber jedes Ding hat seine Grenzen: und es giebt Fälle, die so schwierig und verwickelt sind, daß der gute Wille allein nicht hinreicht, um Ruhe und Frieden aufrecht zu halten. Ew. Kaiserl. Maj. erlauben, daß ich Denselben den eigentlichen Streitpunkt über unsere gegenseitige Angelegenheit deutlich vorlege. Die Frage ist: Kann ein Kaiser nach seiner Willkür mit den Lehen des Reichs schalten? Bejahet man dies, so werden alle diese Lehen den Timarioten*) gleich, die nur auf Lebenszeit verliehen sind, und worüber der Sultan nach dem Tode des Besitzers, nach Gutdünken schaltet. Dies aber ist den Gesetzen, dem Herkommen, und den Gewohnheiten des Reichs gänzlich zuwider. Kein Fürst wird zu diesem Beginnen die Hand bieten; jeder wird sich auf das Lehnsrecht berufen, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen zusichert; und keiner wird selbst beitragen wollen, die Macht eines Despoten zu begründen, der über kurz oder lang ihn selbst oder seine Nachkommen der seit unerdenklichen Zeiten besessenen Länder berauben kann. Das hat denn auch die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände über die gewaltsame Art, womit Baiern überfallen und eingenommen ist, veranlaßt. Ich, als Mitglied des Reichs, und da ich den Westphälischen Frieden durch den Hubertsburger Traktat aufs Neue bestätigt habe, sehe mich unmittelbar verbunden, die Vorrechte, die Freiheiten und die Gerechtsame des deutschen Reichs empor zu halten, sowie auch die Kaiserlichen Wahlkapitulationen, durch welche der Gewalt des Reichsoberhauptes Grenzen gesetzt werden, um vorzubeugen, daß er das Uebergewicht seiner Würde nicht mißbrauche.

Dieses, Sire, ist die wahre Lage der Sache. Mein persönliches Interesse kommt gar nicht dabei in Anschlag; aber ich bin überzeugt, Ew. Majestät Selbst würden mich für einen feigherzigen und Ihrer Achtung unwürdigen Mann halten, wenn ich die Rechte, Freiheiten und Gerechtsame, welche die Kurfürsten und ich von unsern Vorfahren ererbt haben, niederträchtiger Weise aufgäbe. Ich fahre fort, mit der nämlichen Freimüthigkeit zu Denselben zu reden. Ich liebe und ehre Dero Person. Es würde mir sicherlich wehe thun, gegen einen Fürsten von so vortrefflichen Eigenschaften, und den ich persönlich hochschätze, im Schlachtfelde auftreten zu müssen. Hier lege ich demnach die Gedanken, welche ich nach meinen geringen Einsichten hege, Ewr. Kaiserl. Maj. höherer Einsicht vor. Ich gestehe, daß Bayern nach dem Rechte der Zuträglichkeit dem Kaiserlichen Hause wohl anstehen kann; da demselben aber jedes andre Recht bei dieser Besitzung zuwider ist: könnte denn nicht der Herzog von Zweibrücken durch Vergütungen befriedigt werden? Könnte nicht etwas ausgemittelt werden, den Kurfürsten von Sachsen in Ansehung der Allodien der Bayerischen Erbschaft abzufinden? Die Sachsen machen eine Forderung von 37 Millionen Gulden; aber, um den Frieden zu erhalten, werden sie wohl etwas ablassen. Dergleichen Vorschlägen, Sire, bei welchen auch der Herzog von Meklenburg nicht vergessen werden müßte, würden Ew. Kaiſ. Maj. mich mit Freuden beitreten sehen, weil sie dem ent-

*) Timar ist eine Art von unerblichem Reuterlehn im türkischen Reiche: wenn es größer ist, heißt es Zaimet. Die Besitzer solcher Lehen heißen Timarioten und Zaimi.

sprechen, was meine Pflichten und die Stelle, welche ich bekleide, von mir erheischen. Ich versichere Ew. Maj., daß ich mich gegen meinen eignen Bruder nicht freimüthiger erklären könnte, als ich jetzt die Ehre habe gegen Dieselben zu thun. Ich bitte, Dieselben wollen das Alles, was ich mir die Freiheit nehme, Ihnen vorzustellen, in Erwägung ziehen und überlegen; denn es ist dies der wahre Punkt, worauf es ankommt.

Die Ansbachische Erbschaft hat gar nichts mit dieser Sache zu thun. Unsre Rechte auf dieselbe sind so gesetzmäßig, daß sie uns Niemand streitig machen kann. Wenn ich mich recht erinnere, so sprach von Swieten vor 4 oder 6 Jahren mit mir davon; er sagte mir: der Kaiserliche Hof würde es gerne sehen, wenn irgend ein Tausch zu Stande gebracht werden könnte, weil sein Hof durch mich das Uebergewicht der Stimmen im Fränkischen Kreise verlieren würde, und man mich so nahe bei Eger in Böhmen nicht gern zum Nachbar haben möchte. Ich antwortete ihm; man könne sich hierüber zur Zeit noch beruhigen; denn der Markgraf von Ansbach befände sich ganz wohl, und es sei Alles zu wetten, daß er mich überleben werde. Das ist Alles, was über diese Materie vorgefallen ist; und Ew. Kaiserl. Maj. können überzeugt sein, daß ich Denselben die Wahrheit sage.

Was das letzte Memoire betrifft, welches ich von dem Fürsten Kaunitz erhalten habe, so scheint besagter Fürst in übler Laune gewesen zu sein, als er es aufsetzte. Die Antwort kann nur erst in 8 Tagen hier ankommen. Ich setze seiner auffahrenden Lebhaftigkeit mein Phlegma entgegen; hauptsächlich aber erwarte ich, daß Ew. Kaiserl. Maj. die Güte haben werden, über die redlich gemeinten Vorstellungen zu entscheiden, welche ich mir die Freiheit nehme Denenselben zu machen, indem ich mit der größten Hochachtung und der größten Ehrerbietung bin,

Mein Herr Bruder,
Ewr. Kaiserlichen Majestät

guter Bruder und Vetter
Friedrich.

Sollte ich irgendwo im Ceremoniel gefehlt haben, so bitte ich Ew. Kais. Maj. deßhalb um Verzeihung; aber, auf meine Ehre, auf 40 Meilen in der Runde ist kein Mensch, der mich davon unterrichten könnte.

18) Eigenhändiger Brief des Kaisers an den König; aus Littau, vom 16. April 1778.

Mein Herr Bruder,

In diesem Augenblick erhalte ich den Brief Ewr. Majestät. Ich sehe, Dieselben sind in einem Irrthum über den Hergang der Sache, wodurch Dero lange Tirade und vorzüglich der Hauptpunkt der Frage ganz verändert wird; ich halte mich deßhalb verpflichtet, zum Besten der Menschheit, Denselben hierüber in diesem Briefe Auskunft zu geben. In Allem, was in Bayern vorgefallen ist, war es nicht der Kaiser, welcher handelte, sondern der Kurfürst von Böhmen und der Erzherzog von Oesterreich, welcher, als Mitstand, die Anerkennung seiner Rechte und die Abschließung eines freiwilligen und freundschaftlichen Vergleiches von seinem Mitstande und Nachbarn, dem Kurfürsten von der Pfalz, als alleinigen Erben der Bayerischen Staaten, verlangt hat. Das Recht, mit seinen Nachbarn Verabredungen zu treffen und zu schließen, ohne einen Dritten dabei zu befragen, ist bis jetzt immer für ein unbezweifeltes Recht eines Jeden, der unabhängig ist, gehalten worden; und dem zufolge haben

alle deutsche Reichsfürsten es beständig, dem Rechte und dem Besitzstande nach, ausgeübt.

Was die Ansprüche des Sächsischen Hofes und des Herzogs von Meklenburg auf das Allodium betrifft, deren Ew. Maj. auch gegen mich haben erwähnen wollen, so scheint mir dies eine Streitsache, die entweder vor dem gehörigen Forum auszumachen, oder auch einzig mit dem Erben, welches der Kurfürst von der Pfalz ist, den Hausverträgen gemäß vergleichsmäßig beizulegen ist.

In Betreff Ihrer Maj. der Kaiserinn, Königinn, glaube ich versichern zu können, daß sie das Rückfallsrecht, welches sie in ihrer Antwort berührt hat, vielleicht zu Gunsten der andern Allodialerben und um sich denselben gefällig zu erzeigen, gar nicht wird geltend machen wollen.

Was den Herzog von Zweibrücken betrifft, so ist ausgemacht, daß er gar kein Recht hat, so lange der Kurfürst von der Pfalz noch lebt; es ist ihm unbenommen, dem geschlossenen Vertrage beizutreten, oder nicht; und, obgleich er vorläufig dem Kurfürsten eingeräumt hat, in seinem und in aller seiner Erben Namen, mit der Kaiserinn Majestät über die Bayerische Erbschaft abzuschließen, so sollen doch alle seine Rechte dem ungeachtet unverletzt bleiben. Auch wird Ihre Majestät nicht glauben, durch ihren Vertrag eine Verpflichtung gegen ihn auf sich genommen zu haben; sondern vielmehr, in dem Falle zu sein, künftig mit dem Herzog von Zweibrücken, wenn sich der Fall seiner Nachfolge in das Kurfürstenthum Pfalz ereignen sollte, entweder neue Verabredungen zu treffen, oder auch den gesetzlichen Weg, welchen die Gültigkeit ihres Rechts ihr an die Hand giebt, einzuschlagen.

Aus den angeführten Gründen, welches lauter erwiesene Thatsachen sind, glaube ich, werden Ew. Maj. völlig überzeugt sein, daß das Wort: Despotismus, dessen Dieselben Sich bedienen, und welches ich wenigstens eben so sehr, als Dieselben, verabscheue, hier nicht hergehört; und daß der Kaiser bei diesem ganzen Vorfalle nichts anders gethan hat, als daß er Jedem, der sich bei ihm in gehöriger Form beklagen und seine Rechtsgründe ausführen wird, ungesäumte Handhabung der Rechtspflege versprechen wird: so wie auch der Kaiserinn Königinn Majestät nichts anders gethan hat, als daß sie ihre Rechte geltend machte, und sie durch einen freiwilligen Vergleich bestätigte; welchem zufolge sie auch wissen wird, mit allen ihr zustehenden Hülfsmitteln ihre Besitzungen zu vertheidigen. Dieses ist die wahre Beschaffenheit der streitigen Frage, welche also darauf hinaus läuft: Ob irgend ein Reichsgesetz einen Kurfürsten hindert, mit seinem Nachbarn, ohne Dazwischenkunft Anderer, eine ihnen beiderseitig zuträgliche Verabredung und Vergleich zu treffen, oder nicht? Ich werde ruhig abwarten, was Dieselben für gut finden werden, mir zu antworten, oder zu thun. Ich habe so viel wahrhaft nützliche Dinge von Ewr. Majestät gelernt, daß, wenn ich kein Patriot wäre, und wenn das Schicksal einiger Millionen Menschen, die dadurch schrecklich leiden würden, mir gleichgültig sein könnte, ich Denselben fast sagen möchte, daß es mir nicht unlieb sein würde, von Ewr. Maj. auch noch als General zu lernen. Dem ungeachtet können Dieselben versichert sein, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, den Frieden, und vorzüglich mit Denselben, welche ich wahrhaft ehre und liebe, aufrecht zu erhalten, und daß 400,000 brave Leute nicht möchten angewandt werden, sich gegenseitig den Tod zu bereiten, und zwar warum? und zu welchem Nutzen? und hauptsächlich, ohne von beiden Seiten [Vor]theile voraus zu sehn, welche dieses werth wären. Dies sind meine aufrich-

tigen Gedanken, welche ich mit aller möglichen Vertraulichkeit und Offenheit Ewr. Maj. vorzutragen wage, indem ich mit der größten und vollkommensten Hochachtung bin,

Mein Herr Bruder,
Ewr. Majestät

guter Bruder und Vetter
Joseph.

19) Eigenhändiger Brief des Königs an den Kaiser; aus Schönwalde, vom 18. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Die Beweise der Freundschaft, welche Ew. Kaiserl. Maj. mir zu geben geruhen, sind für mich von unschätzbarem Werthe; denn sicherlich werden Dieselben von Niemanden so hochgeschätzt, und, wenn es mir erlaubt ist, dies zu sagen, so geliebt, als von mir. Wenn unvorhergesehene Ursachen eine Verschiedenheit der Meinungen über politische Gegenstände veranlassen, so ändert dies doch nichts an den Gesinnungen, welche Denselben in meinem Herzen gewidmet sind. Weil also Ew. Kais. Maj. es so wollen, daß ich mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit über die schwierigen Gegenstände, welche jetzt den Hauptzweck unsrer Beschäftigungen ausmachen, zu Denselben rede; so bin ich zur Befolgung Dero Verlangens bereit, jedoch unter der Bedingung, daß Dieselben die nämliche Nachsicht, wie bisher, gegen meine Offenherzigkeit mir angedeihen lassen. Ich bitte Dieselben im Voraus, nicht zu glauben, daß ich, durch thörichten Ehrgeiz geblendet, den tollen Gedanken hege, mich zum Schiedsrichter der Fürsten aufwerfen zu wollen. Die feurigen Leidenschaften sind in meinem Alter erstorben und gehören nicht mehr in diese Zeit; auch hat meine Vernunft dem Spielraume meiner Thätigkeit Schranken zu setzen gewußt. Nehme ich demnach Antheil an den neuesten Begebenheiten in Bayern, so entspringt dies daher, weil diese Sache mit dem Interesse aller deutschen Reichsfürsten, unter deren Zahl ich gehöre, verflochten ist. Was habe ich also gethan? Ich habe die Gesetze, die deutsche Reichsverfassung, den auf Bayern Bezug habenden Artikel des Westphälischen Friedens untersucht; ich habe dies Alles mit dem geschehenen Vorfalle verglichen, um zu sehn, ob jene Gesetze und Bündnisse mit dieser Besitznehmung zu vereinigen ständen; aber ich muß gestehen, daß, statt der von mir gesuchten und gewünschten Uebereinstimmung, ich nichts als Widerspruch angetroffen habe. Um meine Gedanken deutlicher auseinander zu setzen, erlauben Ew. Kais. Maj., daß ich mich eines Gleichnisses bediene. Ich will also folgendes annehmen: Gesetzt, daß die jetzt regierende Linie der Landgrafen von Hessen auf dem Fall stände, nächstens zu erlöschen, und daß der Kurfürst von Hannover, vermöge eines mit dem Letzten der genannten Fürsten abgeschlossenen Vergleiches, sich des Landes bemächtigte unter dem Vorgeben von dessen Einwilligung; so würden unstreitig die Fürsten von Rheinfels, welche von demselben Stamme sind, diese Erbschaft als ihnen gehörig fordern, weil der Besitzer eines Lehens nur dessen Nießbraucher ist, und weil nach allen Lehensgesetzen er über seine Güter weder Verträge eingehen, noch schalten oder verfügen kann, ohne die Einwilligung der Lehensvettern, das ist hier, der Fürsten von Rheinfels, zu haben; und vor allen Gerichtshöfen würde der Kurfürst von Hannover einen Verweis bekommen, daß er mit gewaffneter Hand den Besitz eines streitigen Gutes ergriffen hätte, und würde seinen Prozeß sammt den Kosten verlieren. Anders ist freilich der

Fall über die Erbschaft einer ganz erloschenen Familie, welche alsdann die Erben das Recht haben, in Besitz zu nehmen, so wie es in Sachsen bei dem Ableben der Herzoge von Merseburg, von Naumburg, und von Zeiz geschehen ist. So sind bis jetzt die Gesetze und das Herkommen im Heil. Römischen Reiche gewesen.

Ich komme jetzt zu dem Rückfallsrechte, dessen in dem Manifeste, welches der Kaiserliche Hof bekannt gemacht hat, Erwähnung geschehen ist. Ich erinnere mich noch, daß im Jahre 1740 der König von Polen dies Recht geltend machen wollte, um die Ansprüche, welche er von Seiten der Königinn seiner Gemahlin auf Böhmen machte, zu begründen; und ich erinnere mich, daß die damaligen Oestreichischen Minister nachdrücklich die Gründe widerlegten, welche die Sächsischen Minister aus diesem Rechte herleiten wollten, das von Oestreichischer Seite mit fortdauernder Beharrlichkeit für ungültig und unzuläßig erklärt ward. Kann nun aber ein Recht zu einer Zeit unkräftig sein, und zu einer andern Zeit kraftvoll werden? Ich gestehe Ewr. Kais. Maj., daß es mir scheint, als wenn dies einen Widerspruch in sich fasse. Ew. Kais. Maj. sagen ferner in Dero Briefe in Betreff des Herzogs von Zweibrücken, daß man sich mit ihm ausgleichen könne, wenn der Fall des Ablebens des Kurfürsten von Bayern einträte. Dieselben machen mich freimüthig genug, daß ich die Frage hinzufüge: und warum nicht jetzt? Denn in der That, das hieße, einen Samen zu neuen Unruhen nnd neuen Zwistigkeiten aufbewahren, wenn man doch durch nichts gehindert ist, diesen Unruhen gleich jetzt vorzubeugen. Genehmigen Dieselben es daher auch, daß ich noch ein Wort in Betreff des Kurfürsten von Sachsen hinzufüge, den man an den Kurfürsten von der Pfalz verweisen will; auf die Art müßte man ja diesen letztern vollends plündern, wenn man Jenen abfinden wollte. Sollten sich keine anderen Auswege finden lassen, um ihn zufrieden zu stellen? Ich glaube, daß die Sache doch der Mühe lohnt; man müßte jene Mittel und Auswege punktweise angeben; sie würden dann zu Bestimmungssätzen dienen, über welche sich unterhandeln ließe.

Kurz, Sire, da Ew. Kais. Maj. mich so dreist machen, da Dieselben es gestatten, daß man Ihnen die Wahrheit sage, und da Sie so würdig sind, die Wahrheit zu hören: so werden Dieselben es nicht ungütig nehmen, daß ich, in der Offenheit meines Herzens, einige Gedanken angebe, welche zum Stoffe der Ausgleichung dienen können. Indeß glaube ich übrigens, daß eine Untersuchung dieser Art die Unterhandlung der Minister erfordert. Dieselben mögen entscheiden, ob Sie in dieser Rücksicht den Grafen Cobenzl beordern wollen, oder wen Dieselben sonst zu ernennen gut finden, um ein für die Menschheit so heilsames Werk zu beschleunigen. Ich gestehe, es ist ein schwer zu entwickelnder Wirrwar; aber die Schwierigkeiten müssen eher den Muth anfeuern, als abschrecken. Kann man sie nicht überwinden, nun, so fordert doch die Menschenliebe, daß man es versuche; wünscht man aber aufrichtig Frieden zu haben, so befestige man ihn auf dauerhafte Weise!

Uebrigens seien Ew. Kais. Maj. überzeugt, daß ich niemals die Sachen und Dero Person vermenge. Dieselben belieben gefälligst, mit mir zu scherzen. Nein, Sire, Sie haben keinen Lehrmeister nöthig. Sie werden jede Rolle, welche Sie übernehmen wollen, ausführen; denn der Himmel hat Sie mit den seltensten Geistesfähigkeiten begabt. Erinnern Sich Dieselben, daß Lukull niemals ein Heer angeführt hatte, als der römische Senat ihn nach dem Pontus sandte. Kaum war er daselbst angelangt, so machte er sein Probstück damit, den Mithridat zu schlagen. Mögen Ew. Kais. Maj. Siege erfechten: ich werde

der Erste sein, Dero Lob zu verkündigen; aber ich setze hinzu: es seien nicht Siege gegen mich! Ich bin mit allen Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung und der größten Ehrerbietung,

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiserlichen Majestät
guter Bruder und Vetter,
Friedrich.

20) Brief des Kaisers; aus Königinngräz, vom 19. April 1778.

Der freundschaftliche Brief, welchen Ew. Maj. mir geschrieben haben, rührt mich innigst, und wenn die hohe Achtung, und, ich darf es sagen, die wahre Freundschaft, welche ich stets gegen Dero Person gehegt habe, noch zunehmen könnte, so würde jener Brief gewiß dazu sehr geschickt gewesen sein. Ich werde der Kaiserinn Königinn Maj. die Gesinnungen mittheilen, welche derselbe enthält, und welche eines so großen Mannes, als Ew. Maj. würdig sind. Ich kann Dieselben im Voraus versichern, daß Ihre Maj. Cobenzln die nöthigen Anweisungen schon gegeben hat und noch geben wird, alle Vergleichsvorschläge anzuhören und zu bewilligen, welche nur anständig und möglich sein werden, sowohl in Absicht dessen, was Ihre Maj. sich selbst, als was sie ihren Staaten schuldig ist, um für den gegenwärtigen Augenblick sowohl, als für die künftigen Veranlassungen die Kriegsplage zwischen unsern beiderseitigen Staaten zu entfernen. So schwer dies auch scheinen mag, so wird es doch, wenn man es nur recht will, können zu Stande gebracht werden; und wir werden beide einen viel wahrern Ruhm uns erwerben, als alle Siege uns geben könnten; die Segnungen aller unsrer Unterthanen, die Erhaltung so vieler Menschen werden die schönsten Siegszeichen sein, welche man erwerben kann, deren Werth zu empfinden, nur denen zukömmt, welche, wie Dieselben, richtig zu schätzen wissen, was es sagen will: Menschenglück zu befördern!

Indem Ew. Maj. mit mir davon reden, durch welche Mittel man den Frieden erhalten kann, scheinen Dieselben gegen meine Vernunft Krieg führen zu wollen; denn die gar zu schmeichelhaften Lobsprüche, welche Dieselben mir beilegen, könnten mir den Kopf verwirren, wenn ich nicht zu gut wüßte, was mir noch an Erfahrung und an Fähigkeiten mangelt. Meinem Charakter nach, von aller Eitelkeit und von dem Gefallen an Lobpreisungen entfernt, muß ich Denselben doch gestehen, daß ich gegen die Achtung und den Beifall eines so guten Richters, wie Ew. Maj., nicht gleichgültig sein kann. Ich ersuche Dieselben, von den größten und vollkommensten Gesinnungen der Ehrerbietung und der aufrichtigsten Freundschaft überzeugt zu sein, welche ich Denselben auf lebenslang gewidmet habe, und mit welchen ich bin,

Mein Herr Bruder,
Ew. Majestät
guter Bruder und Vetter
Joseph.

21) Eigenhändiger Brief des Königs an den Kaiser; Schönwalde, vom 20. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Nichts kann für Ew. Kaiserl. Maj. glorreicher sein, als der Entschluß, den Dieselben zu fassen geruhen: nämlich es zu versuchen, das Ungewitter ab-

zuwenden, das sich zusammenzieht, und das so vielen unschuldigen Völkern drohet. Das Siegsglück, Sire, welches die berühmtesten Kriegshelden über ihre Feinde erhalten, vertheilt sich unter viele Köpfe, welche durch ihre Tapferkeit und ihr gutes Benehmen dazu beitragen. Aber die Wohlthaten der Fürsten gegen die Menschheit werden allein ihnen selbst zugeschrieben, weil sie von der Güte ihres Charakters, so wie von der Erhabenheit ihres Geistes entspringen. Es giebt keine Art Ruhm, worauf Ew. Kais. Maj. nicht mit Recht Anspruch machen könnten; es mögen Züge der Tapferkeit oder Handlungen der Mäßigung sein. Ich halte Dieselben der einen sowohl als der andern fähig; und Ew. Kais. Maj. können überzeugt sein, daß ich ganz gerade verfahren und mich ehrlich und aufrichtig zu allen Mitteln der Aussöhnung verstehen werde, die man wird vorschlagen können: eines Theils, um die Vergießung so vieles unschuldigen Blutes zu verhindern, und andern Theils auch, Sire, um der Gesinnungen aufrichtiger Bewunderung willen, welche ich für Dero Person hege, und deren tiefer Eindruck nie in meinem Herzen verlöschen wird. Seien Ew. Kais. Maj. überzeugt, daß, wenn ich es gewagt habe, Denselben die Gesinnungen an den Tag zu legen, welche ich für Dero Person hege, es der lautere einfache Ausdruck der Wahrheit ist. Man beschuldigt mich, daß ich mehr aufrichtig, als ein Schmeichler bin; auch bin ich in der That unfähig, etwas zu sagen, das ich nicht denke. In Erwartung, was Ew. Kaiserl. Maj. über die wichtige Unterhandlung, welche jetzt im Werke ist, zu beschließen belieben werden, bitte ich Dieselben zu glauben, daß ich mit der allervollkommensten Hochachtung und größten Ehrerbietung bin,

Mein Herr Bruder,
Ewr. Kaiserl. Majestät
guter Bruder und Vetter
Friedrich.

22) Rabener an Gellert.

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W... vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksale ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte; denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruch des Tages fing die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granate in mein Zimmer (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerschmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, anging, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neustadt zu D... Aber auch hier fing am 15.

die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsere Sachen geschafft hatten, zerschmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, die löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfing, einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? Und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit all' diesem gesegnet hat. Gott zum Preise muß ich gestehen, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübe. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein Paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntag früh fing man an, auch für die Neustadt besorgt zu sein, und viel tausend Menschen gingen zum Thor hinaus, auf das offene Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freunde auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13. Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg ging er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden; ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. — Meine Bücher dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art, sind leider auch fort. Empfehlen Sie

mich allen meinen Freunden aufs Beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyk, welcher, so bald als Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind; denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satyren in Duodez zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper sein wird. — An das Haus St... bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß sie sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte mich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drei tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen sein, so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eigenes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuers- und Wassernoth Ihr

Dresden, am 9. August
1760. redlicher Rabener.

23) J. v. Müller an seine Aeltern.

Genthod in der eilften Stunde des 1777. Jahres.

Empfanget, zärtlich geliebte und verehrungswürdige Eltern! meine lebhaften Wünsche für Euer Wohlsein und für Euer Leben in dem Jahr, welches wir heute angefangen haben. Die Jahre verschwinden; aber die Menschen triumphiren über die Jahrtausende und über die Dauer aller Welten. Eine Zeit wird kommen, da wir uns an das Jahr 1776 erinnern werden, wie an einen Augenblick unsrer Kindheit. Die Knospe unsers Wesens fängt erst an, sich zu entwickeln. Das wichtigste ist, daß wir diese flüchtigen Augenblicke anwenden, uns einen Schatz von Vollkommenheiten zu bereiten, der mit der Zahl der Jahre wachse und dessen Genuß uns allezeit glücklich machen könne. Dies, liebste Eltern, habt Ihr gethan, indem Ihr die Pflichten, welche Euch die Umstände aufgelegt haben, zum Besten der Kirche, der Schule, meiner selbst, meiner Schwester und meines Bruders gewissenhaft beobachtet habt. Dies, meine liebsten Eltern, ist die beste Erziehung, welche Ihr uns geben konntet; denn Ihr lasset uns Euer Beispiel vor Augen; die beste Erbschaft, die Ihr uns bereiten könntet; denn Ihr machet uns alle drei fähig, den Beifall der Rechtschaffenen und Weisen und die Belohnungen, welche die menschlichen Gesetze mit der Beobachtung gewisser Pflichten verbunden haben, zu verdienen. Alles Gute, welches wir thun werden, Alles, was vielleicht in fernen Zeiten nach unserem Beispiel oder durch meine Aufmunterung Andere thun werden, ist Euer Werk. Hiefür segne Euch Gott ewig; hiefür belohne er Euch durch jene innere Selbstzufriedenheit, welche von guten Handlungen unzertrennlich ist, und durch den Anblick unserer, Eurer Kinder, aufblühenden Glückseligkeit, welche, ich *weiß es*, der zärtlichsten Eltern höchste Wollust ist. Ich bitte den, der uns

Allen unsere Jahre vorher bestimmt hat, die, welche uns noch in der Welt durchzuleben übrig sind, zu Eurem Vergnügen gedeihen zu lassen. Ich will suchen, dadurch Euren Wünschen zu entsprechen, daß ich alle Kräfte, die mir der Himmel gegeben hat, zur Bewirkung des gemeinen Wohls der Menschen, aller Völker, des Vaterlandes und besonders der Meinigen anwenden werde. Von dieser löblichen Absicht hoffe ich Euch in diesem Jahr einen hellleuchtenden Beweis zu geben; ein wichtiges Jahr für mich, indem Jahrhunderte das Gute, das ich in diesem Jahre auszuführen gedenke, nicht vertilgen werden. Möchte ich so glücklich seyn, Euch hiedurch einiges Vergnügen zu machen; möchte ich mich in der Lage, in die mich Gott gesetzt hat, immer so verhalten, daß für uns Alle daraus wahre Glückseligkeit erfolgen möchte! Ich wünsche herzlich, derjenigen, an welcher ich nun arbeite, einst bei Euch und mit Euch zu genießen. Alles, was wir thun, ist in Gottes Hand; insofern aber das menschliche Glück von den Menschen abhängt, will ich nichts versäumen u. s. f.

Müller.

24) J. v. Müller an seinen Bruder.

Genf.

Mein lieber Bruder! Ich kann Dir mein Wohlbefinden nicht genug beschreiben. Meine Gesundheit ist fest; mein Blut fließt lebhaft durch gesunde Adern; ich habe eine blühende Farbe; nach und nach ändert sich meine Physiognomie. Meine Freunde zählen mich unter die guten Läufer; ich mache zwei Stunden und drüber bei starkem Wind, und werde kaum müde. Man liebt mich, und die Freundschaft ist meines Lebens Lust. —

Meine helvetische Geschichte nimmt mit starken Schritten zu; mein Herz wird großer und edler Gesinnungen fähig; ich sehe in jeglicher Zukunft Vergnügen und Ehre vor. Das, lieber Freund, ist der Wissenschaften Werk! Nichts, als sie erwarben mir die Liebe meiner Freunde, und machen mich bei aller meiner Munterkeit und Jugend Manchen achtungswürdig. Die Wissenschaften, Freund, begeistern mich zu dem Gedanken, dem Vaterland, oder wer mir dazu die beste Gelegenheit anbeut, solche Dienste zu leisten, daß mein Leben sich nicht wie der Staubbach in Schaum oder wie der Rhein im Sand verliere, daß es die Felder der Wissenschaften mit guten Grundsätzen, die Annalen mit gutem Beispiel befruchte. Ich fühle eine lebhafte Begierde, mich auszuzeichnen, und das durch gute Thaten und ein nützliches Leben. Wie? wo? wann? wodurch? da sorgt Gott für; von fernem zeigt er mir viele Wege; welchen ich gehen soll, wird mir sein Finger weisen. Ich gehe nun öfter in Gesellschaften, aber in solche, wo man Tacitus und Hume liest. Das Reiben des Stahls und Kiesels bringt Funken hervor, und die Ventilation der Gedanken, Plane und Ideen die Flamme des Genies. —

Bruder, lies doch fleißig die Alten! Keine neue Nation, außer den Britten, hat geschrieben wie sie. Man hat in unserer Welt manchmal viel zu thun, sich zu nähren; die Alten hatten in ihren fruchtbaren Ländern diese Sorge nicht. Es fällt wie ein Wort Gottes auf mein Herz, wenn ich lese: Omnes homines, qui sese student, praestare etc. Ich finde meine Seele mit der, welche dieses sagt, und mit ihres gleichen auf Einen Ton gestimmt.

Noch eine Sache, die ich lernen muß und will! das ist die große Kunst zu reden und zu schreiben, die Alles fortreißt, Alles unterjocht, Alles überredet,

der Niemand widersteht, welche der Mensch nach seinem Willen führen mag, wie Jupiter seinen Donner. Siehe Rousseau; er ist voll Fehler; er ist nicht lehrreich, sagt nichts Neues, und bezaubert halb Europa — durch die Zauberkraft seiner Schreibart! Es kömmt bei öffentlichen Vorträgen eben so viel auf die Art an, wie die Sachen gesagt werden, als auf die Sache selbst.

Lies in den Zeitungen die Artikel von Amerika. Dies ist das merkwürdigste der heutigen Völker. Hier in diesen Ländern werden die Jahrhunderte Roms und Athens wieder entstehen; sie sind eben so südlich, lassen, wie jene, Sklaven arbeiten, sind eben so frei, und haben vor jenen voraus — zweitausend Jahre mehr Erfahrung aller Thorheiten und Fehler unsers Hemisphäriums. Auch schreiben sie ihre Bücher mit vielem Feuer und Leben. Ich danke Gott, daß ich erst 24 Jahre alt bin; wir werden zu unsrer Zeit große Schauspiele sehen, Tragödien in Europa, Lustspiele in der neuen Welt. Unsere Zeit wird manche Revolutionen sehen. —

Gut, daß Du Dich auch in der Mathematik übest. Ich verstehe nichts davon, habe auch nicht Zeit, sie zu lernen, aber Du brauchst die Wissenschaft zur Fixirung Deiner Aufmerksamkeit, welches ich durch Mittel zuwege gebracht, die Du nicht anwenden kannst. Zugleich ist die praktische Mathematik von dem größten Nutzen im Leben, und Ozanam und Gujot Recreations und Versuche sind der angenehmste Zeitvertreib. Einer, dessen Schriften ich vorzüglich liebe, Bako von Verulam empfiehlt diese Wissenschaft mit großem Nachdruck.

Voltaire hat eine neue Tragödie geschrieben, von welcher er sagt, wenn die vormaligen spanischem Wein gleichen, so sei diese nur wie Limonade. Er befindet sich gar wohl. — Müller.

25) J. v. Müller an Bonstetten.

Boissiere, den 11. Mai 1779.

Der ganze Frühling lacht und athmet aus Allem; das Gras ist hoch und schön und stolz und scheint lebendig; die Lerchenrosen duften an den Zäunen, und alle Spaziergänge zwischen den hohen Spalieren sind Paradiese; vom sanften Jasmin wandelt man zur stärkern Geldernrose, und alle Nelken in ihrer orientalischen Pracht prangen am Rand unserer Terrassen. Wie schön, daß alle Fenster offen sind und Alles lichte ist bis an den späten Abend. Alle Menschen in allen ihren Kräften frisch, und wer nicht lacht und munter ist, ist eben sowohl eine Lehre, als der Andere eine Erquickung. Komm, Freund, Geliebter, ich kann mich nicht enthalten, mich zu Dir zu setzen an den Fuß Deiner Alpen, versenkt in hohen Blumen. Da Du mir nicht schreibst, ich weiß nicht warum, habe ich unternommen, täglich sechs Deiner alten Briefe von Anfang an zu lesen; denn im Glück bedarf ich Deiner sowohl, als in andern Zeiten, und wenn ich unserer Freundschaft von dem hölzernen Saal an durch Italien und manche Reise und manche weise Freunde und vergeblichen Verdruß folge, und immer Dich, Dein edles göttliches Herz, Deine tugendhafte und unveränderte Liebe finde, vergesse ich darüber, daß Du mich nun vergissest. Es ist kein Tag im Leben, da ich meines Freundes nicht bedürfte, keine kleine Handlung noch Freude, noch Traurigkeit, deren ich ihn nicht gern theilhaftig machte, und die ich nicht gern von ihm wissen und mit ihm theilen möchte. Gedenke! nur vier Wochen! wäre ich einsamer, wenn das Weltmeer uns trennte, und wie lange gedenken wir zu leben, um diese Verschwendung zu gestatten. Weiß ich denn, was Du thust, wie Du lebst, ob Du gesund bist, was Dich freut, was Du gern ändern möch-

test, Plane, Empfindungen, die Du hast? Mein Lieber, die Natur ist in vollem Leben, und warum lebe allein ich nur halb!

Müller.

26) An Garve.

Leipzig, den 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte. Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen! Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht und mit frohem Muthe erwartet hat; denn sie hatte schon lange alle Hoffnung zur Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherm Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannichfaltig, wie anhaltend, wie tiefschmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte! Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sei für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt; denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht alle getäuscht; denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer.

Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde.

Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung; ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an; ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan, und so gerne gethan hat? Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reiner Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und mit ihr ge-

nossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mutter an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen ehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie Beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren u. s. w. Zollikofer.

27) Graf von Stollberg*) an den Herrn Amtmann zu Eichstädt.

Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann! und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen, unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen sei. Sein Sie vielmehr von mir und meinem Geschwister überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil, soviel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unserem Wunsche ausfiele, so werden wir uns auch in diesem Falle eifrig bestreben, von dem König eine Milderung zu erflehen, die Er uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie sein muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von Ihnen gelesen habe, der aus keinem andern, als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diese Wege habe wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den Andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie Beide nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn.

*) Die beiden würdigen Dichter, Christian und Leopold Grafen zu Stollberg, hatten noch einen dritten Bruder, welcher zu Kiel unglücklicher Weise von einem Studirenden in einem Zweikampf erstochen wurde. Dieser traurige Vorfall bewog den Grafen Christian im Namen seiner Familie aus Tremsbüttel im Holsteinischen an den Vater des Thäters, der Amtmann zu Eichstädt war, obigen Brief zu schreiben.

Auch diese Vergebung unseres Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal bereits jetzt schon gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen zu sein pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge.

Christ. Gr. zu Stollberg.

28) An Johannes Müller.

Halberstadt, den 18. Mai 1791.

Seit wann, mein Theurer! dachten Sie nicht mehr an den alten Gleim? Seit ehegestern, glaube ich. — Sie hatten Reichstagsgeschäfte, schrieben gestern wegen der witzigen Franzosen im Namen des deutschen Erzkanzlers an den deutschen Kaiser, konnten also an den alten Gleim nicht denken.

In Ihrem letzten Schreiben machten Sie mir Hoffnung, daß ich Sie sehen würde. Gerüchte sagten nachher: Sie gingen nach Berlin 2c. O, daß ihr Gerüchte die Wahrheit sagtet! — Nein, sagten Andre, große Fürsten werben um den deutschen Tacitus; sein einziges Leben wird er nun ganz den großen Fürsten leben! — Nein, sagte ich, das thut er nicht:

„Johannes Müller lebt, und große Fürsten geben
Ihm guter Worte viel, doch nur für sie zu leben,
Weil bei der Nachwelt man durch Ihn zu leben meint;
Er aber weigert sich, und lebt für seinen Freund!"

Große Fürsten aber, sagten Andre, haben ihn in höhern Stand hinaufgehoben, damit er die Niedrigen nicht achte. — Lästerung, sagte ich; unsere großen Fürsten wissen wohl, daß sie einen großen Maler nicht machen können; sie gaben unserm deutschen Tacitus nur einen Lorbeerzweig. Das hätten sie längst thun sollen, gleich nach der Herausgabe seines Buchs über den Fürstenbund! — So sprach ich und las ohne weiters fort in Ihrer unvergleichbaren Schweizergeschichte. Was besonders beim Lesen des dritten Bandes für Gedanken aufstiegen in Ihrem alten Freunde, das, mein Theurer, läßt sich nicht wohl schreiben; es würde ein Briefbuch! Einer dieser Gedanken war: Sie hätten mit dem vierten Theile dieser Arbeit die Geschichte des Einzigen zu Stande gebracht!

O des Schicksals, das 1781 zu Berlin in goldne Fesseln Sie nicht legte! Nun bekommen wir keine Geschichte des Einzigen! Lassen Sie doch zum wenigsten Ihre herrliche Recension der Werke des Einzigen in der Allgemeinen Literaturzeitung besonders abdrucken; haben Sie die Zeit nicht, diesen Abdruck zu besorgen, so geben Sie mir nur den Auftrag; ein müßiger Freund soll seine Zeit sehr gut dazu verwenden.

Sie haben anonymisch noch Manches geschrieben, mein Theurer! Schicken Sie mir doch Alles, Alles! Es zu finden, wie der Hahn die Perle, ist nicht wohl möglich; ich scharre nicht viel, habe die Zeit nicht; sehe gar zu gern, daß mir Alten meine Freunde, deren Werke, nebst den Werken der Vorwelt, nur noch gelesen werden von mir, es mir commode machen! Ich gebe ein gutes Beispiel, sende Ihnen Alles, was ich drucken ließ, so schlecht es sein mag, und so wenig zufrieden ich selbst mit Manchem bin; sende es meinem liebsten Müller, bei dessen Bilde in meinem kleinen Freundschaftstempel Männer und Weiber: Wer ist das? am meisten mich fragen.

Ach, mein Theurer, in diesen kleinen Tempel kam ich den 14. Oktober vorigen Jahres gesund zurück, und war den 22. September dicht an der Pforte des Himmels; hörte schon der vorangegangenen Freunde: Willkommen! — Wäre so gern zu ihnen hingegangen, hätte meinen Einzigen aufgesucht. —

Wie viel hätte ich mit Ihnen noch zu sprechen; Herz und Geist ist voll! Ich darf nicht anfangen, dieser Brief würde, wie schon andere, disjectum membrum amici. Leben Sie wohl, mein Theurer, und sorgen Sie mit Ihrem Erzkanzler und seinem Helfer, daß der Russe, wie auf Ismail, nicht Sturm laufen dürfe auf die Menschheit; daß der Franzose, halb Tiger, halb Lamm, den gefangenen König nicht hängt, und daß die Polen so verständig als sie angefangen, endigen mögen! Sorgen Sie auch noch, daß Wilhelm Heinse seinen Wilhelm Gleim nicht ganz vergißt. Gleim.

29) An C. F. Zelter.

Weimar, den 23. Februar 1831.

Mein Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich. Er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen mit tüchtigem, frohem Antheil besucht und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst. Er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, Herrn Sterling, der mein Verhältniß zu Lord Byron vermittelt hatte, vergnüglich zusammentraf, und sich hierauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbein's, der zwischen gedachtem Orte und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, so wie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, als bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz, benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit. Sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler, Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegen kam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen. Sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen. Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide

des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht giebt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern das Gedächtniß dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen. Und so, über Gräber, vorwärts! Göthe.

30) Schiller an Göthe.

Jena, d. 19. Febr. 1795.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, sobald ich meiner Gesundheit ein wenig trauen kann; sollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden sehen. Mich verlangt herzlich darnach, und meine Frau, die sich sehr auf diesen Besuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe lassen, ihn auszuführen.

Ich gab Ihnen neulich treu den Eindruck zurück, den Wilhelm Meister auf mich machte, und ist also wie billig, Ihr eigenes Feuer, an dem Sie sich wärmen. Körner schrieb mir vor einigen Tagen mit unendlicher Zufriedenheit davon, und auf sein Urtheil ist zu bauen. Nie habe ich einen Kunstrichter gefunden, der sich durch die Nebenwerke an einem poetischen Product so wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe. Er findet in W. Meister alle Kraft aus Werthers Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geist und zu der ruhigen Anmuth eines vollendeten Kunstwerkes geläutert.

Was Sie von der kleinen Schrift Kants schreiben, erinnere ich mich bei esung derselben auch empfunden zu haben. Die Ausführung ist bloß anthropologisch, und über die letzten Gründe des Schönen lernt man darin nichts. Aber als Physik und Naturgeschichte des Erhabenen und Schönen enthält es manchen fruchtbaren Stoff. Für die ernsthafte Materie schien mir der Styl etwas zu spielend und blumenreich; ein sonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder sehr begreiflich ist.

Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufsatz beschenkt, worin der so gangbare Begriff vom eigenen Schicksal beleuchtet wird. Materien dieser Art sind für unsern Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas Mystisches an sich haben, und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.

Weil doch eben vom Schicksal die Rede ist, so muß ich Ihnen sagen, daß ich dieser Tage auch über mein Schicksal etwas entschieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man sich jetzt sehr mit Reformen zu beschäftigen scheint. Aber da ich doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, so will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin, und wo möglich leben und sterben will, als irgend anderswo müßig gehen. Ich hab' es also ausgeschlagen, und mache mir daraus kein Verdienst; denn meine Neigung entschied schon allein die ganze Sache, so daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unserm guten Herzog schuldig bin, und die ich ihm am liebsten vor allen Andern schuldig sein mag. Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.

Herr v. Humboldt aus Bayreuth ist noch nicht hier, und hat über seine Ankunft auch noch nichts Bestimmtes geschrieben.

Hier folgen auch die Weißhuhn'schen Blätter, von denen ich Ihnen neulich sagte. Ich bitte mir sie bald zurück.

Herzlich empfehlen wir uns alle Ihrem Andenken.

Schiller.

31) W. v. Humboldt an Schiller.

Rom, 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia; aber zufälliger Weise hatten wir, und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte Wilhelm nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft; er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich; er verließ mich fast nie; vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm; er gieng immer mit mir spazieren; er fragte nach Allem; er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen; er war bei Jedermann beliebt, weil er mit Jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er gieng alle Woche einige Mal zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst; Sie können denken, was sie leidet; aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald. Humboldt.

32) Antwort von Schiller.

Weimar, 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll

sich entwickeln gesehen, hat uns Beide auf's innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Clima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich bin über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit; aber man sah doch, wie sehr das Clima ihm muß zugesetzt haben.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels; es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander sein; unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige.

Schiller.

33) Jean Paul an Heinrich Voß.

Endlich hab' ich die Freude, Sie um zwanzig bis dreißig Dinge zu bitten, welche indessen alle auf die Stube hinauslaufen, in der ich Ihnen dafür danken will. Ich brauche nämlich — etwa von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage — ein Stübchen zur Miethe (nicht einmal ein Kämmerchen dazu); ferner ein Bette, ein schlechtes Kanapee, weil ich nur auf einem lese und schreibe, Jemand zum Kaffee- und Bettmachen und Getränkholen, gar keine Möbeln, außer den allerunentbehrlichsten. — Nur liege das Zimmerchen nicht dem Sonnenbrande gegenüber, sondern lieber der Abendsonne, oder dem Museum, oder der Wirthstafel, wo ich esse; und, wenn möglich, ohne besonderen Lärm in der Morgenstunde, die für mich viel Gold im Munde hat. Auch außer der Stadt kann mein (herrenhutisches) Seitenhöhlchen, oder meine Brustzelle liegen. Ein Mittelpunkt braucht ja nicht groß zu sein, wenn nur der Umkreis es ist; dieser bildet jenen, nicht jener diesen. Durchaus muß ich Alles miethen und bezahlen dürfen: so lebte ich in Erlangen, Nürnberg und wollt' es auch in Regensburg, hätte der Fürst Primas nicht für mich bezahlt. Als Gast hätt' ich nur halbe Freude, d. h. Freiheit.

Nach meinem geschwinden Wetterpropheten bekommen wir wenigstens 1½

zu trockene Monate. Vielleicht friere ich schon die h. Pfingstausgießungen bei Ihnen. — Uebrigens will ich Büchern mehr ent= als zufliehen; sie wohl, aber nicht Menschen, Berge und Ströme kann man sich verschreiben. Langes Bleiben erspart langes Schreiben. Daher schnappe ich hier ab, als Ihr Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen für so viel anbietende und versorgende Liebe noch nicht gedankt habe.

34) Rosalie an ihre Mutter.

Ohne Zweifel, meine theuerste Mutter, wirst Du mein scheinbares Stillschweigen nun selbst entschuldigt haben. Deine Rosalie hat diesesmal ihre Pflicht nicht vergessen, wie Du glaubst. Ach es ist ihr eine so süße Pflicht, an Dich zu schreiben! und es würde ihr schwerer werden, ihr zu entsagen, als sie zu erfüllen. Ich habe, wie Du nun gesehen haben wirst, jede Woche geschrieben, und den Brief jedesmal der Tante gegeben, die auch schreiben wollte; aber es kamen ihr immer so viele Hindernisse in den Weg, daß sie mehrere Posttage versäumen mußte. Die Unruhe, in der Du deshalb geschwebt hast, geliebte Mutter, thut mir sehr weh; auch daß Du mit Unzufriedenheit an mich denken mußtest. Denn obgleich schuldlos, mußte ich Dir doch, bis zur Ankunft meiner Briefe, schuldvoll scheinen. Vielleicht erlaubt mir die Tante künftig, meine Briefe selbst auf die Post zu schicken; und da soll gewiß keine Woche vergehen, ohne daß wenigstens einige Zeilen von mir Dir mein kindliches Andenken melden.

Aber da spreche ich ja, als wenn ich die Zeit Deiner Rückkehr noch weit entfernt dächte! Du sagst in Deinem letzten Briefe nichts darüber, und dieses Uebergehen einer für mich so wichtigen Sache beunruhigt mich sehr. Als Du mich verließest, glaubtest Du das Geschäft, das Dich von uns rief, in einigen Wochen vollenden zu können; nun sind schon mehrere Monate verflossen, und noch ist Deine Abreise nicht festgesetzt. Nie in meinem Leben war ich so lange von Dir getrennt, geliebte Mutter; ich kann mich an diese Trennung nicht gewöhnen; ja, je länger sie dauert, desto peinlicher kömmt sie mir vor. Jeden Tag hab' ich Dir tausenderlei zu sagen, und jedesmal muß ich mich erinnern, daß meine Worte nicht zu den Ohren der gütigsten Mutter gelangen können. Dann bin ich bisweilen recht traurig, zumal des Abends, so daß die Tante oft schmählt, wenn ich lange schweige, oder, in mich versunken, zerstreut scheine. Es ist vielleicht auch nicht recht; aber da Dich, theuerste Mutter, meine Augen nicht finden können, so suchen Dich meine Gedanken auf — und sind sie einmal dieses Weges gegangen, so ist es nicht so leicht, sie zurückzurufen.

Die Witterung ist seit einigen Tagen schrecklich. Man kann das Zimmer nicht verlassen, und die ganze Welt leidet an Schnupfen und Katarrh. Die Tante hat daher einige Abende ohne ihre gewöhnliche Partie sein müssen. Um die Zeit hinzubringen, hat sie mir französische Memoiren zum Vorlesen gegeben, aus denen ich sehe, daß die Sitten der Höfe — der ausländischen wenigstens — ganz verschieden von den unsrigen sind. Die Tante findet an dieser Lektüre großes Vergnügen und empfiehlt mir die Weltkenntniß, die ich daraus schöpfen könne. Ich will gern ihren Worten glauben, ob ich schon den Nutzen dieser Kenntniß für mich nicht recht begreifen kann. Jene Welt ist auf keine Weise die meinige, und die Menschen darin flößen mir mehr Abneigung, als Theilnahme ein. Wie sollt' ich ihnen nachahmen können?

Meine Arbeiten setze ich fort, wie bisher. Ich übe mich regelmäßig in

Allem, was mich Deine Güte hat lernen lassen; am angenehmsten aber beschäftigt mich mein Flügel und meine Guitarre. Zwar die letzte ruht seit einigen Tagen, da mir der Arzt, wegen Spannungen auf der Brust — vermuthlich auch eine Folge der übeln Witterung — zu singen verboten hat. Desto fleißiger sitze ich am Flügel, und oft, wenn Alles zu Bette ist, phantasire ich mich über den Schlaf hinweg, und sende meine Gedanken auf den Schwingen der Töne zu der besten Mutter, die dann auch vielleicht liebend an ihre Tochter denkt. Mit diesem Gedanken gehe ich froher meinem Lager zu, und bete inniger zu Gott, mir diese geliebte Mutter zu erhalten, und mich Ihrer würdig zu machen. Ach ich fühle nur allzusehr, daß ich dieses noch nicht bin, und daß meine besten Vorsätze noch allzuoft, und leider oft — an einer Kleinigkeit scheitern. Verzeihe mir, theuerste Mutter; denn es ist ja gewiß mein aufrichtiger Wunsch, Dir ähnlich zu werden, und eben dadurch Deiner mütterlichen Liebe mit Dankbarkeit zu begegnen.

Lebe wohl, liebste Mutter, und komme bald zurück. Wenn ich an Dich schreibe, täusche ich mich wohl bisweilen über Deine Entfernung und glaube Dich in meiner Nähe, als sprächʼ ich zu Dir. Aber ach! wenn diese Täuschung zerrinnt, und ich meine Hände vergebens ausstrecke nach Deiner fliehenden Gestalt — dann schauʼ ich so traurig in die ungewisse Ferne, und alle Pulse meines Herzens schlagen heftiger. O kehre bald zurück, geliebte Mutter, in die Arme Deiner Dich zärtlich liebenden, gehorsamen Rosalie.

35) Klopstock an seine Mutter.

Kopenhagen, den 16. Nov. 1756.

Wie sehr uns die Nachricht von unseres so theuren, geliebten seligen Vaters Tode gerührt hat, können Sie sich vorstellen, liebe Mutter. Wir danken Ihnen, daß Sie durch Gisefe haben an Cramer schreiben lassen. Es war uns sehr nöthig, daß wir jene Nachricht nicht durch einen schwarzen Brief empfiengen. Es war am Sonnabend, daß uns Cramer davon sagte; und am Sonntage bekamen wir Ihren Brief.

Ich will unsere Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserm theuren Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er ist nun viel glückseliger, als wir. Der Name des Herrn sei gelobt!

Sobald es Ihnen Ihr Schmerz zuläßt, liebste Mama, so schreiben Sie mir doch noch umständlicher von unseres theuren seligen Vaters Krankheit und Tode. Meine lieben Geschwister, die beiden kleinen nicht ausgenommen, sollen dieses auch, ein jedes besonders, thun. Es ist gut, daß wir uns insgesammt mit diesen Vorstellungen unterhalten; denn es ist überhaupt Nichts heilsamer, als öftere Todesbetrachtungen. — Wenn ich mir eine umständlichere Nachricht ausbitte, so verstehe ich sogar die kleinsten Umstände, die Ihnen nur einfallen, darunter. Ich will Ihnen einige kleinere und größere anzeigen: In welcher Stube oder Kammer ist er gestorben? Wer war, nach Ihnen, in seiner Krankheit am meisten zugegen? Glaubte er vom Anfange des Blutsturzes an, daß er daran sterben würde? Und wenn er es nicht gleich anfangs glaubte, wann fieng er an, es zu glauben? — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn so sehr geliebt haben und noch lieben; auf welche Art, mit welchen Worten that er es? — Ich hoffe zu Gott, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebetes auf uns ruhen wird.

Mein Schmerz ist zwar, durch die Gnade Gottes, ruhig; aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt. Ich habe viel an meine selige

Großmutter, die mich zuerst in der Religion unterrichtet hat, und an den seligen Johann Christian gedacht. Nun sind diese drei von mir so sehr Geliebten in der Ruhe der Ewigkeit bei einander.

Ich glaubte, Meta würde hierher noch ein paar Zeilen schreiben; aber der Besuch, den sie hat, hält sie zu lange auf. Gottlieb.

36) Die Königin Luise an ihren Vater.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehre unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt nicht Mehr, als wir tragen können! Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deßwegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie Etwas von unsrer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innigliebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise.

e) Geschäftsstyl.

Der Geschäftsstyl hat es mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu thun. Diese betreffen entweder unsere öffentlichen, oder unsere Privat-Angelegenheiten. Jene werden unter Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit verhandelt, diese von uns selbst, ohne Mitwirkung der Obrigkeit. Der Geschäftsstyl wird deßhalb in den öffentlichen und in den Privat-Geschäftsstyl eingetheilt.

Der öffentliche Geschäftsstyl enthält alle diejenigen Aufsätze, welche an Staatsbehörden gerichtet oder von ihnen ausgegangen sind. Er heißt auch Curial- oder Kanzleistyl und zerfällt in den höhern und mittlern.

Der Privat-Geschäftsstyl wird auch der niedere oder gemeine Geschäftsstyl genannt.

Jener öffentliche höhere und mittlere Geschäftsstyl begreift in sich den Verkehr

1) der Staatsregierungen unter einander (diplomatischen Styl; hieher gehören: öffentliche Verträge, Bündnisse, Proklamationen rc.);
2) des Staatsoberhauptes und seiner Behörden und Unterthanen (Cabinetsstyl: fürstliche Handschreiben, Cabinetsordres (Befehle, Patente, Diplome rc.);
3) der Staatsregierung und der Staatsangehörigen (Kanzleistyl: Verfügungen, Rescripte, Bescheide, Statuten, Protokolle rc.);
4) der Staatsbürger und der Behörden (Eingaben: Berichte, Bittschriften, Vorstellungen, Klagen rc.);
5) der Staatsbürger unter sich als Einzelner (Verträge, Scheine, Rechnungen rc.);
6) der Staatsangehörigen an eine größere Gesammtheit (öffentliche Mittheilungen).

Beispiele des höhern Geschäftsstyles.

1) Anrede Friedrichs des Großen an die Generale und höhern Officiere, am 4. December 1757 vor der Schlacht bei Leuthen.

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelunge ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Mister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese, dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunct rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließ ich die Oesterreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle von seinen Batterien begraben

lassen. So denke ich; so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. (Wir folgen Euerer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unsern König! riefen die versammelten Officiere, und der König bemerkte mit Freuden die Begeisterung, welche seinen Worten folgte; dann fuhr er fort:) Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonsregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.

2) Erklärung des deutschen Kaisers Franz II. bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone.*)

Nach dem Abschluß des Preßburger Vertrages haben Wir Unsre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gewendet, alle Verpflichtungen, die Wir durch diesen Vertrag eingegangen waren, mit Unsrer gewöhnlichen Treue und strengen Pünktlichkeit zu erfüllen, Unsern Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die so glücklicher Weise wieder hergestellte Ruhe auf allen Seiten zu befestigen, und zwar in der Erwartung, daß die durch diesen Frieden im deutschen Reiche bewirkten wesentlichen Veränderungen es Uns noch erlauben würden, die Uns, als oberstem Reichsoberhaupte, durch die Wahlkapitulation aufgelegten mühseligen Pflichten zu erfüllen. Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Vertrags unmittelbar nach seiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche nachher im Reiche Statt hatten, gaben Uns die Ueberzeugung, daß es Uns unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sein würde, ferner die Obliegenheiten, die Wir durch den Kapitulationsvertrag übernommen haben, zu erfüllen; und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß sich nach Beseitigung der durch die Kompilation der politischen Interessen eingetretenen Schwierigkeiten in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete Konvention**), welche nachher von den contrahirenden Theilen ratificirt wurde, und vermöge der sich mehrere der vorzüglichsten Stände vom Reiche trennen, um einen besondern Stand zu bilden, alle Hoffnung gänzlich zerstört.

*) Am 6. August 1806 von dem kaiserlichen Gesandten, Freiherrn v. Fahnenberg, im Namen seines Monarchen den übrigen Herren Gesandten zu Regensburg übergeben.
**) Die rheinische Bundesakte vom 12. Juli 1806.

In der vollkommensten Ueberzeugung, daß es Uns gänzlich unmöglich ist, die mit Unsern kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur in so weit in Unsern Augen einen Werth haben konnte, als Wir im Stande waren, dem Vertrauen, das Uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen, und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, das Uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt hat, als aufgelöst, und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten; daß Wir Uns dadurch als allen Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich entledigt ansehen; daß Wir, wie Wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiserkrone, welche Wir bis hieher getragen haben, niederlegen, und auf die Regierung, mit der Wir im Namen des Reiches beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, und alle Diejenigen, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen Uns, als oberstes Reichsoberhaupt auferlegte.

Wir entbinden ebenfalls alle Unsre deutsche Provinzen und Länder Unsres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei der Vereinigung derselben mit der Oesterreichischen Monarchie werden Wir Uns als Kaiser von Oesterreich bei dem Frieden, der zwischen Uns und den übrigen Mächten und benachbarten Staaten besteht, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beständig der Gegenstand Unsrer Wünsche und der Zweck Unsrer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in Unsrer Hauptstadt und Residenz Wien, den 6. Aug. 1806, im 15. Jahre Unsrer Regierung. Franz.

3) Aufruf des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. an sein Volk.

Breslau, den 17. März 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes war ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt; der Ackerbau war gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Churfürsten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen: sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte und entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, für unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit fester Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.*) Friedrich Wilhelm.

4) Aufruf des Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, vor der Schlacht bei Leipzig.

Die wichtigste Epoche des heiligen Krieges ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt. Wackere Krieger, bereitet Euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Oestreicher, Ihr kämpft für Eure Sache; ihr kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eueres Vaterlandes, für die Unsterblichkeit Euerer Namen.

Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem männlichen Rufe eröffnet den Kampf, den heiligen! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!

5) Der König Friedrich August von Sachsen an sein Volk.

Dresden, am 7. Juni 1815.

Euer König, ihr Sachsen, ist in eure Mitte zurückgekehrt, zwar tief gebeugt von den Leiden, die ihn und euch zeither betroffen haben, und durchdrungen von dem Schmerze der Trennung, die einen großen Theil seiner treuen und

*) Der Verfasser dieses so edel gehaltenen Aufrufs ist der ehemalige Präsident von *Hippel.*

geliebten Unterthanen ihm entrissen hat, aber nicht ohne den Trost, den ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übrig gebliebenen Volkes gewährt. Ihr habt den alten Ruhm der Sachsen in der schweren Zeit, in der Wir von euch getrennt gehalten wurden, bewährt und erhöhet. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; ihr habt unter allen Ereignissen, die euch niederdrückten, den Sinn für Recht und Pflicht in euch lebendig erhalten; ihr habt eure Anhänglichkeit an uns und an unser königliches Haus vor den Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgesprochen.

Wie sollten wir bei dem Geiste, der euch belebt, bei den Gesinnungen, die ihr gegen uns zu Tage gelegt habt, uns nicht der beruhigenden Zuversicht überlassen, daß es uns unter dem Beistande Gottes durch unsere und eure vereinigten Anstrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Unglück der Zeit euch geschlagen hat, und Wohlstand und Zufriedenheit unter euch wiederum zu verbreiten.

Hierauf und auf die möglichste Erleichterung der unabwendlichen Lasten, welche die von Neuem drohende Störung des öffentlichen Ruhestandes mit sich führen wird, sollen unsere landesväterlichen Bemühungen unablässig gerichtet sein. Wir fordern euch auf, zu diesen wichtigen Zwecken, nach euern Verhältnissen und allen euern Kräften mit unermüdetem Fleiße und verdoppeltem Eifer mitzuwirken. Durch euer Vertrauen, euern Gehorsam, euern einträchtigen und thätigen Beistand werden alle dahin abzielende Maßregeln befördert und erleichtert werden.

Die in der Verfassung, den Gesetzen und Einrichtungen des Landes von den zeitherigen Gouvernements verfügten Abänderungen werden wir sorgfältigst prüfen, und, befundenen Umständen nach, über deren Beibehaltung oder Wiederaufhebung uns entschließen. Die durch sie und während ihrer Dauer angestellten, uns noch nicht pflichtbaren, Diener verbleiben einstweilen, und bis wir ihrethalben besondere Entschließung gefaßt haben werden, in dem ihnen angewiesenen Berufe. Friedrich August.

6) Erklärung des Königs Maximilian Joseph von Bayern auf die Glückwünsche bei der Jubelfeier seiner 25jährigen Regierung.

Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweise aufgenommen, durch welche unsre getreuen Unterthanen aller Kreise und aller Stände am 16. Febr. d. J., als dem Jahrestage unserer 25jährigen Regierung ihre liebevolle Anhänglichkeit an uns sowohl schriftlich, als durch öffentliche Veranstaltungen aller Art abermals an den Tag zu legen gewetteifert haben. Erfreulich und erhebend ist dieses von Bayerns Bewohnern in schöner Eintracht gefeierte große Familienfest. Kein Band kann inniger, als diese treue Liebe, uns mit unserm Volke und dieses unter sich vereinen; kein Lohn für die treue Regentensorge, deren wir uns bewußt sind, beneidenswerther sein. Wenn wir mit Gottes Hilfe den Staat durch 25 Jahre einer thaten- und gefahrvollen Zeit glücklich hindurch geleitet haben: so war es die unerschütterliche Gesinnung unsers Volkes, auf welche wir dabei vertraut haben, und durch welche wir mit gleichem Vertrauen unterstützt worden sind. Wir bitten den Allmächtigen, daß er unsere Bemühungen zum Wohle dieses Volkes, dessen Liebe unser Glück und unser Stolz ist, fortan segnen, und was er an Jahren uns noch beschieden haben mag, mit solchen Er-

eignissen erfüllen möge, durch die wir in dessen dankbarem Andenken fortzuleben hoffen können. München, den 19. Februar 1824.

Maximilian Joseph.

7) Bittschrift an ein Ministerium.

Königliches (Großherzogliches, Herzogliches ꝛc.) Ministerium des Innern!

Unterthänigste Bitte des Ingenieur-praktikanten N. N. v. N., um ein Reisestipendium betr.

Nachdem ich in den Jahren 1842 — 44 die polytechnische Schule in N. besucht und im Sommer d. J. meine Staatsprüfung in den Fächern des Wasser- und Strassenbaues ordnungsmäßig bestanden, wünsche ich durch genaueres Studium größerer Bauwerke meine praktischen Kenntnisse in meinem Berufsfache zu befestigen und zu erweitern.

Dieser Zweck wird am sichersten erreicht durch Reisen in solche Länder, in welchen bereits solche Bauten ausgeführt sind und als mustergültig betrachtet werden, und die hohe Regierung selbst fordert aus diesem Grunde von den geprüften Ingenieurpraktikanten derartige Reisen als Pflicht zur Begründung ihrer Ansprüche auf dereinstige Staatsanstellung.

Leider bin ich aber durch den frühen Tod meines Vaters und durch mancherlei ungünstige Familienverhältnisse durchaus vermögenslos geworden, somit außer Stand, solche Reisen aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Soll nun mein sehnlichster Wunsch, einst ein tüchtiger Arbeiter in meinem Berufe zu werden, nicht unerfüllt bleiben, so sehe ich nur durch Erlangung einer Unterstützung die Möglichkeit seiner Ausführung, und wage es daher im Vertrauen auf die hohe Gnade und Milde Königlichen (Großherzogl.) Hochpreißlichen Ministeriums, meine ehrfurchtsvollste Bitte um eine solche dahin auszusprechen:

es möge Hochdemselben gefällig sein, mir zum Behufe einer wissenschaftlichen Reise nach Belgien, den Niederlanden und Großbrittanien ein Reisestipendium von 500 fl. aus dem allgemeinen Fonds für Kunst und Wissenschaften

huldreichst zu bewilligen.

Wie ich durch gewissenhafte und eifrige Benützung der mir erwiesenen Wohlthat derselben würdig zu beweisen mich bemühen werde, so soll sich mein Dank für die genossene Unterstützung durch Berufstreue und rastlose Thätigkeit zum Wohle meines Vaterlandes in meinem ganzen künftigen Leben aussprechen.

In freudiger Zuversicht der gnädigen Erfüllung meiner ehrerbietigsten Bitte verharre ich

Eines Königlichen (Großherzogl. ꝛc.), Hochpreißlichen Ministeriums des Innern

N., den 15. Septbr. 1851.

unterthäniger
N. N.,
Ing.-Prakt.

(Aus Gockels Lehrbuch der teutschen Schriftsprache.)

8) Bitte eines Studirenden um ein Stipendium.

Hochlöbliche k. k. Oberösterreichische Landesregierung!

Der Unterzeichnete bittet gehorsamst, ihm das erledigte Stipendium aus der K. Stiftung gnädigst zu verleihen. Zur Unterstützung seiner Bitte führt er folgende Gründe an:

1) hat er sämmtliche gesetzlich vorgeschriebene Klassen vollendet und überall die vorzüglichsten Noten erhalten, wie dieß die beiliegenden Zeugnisse beweisen;
2) wird es seinem Vater, der noch vier unversorgte Kinder zu ernähren hat und sehr arm ist, unmöglich, ihn länger zu unterstützen. Zur Bestätigung liegt auch hierüber ein Zeugniß bei.

Linz, den — N., Schüler ꝛc.

(Aus Gockels Lehrbuch der deutschen Schriftsprache.)

Gemeiner oder Privatgeschäftsstyl.

Zu demselben gehört:

1) der Schuldschein,

d. i. die schriftl. Versicherung, daß man von Jemandem ein Darlehen erhalten habe und dasselbe nach einer gewissen Zeit wiedererstatten werde;

Beispiel:

Herr Franz Veit, bürgerlicher Bäckermeister in Regensburg, hat mir heute ein hundert und fünfzig Gulden (150 fl.) baar geliehen. Ich verspreche diese Summe nach vorausgegangener halbjähriger Aufkündigung in guten Münzsorten zurückzuzahlen, während dieser Zeit aber mit 4 fl. vom Hundert (mit 4 Procent) zu verzinsen. Zur Sicherheit meines Herrn Gläubigers verpfände ich demselben bis zur Zurückzahlung des Kapitals 3 goldene Uhren, 12 silberne Löffel und 1 Stück Leinwand von 60 Ellen.

Regensburg, am 1. Mai 1843.

Jakob Frier als Zeuge. Fritz Maier, Tapezierer.
Karl Biller als Zeuge. Therese Maier, dessen Gattin.

Bemerkung. Wird in einem Schuldschein zur größern Sicherheit des Gläubigers (Crebitors) vom Schuldner (Debitor) die Verpfändung einer Sache erwähnt, so heißt sie Obligation.

Wenn liegendes Vermögen als Unterpfand gegeben wird, so werden die Obligationen vom Gerichte ausgefertigt, die Schuld wird in das Hypothekenbuch eingetragen und die Obligationen heißen Hypothekenbriefe.

2) Die Quittung.

Unter Quittung ist eine Bescheinigung zu verstehen, daß man eine Summe Geldes richtig erhalten habe.

Beispiel:

Herr Tapezierer Maier hat mir heute die einhundert und fünfzig Gulden (150 fl.), welche er mir schuldig war, mit den treffenden Zinsen baar zurückgezahlt.

Regensburg, am 1. Mai 1844.

Franz Veit, Bäckermeister.

3) Der Bürgschaftsschein,

d. i. die schriftliche Erklärung, daß man für die Bezahlung einer Summe, falls der Schuldner nicht zahlen sollte, mit seinem Vermögen hafte.

Beispiel:

Unterzeichneter erklärt hiemit, daß er für die rechtzeitige Zurückzahlung der

hundert Gulden, welche N. N. den N. schuldet, als Bürge und Zahler mit seinem Vermögen hafte.

Ort und Datum. Unterschrift.

4) Der Tilgungsschein. (Amortisationsschein.)

Er ist die schriftliche Versicherung eines Gläubigers, daß der vom Schuldner ausgestellte Schein verloren gegangen und deßhalb, wenn er wieder gefunden werden sollte, nicht mehr gültig sei.

Beispiel:

Ich bestätige hiemit, daß N. N. die hundert Gulden, die er mir schuldig war, nebst den treffenden Zinsen heute baar zurückgezahlt habe. Da der Schuldschein, welchen Schuldner am 1. Mai 1843 ausstellte, verloren gieng, so erkläre ich hiemit denselben für ungültig, im Falle er wieder zum Vorschein kommen sollte.

Ort und Datum. Unterschrift.

5) Der Empfangschein (Recepisse),

d. i. die schriftliche Versicherung, daß eine Sache richtig eingehändigt worden ist.

Beispiel:

Daß ich heute von N. N. ein Paquet im Werthe von 10 fl. zur Aufbewahrung erhalten habe, bestätigt hiemit.

Ort, Datum. Unterschrift.

6) Vertrag. (Contrakt.)

Wenn zwischen 2 oder mehreren Personen eine Uebereinkunft beschlossen wird, in welcher die eine Person ein Versprechen annimmt, das die andere gibt, so heißt das ein Vertrag oder Contrakt.

Beispiel:

Miethcontract.

Zwischen dem Herrn Kaufmann Zitt als dem Vermiether und dem Herrn Assessor Lipp als Abmiether ist heute folgender Miethcontract abgeschlossen worden.

1) Herr Zitt vermiethet dem Herrn Assessor Lipp den ersten Stock seines in der Mathildestrasse gelegenen Wohnhauses (Nr. 206), bestehend aus 6 heizbaren Zimmern, Garderobe, Küche, nebst Kellerantheil 2c. auf unbestimmte Zeit um den jährlichen Miethzins von 180 fl.
2) Herr Assessor Lipp verspricht den Miethzins halbjährig, nämlich die eine Hälfte an Allerheiligen, die andere an Georgi zu zahlen.
3) Eine Aftermiethung darf nicht Statt finden, und dem Miether ist es nicht gestattet, Leute, die nicht zu seiner Familie gehören, z. B. Studirende ins Quartier zu nehmen.
4) Herr Assessor Lipp verpflichtet sich, diese Wohnung in gutem Zustande zu erhalten und so wieder zu übergeben, in welchem er sie getroffen und bezogen hat, und die Kosten, welche etwa durch nöthige Ausbesserungen verursacht wurden, nicht in Rechnung zu bringen.
5) Ohne Vorwissen des Hauseigenthümers darf keine Veränderung am Gemäuer, an den Oefen 2c. vorgenommen werden.
6) Die Strassenreinigung trifft alle 3 Wochen eine andere Parthei im Turnus *(abwechslungsweise.)*

7) Polizeilich gebotene Beleuchtungen des Hauses besorgt der Hausherr allein für alle Fenster.
8) Beschädigung der Fenster durch Hagel ꝛc. fallen dem Miether zur Last, da dieselben mit Läden versehen sind.
9) Die Aufkündigung der Wohnung muß von dem einen wie von dem andern Contrahenten ein halbes Jahr vor der beabsichtigten Veränderung geschehen.

Von vorstehendem Vertrage sind zwei gleichlautende Exemplare ausgefertigt, von beiden Contrahenten unterschrieben und jedem ein Exemplar zugestellt worden.

Regensburg, am 2. November 1844.

Lipp, k. Assessor.
Zitt, Kaufmann.

7) Das Zeugniß (Attest.)

Die schriftliche Versicherung, daß eine Person oder Sache so und nicht anders sei.

Beispiel:

Zeugniß für einen Schüler.

N. N., Sohn des N. N. v. N., 15 Jahre alt, hat von mir 4 Jahre lang Unterricht in allen Gegenständen der lateinischen Schule erhalten und bei sehr vielen Fähigkeiten, vorzüglichem Fleiße und ausgezeichnetem sittlichen Betragen sehr gute Fortschritte gemacht.

Ort und Datum. Unterschrift.

8) Anzeige- oder Bekanntmachung gewisser Ereignisse, Vorfälle an das Publicum.

Beispiel:

Todesanzeigen.

1) Am 21. d. M. verschied an einem Brustleiden unser geliebter Vater und Schwiegervater, Herr N. N. Diese traurige Kunde bringen wir den Freunden des Verblichenen und empfehlen uns fernerem Wohlwollen.
Ort und Datum. Unterschrift.
2) Eine sehr gelungene Anzeige dieser Art ist die folgende:

Eine stille und herzliche Ehe ward nach 10 Monaten schnell getrennt, als meine theure und unvergeßliche Gattin, Wilhelmine am 15. dieses mich verließ und in die Ewigkeit ging. Sie war ein edles Weib, voll Liebe und Herzensgüte, durch welche mir die wenigen mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tief erschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuern Verwandten, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist.

9) Abtretungsschein (Cession),

eine schriftliche Urkunde, durch welche Jemand sein Eigenthum einem Andern abtritt oder seine Schuldforderung, die er an einen Andern hat, einem Dritten überläßt. Der Abtretende heißt Cedent und der Uebernehmer Cessionar.

Beispiel:

Indem die im vorliegenden Schuld- und Hypothekenbriefe bezeichnete Forderung von viertausend Gulden nebst allen Hypothekrechten an Herrn N. N. ꝛc.

hiermit cedire, bekenne ich die volle Valuta*) nebst Zinsen vom Cessionar heute baar erhalten zu haben und ertheile meine Bewilligung, daß diese Hypothek auf dessen Namen umgeschrieben werde, wobei ich auf eine Vernehmung beim Hypothekenamte verzichte.

O. u. D. Unterschrift des Cedenten.

10) Verzichtschein (Reverse),

die schriftliche Versicherung, daß man gewisse Vergünstigungen und Gefälligkeiten (auf Ruf und Widerruf) nicht zu einem Rechte machen und denselben entsagen wolle, sobald der Vergünstiger es wünscht.

Beispiel:

Mein Herr Nachbar, der N. N., hat mir gestattet, in dessen Hofraum eine Holzschupfe zu bauen. Damit aber diese Erlaubniß in der Folge nicht als ein Recht angesehen werden kann, so erkläre ich hiemit für mich und die künftigen Besitzer meines Hauses, daß Herr N. zu jeder Zeit diese Vergünstigung zurücknehmen könne.

Ort und Datum. Unterschrift.

11) Die Vollmacht,

oder die schriftliche Erklärung, wodurch der Eine (Mandant) dem Andern (Mandatar) die Befugniß einräumt, irgend ein Geschäft in seinem Namen zu besorgen.

Beispiel:

Da mich eine Krankheit hindert, persönlich an der Berathung über die Dampfschifffahrt Antheil zu nehmen, so bevollmächtige ich hiemit Herrn —, nach seinem eigenen Ermessen für mich seine Stimme in dieser Angelegenheit abzugeben, und erkläre hiemit ausdrücklich, daß ich Alles, was Herr — in dieser Sache thun wird, so ansehen werde, als hätte ich in eigener Person gehandelt.

O. u. D. U.

12) Die Anweisung (Assignation),

ein Schein, in welchem Jemand einen Dritten, mit dem er in Abrechnung steht, bittet, dem Vorzeiger eine Summe Geldes auszuzahlen oder Waaren auszuliefern.

Beispiel:

Nach Sicht (d. i. nachdem Sie diese Anweisung gesehen haben) belieben Herr — gegen diese meine Anweisung an die Ordre des Herrn — die Summe von einhundert Gulden im 24 fl. Fuße zu zahlen und mir solche in Rechnung zu bringen.

O. u. D. Unterschrift.

13) Der Wechselbrief,

d. i. die schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich enthaltende, Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit getreten ist, bei Vermeidung persönlicher Haft, eine bestimmte Summe zu gewisser Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Die Wechsel werden 1) in eigene Wechsel, Solawechsel genannt, und 2) in trassirte Wechsel eingetheilt. In jenen verspricht der Aussteller die Zahlung selbst zu leisten; in

*) Werth, Betrag.

diesen verpflichtet er sich, die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen. Einen Wechsel auf Jemanden ausstellen, heißt trassiren. Der, welcher den Wechsel ausstellt, heißt Trassant; der, welcher ihn zahlen soll, Trassat. Die trassirten Wechsel oder Tratten sind die eigentlichen Wechsel, weil die größten Handelsgeschäfte mit ihnen gemacht werden. Bei den eigenen oder Solawechseln kommen in der Regel bloß 2 Personen in Betracht: der Aussteller und der Empfänger. Bei den trassirten oder eigentlichen Wechseln werden 4 Personen unterschieden, ob sie gleich nicht immer 4 verschiedene Subjekte sind: 1) der Trassant, d. i. der, welcher den Wechsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einem andern Orte wieder auszahlen läßt. 2) der Remittent, d. i. der, welcher den Wechsel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3) der Präsentant, d. i. der, welcher die Schuld zu heben angewiesen ist, und dessen erstes Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel dem, der ihn bezahlen soll, zur Acceptation zu präsentiren. 4) der Trassat, d. i. der, auf welchen der Wechsel ausgestellt ist. Man kann das Eigenthumsrecht eines Wechsels auch an einen Andern abtreten, welches man giriren (sprich: schiriren) oder indossiren heißt. Der, welcher den Wechsel abtritt, heißt Girant oder Indossant; der, welcher ihn annimmt, (acceptirt), Girat oder Indossat. Wenn der erste Wechsel (Prima) verloren geht, wird ein zweiter (Secunda), dritter (Tertia) ꝛc. nachgeschickt, welche gleichlautend sein müssen.

Beispiel 1.

Solawechsel:

Wien, den 2. Sept. 1840. Für 200 Thlr. Preuß. Courant.

Drei Monate nach dato zahle ich gegen diesen meinen Sola-Wechsel an Herrn Friedrich Herm in Nürnberg die Summe von zweihundert Thalern (200 Thalern) in Preuß. Courant. Valuta habe ich in Waaren erhalten und leiste zur Verfallzeit prompte Zahlung nach Wechselrecht hier und aller Orten.

Franz Schütz.

Angenommen auf mich selbst.
Franz Schütz.

Beispiel 2.

Tratte:

Leipzig, den 12. Aug. 1842. Für fl. 400 im fl. 20 Fuße.

Zwei Monate nach heute zahlen Sie gegen diesen meinen Prima-Wechsel an die Ordre des Herrn Viktor Manz die Summe von Vierhundert Gulden im fl. 20 Fuße. Werth empfangen und stellen solchen in Rechnung laut Bericht.

Matthäus Auer.

Giri:

Für mich an die Ordre des Herrn Ludwig Müller. Werth in Rechnung.
Nürnberg, 20. August 1842. Victor Manz.

Für mich mit an die Ordre des Herrn L. Arnstein. Werth empfangen.
München, 24. August 1842. Ludwig Müller.

II. Die Poesie.

Wir haben schon weiter oben den Unterschied angedeutet, der zwischen Prosa und Poesie besteht.

Die Prosa stellt das dar, was vorzugsweise im Vorstellungsvermögen unmittelbar begründet ist, und hat zunächst auf das Erkenntnißvermögen und auf die höheren Seelenkräfte einzuwirken. Die Poesie stellt aber das dar, was aus dem Gefühlsvermögen unmittelbar stammt, und wirkt insbesondere auf das Gefühlsvermögen. Sie zeichnet sich vor der Prosa durch größere Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus. Ihr Wesen besteht darin, daß der dem Gefühlsvermögen unmittelbar angehörende Stoff von der Einbildungskraft zu einer idealischen Form ausgeprägt und das dem Dichter vorschwebende Urbild sprachlich zu einer vollendeten Form erhoben wird, so daß die äußere Sprachdarstellung den schönsten Wohlklang und die innigste Congruenz und Harmonie der Wörter und Redesätze in sich schließt. Die Poesie ist, kurz gesagt: die Kunst, bestimmte Gefühle nach dem Gesetze der Schönheit durch möglichst klangreiche Worte bildlich darzustellen. Sind die individuellen Gefühle des Dichters nicht innig und stark, oder ist die Einbildungskraft nicht thätig genug, um jene Gefühle im Glanze des Ideals darzustellen, so verdient das poetische Product auch bei der schönsten Form der Sprachdarstellung, bei dem schönsten Wohlklang und der innigsten Harmonie der Wörter und Sätze doch nicht den Namen einer vollkommenen Poesie; sie ist nur äußere, prosaische Poesie oder metrische und gereimte Prosa.

Ein Beispiel metrischer Prosa sei folgendes Gespräch, dessen Inhalt völlig prosaisch ist:

Hänschen: Wohin Mama?
Mutter: Zur klugen Frau!
Den Löffel, den man mir gestohlen,
Wird sie mir sicher wieder holen.
Die weiß das Alles ganz genau.
Hänschen: Mit! mit! ich sah noch keine kluge Frau.

Eben so wenig verdient aber ein dichterisches Produkt bei dem Mangel des Wohlklangs, der Congruenz und Harmonie der Wörter und Sätze und des poetischen Rhythmus, kurz bei dem Mangel vollendeter Form der Sprachdarstellung, den Namen einer vollkommenen Poesie, selbst wenn der dichterische Stoff von der Einbildungskraft zu einer idealischen Form ausgeprägt und erhoben ist; sie ist dann nur innere Poesie oder poetische Prosa.

Kurzes Beispiel poetischer Prosa:

Schilderung des anbrechenden Morgens.

Die stillen Stunden führten den rosenfarbenen Morgen herauf, und goßen den Thau auf die schattige Erde; indeß schoß die Sonne ihre frühen Strahlen hinter den schwarzen Cedern des Berges herauf und schmückte mit *glühendem Morgenroth* die durch den dämmernden Himmel schwimmenden *Wolken.*

Selbst eine sehr harmonische poetische Prosa kann übrigens noch durch einen hohen Grad der äußeren Lebhaftigkeit und durch poetischen Rhythmus sehr gewinnen. Als Beweis möge eine Stelle aus Ramlers metrischer Uebersetzung der Geßner'schen Idyllen dienen. In der Idylle Myrtill und Thyrsis meint Chloe, ihr Daphnis sei ertrunken; Geßner erzählt:

Ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und das Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust und riß die Locken vom Haupt: Ach Daphnis, Daphnis! Ach ich Elende! ich zaudere, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Ramler giebt diese Stelle metrisch, wie nun folgt:

— — — von erstickenden Seufzern
Schwoll ihr Busen empor; sie schluchzte, winselte, schrie dann
Laut gen Himmel; ein lautes Geschrei begannen die Hügel;
Banges Winseln durchwallte den Hain, und Winseln das Ufer. —
Und nun riß sie die Locken vom Haupt; nun schlug sie mit beiden
Händen sich Stirn' und Brust. — Ach Daphnis! Daphnis! —
O Nymphen! —
O treulose Wellen! — Ich zaudre noch? säume noch länger,
Ich Elende, den Tod in den Wellen zu suchen, die meines
Lebens Freude mir raubten? — Sie sprachs und — stürzte vom Ufer.

Man bemerke vornehmlich die in dem Bau der obigen Verse wahrnehmbare Harmonie mit Chloens unterliegender Empfindung und mit dem unmittelbar darauf folgenden raschen Entschlusse.

Nach den Erforderniſſen, welche man an eine vollkommene Poesie stellt, verlangt man von einem Dichter außer einem scharfen, bestimmten Urtheile, philosophischer Bildung und einem Reichthum von allgemeinen Kenntnissen insbesondere ein lebhaftes Gefühl, eine reiche schöpferische Phantasie, ungemeine Thätigkeit des Geistes, ganz geläuterten Geschmack, genaue Kenntniß der Poetik oder der Regeln über die Dichtkunst, und eine solche Gewalt über die Sprache, daß er den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls so wiederzugeben vermag, daß der innere und äußere Character eines dichterischen Erzeugnisses als Einheit zusammentrifft, und das Wohlgefallen an der dichterischen Form durch die Wahrnehmung gleichmäßiger Haltung und Durchführung beider Theile bewirkt wird.

Die Poetik (ars poëtica) d. i. der Inbegriff dichterischer Vorschriften, enthält aus der Erfahrung entlehnte Betrachtungen und Regeln über die Poesie überhaupt und die einzelnen poetischen Darstellungen besonders, so wie Regeln über die äußere Form des Gedichts, d. h. über die Messung und Betonung der Sylben, über ihre Vereinigung zu Füßen, über die Nebeneinanderstellung derselben zu Versen und deren Verbindung zu Sylbenmaßen, woraus der sogenannte Rhythmus (Klangmaß) entsteht, so wie auch Regeln über den Reim. Diese Regeln über die äußere Form der Gedichte sind in der Metrik dargelegt.

Die Metrik oder die Lehre vom Versbau stellt demnach die Gesetze auf, nach denen die Sprache zum Versbau angewendet wird. Sie enthält als Theile:

a) die Prosodie oder Messung und Betonung der Sylben, die die Regeln zur richtigen Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben und zu ihrer Betonung angiebt,

b) die Glieder eines Verses oder die Versfüße,
c) den Vers selbst und die Versarten und
d) den Reim.

a) Prosodie oder Lehre vom Sylbenmaße und Sylbentone.

Unsere deutsche Sprache hat sowohl Accent oder Silbenton, d. i. Aussprache der Silben mit besonderer Hebung oder Senkung der Stimme, als auch Quantität, d. i. Zeitmaß der Silben oder Länge und Kürze derselben. Das auf Regeln beruhende Verhältniß der Silben nach ihrer Zeitdauer und nach dem Grade ihres Tones nennt man Rhythmus. Accent und Quantität sind demnach die Grundlagen des poetischen Rhythmus. Der Accent trifft in der Regel mit der Länge zusammen, und das Zeitmaß wird durch die größere oder geringere Bedeutsamkeit der Silben bestimmt. Alles Hauptsächliche wird durch lange Silben, alles Nebensächliche durch kurze Silben bezeichnet. Der Hauptton in jedem Worte fällt auf die Stammsilbe. Nach der Bedeutsamkeit der Silben richtet sich demnach die Betonung und nach dieser die Quantität, so daß eine Silbe im Worte, die den Hauptton hat, zugleich der Quantität nach lang sein muß. Hieraus darf man aber nicht schließen, daß umgekehrt jede Silbe, die den Hauptton nicht hat, kurz sein müsse. In zusammengesetzten Wörtern hat nur eine Silbe den Hauptton, z. B. in „Wohlthat“ die Silbe „Wohl“; dessenungeachtet hat aber das Grundwort „That“ volle Länge, wenn es gleich wegen des gesenkten Nebentones etwas verdunkelt erscheint. Das Wort „hellblau“ hat ebenfalls zwei Längen, wovon die erste in der Hebung, die zweite aber in der Senkung steht. Im Worte „frohlockt“ ist die Hebung auf der zweiten der beiden Längen.

Den betonten Zeittheil oder die rhythmische Hebung nennt man Arsis, den tonlosen Zeittheil oder die rhythmische Senkung aber Thesis. Wenn der gesenkte Ton der Arsis gleichsam vorbereitend vorausgeht, so nennt man ihn auch wohl die Anakrusis oder den Vorschlag, wogegen man der nachtönenden Senkung den Namen der Thesis im engeren Sinne giebt. So ist z. B. im Worte „Gesänge“ die erste Silbe „Ge“ die Anakrusis, die zweite Silbe die Arsis und die dritte die Thesis.

Alle Silben der deutschen Sprache sind entweder lang (langzeitig —), oder kurz (kurzzeitig ◡), oder mittelzeitig (zwischen Länge und Kürze schwankend ⏓). Die Kürze wird als eine Zeit betrachtet, die Länge als zwei Zeiten, so daß also zwei Kürzen an Dauer einer Länge gleich sind. Die langen Silben haben Accent oder Ton; die kurzen sind weniger stark betont; die mittelzeitigen sind bald kurz, bald lang.

1) Lang oder zweizeitig (—) sind alle Stammsilben, insbesondere

a) alle einsilbigen Stammwörter, welche Hauptbegriffe bezeichnen, z. B. Hand, gut, Lauf, grün, hört 2c.

b) mit einigen Ausnahmen alle Stammsilben in mehrsilbigen einfachen Wörtern z. B. Friede, dieser, heilig, dreißig, prahlen, entlassen, befriedigen 2c. (Ausnahme: lebendig);

c) mit einigen Ausnahmen alle hoch- und nebentonigen Stammsilben in zusammengesetzten Wörtern, z. B. Wohlthat, Handschuh, hellgrün, Kirchthurmspitze;

d) mit einigen Ausnahmen alle einsilbigen Präpositionen und Adverbien, welche mit Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörtern vereinigt sind, z. B. abtreten,

vorschreiben, anhören, aufladen, fortlaufen, herkommen, Aussicht, Nachtheil, umständlich, beifällig ꝛc.,

e) die Vorsilbe ant und die Nachsilbe ei z. B. antworten, Betrügerei ꝛc.

2) Kurz oder einzeitig (◡) sind alle Nebensilben vor oder nach der Stammsilbe, wenn sie accentlos sind, insbesondere:

a) alle Beugungssilben, z. B. Hände, Kindes, betete, kleinere, geflüchtet ꝛc.; ausgenommen sind die Silben end, elnd und ernd, welche mittelzeitig sind, z. B. dankend, bettelnd, donnernd;

b) die Vorsilben und Nachsilben, deren Vokal ein e ist, also die Vorsilben: be, emp, er, ent, ge, ver, zer; die Nachsilben: chen, er, el ꝛc., z. B. Befehl, Empfang, Erweis, Entwurf, Gebet, Verbot, Zerwürfniß, Mädchen, Wechsel, Brüder ꝛc.

c) der bestimmte Artikel: der, die, das in allen Formen und die einsilbige Form des unbestimmten Artikels: ein. (Das die Stelle des hinweisenden Fürworts vertretende Fürwort: der, die, das und das Zahlwort: ein sind lang.)

d) die Conjunction: so im Nachsatze, und: zu vor dem Infinitiv.

3) Mittelzeitige Silben und Wörter, welche bald als Längen, bald als Kürzen stehen, sind:

a) alle einsilbigen Für- und Zahlwörter, als: ich, du, er, sie, wir, ihr, uns, euch, ihn, ihm, sich, der, die, das, wer, was, mein, dein, sein, ihr, unser, euer, selbst, man, kein, drei. (Es ist immer kurz);

b) die einsilbigen Formen der Hülfsverba, als: bin, bist, ist, sei, sind, seid, war, hat, hast, wird, wirst, ward ꝛc.;

c) die einsilbigen Präpositionen: an, bei, in, von, vor, zu, durch, für ꝛc.;

d) mehrere einsilbige Adverbien z. B. noch, auch, zwar, wohl, dann, wann, jetzt, eh', nicht, wo, ja ꝛc.;

e) einsilbige Conjunktionen, z. B. als, da, daß, und, auch, denn, weil, wenn, wann ꝛc.;

f) die einsilbigen Interjectionen, z. B. ach, ei, o, ha, weh ꝛc.;

g) die Vorsilben un, ur, miß, erz und all, z. B. unendlich, Unglück, urplötzlich, Ursprung, mißlingen, Mißgunst, erzböse, Erzbischof, allmächtig, Allvater;

h) die Endsilben: heit, keit, ig, icht, lich, isch, thum, ung, uth, sal, sam, schaft, bar, haft ꝛc.

Ueber die Länge und Kürze der Mittelzeiten gelten folgende Regeln:

1) Wenn eine Mittelzeit zwischen Silben gestellt wird, denen sie am Werthe nachsteht, so wird sie kurz gebraucht, wenn sie aber zwischen solche Silben gestellt wird, welche ihr am Werthe nachstehen, so wird sie lang gebraucht; z. B. Zufriedenheit, beglückt. Gesundheit wünsch ich dir. Hör mich an! Frage mich um Rath!

Ich komme durch den Wald. Er kam durch Wälder. Er kennet ihn an seiner Stimme. Er hört ihn an.

2) Wenn die Mittelzeit zwischen eine Länge und Kürze gestellt wird, wird sie meist kurz; z. B. Schwül war die Luft. Komm in das Haus! Wunderbar schön! Jüngling, vernimm!

3) Wenn der Mittelzeit zwei Kürzen folgen oder vorausgehen, so wird sie lang, z. B. Hat es geblitzt? Wundere dich!

4) Wenn einer Mittelzeit nichts vorangeht, so wird sie vor einer Kürze lang, vor einer Länge aber kurz; z. B. Unerhört, Unglaublich klingt's.

5) Wenn die Mittelzeit am Schlusse steht, so wird sie nach einer Kürze lang, nach einer Länge aber kurz; z. B. O wunderbar! Sei stets sparsam!

6) Wenn mehrere Mittelzeiten zusammenkommen, so entscheidet das Gehör, ob dieselben kurz oder lang gesprochen werden; z. B. Angenehm war's doch im Hain.

Bemerkung. Es mag gut sein, den Schülern hier Uebungsaufgaben zur Bezeichnung der Längen (—) und Kürzen (◡) vorzulegen. Als solche dienen die weiter unten aufgeführten vielen Beispiele der verschiedenen Dichtungsarten.

---

b) Von den Versfüßen.

Die Glieder, in welche ein Vers (eine Gedichtzeile) vermöge der darin herrschenden Tonbewegung zerfällt, heißen Versfüße oder rhythmische Takte. Sie bestehen entweder aus ungleichen Zeittheilen, also aus Längen und Kürzen, oder aus gleichen Zeittheilen, also aus bloßen Längen oder aus bloßen Kürzen.

Diese Zeittheile sind aber durch ein Tonverhältniß mit einander verbunden. Ein Theil hat in jedem Versfuße die rhythmische Hebung (Arsis), ein Theil die Senkung (Thesis).

Die Versfüße sind entweder fallend, wenn bei dem letzten Zeittheile der Ton sinkt, z. B. fröhlich, Güte, Wohlthat, Langmuth, oder steigend, wenn bei dem letzten Zeittheile der Ton sich hebt, z. B. Gefahr, Begriff, lobsingt, frohlockt, oder steigend-fallend z. B. Gefahren, Begriffe, oder fallend-steigend z. B. Vaterherz, Landesfürst.

Diese Versfüße werden gewöhnlich nach der Zahl der darin enthaltenen Silben in zwei-, drei- und viersilbige, ja selbst in fünf- und sechssilbige eingetheilt. Jeder Fuß hat seinen eigenen Namen. — Nach dem Vorangegangenen wird das nun folgende Verzeichniß der Versfüße verständlich sein.

1) Zweisilbige Versfüße gibt es vier:

— — Spondeus z. B. Klopstock, Wohllaut, Unschuld, Freiheit.

— ◡ Trochäus oder Choreus, z. B. Hölty, Vater, Mutter.

⏑ — Jambus, z. B. von Kleist, Prophet, Gesang, gesund.

⏑ ⏑ Pirrhichius (er findet sich in der deutschen Sprache nur in mehrsilbigen Wörtern neben einer Länge), z. B. (be)tete, (rich)tete.

2) Dreisilbige Versfüße sind acht:

— — — Molossus, z. B. andachtsvoll, beifallswerth.

⏑ ⏑ ⏑ Tribrachys (er fehlt der deutschen Sprache in einem dreisilbigen Worte, findet sich aber in viersilbigen nach einer Länge), z. B. (ei)ligere, (säu)menderes.

— ⏑ ⏑ Daktylus, z. B. Ossian, heilige, fröhliche.

⏑ ⏑ — Anapäst, z. B. der Homer, Diamant, der Verlust, das Gewand.

— ⏑ — Cretikus, z. B. Vaterland, Himmelsluft.

⏑ — ⏑ Amphibrachys, z. B. von Schiller, Gefilde, Bewegung.

⏑ — — Bacchius, z. B. von Stolberg, Gewaltthat.

— — ⏑ Palimbacchius, z. B. Blumauer, anbeten, aufsetzen.

3) Viersilbige Versfüße sind sechzehn:

— — — — Dispondeus, z. B. Seekriegsschauplatz, Landwehrmannskost.

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Prokeleusmatikus, z. B. (belei)digenderes, (beäng)stigenderes.

— ⏑ — ⏑ Ditrochäus, z. B. Kosegarten, Ungewitter, Lebensfrage.

⏑ — ⏑ — Dijambus, z. B. von Hagedorn, Bekümmerniß.

— ⏑ ⏑ — Choriambus, z. B. Doppelrubin, Wetterprophet.

⏑ — — ⏑ Antispast, z. B. Gebirgsklüfte, verwahrlosen.

— — ⏑ ⏑ sinkender Joniker, z. B. Ankündiger, wohltönender.

⏑ ⏑ — — steigender Joniker, z. B. Meteorstein, die Gewinnsucht.

— ⏑ ⏑ ⏑ erster Päon, z. B. Virgilius, flüchtigere, leuchtendere.

⏑ — ⏑ ⏑ zweiter Päon, z. B. Beseliger, befriedigen.

⏑ ⏑ — ⏑ dritter Päon, z. B. Zachariä, Alabaster, der Verbrecher.

⏑ ⏑ ⏑ — vierter Päon, z. B. Religion, in der Gestalt.

⏑ — — — erster Epitritus, z. B. Triumphausruf, Gebirgsumfang.

— ⏑ — — zweiter Epitritus, Todesanblick, Meeresabgrund.

— — ⏑ — dritter Epitritus, z. B. Abschiedsgesang, Meersturmgeheul.

— — — ⏑ vierter Epitritus, z. B. Epheuranke, Maimondnächte.

Die fünf- und sechssilbigen Füße ꝛc. können wir hier übergehen, da man mit der Kenntniß der zwei-, drei- und viersilbigen bequem ausreicht, und die Namen der fünf- und sechssilbigen noch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit angegeben sind.

In unserm Jahrhunderte hat es nicht an Versuchen gefehlt, den Füßen andere Namen zu geben; so schlägt Herr Kirchenrath Perschke in der 1809 von ihm erschienenen Orthometrie vor, den Füßen solche Namen zu geben, die zugleich die prosodische Natur des bezeichneten Fußes selbst hören lassen. Er nennt deßwegen den Spondeus: Klopstock, den Trochäus: Hölty, den Jambus: von Kleist ꝛc. Der Vorschlag verdient Berücksichtigung.

Werden gleichartige Füße zu einem Verse verbunden, so können sie nach Beschaffenheit ihrer Hebungen aus ein- oder doppelfüßigen Gliedern bestehen, welche Metra oder Takte genannt werden. Jeder Vers besteht aber aus so vielen Takten, als er gleichartige Hebungen hat. Werden ungleichartige Füße zu einem Verse verbunden, so entstehen Syzigen oder künstliche Rhythmen.

Ein Takt wird gerade genannt, wenn die Thesis der Arsis gleich kommt, ungerade aber, wenn sie die Arsis nicht erreicht. Die Wurzel des geraden Taktes ist der Daktylus, die Wurzel des ungeraden, dreitheiligen Taktes der Trochäus; daher ist der Grundrhythmus aller gleichfüßigen Verse der trochäische und der daktylische.

Nach dem Vorherrschen bestimmter Füße in einer metrischen Reihe erhalten mehrere Verse ihre Benennung, wie: der spondeische, daktylische, anapästische, trochäische, jambische Vers u. s. w. Es giebt Dimeter oder zweifüßige Verse, Trimeter oder dreifüßige, Tetrameter oder vierfüßige, Pentameter oder fünffüßige, Hexameter oder sechsfüßige, Heptameter oder siebenfüßige, Oktameter oder achtfüßige, Enneameter oder neunfüßige.

Ein echter Daktylus macht einen Takt für sich aus; seine Messung heißt daher monopodisch, z. B. Wagende | schützet das | Glück. Hingegen in trochäischen, jambischen, anapästischen Versen und in flüchtigen Daktylen der neueren Poesie, wo die Senkung des einzelnen Fußes zu rasch enteilt, bilden 2 Füße zusammen einen Takt, den man Dipodie nennt; z. B. Wer | dieser Erde | Güter hat ꝛc.

Zu große Verse theilt man durch Einschnitte in Kommata oder Abschnitte. Männlich heißt der Einschnitt (die Cäsur), wenn er mit einer Hebung schließt; denn in diesem Falle gewinnt er Kraft; weiblich heißt die Cäsur, wenn sie mit einer Senkung schließt; denn dadurch erhält sie liebliche Weichheit.

Beispiele von solchen Cäsuren:

1) Jetzt, Holdselige, | giebt es Geduld, | und beharrliche Kühnheit. —
2) Grauvoll heulte der Sturm; | Zeus donnerte; | dumpfes Gebrüll scholl. —

---

c) Von den verschiedenen Versarten.

Unter Versart versteht man die Art der Zusammensetzung von Versfüßen in Ansehung der Aufeinanderfolge und Abwechslung der langen und kurzen Silben. — Eine gewisse, stets in derselben Ordnung und Form wiederkehrende Anzahl von Verszeilen nennt man Strophe. Eine zweizeilige Strophe heißt ein Distichon, eine dreizeilige Tristichon ꝛc. ꝛc. — Will man das Ebenmaß eines Verses prüfen, so muß man denselben scandiren, d. i., man muß den Vers rücksichtlich seiner Beschaffenheit und Anzahl seiner Silben abmessen. Dies geschieht gewöhnlich an den Gliedern der Finger.

aa) Von spondeischen Versen.

Spondeische Verse sind solche, die aus spondeischen Füßen (— —) bestehen. Es kommen jedoch bei den Dichtern nur selten Verse vor, die sich in bloßen Spondeen bewegen. Der Spondeus tritt öfters als Hülfsrhythmus zur Abwechslung ein; er entsteht in daktylischen und anapästischen Versen durch Zusammenziehung der beiden Kürzen.

Beispiel eines spondeischen Verses:

Ahndungsvoll klagt still beim Festmahl Abschiedswehmuth.

---

bb) Von daktylischen Versen.

Der rechte Daktylus, welcher auf eine langsilbige Hebung eine Senkung von zwei kurzen Sylben folgen läßt (— ◡ ◡), enthält vier Zeiten und macht für sich ein Versglied aus. Daktylische Verse können zwar aus lauter Daktylen bestehen; indessen sind sie nicht unabänderlich an diese Form gebunden. Gewöhnlich fehlt am Schlusse des Verses eine, zuweilen auch zwei Silben; d. h. der daktylische Vers schließt entweder mit einem Trochäus oder mit einer Schlußlänge. Die daktylischen Verse erlauben auch, wie schon erwähnt, Zusammenziehungen der beiden Kürzen, wodurch dann Spondeen (— —) entstehen; auch Trochäen (— ◡) können eingemischt werden.

a) Beispiele von daktylischen Versen, die am Ende einen Trochäus oder eine Schlußlänge haben.

1) Lieblich und zart, wie die Knospe des lieblichen Frühlings ꝛc.

2) Wühlt in dem Fluthengewog die Gewalt des Orkans ꝛc.

3) Seht, wie die Tage sich sonnig verklären
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären;
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand? (Salis.)

b) Beispiele von daktylischen Versen, in welchen die beiden Kürzen des Daktylus zuweilen zusammengezogen werden:

1) Spende den Kranz, hochwaltende Herrscherin, nicht des Tyrannen
verderblichem Haupt ꝛc.

2) Myrthengezweig umgrünte die Locken der Jungfrau ꝛc.

3) Sei der Gesang vieltonig im wechselnden Tanz der Empfindung. (Voß.)

c) Beispiel von daktylischen Versen mit eingemischten Trochäen:

Seht den Himmel, wie heiter,
Laub und Blume und Kräuter
Schmücken Felder und Hain. (Voß.)

Der wichtigste aller daktylischen Verse und überhaupt aller Rhythmen ist der (heroische) Hexameter. Derselbe besteht aus fünf Daktylen und einem Trochäus oder Spondeus. Es können aber auch statt der vier ersten Daktylen Spondeen und Trochäen gesetzt werden. Der Einschnitte im Hexameter giebt es nothwendige und bloß verschönernde.

a) Nothwendige Einschnitte:

Heilige Töne des Liebs, || und du seelenbeherrschender Wohllaut.

b) Bloß verschönernde Einschnitte:

Sieh, | hier bietet mein Vers || ein Beispiel dieser Cäsuren,
Deutlich, | und zwar zuvörderst || die einzelne Läng' in der Füße
Vorderstem, | dann den Trochäus, || den Daktylus drittens, und viertens,
Welchen du kennst, | den Fuß, || den die Verskunst nennt Choriambus.

Zu den daktylischen Versen gehört auch der sogenannte elegische Pentameter, welcher in zwei Hälften zerfällt, deren jede aus 2½ Füßen besteht. Die zwei ganzen Füße in jeder Hälfte sind Daktylen (— ◡ ◡), zuweilen auch Spondeen (— —) oder Trochäen (— ◡). Dieser Vers dient dem Hexameter stets zum Gefährten.

Beispiele:

1) Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pen | tameter | drauf || fällt sie me | lodisch her | ab.
(Schiller.)

2) Nur zwei Tugenden giebts, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.
(Schiller.)

3) Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde | Mann, und Dir | wird || eng die un | endliche | Welt.
(Schiller.)

---

cc) Von anapästischen Versen.

Diese Verse bestehen aus anapästischen Füßen (◡ ◡ —). Wenn man vor eine daktylische Reihe den zweizeitigen Auftakt setzt, so hat man die Bewegung des anapästischen Verses, z. B.

Weh! lohnest du so der Geliebten, Apoll? (Schlegel.)

Allein der Unterschied beider Versgattungen liegt nicht bloß in dem Sylbenpaare, welches als Auftakt vor den Anfang des Verses gestellt ist, sondern der Charakter des Auftaktes theilt sich der ganzen Versgattung mit. Dieser Charakter des Auftaktes hat in seiner Natur den Ausdruck des Raschen, Heftigen und Gewaltsamen, weshalb die anapästischen Verse nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden (◡ ◡ — ◡ ◡ —).

Beispiele:

1) Anapästischer Gang stürmt heftig daher, drum wird er dipodisch gemessen.

2) Zu den lüftigen Höh'n, in der Vögel und Wolken Gebiet.

3) Mit der Kühnheit Macht, mit der Liebe Gewalt sich hinaufschwang.

Da der Anapäst mit dem Spondeus (— —) an Zeitdauer gleich ist, so erlaubt er auch die Vertauschung mit diesem. Am häufigsten sind im Deutschen die anapästischen Verse mit Jamben vermischt, doch so, daß die anapästische Bewegung vorherrscht.

Beispiel:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt ꝛc. (Schiller.)

---

dd) Von trochäischen Versen.

Der Trochäus (— ◡) enthält drei Zeiten und wird in Reimgedichten monopodisch, in rhythmischen Versen auch dipodisch (— ◡ — ◡) gemessen. Die jambischen Verse sind von den trochäischen durch den Auftakt verschieden.

Beispiele:

1) Flackernd steigt die Feuersäule
Durch der Straßen lange Zeile.
Kinder jammern, Mütter irren ꝛc. (Schiller.)

2) Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr seid frei. (Schlegel.)

3) Lebe wohl, Geliebter! meines Lebens Lust und Qual. (Kind.)

4) Röthlich blüh'n Granadas Gärten;
Golden steh'n Alhambras Burgen,
Mohren harren ihrer Kön'gin;
Fleuch mit mir durch's thau'ge Dunkel. (de la Motte Fouque.)

Der gebräuchlichste Vers der trochäischen Gattung ist der vierfüßige, der bald männlich, bald weiblich endet.

Beispiele solcher Verse:

1) Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht,
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche mir gerauscht ꝛc. (Schiller.)

2) Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur ꝛc. (Schiller.)

3) **Unerreichtes Verlangen.**

Aus der Jugend heitern Träumen,
Aus des Lebens Blüthenhain
Strebt es nach den weiten Räumen,
Wünscht das Kind schon Mann zu sein.

Wieder nach dem Frühlingsmorgen
In das frühere Geleis,
Aus des Lebens schweren Sorgen
Sehnt der Mann sich und der Greis.

Was auch immerhin beschieden,
Die Befriedigung wird nie;
Niemals lebet sie hienieden,
Find't sich nur in Phantasie.

Ach! Es hat der Mensch nur gerne,
Reizend taucht ihm nur empor,
Was in endeloser Ferne,
Was für ewig er verlor. (Ludwig I, König v. Bayern.)

In den trochäischen Versen brauchen nicht lauter Trochäen zu sein, sondern der Trochäus kann zuweilen mit dem Spondeus vertauscht werden.

Beispiele:

— ◡ | — — | — ◡ | — ◡
1) Täuscht ein Blendwerk mir das Auge?
— ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡
2) Stärke mich durch deine Todeswunden,
— —′ | — ◡ | — ◡ ◡ ◡ | — ◡
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden ꝛc.

---

ee) Von jambischen Versen.

Der Jambus (◡ —) enthält drei Zeiten und wird theils monopodisch (◡ —), theils dipodisch (◡ — ◡ —) gemessen. Wenn die trochäische Periode mit dem Auftakt vermehrt wird, so entsteht die jambische: (⏓ | — ◡ —).

Der Auftakt ist die wirkliche Schlußthesis einer in den übrigen Momenten nur gedachten Periode. Jede jambische Reihe ist also, metrisch betrachtet, eine trochäische mit dem Auftakt. Sieht man hingegen vom Metrum ab und betrachtet die jambischen und trochäischen Verse von Seiten ihres Rythmus, so ist allerdings die Verschiedenheit unter ihnen nicht zu verkennen.

Als Beispiel diene:

a) eine rein trochäische Reihe:

— ◡ — ◡ | — ◡ — ◡
Morgenröthe leuchtet golden ꝛc.

b) eine rein jambische Reihe:

◡ — ◡ — | ◡ — ◡ —
Verrath besiegt; Gewalt bezwingt.

Der Jambus darf hie und da mit dem steigenden Spondeus vertauscht werden.

Beispiel:

Wo soll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod. (Schiller.)

Auch der Anapäst (◡ ◡ —) statt des Jambus kann zuweilen gute Wirkung thun.

Beispiel:

Drum blinder Mißverständnisse Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.

Beispiele vom jambischen Versen:

1) Find'st keine Ruh,
Rothkehlchen klein?
Hätt' ich wie du
Zwei Flügelein. (Kind.)

2) Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir. (Göthe.)

3) Ich bin vom Berg der Hirtenknab'
Seh auf die Schlösser all' herab. (Uhland.)

4) Rasch vom Gebirg her schwangen sich die Geier,
Vom Blute der Gefallenen zu trinken. (Voß.)

5) Die Waffen ruhn; des Krieges Stürme schweigen;
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz. (Schiller.)

6) Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Mich zu erlösen. (Gellert.)

7) Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüssige,
Ach klang' die meine schöner nur und singender,
Dann sollte froh erwiedern jeder Müßige.
Die Lieder tanzen wilder stets und springender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Phantasie sich selbst nicht kann regieren
Und freie Verse muß improvisiren. (Fr. Schlegel.)

Hier müssen noch diejenigen gereimten sechsfüßigen Jamben ihre Stelle finden, welche Alexandriner genannt werden. Sie zerfallen durch einen Versabschnitt, der regelmäßig nach dem dritten Fuße eintritt, in zwei Hälften, und es folgen gewöhnlich zwei mit weiblicher und zwei mit männlicher Endung abwechselnd auf einander.

Beispiele:

1) Die Abendglocke ruft || den müden Tag zu Grabe;
Matt blöckend kehrt das Vieh || in langsam schwerem Trabe
Heim von der Au; es sucht || der Landmann seine Thür
Und überläßt die Welt || der Dunkelheit und mir. (Gotter.)

2) Bedenke, daß ein Gott | in deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung sei | der Tempel stets verschont. (Rückert.)

hundert Gulden, welche N. N. den N. schuldet, als Bürge und Zahler mit seinem Vermögen hafte.

Ort und Datum. Unterschrift.

4) Der Tilgungsschein. (Amortisationsschein.)

Er ist die schriftliche Versicherung eines Gläubigers, daß der vom Schuldner ausgestellte Schein verloren gegangen und deßhalb, wenn er wieder gefunden werden sollte, nicht mehr gültig sei.

Beispiel:

Ich bestätige hiemit, daß N. N. die hundert Gulden, die er mir schuldig war, nebst den treffenden Zinsen heute baar zurückgezahlt habe. Da der Schuldschein, welchen Schuldner am 1. Mai 1843 ausstellte, verloren gieng, so erkläre ich hiemit denselben für ungültig, im Falle er wieder zum Vorschein kommen sollte.

Ort und Datum. Unterschrift.

5) Der Empfangschein (Recepisse),

d. i. die schriftliche Versicherung, daß eine Sache richtig eingehändigt worden ist.

Beispiel:

Daß ich heute von N. N. ein Paquet im Werthe von 10 fl. zur Aufbewahrung erhalten habe, bestätigt hiemit.

Ort, Datum. Unterschrift.

6) Vertrag. (Contrakt.)

Wenn zwischen 2 oder mehreren Personen eine Uebereinkunft beschlossen wird, in welcher die eine Person ein Versprechen annimmt, das die andere gibt, so heißt das ein Vertrag oder Contrakt.

Beispiel:

Miethcontract.

Zwischen dem Herrn Kaufmann Zitt als dem Vermiether und dem Herrn Assessor Lipp als Abmiether ist heute folgender Miethcontract abgeschlossen worden.

1) Herr Zitt vermiethet dem Herrn Assessor Lipp den ersten Stock seines in der Mathildestrasse gelegenen Wohnhauses (Nr. 206), bestehend aus 6 heizbaren Zimmern, Garderobe, Küche, nebst Kellerantheil ꝛc. auf unbestimmte Zeit um den jährlichen Miethzins von 180 fl.
2) Herr Assessor Lipp verspricht den Miethzins halbjährig, nämlich die eine Hälfte an Allerheiligen, die andere an Georgi zu zahlen.
3) Eine Aftermiethung darf nicht Statt finden, und dem Miether ist es nicht gestattet, Leute, die nicht zu seiner Familie gehören, z. B. Studirende ins Quartier zu nehmen.
4) Herr Assessor Lipp verpflichtet sich, diese Wohnung in gutem Zustande zu erhalten und so wieder zu übergeben, in welchem er sie getroffen und bezogen hat, und die Kosten, welche etwa durch nöthige Ausbesserungen verursacht wurden, nicht in Rechnung zu bringen.
5) Ohne Vorwissen des Hauseigenthümers darf keine Veränderung am Gemäuer, an den Oefen ꝛc. vorgenommen werden.
6) Die Straffenreinigung trifft alle 3 Wochen eine andere Parthei im Turnus *(abwechslungsweise.)*

Schema einer solchen Strophe:

V. 1) und 2) ⏓ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓
V. 3) ⏓ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏓
V. 4) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓

Beispiele:

1) Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weile, Gott bist.

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher!
Dein Blick, der Seher durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz; sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!

Verirrt mich Täuschung? oder ists wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürf' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden? (Klopstock.)

2) Wer hemmt den Flug der Stunden? Sie rauschen hin,
Wie Pfeile Gottes. Jeder Secundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe. (v. Salis.)

3) Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten!

Der Strauch der Heimath, welcher das Hänflings-Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher,
O Freund, als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger ꝛc. (Matthisson.)

cc) Die asklepiadische Strophe, nach einem griechischen Dichter Asklepiades so genannt, ist ebenfalls vierzeilig. In jedem der beiden ersten Verse kommt zuerst ein Trochäus (— ⏑) oder ein Spondeus (— —), dann zwei Choriamben (— ⏑ ⏑ —) und zuletzt ein Jambus (⏑ —). Zwischen den zwei Choriamben tritt ein Versabschnitt ein. Dieser Vers heißt eigentlich der asklepiadische. Der dritte Vers enthält einen Trochäus oder Spondeus, einen Daktylus (— ⏑ ⏑) und einen Trochäus und heißt der pherekratische. Der vierte ist gerade so gestaltet, wie der dritte; nur ist ihm am Schlusse noch eine Länge beigefügt; dieser heißt der glykonische Vers.

Das Schema dieser Strophe ist demnach:

V. 1) und 2) – ⏑ | – ⏑ ⏑ – || – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓
V. 3) – ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏓
V. 4) – ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓

Beispiel:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüber wallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet rc. (Hölty.)

Es können hier nicht alle Strophenformen der Poesie aufgezählt werden, da ihre Bildung bloß von der durch Kunstgefühl bestimmten Willkür des Dichters abhängt, und da sie durch verschiedene Länge der Verse nach der Fußzahl, durch die Anzahl der Verse, welche zu einer Strophe verbunden sind, und durch den Wechsel der männlich und weiblich endenden Verse sich ins Unendliche verbinden lassen.

Es kann nicht gleichgültig sein, welches Versmaß bei der dichterischen Darstellung eines Gegenstandes gewählt wird; sondern die Versart muß ganz mit dem Stoffe übereinstimmen, wenn sie den nöthigen Eindruck machen soll.

Wie malerisch in Sprache und Versbau ist in der Ballade „der Taucher von Schiller" die Strophe:

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;
Es kommen, es kommen die Wasser all';
Sie rauschen herauf; sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!

Wie malerisch schön ist in der „Bürgschaft" die Strophe:

Da gießt unendlicher Regen herab;
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Wie anschaulich ist durch die gewählte Versart von „Gleim" die Flüchtigkeit der Zeit dargestellt, wenn er dichtet:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

Gleich flammenden Blitzen
Enteilen sie hin.
Drum will ich sie nützen,
So lang ich noch bin.

Aber nicht allein durch das geeignete Versmaß, sondern auch durch eine gehörige Abwechselung der Vocale und Consonanten wird der Ausdruck malerisch. Wie sehr die poetische Sprache durch den Wechsel verschiedener Vokale und Consonanten an Wohlklang gewinnt, zeigen z. B. folgende Verse von Voß:

Für Gesetz und Ordnung fügsam
Strebt der franke Geist nach Wahrheit,
Und die Red' in holder Klarheit
Hallet biegsam
Apollons Hall.
Bald vereint sich Kraft und Schöne,
Bald mit Wohllaut Wohlbewegung;
Jedem Schwung und jeder Regung
Folgt der Töne
Gemeßner Fall.

[redacted]

d) Vom Gleichklange oder Reim.

er-Manfred sagt in einem Gedichte über den Reim:

bares Bild,
n Wachen zeigte,
ı Traume mild
nieder neigte;

iehnsuchtslaut,
Meer geschwommen,
holden Braut,
:t, heimgekommen.

er leis verklingt,
letzten Schwinden
iederbringt
Berggewinden:

Reim, der Schluß
des Gedichtes,

Der Muse zarter Gruß
Und Strahl des Liederlichtes.

Ein Zauberfaden, weiß
Er schön sich zu verschlingen,
Und fernem Enkelkreis
Dein Wort zu überbringen.

An seinem Silberdraht
Soll bis zu späten Zeiten
Gedanke, Wort und That
Elektrisch weiter gleiten.

Wie goldner Blüthenkeim
Von grünem Blatt umgeben,
Mag frisch und froh der Reim
Auf deutschem Liede schweben.

n oder Gleichklang zweier oder mehrerer Wörter zeigt sich entweder am An-
irter und ist dann Buchstabenreim, oder am Ende derselben und ist
nreim.

Buchstabenreim gehört die Alliteration und die Assonanz. Der
ſt der Reim im eigentlichen Sinne des Wortes oder die Con-

ation ist die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Consonanten vor-
fang der Wörter, z. B.

1) Wandle mit Weisheit,
Liebling der Laute,
Rein sei die Rede
Züchtig und zart.
Gib uns Gesang,
Blüthen für Bienen;
Seelen auch sammeln
Honig im Hain. (Männy.)

2) Warum weinst du, junge Waise?
Gott ich wünsche mir das Grab;
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab. (Göthe.)

teration zeigt sich auch in manchen sprichwörtlichen Ausdrücken, z. B. in
etter, mit Mann und Maus, über Stock und Stein, frank und frei, Geld
i Stumpf und Stiel, Lust und Lieb, Sammt und Seide u. s. w. (s. das
Alliteration S. 69.)

sonanz ist die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Vokale.

:

Wie säuseln, ach! so linde
Wir in den Blüthen
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Die *Consonanz* oder der *Reim* im eigentlichen Sinn des Wortes entsteht, wenn zwei oder mehrere Wörter von ihrem letzten accentuirten Silbenlaute an völlig gleichlauten, z. B. Lauf, Kauf; Lamm, Damm; Schwamm ꝛc.

Es giebt *männliche* und *weibliche* Reime. Der *männliche* Reim erstreckt sich nur über *eine betonte* Schlußsylbe mehrerer Wörter, z. B. Flur, Natur; Scherz, Herz, Schmerz; warm, arm, Schwarm, Harm; Kraft, Saft. Der *weibliche* Reim erstreckt sich über *zwei Sylben*, von denen die erste *hochtönig*, die andere *tonlos* ist, z. B. Glieder, nieder, wieder, Lieder; Klage, Tage, Sage; Meister, Geister; Gefahren, bewahren, Duldung, Verschuldung. *Dreisilbige* daktylische Reime kommen selten vor z. B. wandelte, handelte, weichlicher, reichlicher; man nennt sie *gleitende Reime*, eben so die *schwebenden*, in denen zwei betonte Sylben gereimt sind z. B. Lehrstand, Wehrstand, Landrecht, Standrecht.

Die Hauptregel für den Reim besteht darin, daß die Schlußvocale und Consonanten eines Verses gleichklingend, die aber diesen unmittelbar vorangehenden Consonanten verschieden sein müssen; doch hat hier nicht die Orthographie, sondern bei richtiger Aussprache nur das Gehör zu entscheiden. Der Reim heißt dann in der Kunstsprache *rein* z. B. Greis und weiß, Brod, Noth und Tod; Kranz, Glanz und Tanz; sagen und wagen, Bände und Hände, Dank und sank ꝛc. *Unrein* ist er dagegen, wenn Vocale und Consonanten nur ähnlich klingend und mit einander verwandt sind, z. B. längst und denkst; Werk und Berg, klang und sank, Weg und Blech, reden und beten, gehen und sehen, brüte und biete. Unreine Reime können übrigens in unserer an Reimen eben nicht gar zu reichen Sprache nicht immer vermieden werden, und es ist daher die Verbindung von e und ä, von i und ü, von ei und äu nicht geradezu für unerlaubt zu erklären. Die Verwechselung *gedehnter* und *geschärfter* Reimvokale und falsche *Betonung* müssen beim Reime streng vermieden werden, z. B. Meer und Herr, zerren und zehren, Wonne und wohne, elend und beseelend.

Der Reim muß aber nicht bloß rein, sondern auch *schön* sein. Zur Schönheit desselben gehören:

a) *Wohlklang*; es darf kein Zusammenstoß gleicher Vokale oder mehrerer harter Consonanten stattfinden z. B. See's, makrisch, stampfst, blitzt's; jeder Mißlaut muß hier wegfallen; es müssen solche Reime gebraucht werden, welche durch ein richtiges Verhältniß ihrer Vokale und Consonanten Anmuth und Kraft in sich vereinen;

b) *Würde*, gegen welche jede Plattheit und Gemeinheit des Ausdruckes streitet;

c) *Natürlichkeit*; es darf dem Reime zu Gefallen nicht das Geringste im Gedankenausdrucke aufgeopfert, es muß jede gezwungene Wortstellung und unnatürliche Gedankenfolge vermieden werden; der Reim darf nie auf eine unbetonte Sylbe kommen und eben so auch kein Wort zerschneiden;

d) *Sprachrichtigkeit*; es darf des Reimes wegen kein Fehler gegen die Grammatik begangen werden, z. B. er haltet, *schaltet*, statt: *hält*; auch müssen die Regeln des Sylbenmaßes genau beobachtet werden;

e) *Neuheit*; sie besteht darin, daß man statt zu sehr verbrauchter Reime neue seltenere aufzufinden sucht, und

f) *Harmonie* mit dem Inhalte, d. h. die Wahl kräftiger oder lieblicher Reime, je nachdem der Inhalt kraftvoller oder sanfter Art ist.

Zum Schlusse noch Einiges über die *Anordnung der Reimverse* oder über die *Reimstellung*.

Die reimenden Verse folgen oft unmittelbar auf einander und heißen dann gepaarte Reime. Man bezeichnet diese Reimstellung durch aa bb.

Beispiele:

1) Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird's mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt. (Stolberg.)

2) Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben. (Schiller.)

Oft unterbrechen sich die Reimverse gegenseitig, wodurch die sogenannte Reimverschlingung entsteht. Diese ist entweder wechselnd (ab ab), oder eingeschlossen (abba).

a) Beispiele von wechselnder Reimverschlingung:

1) In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn, so mancher Sturm;
Er bleibet fest und klar. (von Schenkendorf.)

2) Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald? (Göthe.)

b) Beispiel von eingeschlossener Reimverschlingung:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen. (Göthe.)

Gepaarte Reime sind besonders längeren, verschlungene kürzeren Versen angemessen.

Zuweilen sind zwischen die gereimten Strophen auch ungereimte Verszeilen eingeschoben. Dies kann sein am Anfange, in der Mitte und am Schlusse der Reimstrophe:

Beispiele:

1) Freude, Göttin edler Herzen —
Höre mich!
Laß die Lieder die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen
Was hier tönet, tönt durch dich! (Hagedorn.)

2) Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht. (Göthe.)

---

5) Von den verschiedenen Dichtungsarten.

Die Poesie zerfällt ihrer mannigfachen Anwendung und Behandlung wegen in verschiedene Gattungen oder Dichtungsarten. Man theilt sie —

a) in **lyrische** Poesie, welche unmittelbare Gefühle des Dichters ausspricht und der Ausdruck der Gegenwart ist,
b) in **didaktische** Poesie, welche Begriffe, Ideen, Wahrheiten ꝛc. poetisch behandelt, die aber nicht sowohl zur Belehrung, als vielmehr zur Hervorhebung des poetischen Interesses, welches allgemeinen Lehren inwohnt, benützt werden;
c) in **epische** Poesie, welche einen Gegenstand oder eine Begebenheit erzählend, oder beschreibend lebendig darstellt, daher in die Anschauungswelt führt und die Vergangenheit schildert;
d) in **dramatische** Poesie, in welcher nicht der Dichter selbst erzählend, fühlend, oder reflektirend sich äußert, sondern hinter Personen zurücktritt, die er zur Ausführung der von ihm gedichteten Handlung verwendet;
e) in eine **Ergänzungsklasse**, in welche diejenigen Dichtungsarten gehören, die ihrer Eigenthümlichkeit nach theilweise bald der einen bald der andern Klasse sich nähern, aber keiner ganz zugerechnet werden können.

a) Die lyrische Poesie.

Das lyrische Gedicht hat seinen Namen von der **Lyra**, einem Saiteninstrumente, womit die Griechen in den ältesten Zeiten ihren Gesang begleiteten. Seiner Bestimmung nach soll daher das lyrische Gedicht gesungen werden. In demselben spricht sich das ästhetische Gefühl des tief erregten Sängers, sein Inneres selber, im freien, kühnen Ergusse aus. Den Stoff der Lyrik bilden daher wahre, natürliche, wenn auch überwallende Gefühle, welche bei aller Mannichfaltigkeit stets harmonisch bleiben müssen. Der lyrische Dichter hat die Aufgabe, seine bestimmten subjektiven Empfindungen mit möglichster Wahrheit, Wärme und Tiefe und in möglichst vollendeter Form idealisirt darzustellen und zwar so, daß er im Gemüthe des Zuhörers oder Lesers dieselben oder verwandte Gefühle erzeugt. Die von dem lyrischen Dichter darzustellenden Gefühle und Empfindungen können aber theils an und für sich, theils nach den Graden ihrer individuellen Stärke sehr von einander abweichen, indem z. B. der Ton der Freude, gesteigert bis zur höchsten Stufe des Entzückens, der Ton der Trauer bis zur höchsten Steigerung derselben in der tiefsten Wehmuth erscheinen kann. Nach dieser Verschiedenheit im Charakter der individuellen Gefühle des Dichters und nach diesen Schattirungen in dem Tone der dargestellten Gefühle lassen sich die lyrischen Gedichte in verschiedene Unterabtheilungen bringen. Im Allgemeinen hat auf die Eintheilung derselben die Form den entschiedensten Einfluß. Man nimmt demgemäß folgende Untergattungen der lyrischen Dichtung an:

aa) das **Lied**,
bb) die **Ode**,
cc) die **Hymne**,
dd) die **Dithyrambe**,
ee) die **Rhapsodie**,
ff) die **Elegie**,
gg) die **Heroide** und lyrische Epistel,
hh) die **Cantate**,

ii) **Einige kleinere lyrische Formen**, welche der Poesie des Südens entlehnt sind:

1) das **Sonett**,
2) das **Madrigal**,
3) das **Triolet**,

4) das Rondeau,
5) die Glosse,
6) das Ghasel,
7) das Ritornell,
8) die Sestine,
9) die Stanze oder Ottava Rima,
10) die Canzone und
11) die Terzine.

aa) Das Lied.

Das Lied drückt ein bestimmtes Gefühl im Tone gemäßigter Begeisterung aus. Der Rhythmus im Liede soll eine immer wiederkehrende Melodie (die Seele des Liedes) hervorbringen, ja selber Musik werden; denn das Lied ist eigentlich für den Gesang geschaffen. Da das im Liede bestimmte und bestimmt ausgesprochene Gefühl verschiedenartig sich offenbart, und die Gegenstände, welche es veranlassen, verschiedenartig sind, so wird das Lied zu einer Dichtungsart, die sich über alle Gegenstände des innern und äußeren Lebens erstrecken kann. An sich ist der Ton des Liedes ein Ton reiner Freude, Beruhigung und Hoffnung. Alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. gehören nach ihrem dichterischen Charakter eigentlich nicht zum Liede, sondern zur Elegie, die den Ton einer mit Wehmuth gemischten Freude enthält. Man theilt das Lied gewöhnlich in zwei Hauptgattungen, nämlich a) ins religiöse (geistliche) und b) ins weltliche.

α) Das religiöse Lied.

Das religiöse Lied schildert immer mit Hinsicht auf den Gesang diejenigen Gefühle, welche das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in ihm erzeugt. Es erscheint bald als Ausdruck des Dankes gegen Gott, bald als Ton der Bewunderung desselben, der Demuth gegen ihn, der Hoffnung auf ihn, der Vergegenwärtigung unseres Abstandes zu ihm ꝛc. Zugleich liegt der ganze Kreis der Lehren der positiven Religion im Umfange des religiösen Liedes. Der Ton desselben, so wie der dichterische Vortrag, darf jedoch nicht zu idealisirt, nicht zu stark werden, weil es dadurch den ihm angewiesenen Charakter verlieren würde.

Beispiele des religiösen Liedes.

1) Vertrauen auf Gott.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herre mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du denn erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern;
Dein' Arbeit darf nicht ruhn.
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und obgleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn:
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten!
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollt'st du für und für
In Angst und Nöthen schweben
So frag' er nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst:
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein!
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

(Paul Gerhard.)

2) Vertrauen auf Gott zur Zeit der Noth.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt:
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden;
Er weiß wohl, wenn es nützlich sei.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heuchelei;
So kommt Gott, eh' wir uns versehn,
Und lässet uns viel Gut's geschehn.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß Gott' der im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist:
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen:
So wird er bei dir werden neu;
Denn, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

(Georg Neumark.)

3) Suchet den Herrn.

Wollt ihr den Heiland finden,
So suchet ihn noch heut';
Eilt, ihm euch zu verbinden:
Noch ist die Gnadenzeit.
Wollt' ihr die Kron' empfangen,
Dringt eifrig hin zum Ziel:
Wer Großes will erlangen,
Der mühet gern sich viel.

Soll er sich zu euch neigen,
So sucht ihn in Geduld;
Gelassen sein und schweigen
Erwirbt euch seine Huld.
Soll er sich euch vereinen,
Sucht ihn in Niedrigkeit:
Die hoch zu stehen meinen,
Verfehlen seiner weit.

Drückt euch das Kreuz hernieder,
Sucht ihn in eurer Pein;
Leicht sind von ihm geschieden,
Die mit der Welt sich freu'n.
Und kommt's mit euch zum Sterben,
Sucht ihn mit gläub'gem Sinn:
Er läßt euch nicht verderben,
Der Tod ist euch Gewinn.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim:
Die ihn hier liebend loben,
Sind dort auch noch bei ihm.
Sucht ihn im tiefsten Herzen,
Dies ist sein Heiligthum:
So preist ihr, frei von Schmerzen,
Auf ewig seinen Ruhm.

Joh. Scheffler (Ang. Silesius.)

4) Geduld im Schmerze.

Mein Herz, gieb dich zufrieden,
Und bleibe ganz geschieden
Von Sorge, Furcht und Gram.
Die Noth, die dich jetzt drücket,
Hat Gott dir zugeschicket;
Sei still, und halt dich wie ein Lamm!

Mit Sorgen und mit Zagen
Und unmuthsvollen Klagen
Häufst du nur deine Pein;
Durch Stillesein und Hoffen
Wird, was dich jetzt betroffen,
Erträglich, sanft und lieblich sein.

Kann's doch nicht ewig währen!
Oft hat Gott unsre Zähren,
Eh' man's meint, abgewischt.
Wenn's bei uns heißt: Wie lange
Wird mir so angst und bange!
So hat er Leib und Seel' erfrischt.

Gott pflegt es so zu machen:
Nach Weinen schafft er Lachen,
Nach Regen Sonnenschein;
Nach rauhen Wintertagen
Muß uns der Lenz behagen;
Er führt in Höll' und Himmel ein.
Indeß ist abgemessen
Die Last, die uns soll pressen,
Auf daß wir werden klein;
Was aber nicht zu tragen,
Darf sich nicht an uns wagen,
Und sollt's auch nur ein Quentlein sein.
Denn es sind Liebesschläge,
Wenn ich es recht erwäge,
Womit er uns belegt;
Nicht Schwerter, sondern Ruthen
Sind's, damit Gott zum Guten
Auf uns, die Seinen, hier zuschlägt.
Er will uns dadurch ziehen
Zu Kindern, die da fliehen
Das, was ihm mißbehagt.
Den alten Menschen schwächen,
Den Eigenwillen brechen,
Die Lust ertödten, die uns plagt.
Er will uns dadurch lehren,
Wie wir ihn sollen ehren
Mit Glauben und Geduld,
Und, sollt' er uns in Nöthen
Auch lassen, ja gar tödten,
Uns doch getrösten seiner Huld.
Denn was will uns auch scheiden
Von Gott und seinen Freuden,
Dazu er uns versehn?
Man lebe oder sterbe,
So bleibet uns das Erbe
Des Himmels ewiglich doch stehn.
Ist Christus unser Leben,
So muß uns, seinen Reben,
Der Tod sein ein Gewinn.
Er mag wohl diese Höhle
Zerbrechen; doch die Seele,
Fliegt auf zum Bau des Himmels hin.
Drum gieb dich ganz zufrieden,
Mein Herz, und bleib geschieden
Von Sorge, Furcht und Gram.
Vielleicht wird Gott bald senden,
Die dich auf ihren Händen
Hintragen zu dem Bräutigam.

(Johann Anastasius Freylinghausen.)

5) Himmlischer Sinn.

Himmel an geht unsre Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgrimsstand,
Droben unser Vaterland.
Himmel an schwing dich, mein Geist!
Denn du bist ein himmlisch Wesen,
Und kannst das, was irdisch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erlesen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in seinen Ursprung hin.
Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weist mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieses Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.
Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geist hier allbereit
Eine Kraft des Himmels schmecket.
Nach der Kost im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.
Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das schöne Loos von ferne,
Daß mein Herz schon aufwärts steigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht ist viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.
Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jesus geht mir selbst voran,
Daß ich freudig folgen kann.
Himmel an! ach Himmel an!
Das soll meine Losung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelslust vertreiben.
Himmel an steht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

(Benjamin Schmolcke.)

6) Die Freuden der Andacht.

:ieblich ist es in der Stille,
lt allein zugegen ist,
er Herz in seiner Fülle
en Einsamkeit genießt!
ieckt man in Zufriedenheit
chsten Güt' und Freundlichkeit.

. dem, der stets in Gottes
Schranken
herz und Sinnen halten kann!
vinget sich mit den Gedanken
er Lust zum Himmel an;
necket schon in dieser Zeit
nmels reiche Süßigkeit.

hängt man doch an eitler Erden,
t bald da, bald dort hinaus?
e ihr wollet selig werden,
t doch an jenes Haus,
ottes Huld für euch erbaut,
ihr jetzt im Glauben schaut.

hließt das Herz den eitlen
Sinnen,
e Wuth nicht Meister sein;
h die Lüste nicht gewinnen,
tet die Begierden ein.
t ihr verkehrter Trieb herum,
zu Gottes Heiligthum.

Ergötzet euch an Geistesschätzen,
Die schön und unvergänglich sind,
Die euren Geist in Ruhe setzen,
Als der da volle G'nüge find't.
Geht selbst in euer Herz hinein
Und sammelt lauter Gutes ein.

Mein Gott, eröffne mir die Pforten,
Führ' mich in deinen Liebessaal!
Ich habe Lust zu deinen Worten,
Denn diese stillen alle Qual.
Komm, nahe dich, tilg' allen Schmerz,
Und öffne mir jetzt Schrift und Herz.

Mein Glaube sieht den Himmel
offen,
Der mich bereits zu dir erhöht,
Wo ich kann Gnad' und Leben hoffen,
Ob Sturm und Wetter auf mich geht.
Wer sich in dir vergnügen kann,
Sieht Welt und Pracht verächtlich an.

Ich will mich von der Welt entfernen;
Weg, schnöder Eitelkeiten Wust!
Hinauf, mein Herz, hinauf zu'n
Sternen!
Mein Jesu, du bist meine Lust.
Wie selig geht die Zeit dahin,
Wenn ich mit dir alleine bin!

(Martin Günther.)

7) Himmelfahrtslied.

hend für das Heil der Sünder,
jus laut, bald Ueberwinder:
ott, mein Gott, es ist vollbracht!
till' ergriff am Throne
gel Gottes, und dem Sohne
et' Gott: Es ist vollbracht!
nmel hört's und sang
ues Lied voll Dank
ollender: Er hat gesiegt,
r gleich liegt,
v' aus Juda hat gesiegt!

Christ, mit Preis gekrönet,
das Grab, er hat versöhnet,
ich vom Berge Sina schwieg.
o ist dein Sieg? Und Hölle,
n Triumph? Der Tod, die
Hölle,

Sie sind verschlungen in den Sieg.
Er hat's, er hat's vollbracht,
Das Werk der Gnad' und Macht.
Preis sei Jesu! Nun fürchten wir
Den Tod nicht; dir,
Dir, Jesus Christus, folgen wir.

Jauchzet Gott mit lautem Schalle!
Der ganze Weltkreis wiederhalle
Und jauchz' ihm: Unser Herr fährt auf!
Wir, im Staub anbetend, sehen
Dem Sieger nach, und zu den Höhen,
Zu denen er uns führt, hinauf.
O Jesus Christus, dir,
Dir Jesus, folgen wir!
Sei gepriesen! Nicht in's Gericht,
Zum Erb' im Licht
Führst du uns vor dein Angesicht.

Jesus, du wirst wiederkommen.
O laß uns, Herr, mit allen Frommen
Verklärt zu deiner Rechten stehn!
Ach, du wollst, wenn deine Flammen
Dem Sünder droh'n, uns nicht verdammen!
Ach, möcht' auch er nicht untergeh'n!
Dann heb' auf deinen Thron,
Die Frommen, Gottes Sohn!
Hilf uns, Jesus; zur Seligkeit
Mach' uns bereit
Durch Glauben und Gerechtigkeit!
(Cramer.)

8) Der erste Psalm.

Heil, Heil dem Manne, der dem Rath
Der Frevler sich entzieht;
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebertreter flieht!

Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt;
Sich Gottes Recht zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt, und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt.

Er trägt, wann seine Zeit kommt, Frucht,
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wandrer segnet ihn.

Das ist der Fromme! Was er macht,
Wird Segen und erfreut.
Der Sünder ists, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.

Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht,
Und wo ein Volk ist, das Gott ehrt,
Blühn die Verbrecher nicht.

Der Herr verklärt die edle Bahn,
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Zorn den Sünder an:
Des Sünders Weg vergeht.
(Cramer.)

9) Am Morgen.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh:
O dann wach ich anders auf;
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht' ich auf;
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint!
Wenn zum dunkeln Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten sein,
Mich, der ihn zum Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes, preise!
(Klopstock.)

10) Abendlied.

Entflohen sind auch dieses Tages Stunden,
An dem wir noch des Lebens Glück empfunden.
Mit frohem Dank laßt uns den Herrn erheben,
Durch den wir leben.

Da der Anapäst mit dem Spondeus (— —) an Zeitdauer gleich ist, so erlaubt er auch die Vertauschung mit diesem. Am häufigsten sind im Deutschen die anapästischen Verse mit Jamben vermischt, doch so, daß die anapästische Bewegung vorherrscht.

Beispiel:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt rc. (Schiller.)

---

dd) Von trochäischen Versen.

Der Trochäus (— ◡) enthält drei Zeiten und wird in Reimgedichten monopodisch, in rhythmischen Versen auch dipodisch (— ◡ — ◡) gemessen. Die jambischen Verse sind von den trochäischen durch den Auftakt verschieden.

Beispiele:

1) Flackernd steigt die Feuersäule
Durch der Straßen lange Zeile.
Kinder jammern, Mütter irren rc. (Schiller.)

2) Herz, ich halte dich nicht länger, Schmerzen ihr seid frei. (Schlegel.)

3) Lebe wohl, Geliebter! meines Lebens Lust und Qual. (Kind.)

4) Röthlich blüh'n Granadas Gärten;
Golden steh'n Alhambras Burgen,
Mohren harren ihrer Kön'gin;
Fleuch mit mir durch's thau'ge Dunkel. (de la Motte Fouque.)

Der gebräuchlichste Vers der trochäischen Gattung ist der vierfüßige, der halb männlich, halb weiblich endet.

Beispiele solcher Verse:

1) Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht,
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche mir gerauscht rc. (Schiller.)

2) Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur rc. (Schiller.)

Wer will mich verdammen?
Vater, Sohn und Geist
Halten hier zusammen,
Die mein Glaube preist:
Eins im Rath und Willen,
Der mich selig macht;
Einig im Erfüllen,
Bis es heißt: Vollbracht!

An den Vater glaub' ich,
Der die Welt erschuf.
Götzen, euch erlaub' ich
Ohne Widerruf,
Meiner zu vergessen.
Ich bin Gottes Kind,
Höher noch gesessen,
Als die Engel sind.

Und an Gott, den Heiland,
Glaub' ich inniglich,
Der aus Liebe weiland
Für die Welt und mich
Gnadenreich geboren,
Lebte, litt und starb,
Und, was ich verloren,
Durch sein Blut erwarb.

Und an Gott, den Tröster,
Glaubt mein ganzer Sinn,
Weil ich ein Erlöster
Jesu Christi bin.
Mein Verstand und Wille
Glaubt in seiner Kraft;
Vor ihm bin ich stille,
Weil er Alles schafft.

Amen singt der Glaube,
Seines Heils gewiß;
Amen, auch im Staube
Und in Finsterniß.
Meine Lampe brennet,
Und es wird gescheh'n;
Was ich hier bekennet,
Werd' ich ewig sehn.
(C. Gottl. Woltersdorf.)

12) Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte.
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Erstandener Heiland, nimm mich auf.
Herr, nimm bei meinem Ende
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich
Nach deinem Tode sehen;
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferstehen.
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,
Den ihre Pracht gefesselt hält;
Nach Gott und Tugend streben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,
Dem Frevler dich entziehest,
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,
Im Menschen, den du siehest!
Als schon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöser Abschied nahm,
Da sprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beschieden.
Geht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb' euch meinen Frieden.
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn giebt;
Daran, daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!
Erweck' in mir die Triebe,
Durch die man sich mit dir vereint,
Den Glauben und die Liebe!
Mein Leben weih' sich dir allein;
Laß mich dem Nächsten nützlich sein!
Gieb selbsten Geist und Kräfte
Zu jeglichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weiß, daß du mein Heiland bist;
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen,
Und heilig! heilig! singen.

(v. Cronegk.)

13) Das Seelenleiden Jesu.

Ins heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menschensohn;
Aus ew'ger Nacht erschallet
Des Zorns Posaunenton.
Es lagern sich die Sünden
Der ganzen Welt auf ihn;
Kein Ruhplatz ist zu finden,
Des Zornes Flammen glüh'n.

Wir folgen ihm von ferne
Hin nach Gethsemane,
Und theilen mit ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unsre Sünden,
Wird Bürge unsrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Botschaft seiner Huld.

Mit blut'gem Schweiß umflossen,
In Todesangst versenkt,
Liegt er wie hingegossen
Im Staube, und gedenkt,
Des ernsten Vaters Willen,
Trotz jeder finstern Nacht,
Mit Treue zu erfüllen;
Das Opfer ist gebracht.

Er hebt sich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbesiegter Glaube
Strahlt sonnenhell hervor.
Er ist nun fest entschlossen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdrossen
Dem Tod ins Aug' zu seh'n.

Ach, Brüder! diese Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preist ihn mit Einem Munde!
Beschleunigt euern Lauf!
Ach, eilt zu seinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen,
Und bringt ihm Preis und Ruhm.

Du, der du auf dem Throne
Der Welten nun regierst,
Und in der Strahlenkrone
Das Scepter herrlich führst!
Wenn uns auf unserm Pfade
Bestürmet Angst und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An dein Gethsemane.

(Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling.)

14) Der Tag des Weltgerichts.

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Leben
Und im Staube Jugendstärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme schallt:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche schnell vergeh'n,
Und wir wankend auf den Trümmern steh'n:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst,
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

(Christoph Christian Sturm.)

15) Liebe.

Hätt' ich Menschen=, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen=, wie ein Himmelssang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeihung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wuth! —

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde, —
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet;
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht.

(v. Herder.)

16) Andacht am Abend.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt;
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hier sich schlafen legt?

Es zieh'n der Sonnen Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke;
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Thau, der Alles feuchtet,
Dringt in die Erde ein.

Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh' in Busch und Laub;
Der Mensch von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasten,
Steht schläfrig und gebückt.

Der Winde Ungeheuer
Stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschloss'nes Feuer
Sich kaum erhalten kann.
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur;
Die Regenström' ertränken
Der flachen Felder Flur.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät,
Und übergiebt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht.
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in Den hinein,
Durch welchen sie beginnen,
Und dem sie eigen sein.

Das heißt, den Tag vollenden;
Das heißt, sich wohl gelegt.
Man ruht in dessen Händen,
Der Alles hebt und trägt.
Der Erde Festen zittern;
Der Himmel selber kracht;
Die Elemente wittern;
Und wir sind wohl bewacht.

(Graf v. Zinzendorf.)

17) Weihnachtslied.

Uns ward heut' ein Kind gegeben,
Uns geboren heut' ein Sohn;
Ewigkeiten heißt sein Leben;
Denn dem Vater des Aeon
Ward von Ewigkeiten schon
Alle Herrschaft übergeben;
Ihm, der sein wird, ist und war
Rath und Kraft und wunderbar!

Mit verhülltem Antlitz fallen
Seraphim und Cherubim
Ihm zu Füßen; es erschallen
Ihre Halleluja ihm.
In den Preis der Seraphim
Darf auch unsre Liebe lallen,
Ihm, der sein wird, war und ist,
Ihm, der unser Bruder ist!

Er, durch den die Sonne scheinet,
Dem gehorsam Meer und Wind,
Liegt in einer Kripp' und weinet!
Er, durch den die Himmel sind,
Wird der zarten Jungfrau Kind!
Mit dem Ewigen vereinet,
Zeigt Er freundlich uns und mild
Seines großen Vaters Bild.

Die ihr Töchter nun und Söhne
Von dem ew'gen Vater seid,
Kommt herbei! Der Blick gewöhne
Schon hienieden in der Zeit
Sich an Gottes Herrlichkeit!
Seht das Kind in Seiner Schöne,
Hochgelobet in der Zeit,
Hochgelobt in Ewigkeit!

Welche Morgenröthen wallen
Himmelab in stiller Nacht!
Seh' ich Sonnen Gottes fallen?
Nein, der Heere Gottes Macht
Hält bei frommen Hirten Wacht,
Und des Engels Worte schallen:
„Zaget nicht! denn große Freud'
Ist euch wiederfahren heut.

Christus ward euch heut' geboren,
Euer Heiland, euer Herr!
Davids Stadt hat Er erkoren,
Und in Windeln lieget Er!
In der Krippe liegt der Herr!
Jedem Volk ward Er geboren,
Hochgelobet in der Zeit!
Hochgelobt in Ewigkeit!"

Spricht's, und Gottes Strahlenheere
Stehen plötzlich sichtbar da,
Und es rauschet laut wie Meere,
Amen und Halleluja!
Dann erschallet fern und nah:
„In der Höhe sei Gott Ehre,
Friede sei der Erde Theil,
Und den Menschen Gnad' und Heil!"

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern;
Dein' Arbeit darf nicht ruhn.
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und obgleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn:
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten!
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollt'st du für und für
In Angst und Nöthen schweben
So frag' er nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst:
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein!
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

(Paul Gerhard.)

2) Vertrauen auf Gott zur Zeit der Noth.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt:
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden;
Er weiß wohl, wenn es nützlich sei.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heuchelei;
So kommt Gott, eh' wir uns versehn,
Und lässet uns viel Gut's geschehn.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß Gott' der im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist:
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen:
So wird er bei dir werden neu;
Denn, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

(Georg Neumark.)

3) Suchet den Herrn.

Wollt ihr den Heiland finden,
So suchet ihn noch heut';
Eilt, ihm euch zu verbinden:
Noch ist die Gnadenzeit.
Wollt' ihr die Kron' empfangen,
Dringt eifrig hin zum Ziel:
Wer Großes will erlangen,
Der mühet gern sich viel.

Soll er sich zu euch neigen,
So sucht ihn in Geduld;
Gelassen sein und schweigen
Erwirbt euch seine Huld.
Soll er sich euch vereinen,
Sucht ihn in Niedrigkeit:
Die hoch zu stehen meinen,
Verfehlen seiner weit.

Drückt euch das Kreuz hernieder,
Sucht ihn in eurer Pein;
Leicht sind von ihm geschieden,
Die mit der Welt sich freu'n.
Und kommt's mit euch zum Sterben,
Sucht ihn mit gläub'gem Sinn:
Er läßt euch nicht verderben,
Der Tod ist euch Gewinn.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim:
Die ihn hier liebend loben,
Sind dort auch noch bei ihm.
Sucht ihn im tiefsten Herzen,
Dies ist sein Heiligthum:
So preist ihr, frei von Schmerzen,
Auf ewig seinen Ruhm.

Joh. Scheffler (Ang. Silesius.)

4) Geduld im Schmerze.

Mein Herz, gieb dich zufrieden,
Und bleibe ganz geschieden
Von Sorge, Furcht und Gram.
Die Noth, die dich jetzt drücket,
Hat Gott dir zugeschicket;
Sei still, und halt dich wie ein Lamm!

Mit Sorgen und mit Zagen
Und unmuthsvollen Klagen
Häufst du nur deine Pein;
Durch Stillesein und Hoffen
Wird, was dich jetzt betroffen,
Erträglich, sanft und lieblich sein.

Kann's doch nicht ewig währen!
Oft hat Gott unsre Zähren,
Eh' man's meint, abgewischt.
Wenn's bei uns heißt: Wie lange
Wird mir so angst und bange!
So hat er Leib und Seel' erfrischt.

Gott pflegt es so zu machen:
Nach Weinen schafft er Lachen,
Nach Regen Sonnenschein;
Nach rauhen Wintertagen
Muß uns der Lenz behagen;
Er führt in Höll' und Himmel ein.
Indeß ist abgemessen
Die Last, die uns soll pressen,
Auf daß wir werden klein;
Was aber nicht zu tragen,
Darf sich nicht an uns wagen,
Und sollt's auch nur ein Quentlein sein.
Denn es sind Liebesschläge,
Wenn ich es recht erwäge,
Womit er uns belegt;
Nicht Schwerter, sondern Ruthen
Sind's, damit Gott zum Guten
Auf uns, die Seinen, hier zuschlägt.
Er will uns dadurch ziehen
Zu Kindern, die da fliehen
Das, was ihm mißbehagt.
Den alten Menschen schwächen,
Den Eigenwillen brechen,
Die Lust ertödten, die uns plagt.
Er will uns dadurch lehren,
Wie wir ihn sollen ehren
Mit Glauben und Geduld,
Und, sollt' er uns in Nöthen
Auch lassen, ja gar tödten,
Uns doch getrösten seiner Huld.
Denn was will uns auch scheiden
Von Gott und seinen Freuden,
Dazu er uns versehn?
Man lebe oder sterbe,
So bleibet uns das Erbe
Des Himmels ewiglich doch stehn.
Ist Christus unser Leben,
So muß uns, seinen Reben,
Der Tod sein ein Gewinn.
Er mag wohl diese Höhle
Zerbrechen; doch die Seele,
Fliegt auf zum Bau des Himmels hin.
Drum gieb dich ganz zufrieden,
Mein Herz, und bleib geschieden
Von Sorge, Furcht und Gram.
Vielleicht wird Gott bald senden,
Die dich auf ihren Händen
Hintragen zu dem Bräutigam.
(Johann Anastasius Freylinghausen.)

5) Himmlischer Sinn.

Himmel an geht unsre Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgrimsstand,
Droben unser Vaterland.
Himmel an schwing dich, mein Geist!
Denn du bist ein himmlisch Wesen,
Und kannst das, was irdisch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erlesen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in seinen Ursprung hin.
Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weist mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieses Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.
Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geist hier allbereit
Eine Kraft des Himmels schmecket.
Nach der Kost im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.
Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das schöne Loos von ferne,
Daß mein Herz schon aufwärts steigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht ist viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.
Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jesus geht mir selbst voran,
Daß ich freudig folgen kann.
Himmel an! ach Himmel an!
Das soll meine Losung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelslust vertreiben.
Himmel an steht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.
(Benjamin Schmolcke.)

6) Die Freuden der Andacht.

Wie lieblich ist es in der Stille,
Wo Gott allein zugegen ist,
Wo unser Herz in seiner Fülle
Der süßen Einsamkeit genießt!
Da schmeckt man in Zufriedenheit
Des Höchsten Güt' und Freundlichkeit.

Wohl dem, der stets in Gottes Schranken
Geist, Herz und Sinnen halten kann!
Der schwinget sich mit den Gedanken
In heilger Lust zum Himmel an;
Der schmecket schon in dieser Zeit
Des Himmels reiche Süßigkeit.

Was hängt man doch an eitler Erden,
Und denkt bald da, bald dort hinaus?
Ihr, die ihr wollet selig werden,
Gedenket doch an jenes Haus,
Das Gottes Huld für euch erbaut,
Und das ihr jetzt im Glauben schaut.

Verschließt das Herz den eitlen Sinnen,
Laßt ihre Wuth nicht Meister sein;
Laßt euch die Lüste nicht gewinnen,
Und haltet die Begierden ein.
Schweift ihr verkehrter Trieb herum,
So eilt zu Gottes Heiligthum.

Ergötzet euch an Geistesschätzen,
Die schön und unvergänglich sind,
Die euren Geist in Ruhe setzen,
Als der da volle G'nüge find't.
Geht selbst in euer Herz hinein
Und sammelt lauter Gutes ein.

Mein Gott, eröffne mir die Pforten,
Führ' mich in deinen Liebessaal!
Ich habe Lust zu deinen Worten,
Denn diese stillen alle Qual.
Komm, nahe dich, tilg' allen Schmerz,
Und öffne mir jetzt Schrift und Herz.

Mein Glaube sieht den Himmel offen,
Der mich bereits zu dir erhöht,
Wo ich kann Gnad' und Leben hoffen,
Ob Sturm und Wetter auf mich geht.
Wer sich in dir vergnügen kann,
Sieht Welt und Pracht verächtlich an.

Ich will mich von der Welt entfernen;
Weg, schnöder Eitelkeiten Wust!
Hinauf, mein Herz, hinauf zu'n Sternen!
Mein Jesu, du bist meine Lust.
Wie selig geht die Zeit dahin,
Wenn ich mit dir alleine bin!

(Martin Günther.)

7) Himmelfahrtslied.

Sterbend für das Heil der Sünder,
Rief Jesus laut, bald Ueberwinder:
Mein Gott, mein Gott, es ist vollbracht!
Tiefe Still' ergriff am Throne
Die Engel Gottes, und dem Sohne
Antwortet' Gott: Es ist vollbracht!
Der Himmel hört's und sang
Sein neues Lied voll Dank
Dem Vollender: Er hat gesiegt,
Wenn er gleich liegt,
Der Löw' aus Juda hat gesiegt!

Jesus Christ, mit Preis gekrönet,
Verließ das Grab, er hat versöhnet,
Der Fluch vom Berge Sina schwieg.
Tod, wo ist dein Sieg? Und Hölle,
Wo dein Triumph? Der Tod, die Hölle,
Sie sind verschlungen in den Sieg.
Er hat's, er hat's vollbracht,
Das Werk der Gnad' und Macht.
Preis sei Jesu! Nun fürchten wir
Den Tod nicht; dir,
Dir, Jesus Christus, folgen wir.

Jauchzet Gott mit lautem Schalle!
Der ganze Weltkreis wiederhalle
Und jauchz' ihm: Unser Herr fährt auf!
Wir, im Staub anbetend, sehen
Dem Sieger nach, und zu den Höhen,
Zu denen er uns führt, hinauf.
O Jesus Christus, dir,
Dir Jesus, folgen wir!
Sei gepriesen! Nicht in's Gericht,
Zum Erb' im Licht
Führst du uns vor dein Angesicht.

Jesus, du wirst wiederkommen.
O laß uns, Herr, mit allen Frommen
Verklärt zu deiner Rechten stehn!
Ach, du wollst, wenn deine Flammen
Dem Sünder droh'n, uns nicht verdammen!
Ach, möcht' auch er nicht untergeh'n!
Dann heb' auf deinen Thron,
Die Frommen, Gottes Sohn!
Hilf uns, Jesus; zur Seligkeit
Mach' uns bereit
Durch Glauben und Gerechtigkeit!
(Cramer.)

8) Der erste Psalm.

Heil, Heil dem Manne, der dem Rath
Der Frevler sich entzieht;
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebertreter flieht!

Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt;
Sich Gottes Recht zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt, und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt.

Er trägt, wann seine Zeit kommt, Frucht,
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wandrer segnet ihn.

Das ist der Fromme! Was er macht,
Wird Segen und erfreut.
Der Sünder ists, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.

Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht,
Und wo ein Volk ist, das Gott ehrt,
Blühn die Verbrecher nicht.

Der Herr verklärt die edle Bahn,
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Zorn den Sünder an:
Des Sünders Weg vergeht.
(Cramer.)

9) Am Morgen.

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh:
O dann wach ich anders auf;
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht' ich auf;
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint!
Wenn zum dunkeln Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten sein,
Mich, der ihn zum Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes, preise!
(Klopstock.)

10) Abendlied.

Entflohen sind auch dieses Tages Stunden,
An dem wir noch des Lebens Glück empfunden.
Mit frohem Dank laßt uns den Herrn erheben,
Durch den wir leben.

Des Lebens Müh' und Elend zu versüßen,
Giebt uns der Herr viel Freuden zu genießen.
Und welche Güter schenkt er unsren Seelen!
Wer kann sie zählen?

Noch immer läßt er uns Erbarmung finden.
Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden.
Wir häufen Schuld auf Schuld; er läßt uns leben,
Und will vergeben.

Wie unwerth sind wir, Vater, deiner Treue!
Prüf' unser Herz, es fleht zu dir voll Reue.
Ach, laß es sich vor dir im Glauben stillen,
Um Christi willen!

War dies für uns der letzte Tag auf Erden,
Soll unser Schlaf ein Todesschlummer werden,
Dann weck' uns Herr, die wir uns dir ergeben,
Zum ew'gen Leben.

So legen wir getrost zur Ruh' uns nieder.
Sehn wir erfreut die Morgensonne wieder,
So preisen wir mit heiterem Gemüthe,
Herr, deine Güte. (Neander.)

11) Glaube des Christen.

Höre meinen Glauben,
Wer ihn hören kann!
Arger Feind, dein Schnauben
Ficht mich wenig an.
Welt, dein Schmäh'n und Lügen
Stört den Glauben nicht.
Sünde, dein Betrügen
Weicht dem hellen Licht.

Wer auf Werke bauet,
Dessen Grund ist Sand,
Wer sich selbst vertrauet,
Bleibt Gott unbekannt.
Was sind Menschenlehren?
Gift und Eitelkeit;
Gottes Worte hören,
Das ist Sicherheit.

Einen Gott, den wahren,
Nehm' ich gläubig an;
Und ich hab's erfahren,
Daß er helfen kann.
Weg, was Rost und Schimmel
Und Verwesung frißt!
Mein Gott ist im Himmel,
Der allmächtig ist.

Ja, von ihm, dem Meister,
Redet die Natur,
Körper, so wie Geister,
Zeigen seine Spur;
Und im Buch der Schriften
Les' ich seinen Rath,
Welch ein Heil zu stiften
Ihm gefallen hat.

Einig und Dreieinig
Ist mein Gott und Herr.
Meine Schuld bewein' ich
Täglich herzlicher;
Aber sein Erbarmen,
Dreimal stark und groß,
O das macht mich Armen
Alles Jammers los.

Wer will mich verdammen?
Vater, Sohn und Geist
Halten hier zusammen,
Die mein Glaube preist:
Eins im Rath und Willen,
Der mich selig macht;
Einig im Erfüllen,
Bis es heißt: Vollbracht!

An den Vater glaub' ich,
Der die Welt erschuf.
Götzen, euch erlaub' ich
Ohne Widerruf,
Meiner zu vergessen.
Ich bin Gottes Kind,
Höher noch gesessen,
Als die Engel sind.

Und an Gott, den Heiland,
Glaub' ich inniglich,
Der aus Liebe weiland
Für die Welt und mich
Gnadenreich geboren,
Lebte, litt und starb,
Und, was ich verloren,
Durch sein Blut erwarb.

Und an Gott, den Tröster,
Glaubt mein ganzer Sinn,
Weil ich ein Erlöster
Jesu Christi bin.
Mein Verstand und Wille
Glaubt in seiner Kraft;
Vor ihm bin ich stille,
Weil er Alles schafft.

Amen singt der Glaube,
Seines Heils gewiß;
Amen, auch im Staube
Und in Finsterniß.
Meine Lampe brennet,
Und es wird gescheh'n;
Was ich hier bekennet,
Werd' ich ewig sehn.

(E. Gottl. Woltersdorf.)

12) Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte.
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Erstandener Heiland, nimm mich auf.
Herr, nimm bei meinem Ende
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich
Nach deinem Tode sehen;
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferstehen.
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,
Den ihre Pracht gefesselt hält;
Nach Gott und Tugend streben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,
Dem Frevler dich entziehest,
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,
Im Menschen, den du siehest!
Als schon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöser Abschied nahm,
Da sprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beschieden.
Geht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb' euch meinen Frieden.
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn giebt;
Daran, daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

retter! Heiland! Menschen-
freund!
k' in mir die Triebe,
 die man sich mit dir vereint,
Glauben und die Liebe!
Leben weih' sich dir allein;
ich dem Nächsten nützlich sein!
selbsten Geist und Kräfte
glichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weiß, daß du mein Heiland bist;
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen,
Und heilig! heilig! singen.

(v. Cronegk.)

13) Das Seelenleiden Jesu.

s heil'ge Dunkel wallet
ohe Menschensohn;
w'ger Nacht erschallet
Zorns Posaunenton.
gern sich die Sünden
ganzen Welt auf ihn;
Ruhplatz ist zu finden,
Zornes Flammen glüh'n.

r folgen ihm von ferne
ach Gethsemane,
heilen mit ihm gerne
banges Ach und Weh.
ägt auch unsre Sünden,
Bürge unsrer Schuld,
äßt uns froh verkünden
Botschaft seiner Huld.

it blut'gem Schweiß umflossen,
odesangst versenkt,
er wie hingegossen
Staube, und gedenkt,
ernsten Vaters Willen,
jeder finstern Nacht,
Treue zu erfüllen;
Opfer ist gebracht.

Er hebt sich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbesiegter Glaube
Strahlt sonnenhell hervor.
Er ist nun fest entschlossen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdrossen
Dem Tod ins Aug' zu seh'n.

Ach, Brüder! diese Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preist ihn mit Einem Munde!
Beschleunigt euern Lauf!
Ach, eilt zu seinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen,
Und bringt ihm Preis und Ruhm.

Du, der du auf dem Throne
Der Welten nun regierst,
Und in der Strahlenkrone
Das Scepter herrlich führst!
Wenn uns auf unserm Pfade
Bestürmet Angst und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An dein Gethsemane.

(Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling.)

14) Der Tag des Weltgerichts.

enn der Erde Gründe beben,
in Todtengrüften Leben
im Staube Jugendstärke wallt;
n des Auferweckers Stimme schallt:
! erbarm dich unser!

enn mit donnerndem Getümmel,
llmächt'ger, deine Himmel
des Erdballs Reiche schnell ver-
geh'n,

Und wir wankend auf den Trümmern
steh'n:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst,
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!
(Christoph Christian Sturm.)

15) Liebe.

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie ein Himmelssang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeihung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Li ebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wuth! —

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde, —
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge,
Gutes freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet;
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht.
(v. Herder.)

16) Andacht am Abend.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt;
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hier sich schlafen legt?

Es zieh'n der Sonnen Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke;
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Thau, der Alles feuchtet,
Dringt in die Erde ein.

Wild in wüsten Wäldern
ungrig auf den Raub;
ieh in stillen Feldern
Ruh' in Busch und Laub;
lensch von schweren Lasten
rbeit unterdrückt,
et auszurasten,
schläfrig und gebückt.

Winde Ungeheuer
t auf die Häuser an,
verschloss'nes Feuer
um erhalten kann.
sich die Nebel senken,
t man alle Spur;
gensiröm' ertränken
chen Felder Flur.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät,
Und übergiebt ihm wieder,
Was man von ihm empfäht.
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in Den hinein,
Durch welchen sie beginnen,
Und dem sie eigen sein.

Das heißt, den Tag vollenden;
Das heißt, sich wohl gelegt.
Man ruht in dessen Händen,
Der Alles hebt und trägt.
Der Erde Festen zittern;
Der Himmel selber kracht;
Die Elemente wittern;
Und wir sind wohl bewacht.

(Graf v. Zinzendorf.)

17) Weihnachtslied.

rd heut' ein Kind gegeben,
geboren heut' ein Sohn;
iten heißt sein Leben;
n dem Vater des Aeon
d von Ewigkeiten schon
errschaft übergeben;
, der sein wird, ist und war
und Kraft und wunderbar!

rhülltem Antlitz fallen
aphim und Cherubim
Füßen; es erschallen
Halleluja ihm.
en Preis der Seraphim
uch unsre Liebe lallen,
, der sein wird, war und ist,
, der unser Bruder ist!

rch den die Sonne scheinet,
gehorsam Meer und Wind,
einer Kripp' und weinet!
durch den die Himmel sind,
d der zarten Jungfrau Kind!
m Ewigen vereinet,
t Er freundlich uns und mild
nes großen Vaters Bild.

r Töchter nun und Söhne
dem ew'gen Vater seid,
t herbei! Der Blick gewöhne
on hienieden in der Zeit
Sich an Gottes Herrlichkeit!
Seht das Kind in Seiner Schöne,
Hochgelobet in der Zeit,
Hochgelobt in Ewigkeit!

Welche Morgenröthen wallen
Himmelab in stiller Nacht!
Seh' ich Sonnen Gottes fallen?
Nein, der Heere Gottes Macht
Hält bei frommen Hirten Wacht,
Und des Engels Worte schallen:
„Zaget nicht! denn große Freud'
Ist euch widerfahren heut.

Christus ward euch heut' geboren,
Euer Heiland, euer Herr!
Davids Stadt hat Er erkoren,
Und in Windeln lieget Er!
In der Krippe liegt der Herr!
Jedem Volk ward Er geboren,
Hochgelobet in der Zeit!
Hochgelobt in Ewigkeit!"

Spricht's, und Gottes Strahlenheere
Stehen plötzlich sichtbar da,
Und es rauschet laut wie Meere,
Amen und Halleluja!
Dann erschallet fern und nah:
„In der Höhe sei Gott Ehre,
Friede sei der Erde Theil,
Und den Menschen Gnad' und Heil!"

Wie des Frühlings Boten, schweben
Sie empor im Lobgesang,
Und die frommen Hirten schweben
Eilend ihren Pfad entlang;
Noch vor Freude bleich und bang,
Treten sie hinein und beben
Wonnetrunken nun hinan
Vor das Kind und beten an.

Lechzend nach Erkenntniß hatten
Saba's*) Weisen früh und spät
Nachgeforschet, nicht im Schatten
Ihrer Weisheit sich gebläht,
Hatten nach dem Quell gespäht;
Oft begonnen zu ermatten,
Oft geahnet, oft vom Tod
Licht gehoffet, und von Gott.

Glühend standen sie am schroffen
Abgrund, in des Zweifels Nacht,
Und durch demuthvolles Hoffen
Beugten sie des Himmels Macht;
Licht ward ihnen angefacht,
Ihres Geistes Blick ward offen,
Und es leitet sie ein Stern
Hin zur Herrlichkeit des Herrn.

O, wie geh'n auf ihrem Pfade
Dankend sie und froh einher!
Immer strahlt der hohen Gnade
Zeichen hell vor ihnen her,
Bis das Kindlein mild und hehr
Ihnen strahlt mit höh'rer Gnade.
Ihre fromme Liebe zollt
Saba's Duft und Saba's Gold.

Ach, was können wir Dir bringen,
Dir, dem Herrn der Herrlichkeit?
Unsre Liebe soll Dir singen;
Dir sei unser Herz geweiht,
Unser Wille Dir bereit!
Gieb zum Wollen das Vollbringen!
Laß uns dein sein in der Zeit,
Dein, o Herr, in Ewigkeit!

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

18) Andacht.

Schweigt, ihr Sinne! Diese heil'ge Stille,
Wo mein Geist, entbunden seiner Hülle,
Sich der reinsten Seligkeit erfreut;
Wo er auf der Andacht leisen Schwingen
Strebt, zum Vater der Natur zu dringen,
Sei durch keinen Erdentand entweiht.

Sorgenlos sich selbst zurück gegeben,
Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
Unverdorben seinen stillen Sinn.
Voll Vertrau'n, vergessend seiner Schranken,
Schwingt er sich im Reiche der Gedanken
Bis zum höchsten aller Geister hin.

Schamvoll fliehen alle niedren Triebe;
Nur die reinste, mackellose Liebe
Folgt ihm vor des Ewigen Altar,
Und voll Demuth bringt er diese Gabe,
Als das Edelste von seiner Habe,
Gern dem Ewigen zum Opfer dar.

Welch ein Glück, im freudigen Vertrauen
Frommer Unschuld zu dir aufzuschauen,
Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt,
Im Gebet zu dir sich zu erheben,
Nicht vor deinem Richterernst zu beben,
Wenn die Seele süß erstaunt dich denkt!

Vater, wenn des Herzens stille Leiden
Von den Freuden dieser Welt mich scheiden,
Und mein letztes Glück in Staub zerfällt:
O dann tröst' in solchen Augenblicken
Mich der Andacht heiliges Entzücken
Mit den Freuden einer bessern Welt.

(C. Heinr. Heydenreich.)

*) *Saba war eine* Provinz im glücklichen Arabien.

19) Weihnachtslied.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag ist da!
Lobsinget ihm! Halleluja!

Vom Himmel kam in dunkler Nacht,
Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth, im dunkeln Thal.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Von schlichtem Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit sanfter Hand,
Ein treuer Hirt, ins Vaterland.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch, gewohnt,
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich!

Einst führet er zur Himmelsbahn
Uns, seine Brüder, auch hinan,
Und wandelt unser Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag ist da!
Ihr Christen, singt: Halleluja!

(Fr. Ad. Krummacher.)

20) Eine Heerde, Ein Hirt.

Eine Heerde und Ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wann sein Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Heerde;
Mach' dich auf und werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht.

Hüter! Ist der Tag noch fern? —
Schon ergrünt es auf den Weiden,
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden.
Blinde Pilger flehn um Licht.
Jesus hält, was Er verspricht.

Komm, o komm, getreuer Hirt,
Daß die Nacht zum Tage werde!
Ach, wie Mancher seufzt und irrt
Fern von dir und deiner Heerde!
Kleine Heerde, zage nicht:
Jesus hält, was Er verspricht!

Sieh', das Heer der Nebel flieht
Vor des Morgenrothes Helle,
Und der Sohn der Wüste kniet
Dankend an der Lebensquelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht.
Jesus hält, was er verspricht!

Gräber harren aufgethan;
Rauscht, verdorrete Gebeine!
Lebensodem, weh' sie an!
Großer Tag des Herrn erscheine!
Jesus ruft: Es werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht!

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne,
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried' und Wonne!
Mach' dich auf, es werde Licht!
Jesus hält, was Er verspricht!

(Fr. Ad. Krummacher.)

21) Friede in Christo.

Noch wall' ich hier auf rauhem Pfade
Zur Heimath durch die Erdenwelt;
Doch hat in Liebe sich und Gnade
Mir ein Gefährte zugesellt,
Der deutet aus mir Lieb' und Schmerz;
Da staunt mein Geist; da brennt mein Herz.

Zwar lange ward mein Aug' gehalten
Und unerkannt sprach er zu mir;
Ich griff nach Schein, nach Truggestalten,
Fand Sorg' und Last, doch nirgends Ruh'.
Da endlich, da erkannt' ich ihn
Und gab mein bestes Theil ihm hin.

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib' bei mir!
Was sonst mir treu, das wankt und weichet,
Auch wank' ich selbst — doch Herr, zu dir!
Der Schatten schreckt, das Licht wird bleich,
Da spricht er: „Friede sei mit euch!"

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib' bei mir!
Verhüllt sich jede Ferne zeiget,
Erstorben jede Lebenszier;
Ermattet, einsam, schmerzenreich,
So steh' ich — „Friede sei mit euch!"

Ach Herr, der Tag hat sich geneiget,
Der Abend kommt; ach, bleib bei mir,
Auf leicht bedeckten Gräbern schleichet
Mein Fuß, und schon versinkt er schier.
„Wo ich bin, soll mein Diener sein!"
Du lebst, Erlöser, du bist mein!

Fest will ich, fest auf dich mich stützen.
Umgieb mich, Nacht; Er bleibt um mich!
Verlaßt mich All'; Er wird mich schützen,
Und sink' ich, hebt Er mich zu sich,
Zu sich, zu seinem Abendmahl,
Zu seiner Auserwählten Zahl.

Drum still, o still! Was mir beschieden,
Mild oder rauh, leicht oder schwer;
Ich fühl', o Heiland, deinen Frieden,
Und fühl' ich den, was will ich mehr?
Du lebst in mir und ich in dir;
Es kommt dein Reich; es kommt zu mir!

(Rochlitz.)

22) Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld!
Kindlich darfst du zu ihm sprechen;
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig nieder schaun.

Wolken kommen, Wolken geh'n!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Fass' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

(Mahlmann.)

23) Passionslied.

Zum Kreuzestode führen
Sie meinen Jesus hin;
Sein Schmerz kann sie nicht rühren,
Nicht sein gelass'ner Sinn;
Sie haben seine Wunden
Mit Dornen noch gekrönt,
Kein Mitgefühl empfunden,
Ihn spottend noch verhöhnt.

Kann nichts zurück ihn bringen,
Erretten von der Pein?
Ach! soll er sterbend ringen,
Kein Engel ihn befrei'n?
So fließet, meine Zähren,
So sei mein Schmerz geliebt;
Nicht Trost will ich begehren;
Mein Herz sei still betrübt.

Ach! tief gebeugt zur Erde,
Trägt er der Menschen Schuld,
Trägt blutend die Beschwerde,
Und wandelt in Geduld.
Ihm blick' ich nach und weine,
Daß ich den Pfad hinan
Der Todesbürden keine
Ihm dienend tragen kann.

Der Bande kaum entbunden,
Empfängt ihn Kreuzesqual!
O Schmerz von neuen Wunden,
O Leiden ohne Zahl!
Zur Rechten und zur Linken
Umgiebt ihn Angst und Leid;
Er muß den Becher trinken
Voll Todesbitterkeit.

Er ruft, den Schmerz zu fassen,
Umdrängt von Schmach und Spott:
Wie hast du mich verlassen,
O du, mein Gott, mein Gott!
Doch kurz sind seine Klagen;
Er athmet wieder Muth,
Und kann sie nun ertragen,
Die Hand, die auf ihm ruht.

Er hat für seine Freunde
Noch Trost in seiner Brust,
Fleht Gnade seinem Feinde,
Sich keiner Schuld bewußt.

Dem Treu'sten seiner Brüder,
Der zagend nicht entfloh'n,
Giebt er die Mutter wieder,
Der Mutter ihren Sohn.

Blick' auf, gesenkter Kummer,
Mein Jesus hat vollbracht;
Er neigt zum sanften Schlummer
Sein Haupt in Todesnacht;
Die Finsternisse decken
Das sündenvolle Land,
Und in der Nacht der Schrecken
Wird Gottes Sohn erkannt.

Nun wallet Klarheit nieder;
Ich wende meinen Blick
Zu meinem Vater wieder
Mit Freudigkeit zurück;
Zu ihm hinauf zu schauen,
Gabst du, mein Heiland, mir
Ein kindliches Vertrauen:
Auf ewig dank' ich dir!

(St. Schütze.)

24) Seligkeit in Jesu.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

(Novalis [v. Hardenberg.])

25) Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Für mich umfing dich Leiden,
Vergiengst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget;
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden;
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

(Novalis [v. Hardenberg.])

26) Das letzte Gericht.

(Dies irae.)

Furchtbar wird der Tag sich röthen,
Kund gethan von dem Propheten,
Der die Welt in Staub wird treten.

Welch' ein Schauern, welch' ein Beben,
Wenn herab der Herr wird schweben,
Richter über Tod und Leben!

Der Posaune folgt zum Throne
Aus den Gräbern jeder Zone,
Wer ein Joch trug, wer die Krone.

Die man sah wie Staub verwehen,
Staunend zum Gericht erstehen,
Wird Natur und Tod sie sehen.

Und das Buch liegt aufgeschlagen;
Jeder liest sich eingetragen,
Der mit Wonne, der mit Klagen.

Blitz entstrahlt des Herrn Gesichte;
Nichts entzieht sich mehr dem Lichte,
Nichts vergeltendem Gerichte.

Herr, darf ich zu hoffen wagen?
Werd' ich deinen Blick ertragen,
Wo Gerechte selbst noch zagen?

O wer kann vor dir bestehen!
Laß mich, Herr, nicht untergehen,
Unverdient doch Heil mich sehen!

(v. Wessenberg.)

27) Dem Erlöser.

O nimm es hin
Mein Leben ganz;
Denn nur in Dir
Erhält es Glanz.

Was ist die Nacht,
Wenn Sterne nicht
In heitrer Pracht
Verstreu'n ihr Licht?

Wüst' war die Welt,
Das Leben todt;
In Dir erschien
Das Morgenroth.

O nimmer nun
Wirst Du entzieh'n
Verjüngter Welt
Dein heilig Glüh'n.

Sie sank zurück
Die alte Nacht,
Als Du erschien'st
In Deiner Pracht.

O nimm es hin
Mein Leben ganz;
Denn Du nur giebst
Ihm Licht und Glanz.

(J. Koch.)

28) Pfingstlied.

Komm', Kraft des Höchsten, komm' herab,
Pfand, das uns Gottes Gnade gab;
Du Segensquell, Born aller Gaben,
Nichts kann, wie du, die Seele laben;
Komm, Gottes Geist, in unsern Geist,
Wie Himmelsthau herniederfleußt;
Komm mit der Friedenstaube Schweben,
Und ruh auf uns, so lang' wir leben.
Halleluja! Halleluja!

Komm, Geist der Wahrheit, Gottes Licht!
Wo du fehlst, ist die Wahrheit nicht.
Komm, uns mit Weisheit zu erfüllen,
Und unsers Geistes Durst zu stillen.
Komm, leuchte du mit hellem Schein
Bis in des Herzens Grund hinein.
O warn' und strafe, wenn wir fehlen,
Und läut're aller Christen Seelen.
Halleluja! Halleluja!

Komm, milder Tröster! Wer als du
Bringt bangen Herzen Trost und Ruh',
Und Balsam für die innern Wunden,
Und Himmelsthau in heißen Stunden?
Komm', gieb zu unsrer Ritterschaft
Uns Heldenmuth und Glaubenskraft,
Und rüste selbst zum Gotteswerke
Geist, Seel' und Leib mit deiner Stärke.
Halleluja! Halleluja!

Komm', Quell der Liebe, geuß sie aus
In's Herz und über Gottes Haus!
Gieb, daß wir Gott mit reinen Trieben
Und Christum in den Brüdern lieben.
Entflamm' in Freud' und Leide stets
Die Gluth des Dankes und Gebets.
Erhöh' uns vom Gewühl der Erde,
Daß unser Wandel himmlisch werde.
Halleluja! Halleluja!

Weih' uns zu deinem Tempel ein;
Was unrein ist, das mache rein.
Was noch am Staube hängt, erhebe;
Was schon erstorben ist, belebe.
Erwärme jedes kalte Herz;
Lenk' alle Seelen himmelwärts.
Vereine die zerstreuten Glieder,
Und bringe das Verlorne wieder.
Halleluja! Halleluja!

Wenn du nicht Beistand ihm verleih'st,
So strebt umsonst des Menschen Geist.
Laß auf uns deine Gnade regnen,
Komm, uns mit deiner Kraft zu segnen.
Dann sind der guten Saat wir gleich
Und bringen Frucht zum Himmelreich.
Dann führt zum Leben uns das Sterben
Und ewig sind wir Gottes Erben.
Halleluja! Halleluja!

(Fr. Sachse.)

29) An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz! es währt nicht lange,
Bald endet Alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz bethört:
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Gesegnen All', was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir;
Sie will von deinem Gott dich scheiden,
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen stehn,
Und siehe, wie die Lilien scheinen,
Und höre, wie die Palmen wehn.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden
Mit Allem, was der Herr dir giebt,
Und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weiter geh'n,
Die Hände fromm zu Dir erheben,
Und nicht auf diese Erde seh'n!

(M. Diepenbrock.)

30) Adventlied.

Dein König kommt in niedern Hüllen;
Ihn trägt der lastbarn Es'lin Füllen;
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden;
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst auf den empörten Triften,
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt auf's Neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört;
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus:
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

(Fr. Rückert.)

31) Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze:
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast's gegeben:
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und siegend, preis' ich dich!
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

(Körner.)

32) Sonntagsfeier.

Steig' auf, du Lied im höhern Chor!
Ihr Herzen, wallet mit empor
In frohen Dankesweisen!
Kommt, ihn, der seines Volks gedenkt,
Ihn, der sein Haus uns hat geschenkt,
Zu lieben und zu preisen!
Heilig, heilig!
Singt dem Vater, dem Berather!
Singt dem Sohne!
Singt dem Geist auf Einem Throne!

O wie so lieblich steht dies Haus,
Wo seine Hand uns ein und aus
Mit Vaterhänden leitet!
Wo uns sein Wort zum Himmel weist,
Sein Abendmahl die Seele speist,
Sein Geist uns vollbereitet!
Freut euch! Weiht euch
Ihm, dem Treuen! Laßt erneuen
Eure Seelen!
Euch will er zum Tempel wählen.

Ja, du in uns, und wir in dir!
Du höchstes Gut, dich suchen wir;
Komm, unser Herz zu stillen!
Von dir bleib' ausgeschlossen keins;
In dir mach' unsre Herzen eins,
Um deines Namens willen!
Alle, Alle!
Den, der lehret, den, der höret,
Aeltern, Kinder,
Zeuch zu dir, du Heil der Sünder!

Einst sammelst du die Garben ein;
Einst wird ein Tag der letzte sein,
An dem wir hier erscheinen;
O Jesu, dann verlaß uns nicht!
Dann wollst du dort im Himmelslicht
Uns all' um dich vereinen!
Dir, dir weih'n wir
Herz und Sinne; Herr, beginne,
Laß gelingen,
Hilf uns Alles wohl vollbringen!

(Alb. Knapp.)

33) Prüfung am Abend.

Zum andern Leben wall' ich hin; —
Ist's auch zum ew'gen Leben?
Daß, wenn ich einst gestorben bin,
Mich Engel sanft umschweben,
Und mich zu Gottes Heiligthum
Auf ihren goldnen Schwingen
Freudig bringen
Dort meines Mittlers Ruhm
In Ewigkeit zu singen? —

Den Himmel füllt so hehr und mild
Die Nacht mit tausend Sternen;
Sieh von der Ewigkeit ein Bild
Und ihren lichten Fernen!
Ach, dort ist wohl ein großes Feld
Für tausend Seligkeiten!
Wer kann deuten,
Was Gott nach dieser Welt
Den Seinen mag bereiten?

Ja, meine Seele kann dich nicht,
Du höchstes Gut, ermessen;
Und doch wirst du im Tageslicht
So oft von ihr vergessen;
Wie vor der Wolk' ein Stern erblaßt,
Verhüllt der Welt Getümmel
Und Gewimmel
Und eitler Sorgen Last
Den hellen Blick zum Himmel.

Und offen steht er immerdar;
Viel sonnenhelle Nächte,
Viel Tage winken mild und klar
Dem irdischen Geschlechte,
Hinauf zu schau'n, hinauf zu gehn,
Und eilig, ohne Säumen,
Ohne Träumen
Sich Hütten zu ersehn
In jenen ew'gen Räumen.

O nicht zur Erde sieh hinab,
Wenn Himmel dich umgeben!
Die Erde gibt dir nur ein Grab,
Der Himmel dir das Leben.
Von dort bist du, mein Geist, entstammt,
Und dorthin sollst du kehren,
Dich verklären:
Drum hat ein Christus-Amt
Der große Herr der Ehren.

Wer sich zur großen Schaar gesellt,
Kommt nicht zu seinen Heerden;
Der Heiland war nicht von der Welt,
Und wird es nimmer werden.
Hier stehe still und schau' hinein
In deines Herzens Tiefe,
Denk und prüfe
Wo würd ich heute sein,
Wenn er zum Tod mich riefe?

Hab ich gehöret, als er rief,
Und mich vom Schlaf erweckte?
Blieb ich getreu, wenn oft so tief
Mein Herz sein Lieben schmeckte? —
Schau, diese Rechenschaft im Licht
Gib ihm vor seinem Throne;
Deck' und schone
Dein altes Leben nicht,
Sonst geht es um die Krone.

Dem Glauben glänzt die Krone nur!
Gut ists, die zu erlangen,
Und, wenn die Welt zur Hölle fuhr,
Vor Gottes Stuhl zu prangen.
Gedenke dran: durch Christi Tod
Aus Sünd und Angst gerissen
Sich zu wissen,
Giebt in der letzten Noth
Ein sanftes Sterbekissen!

Gedenke dran, damit die Zeit
Nicht spurlos dir enteile,
Damit dich für die Ewigkeit
Dein Mittler stärk' und heile;
Mit ihm gelebt, ist wohl gelebt,
Das wird in Kurzem droben
Sich erproben,
Wenn man den Leib begräbt
Und sich der Geist erhoben.

(Alb. Knapp.)

34) Trost der Armuth.

Was sprichst du: Mich hat Gott verstoßen;
Ich such' umsonst mein täglich Brod?
Du lästerst den Erbarmungsgroßen,
Der nah' dir ist, wie deine Noth;
Der deine Haare hat gezählt,
Weiß wohl, was deine Seele quält.

Was neidest du den reichen Sünder
Und wähnst, vor Thränen zu vergehn,
Wenn du und deine nackten Kinder
Umsonst um Schutz und Brod ihn flehn?
Was murrst du, ungetreuer Knecht,
Und nennst den Herren ungerecht? —

Ach, laß verstummen deine Klagen
Und höre Christi Stimme an:
„Du sollst nicht sorgen und nicht sagen,
Was ess' und trink' ich armer Mann;
Gott wußte wohl, was du bedarfst,
Eh' du dich betend niederwarfst!

„Sieh an die Vögel unterm Himmel,
Sie sä'n und ärnten nicht, und doch
Ernährt der Vater sie im Himmel

Wie gestern, so auch heute noch.
Bist du denn nicht viel mehr, als sie?
Kleingläubiger, drum zweifle nie!"
So tröstet Christus dich, dein König,
O Herz, und dennoch schlägst du kalt? —
Blieb ihm denn mehr als dir? — Wie wenig
Blieb Gottes Sohn' in Knechtsgestalt;
Sah nicht die Wüste seine Noth?
Versucht' er aber Gott ums Brod? —
Dein König, der so hoch gefürstet,
Wie nie ein Fürst auf Erden ward,
Rief er am Kreuze nicht: „Mich dürstet!"
Wann war dein Schicksal je so hart?
Beut dir die süße Quelle nicht
Den Labetrunk, der ihm gebricht?
Die Füchse haben ihre Gruben,
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand aber, bis sie ihn begruben,
Hier keine Stätte für sein Haupt:
Der Gott, an den die Menschheit glaubt,
Fand keine Stätte für sein Haupt!
Drum leide doch zu Christi Ruhme,
O Herz, und laß dein Weh und Ach;
Das Fischlein und die Brodeskrumme
Verwandelt er noch tausendfach,
Und wenn die Noth am größten ist,
Ist er am nächsten, lieber Christ!

(W. Meinhold.)

β) Das weltliche Lied.

Das weltliche Lied schildert alle diejenigen Empfindungen und Zustände, welche das äußere oder innere Leben in uns erzeugt. Ton und Vortrag müssen dem Gegenstande ganz angemessen sein. Wenn die Darstellung des weltlichen Liedes durch das allgemeine Interesse seines Stoffes, so wie durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes, unbeschadet der classischen Vollendung der Form, für alle Stände und Klassen des Volkes verständlich, genießbar und anziehend wird, so nennt man es Volkslied.

Beispiele des weltlichen Lieds.

1) Geselligkeit.

Der Mensch hat nichts so eigen,
Nichts steht so wohl ihm an,
Als daß er Lieb' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht er nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben,
Und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen,
Und seh'n auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der ingeheim sich nagt.

Gott stehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.

Mit diesen Bund'sgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold,
Und lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

(Simon Dach.)

2) Der Frühling.

Der frostige Winter ist endlich entwichen;
Der schmelzende Schnee
Ist schleunig auf Rasen und Wasen verschlichen;
Es grünet der Klee.
Dort wallet in Wellen der rüstige Mast,
Und führet der Schiffer geflügelte Last
In offener See.

Die turtelnde Taube läßt wieder sich hören
In munterer Luft.
Wie knotig des Feigenbaums Aeste sich mehren!
Der Wiederhall ruft.
Die Nachtigall kräuselt und säuselt ihr Lied,
Und was dem schalmeienden Hirten gerieth,
Erzählet die Kluft.

Rings werden die Bäume von Neuem bekrönet
Mit Blüthen und Laub.
Es leben die Reben, vom Regen beschönet,
Nach köstlichem Raub.
Weit prachtet des Morgens das perlende Thau'n,
Befruchtet die Matten, befruchtet die Au'n,
Und löschet den Staub.

Wie lockt uns so mancherlei Blümelein Art!
Wie manches Gethier
Auf Erden, im Wasser, in Lüften sich paart!
Erwartet allhier
Die Blumen! Sie kommen zu tanzen, zu singen
Mit lieblicher Zier.

Ihr sterblichen Menschen! Erlernt doch hierbei,
Daß Hoheit und Macht,
Wie Blumen, mit Falben und Falten gedeih'
In eiteler Pracht.
Wir blühen und grünen und prunken auf Erden,
Und sterben, um endlich zur Erde zu werden.
Vergängliche Macht!

(Harsdörffer.)

3) Lob des Gesanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künstler singen
Und Saiten klingen,
Ist taub an Ohren
Und krank geboren:
Weil sonst sich reget,
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man soll ihn oben
Auch also loben:
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier sich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohr
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

(Tscherning.)

4) Trost im Unglück.

Das Unglück muß zuletzt doch enden,
Und hat das lange Rasen satt.
Wenn sich der Trübsal Tage wenden,
So kommt die Lust an ihrer Statt.
Kein Donner kann so grausam sein,
Ihm folgt ein goldner Sonnenschein.

So lang dies Erdenrund bestanden,
Hat dieser Wechsel auch Bestand.
Noch war kein Mißgeschick vorhanden,
Das vor der Freude nicht verschwand.
Kein Hagel mag so schrecklich sein,
Es folgt ein lieber Sonnenschein.

O weißt dein Kreuz du still zu tragen,
Mit unverzagtem Christenmuth,
So wirst du kindlich später sagen:
Du, Vater, machtest Alles gut.
Kein Wetter kann so düster sein,
Es folgt ein klarer Sonnenschein.

Wenn jetzt die Fluthen berghoch schwellen
Und toben auf dem Ocean,
So legen sich im Nu die Wellen,
Und morgen schaukelt sanft dein Kahn.
Kein Sturmwind kann so mächtig sein,
Es folgt ein holder Sonnenschein.

Ich hab' in meinen Jugendjahren
Des Glückes Lug und Trügerei,
So wie des Himmels Gunst erfahren,
Und bleibe künftig fest dabei:
Kein Donner kann so grausam sein,
Es folgt ein goldner Sonnenschein.

(Michael Kongehl.)

5) An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft.
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

(Hagedorn.)

6) Die drei Blümlein.

Drei Blümlein in meinem Garten blühn,
Das erste, das Röslein der Freude,
Soll schmücken mein Haupt; ein froher Sinn
Verbannet den Gram, ist Lebens-Gewinn,
Und schafft zum Eden die Haide.

Drei Blümlein in meinem Garten blühn,
Die Lilie der Unschuld, das zweite,
Soll schmücken mein Herz; wenn sie es deckt,
So schlägt es so leicht, kein Unfall schreckt
Den Waller in ihrem Geleite.

Drei Blümlein in meinem Garten blühn,
Das dritt, das Immerschön, pflanze
Man auf mein Grab; es welket nie,
Der Seele gleich; auch sie, auch sie
Blüht ewig im himmlischen Glanze.

(Pfeffel.)

7) Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel:
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn Du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.

(Claudius.)

8) Vaterlandslied.

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang;
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesung'nes Land,
Dir weih'n wir uns auf's Neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen!
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

(Matthias Claudius.)

9) Erntelied.

Stadt und Thürme schwinden!
In umbüschten Gründen
Macht das reich begabte Feld
Aug' und Seele heiter,
Leicht das Herz und weiter
In der weiten Gotteswelt.

Lustig ists, im Freien,
Hier durch lange Reihen
Hoher Garben hinzugehn;
Dort die himmelblauen
Blumen anzuschauen,
Die bei gold'nen Aehren stehn.

Mit den Aehren wallen,
Flüstern sie, und fallen,
Sterben willig gleichen Tod;
Oder Kinderhände
Pflücken sie behende,
Noch bevor die Sichel droht.

Pflückt, ihr Kleinen, pflücket
Jede Blume, schmücket
Hut und Haar zum Erntetanz!
Mindre Lust gewähren
Euch die vollen Aehren,
Als ein buntgeflochtner Kranz.

Eurem Paradiese
Bringt die grüne Wiese,
Bringt der Acker Sträuße nur;
Ach! in künft'gen Tagen
Wird er Disteln tragen;
Euer Schweiß benetzt die Flur.

Wenn ihr dann gebücket,
Matt zur Erde blicket,
Seht ihr keine Blumen mehr —
Aber nein, ihr Lieben,
Nein! sie sind geblieben;
Lachen selbst aus Dornen her.

Mit der Hand am Pfluge,
Bei dem Wasserkruge,
Sorgt, daß euch zur Rosenzeit
Nichts vergebens blühe;
Gebt der Lebensmühe
Stets die Freude zum Geleite!

(Jakobi.)

10) Das neue Lied.

Ein neues Lied! ein neues Lied!
Gesundheit und ein froh Gemüth!
Wer unser neues Lied nicht kann,
Der fang' es heut' zu lernen an,
Und sei zu üben es bemüht:
Gesundheit und ein froh Gemüth!

Wem weiht sich unser neues Lied?
Der Schönheit, die das Herz erzieht.
Wer solche Schönheit liebgewann,
Der stimme mit uns jauchzend an!
Sie lebe, die unsterblich blüht,
Die Schönheit, die das Herz erzieht!

Ihm, der für Recht und Wahrheit glüht,
Für Freund und Feind sich edel müht,
Nie Schlechtes thun und dulden kann,
Fecht' ihn auch Haß und Mißgunst an,
Ihm, Freunde, singen wir dies Lied,
Dem Edelsten, der vor uns blüht.

Der neuen Zeit, die vor uns blüht,
Dem Blick, der in die Zukunft sieht.
Wer für die Nachwelt leben kann,
Ist, auch verkannt, ein sel'ger Mann;
Ihn ehret froh der Zeiten Lied;
Glückauf der Zeit, die vor uns blüht!

Noch einmal stimmet an das Lied
Der Kraft, die Herz an Herzen zieht.
Ihr weihen wir uns Hand in Hand,
Und knüpfen ein unlösbar Band:
Der schönsten Kraft, die in uns glüht,
Die Freundschaft, Liebe, Hochgemüth!

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

11) Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf:
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben;
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.

Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt=süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

12) Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgend mehr.
Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze zieh'n.
An jener Höhe
Die Schäferei,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei.
So nenn' ich meine
Geliebte, kleine,
Einsiedelei,
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt, —
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin,
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hernieder,
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.
Nein, schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgend mehr.

(Bürger.)

13) Der Wasserfall.

Die Woge donnert nieder
Den Felsensturz hinab,
Und lächelt milde wieder
Unten im kühlen Grab.

Begierden in mir brausen;
Nach Ruh die Sehnsucht schreit;
Das Wasser muß erst sausen,
Eh' sich's der Stille weiht.

Hinab zur Tiefe schäume
Dann meines Lebens Fluth,
Und finde Friedensträume
Im Spiegel, der dort ruht.

Die Träume werden schwinden;
Dann kömmst auch du zur Ruh';
Der Spiegel wird verblinden,
Dann schließt das Aug' sich zu.

(Schütz.)

14) Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braus't;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraus't.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben; du mußt wagen;
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen,
In das schöne Wunderland.

(Friedr. v. Schiller.)

15) Die Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein;
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein;
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

(Friedr. v. Schiller.)

16) Beruhigung.

Wo durch dunkle Buchengänge
  Blasser Vollmondsschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
  Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfall'nem Thurme
  Ein verlassnes Bäumchen ragt,
Und, emporgescheucht vom Sturme,
  Schauervoll die Eule klagt;

Wo um sterbende Gesträuche
  Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
  Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo, in wildverwachsnen Gründen
  Dumpf der Bergstrom wiederhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
  Welkes Laub auf Gräber wallt;

Wo im bleichen Sternenscheine
  Um den früh verlor'nen Freund
Einsam im Cypressenhaine
  Hoffnungslose Sehnsucht weint:
Da, da wandelt, von den Spielen
  Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
  Schwermuth, dein Vertrauter, gern!

Da erfüllt ein stilles Sehnen
  Nach des Grabes Ruh sein Herz!
Da ergießt in milden Thränen
  Sich der Seele banger Schmerz!
Und sein Blick durchschaut die trübe
  Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
  Jeder Stern auf ihn herab!

(Friedr. v. Matthisson.)

17) Abendlandschaft.

  Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

  Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

  Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

  Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

  Malerisch
Im Gebüsch
Winkt, mit Gärtchen, Laub und Quelle,
Die bemooste Klausnerzelle.

  Pappeln weh'n
Auf den Höh'n;
Eichen glüh'n, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.

  Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen, dort wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

  Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

  Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

(Fr. v. Matthisson.)

18) Morgenlied.

Willkommen, rothes Morgenlicht!
  Es grüßet dich mein Geist,
Der durch des Schlafes Hülle bricht,
  Und seinen Schöpfer preis't.

Willkommen, goldner Morgenstrahl,
  Der schon den Berg begrüßt,
Und bald im stillen Quellenthal
  Die kleine Blume küßt!

O Sonne, sei mir Gottes Bild,
  Der täglich dich erneut,
Der immer hehr, und immer mild,
  Die ganze Welt erfreut!

Der, wie die Blum' im Quellenthal,
O Sonne, dich erschuf,
Als deine Schwestern allzumal
Entflammten seinem Ruf.

Ihr wandelt auf bestimmter Bahn
Einher und strauchelt nicht;
Denn Gottes Odem haucht euch an;
Sein Aug' ist euer Licht.

Er leitet euch am Gängelband;
Heil mir! Er führt auch mich!
Er, der Orions Gürtel band,
Verband auch mich mit sich!

Er leitet Jeden, der ihm traut,
Mit unsichtbarer Hand,
Als wär' er nur ihm anvertraut,
An seinem Gängelband!

Die Sonne steiget! Weib und Kind
Erwacht! erwacht wie sie
Erwachet! werfen wir geschwind
Uns alle hin aufs Knie!

Und dann zur Tagesarbeit, frisch,
Sein Segen leuchtet hell!
Der Herr bereitet unsern Tisch.
Uns quillt der Freude Quell!

Uns strahlet Gottes Herrlichkeit
Auch aus der Unsern Gruft;
Wir wissen, wer zur Seligkeit
Sie rief, und bald uns ruft!

Dem sind auch seine Todten nah',
Wer Gott, den Herren preis't,
Und freudig in Halleluja
Sich dieser Welt entreißt.

(F. L. Graf zu Stolberg.)

19) An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunk'nem Ohr;
Es steigt mein Geist mit dir empor,
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager steigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es lauschet dir der Abendstern,
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich, aus der Haine Ruh',
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasie sich groß.

Der blinde Sänger*) stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er gesehn, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

(Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.)

20) In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie so gerne!
Nur ein einzig deutsches Wort.

*) Hiermit ist Homer gemeint, der nach einer Sage erblindete.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft!
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.
(Aug. Wilh. v. Schlegel.)

21) Glaube.

Wohin floh'st du, sel'ger Glaube,
Aus der Menschen Sinn und Muth?
Wurdest schnödem Spott zum Raube,
Ohne Ruhstatt irrt die Taube
Ob der großen Sündenfluth.

Du, o Glaub' an reine Liebe,
Die das Herz in Fülle nährt,
Die, wenn keine Jugend bliebe,
Keine Schönheit, inn'ge Triebe
Bis zum letzten Hauch gewährt!

Glaub' an eines Freundes Treue,
Welcher mit uns steht und fällt,
Welcher ohne Scheu und Reue,
Wie auch Leumund ihn bedräue,
Uns bekennt vor aller Welt!

Glaub' an die Gewalt der Ehre,
Alles Thuns Geleit und Hort,
Daß kein Schwur sich je verkehre,
Felsenfest die bied're Lehre
Immer steh': ein Mann, ein Wort!

Glaub' an unsers Volkes Weise,
An ein heimisch Vaterland,
Wo im schlichten alten Kreise
Jeder still beharrt, und weise
Fremde List' und Sitten bannt!

Glaub' an Kunde von den hohen
Thaten kühner alter Zeit,
An die Worte der Heroen,
Deren Geist der Welt entflohen,
Deren Namen sie entweiht!

Glaub' an hehrer Freiheit Dauer,
Auf Gesetz erbaut und Recht,
Schirmend in der Bundesmauer
König, Ritter, Bürger, Bauer,
All' ein brüderlich Geschlecht!

Glaub' an milder Vorsicht Wache,
Wie es sei um uns bestellt;
Daß Er denk' an unsre Sache,
Dem kein Sperling fällt vom Dache,
Gleichwie er das Ganze hält!

Glaub' an jenes Licht von oben,
Das so glorreich wiederstrahlt,
Und am Vorhang, blau gewoben
Vor dem Heiligsten da droben,
Ew'ger Wahrheit Bilder malt!

Glaub' an aller Liebe Bronnen,
Der die Gottheit selbst ergoß,
In des Opfers Gluth zerronnen,
Welches, sühnend, Friedenswonnen
Und der Wesen Heil erschloß! —

Was die Händ' und Augen greifen,
Ist ein trüglich eitles Gut.
Wie die klugen Sinn' auch schweifen,
Niemals wird ein Segen reifen,
Strebet höher nicht der Muth.

Vor dem Glauben Berge schwanden;
Glaube macht die Schwachen stark.
Ja, aus Erd- und Todesbanden
Ist der Gläub'ge schon erstanden:
Glaub' ist unsers Lebens Mark.

Komm denn, himmlisches Vertrauen,
Komm zurück in meine Brust!
Wolle linde mich bethauen,
Wie die winterlichen Auen,
Linde Luft und Frühlingslust.

Scheuche du das trübe Zagen!
Was verschuldet' ich so schwer,
Daß ich nie mich soll entschlagen
Der Gedanken und der Fragen,
Die sich streiten hin und her?

Zwar ich habe mit den Blinden
Falscher Weisheit auch gefröhnt,
Doch gesucht, den Weg zu finden
Aus des Irrthums Labyrinthen,
Und das Edle nie gehöhnt.

Kann Gehorsam dich erwerben,
Giebst du dich der Einfalt kund:
Sieh' in Demuth mich ersterben,
Sieh' die Wehmuth mich entfärben
Thu' mir auf der Geister Bund!

O, wie hat mich oft erhoben,
Was du halb mir nur enthüllst!
Laß mich deine Kraft erproben;
Jubeln will ich, und Gott loben,
Wenn du ganz die Seele füllst.

O, dann soll der Boden schwanken,
Ob die Hölle scheinbar siegt,
Will als Reb' ich ohne Wanken
Auf am Lebensbaum mich ranken,
Welcher keinem Blitz erliegt.

(Aug. Wilh. v. Schlegel.)

22) Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell, wie Krystall'
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis;
Er flimmert blau und roth und weiß,
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie lichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet, mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten,
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg, von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll laut'rer, blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze hart,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.*)
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! Auf festgebiegener Bahn,
Klimm' ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins Weite;
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

(J. G. v. Salis.)

23) Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an Dich zurück,
Wird mir wohl: und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an Euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

*) Wie zart gewählt sind hier die Bilder.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die
Auf den Kirchenplatz gepflanz
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt;

Wann des Kirchthurms G
Halb im Obstbaumwald verf
Wo der Storch auf hohem S
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimath meiner V
Würd' bei Deines Friedhofs
Nur einst, früher oder späte
Auch ein Ruheplätzchen mir!

(J. G. v.

24) Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwaben-
land?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland; ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen V
So nenne mir das große La
Gewiß es ist das Oesterreich
An Siegen und an Ehren re
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer

Was ist des Deutschen V
So nenne endlich mir das L
„So weit die deutsche Zung
Und Gott im Himmel Lieder
Das soll es sein.
Das, wackrer Deutscher, so

Das ist der Deutschen Va
Wo Eide schwört der Druck d
Wo Treue hell vom Auge bl
Und Liebe warm im Herzen
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, so

Das ist der Deutschen Va
Wo Zorn vertilgt den wälsch
Wo jeder Frevler heißet Fei
Wo jeder Edle heißet Freun
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll

Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott vom Himmel, sieh' darein,
Und gieb uns echten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

(Ernst Morit

25) Germania an ihre Kinder.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost= und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder!
Welch' ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher geh'n:
Katarakten stürzen nieder;
Wald und Fels folgt ihrer Bahn;
Das Gebirg hallt donnernd wieder;
Fluren sind ein Ocean.

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser;
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht;
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht;
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht;
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

Chor.

Wer, in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Sohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Gescheh'ne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenherz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;

Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.
Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freu'n, —
Oder unser Grab ihn sein!

(Heinrich von Kleist.)

26) Weinlied.

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat sich ihn erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor;
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das gold'ne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er schläft, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft sein luftumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen seh'n;
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihn fleh'n.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der gold'nen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunk'nen Liedern aufgethan.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

(Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis.)

27) Frühe Sorge.

Durch die bunten Rosenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munt're Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.

Immer wach sind meine Sorgen;
Nimmer ruht dies treue Herz,
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Wollt ihr mich der Qual entbinden?
Hört ihr, Götter, mein Gebet?
Kann ich nie die Ruhe finden,
Die mein Herz von euch erfleht?

(Ludwig Tieck.)

28) Abendlied.

Vom stillen Abendhügel
Send' ich dir meinen Gruß;
Auf leiser Winde Flügel
Den schwesterlichen Kuß.

Manch Denkmal vor'ger Zeiten
Steigt vor mir in die Luft,
Umtönt von sanftem Läuten
In gold'nem Abendduft.

Bald hüllen Nacht und Kühle
Mir Alles vor dem Blick;
Mir tritt des Tags Gewühle
Ins helle Herz zurück.

Und euer Liebeswalten,
Die ich so rasch verlor,
Ihr freundlichen Gestalten,
Tritt hell darin hervor.

Es sammelt zu den Seinen
Sich Alles still voll Lust.
Ich finde euch, die Meinen,
Nur in der treuen Brust.

(Caroline von Woltmann geb. Stosch.)

29) Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gieb ein fliegend' Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden;
Uns're Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister;
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir den Meister;
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

(Ludwig Uhland.)

30) Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus;
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braus't vom Fels in wildem Lauf;
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum;
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz' und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch' Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

(Ludwig Uhland.)

31) Im Spätherbste.

Trüber wird's und immer trüber;
Alle Blätter fallen ab;
Sonne eilet schnell vorüber;
Meine sank bereits hinab.

Und die Bäume werden lichter,
Zeigen bald des Todes Bild,
Und die Wolken hangen dichter
Ueber trauerndem Gefild.

Alles Leben bald erstarret,
Klage noch beständig quillt
Aus dem Herzen; ach! es harret
Nur umsonst, wird nie gestillt.

(Ludwig I. König von Bayern.)

32) Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh,
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu;

Sah zu der blanken Säge;
Es war mir wie ein Traum;
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war, wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde
O Wanderer, hier ein;
Du bists, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bists, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen;
Mir wards ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

(J. A. Kerner.)

33) Lob des Flachses.

Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber, Flachs, dich mild'ste Pflanze
Muß ich doch vor Allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen;
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart-geschaffnen Frauen.

Weiches Grün der Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle;
Leis vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar, wie Mondschein, anzuschauen
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammernd Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

(J. A. Kerner.)

34) Die Thräne des Friedens.

Es mag die Welt mir alle Güter nehmen,
Die ich errang und fand in ihrem Schooß!
Ich seh' sie schwinden ohne Furcht und Grämen:
Mit ihnen werd' ich auch der Bande los.

Ein Kleinod aber wünscht' ich mir zu retten,
Das nur die Erde, nicht der Himmel hegt,

Das stets in Flügel wandelt meine Ketten,
Und, statt zu drücken, immer aufwärts trägt.

Dies einzige Juwel, es ist die Thräne,
Die stille Thräne, die das Auge weint,
Wenn ich mich liebend dort hinüber sehne,
Wo das nur lebt, was ist, und stirbt, was scheint.

Es hat sie Gott zum Pfande mir gegeben
Des ew'gen Friedens, den er dort gewährt;
Versiegen soll sie nur mit meinem Leben,
Bis sie in frohes Lächeln sich verklärt.

(Eduard v. Schenk.)

35) Gelübde.

Treu meinem Gott und Gottes Sohn,
Der Kirche treu, die er gegründet,
Ihr ewig treu, ob Wuth und Hohn
Der Welt sich gegen sie verbündet.

Doch Lieb' auch gegen jedes Herz,
Das ihren Segen noch nicht achtet,
Doch in des Lebens Wahn und Schmerz
Nach Licht und heil'gem Frieden trachtet.

Treu meinem König, immer treu,
Ob ihn die Zeit lob' oder schmähe,
Und für ihn kämpfend ohne Scheu
In seiner Fern', in seiner Nähe.

Doch folgend auch vor seinem Thron
Der Wahrheit stets, der Ehre Pfaden,
Vorziehend des Bewußtseins Lohn
Dem ganzen Füllhorn ird'scher Gnaden.

Der Freiheit treu, wie sie im Staat
Durch weise Satzung sich gestaltet,
In deren Schirm aus reicher Saat,
Wohlstand und Wohlthun sich entfaltet.

Doch Haß der Freiheitsheuchelei,
Die stürzt Altars-, Throns-, Volkes-Rechte.
Damit des Pöbels Führer frei
Und alle Freien werden Knechte.

Dem Geiste treu, dem Zeitgeist nicht,
Der Weisheit treu, die aus der Einung
Der Besten aller Zeiten spricht,
Doch nicht des Tages flücht'ger Meinung.

Dem Alten treu, das aus dem Strom
Der Zeiten ward zu uns gerettet,
Hab' es in Burg sich oder Dom,
In Dorf sich oder Stadt gebettet.

Doch auch dem Neuen, Frischen hold,
Des Geistes jüngster Offenbarung,
Die sich bewährt als lautres Gold
Am sichern Prüfstein der Erfahrung.

Treu meinem schönen Mutterland,
Das mich geboren und erzogen,
Begrenzt von weißer Alpenwand,
Getheilt von blauen Stromeswogen.

Doch treu auch meinem Vaterland,
Mit dem ich rede, dicht' und denke;
Treu Deutschlands festem Eintrachtsband,
Das Fürsten stets und Völker lenke.

(Ed. v. Schenk.)

36) Die hohle Weide.

Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüstet.

Sie weichen aus einander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen.

(Friedrich Rückert.)

37) Frühlingslied.

In diesen himmlisch schönen Tagen
Laßt aus dem Sinn die Welt uns schlagen,
Vergessen, daß auf ihr wir sind.
Der Ewigkeit entblüh'n die Blumen;
Der Dufthauch kommt aus Heiligthumen;
Vom Paradiese weht der Wind.

Die Sonne strahlt vom Himmel nieder
Und lockt die Welt zum Himmel wieder;
Aus Gottes Wolken fällt der Thau.
O laßt, wie Blumen, euch durchfeuchten
Das Herz, um Blumen gleich zu leuchten,
Und sonnt euch wie die Blumenau!

(Fr. Rückert.)

38) Sonne und Mond.

Die Sonne sprach: O Mond, ich wende
Der lieben Erde nun mich ab
Und lasse dich zurück; o spende
Ihr Alles das, was ich nicht gab.
Ich gab ihr die Erregung
Des Lichtes und der Luft;
Verleih' ihr nun die Hegung
Des Glück's in stiller Brust.

Wo segnend trafen meine Strahle,
Darauf geuß deinen Tropfen Thau,
Und was durch mich gewelkt im Thale,
Das zu erfrischen athme lau.

Und was ich den Gedanken
Nicht zeigen mocht' im Raum,
Das laß der Seele Ranken
Umfah'n in duft'gem Traum.

Und wenn ich kehr' am Morgen wieder,
Will ich mich deiner Hülfe freu'n;
Gelabte Schläfer werden Lieder,
Erwachte Blumen Weihrauch streu'n.
Jedwede Knosp' am Baume,
Von dir gepflegt, gedeiht;
Und was du gabst im Traume,
Mach' ich zur Wirklichkeit.

(Friedrich Rückert.)

39) Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braus't dort im Thale die laute Schlacht;
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht:
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
D'rum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

(Theodor Körner.)

40) Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang' sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein bausebäckig rothes Kind,
Und bläst, daß Alles klingt und klirrt
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit gold'nen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Herzen auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust,
Geschwinde, geschwinde!

(Wilhelm Müller.)

41) Die heilige Schaar.

Eine Geisterstimme.

Freundes Herz an Freundes Herzen, Freundes Hand in Freundes Hand,
Unverrückt in Glied und Reihe hielten wir dem Tode Stand,
Liegen Alle auf dem Rücken, himmelwärts den Blick gekehrt,
In der Brust die Todeswunden, in der Faust das rothe Schwert.
Nennt uns nicht die letzten Griechen, — sollen wir die letzten sein,
Die dem Vaterlande freudig Blut und Leib und Leben weihn?
Nennt uns nicht die letzten Griechen — reißender als Stahl und Erz
Dringt der schnöde Ehrentitel ein in unser wundes Herz.
Nennt uns nicht die letzten Griechen, — weh euch, macht ihr uns dazu!
Nimmer finden unsre Leiber unter Sclavenerde Ruh.
Brüder, wollt ihr uns im Grabe ehren, wie es uns gefällt?
Keine Lobschrift ausgesonnen! Keine Säulen aufgestellt!
Fechtet, so wie wir gefochten, grüßt mit festem Blick den Tod —
Und es färbt mit unsrem Blute sich der Freiheit Morgenroth!

(Wilh. Müller.)

42) Frage und Antwort.

Frage.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt;

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entzieh'n,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen flieh'n;

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen,
Und wieder zieh'n die feuchte Bahn;

Von ferne seh'n, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mäh'n das duft'ge Heu;

Und nichts genießen als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

Antwort.

Was soll dies kindische Verzagen,
Dies eitle Wünschen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannst entsagen,
Erob're dir sie mit Gewalt!

Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe;
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer, als die Hölle sind.

Du siehst sie; doch du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf;
Dem frohen Tage folgt ein trüber;
Doch Alles wiegt zuletzt sich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht:
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

(A. Graf v. Platen.)

43) Lied.

Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh' gebracht.

Mit feuchtem Augenliede
Begrüß' ich Hain und Flur;
Im Herzen wohnt' der Friede,
Der tiefste Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken;
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt sich hoch die Lerche;
Die Staude steht im Flor;
Es zieh'n aus ihrem Pferche
Die Heerden sanft hervor.

Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget,
Der Winde Spiel zu sein.

Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit;
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth erfreue
An diesem Glanz dich auch;
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch!

Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

(v. Platen.)

44) Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich, wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede, Friede, Friede! —

(Annette v. Droste-Hülshof.)

45) Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal: Halt!
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf;
Ein Windstoß hauchte sie fort;
Die Bäume rauschten und schlugen drauf;
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!

(G. Pfarrius.)

46) Ruhe.

Ruhig, Herz, was soll dies Streben?
Warum zagst und fürchtest du?
Einen Blick wirf auf das Leben;
Einen wirf dem Grabe zu.
Bunt und wirr und mannichfaltig
Ringen Kräfte, vielgestaltig,
Kommen endlich all' zur Ruh'.

Lies im Buch der Weltgeschichte;
Ewig gleich bleibt sich die Zeit.
Thaten klingen wie Gedichte
Aus der Vorwelt Dunkelheit;
Was wir staunend jetzt betrachten,
Ein Jahrtausend wird's umnachten.
Was ist hier Unsterblichkeit? —

Ruhig, wenn die Hand der Trauer
An der Lust Geweben reißt;
Ruhig, wenn des Todes Schauer
Warme Herzen übereist.
Ob der Blitzstrahl Eichen spaltet,
Ueber Donnerwolken waltet
Liebevoll ein guter Geist!

Mancher lodert auf in Gluthen,
Gleichend einem Wälderbrand,
Oder sturmempörten Fluthen,
Donnernd an die Felsenwand —
Während ruhig und besonnen
Mancher oft ein Glück gewonnen,
Das der Stürmer niemals fand.

Ruhig, ob der Sturm die Masse
Wie des Herbstes Laub errafft;
Nach dem Rettungssteuer fasse
Mit des Geistes hoher Kraft!
Blinde Wuth kann nie gewinnen,
Wenn besonnenes Beginnen
Riesenmonumente schafft.

Ruhig wandeln ihre Bahnen
Dort die Welten, Stern an Stern;
Ruhig über Oceanen
Schwebt und herrscht der Geist des Herrn.
Ob des Erdballs Rinde zittert,
Wenn ein Feuerberg gewittert,
Unerschüttert bleibt der Kern.

Und ob auch ein Stern verschwände,
Daß kein Auge seine Spur
Hoch am Himmel wiederfände,
Ruhig geht die Weltenuhr.
Heil'ge Zwecke zu vollbringen,
Fliegen dort auf Strahlenschwingen
Sonnen durch die Himmelsflur.

Warum sorgen, warum bangen,
Wenn des Lebens Wetter droh'n?
Hinter Wolken aufgegangen
Ist die Freudensonne schon.
Ruhig, Herz, du wirst sie schauen!
Ruhig! — Hoffnung und Vertrauen
Lassen Keinen ohne Lohn.

Wer von Zweifeln fortgerissen
Sich in Glaubenswüsten fühlt,
Wem ein nagendes Gewissen
Marter voll im Busen wühlt,
Ach, dem ist kein Glück beschieden,
Bis des Grabes stiller Frieden
Den Verlass'nen deckt und kühlt.

Unsern Wünschen, unermessen,
Setzt der Tod ein Ziel im Nu!
Herzen, die wir froh besessen,
Deckt ein Hügel Erde zu.
Um die müden Schläfer wehen,
Bis die Todten auferstehen,
Himmelslüfte — Himmelsruh! —

(Ludwig Bechstein.)

47) Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahin geschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

(Nicol. Neintsch Edler von Strahlenau, gen. Nic. Lenau.)

48) An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen mir in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen;
Eine Kluft ist's, einsam tief und wild;
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's Schwertdurchbohrt
Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Und der Felsen ewig starrer Blick
Hängt hinab zur tiefgeriss'nen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eig'nen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren,
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All' ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen;
Kräuterdüfte fächelten den Gast;
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied;
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang;
Kühe, weidend, pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh' in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

(Nikolaus Lenau.)

49) Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht;
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein,
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Flug,
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich innen halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

(N. Lenau.)

50) Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

(N. Lenau.)

51) Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

Und Viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerterklang,
Hinweg sind Andre gegangen
Mit Flöten und Gesang.

Zu End' sind alle die Reigen,
Die hier sich lustig gerührt;
Die Schlachtdrommeten schweigen,
Die schmetternd zum Tanze geführt.

Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäste zurück,
Und senden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.

Der Mond blickt über die Heide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

(Stieglitz.)

52) Wandeln und Verwandeln.

Auf den Fluren will ich wandeln,
Wenn des Schnitters Glöcklein klingt,
Wenn die Blüthe süßer Mandeln
Frohe Lenzeskunde bringt;
Wenn die Vögel Nester bauen,
Wenn der Rose Pracht erglüht,
Wenn der Schnitter durch die Auen
Mit geschwung'ner Sense zieht.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Da erschreckt mich nicht der Tod;
Denn das Leben zu erhandeln
Ist er ein gering Gebot:
Soll der Schmetterling entfliegen,
Spinne, Raupe, bald dich ein;
Soll die Frucht am Ast sich wiegen,
Muß die Blüthe niederschnei'n.

Auf den Fluren will ich wandeln:
Mich gelüstet anzusehn
Dieses Blühen, Schwinden, Wandeln,
Dieses Werden und Vergehn.
Wie des ganzen Frühlings Prangen
Einem Nu entgegenstrebt,
Und, wie das vorbeigegangen,
Nur noch im Gedächtniß lebt.

Auf den Fluren will ich wandeln,
In den Thälern, auf den Höh'n:
Dieses Werden und Verwandeln
Ist so tröstlich, ist so schön!
Muß ich auch die Arme breiten
Nach den Freuden, die entfloh'n:
Auch im Hintergrund der Zeiten
Winkt noch mancher schöne Lohn.

(K. J. Simrock.)

53) Ruhe am See.

Einsam oben auf dem Hügel
An des Felsens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsschein,
Wie in's Feeenland der Träume
Schau ich in den See hinein.

Was am Ufer steht und wehet
Und am ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorübergehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen?
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen,
Hell und ruhig steht der See!

(J. Mosen.)

54) Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine!
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne;
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum;
Lässig ruhn sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum.

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter schwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust;
In den Häusern schläft der Kummer;
In den Hütten schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend,
Und kein Vogel schwirrt herum;
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange;
Weck' ihn nicht; er ist es werth,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind;
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

(J. G. Seidel.)

55) Fried' und Lied.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter;
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besondern Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen;
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor;
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunk'ne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Wie so still die Bäche gleiten;
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwund'nen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!
(R. Reineck.)

61) Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt:
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen;
Im Spessart klingt des Aelplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

(F. Freiligrath.)

62) Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh:
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'!

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein,
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

(Fr. v. Sallet.)

63) Reiselust.

Der Himmel ist blau,
Und grün ist die Au,
Und die Welt ist so rund,
D'ran schau' dich gesund!

Das Wetter ist gut,
Und gut ist der Muth,
Gut' Beine wie Schuh'
Nur zu, ha nur zu!

Aus sicherem Tritt
Und schwebendem Schritt
Behende der Gang
Als Takt zu Gesang!

Ein Liedchen im Scherz,
Fuß stärkt es und Herz:
Und ein fröhlicher Gruß
Herz stärkt er und Fuß.

Ins Offne dahin
Mit offenem Sinn
Von Ort und zu Ort
Fort geht es und fort!

Und in Sprung und in Lauf,
Herunter, hinauf,
Gewandt und gemach,
Berg=über und Bach!

Schwung, Wagen und Sprung
Macht kräftig und jung;
Und ein Zweig auf den Hut
Wie erfrischt er das Blut!

Kaum lauscht noch das Ohr,
Rauscht Wasser hervor;
Und ein Blümchen vertraut
Sich das Auge beschaut.

In die Hecke versteckt
Sich ein Beerchen und neckt,
Und am Duft aus dem Gras
Wie erbaut sich die Nas'!

Auf der Weide Gemuh
Von Kuh hin zu Kuh,
Eichkätzchen am Baum,
Und die Lerchen im Raum!

Und aus Bäumen alsbald
Ist's ein lustiger Wald,
Den sieht man im Licht
Vor Bäumen oft nicht!

So weit Einer schweift
Ein Vogel auch pfeift,
Und der nächste von hier
Pfeift immer mit dir!

Moospolster ist weich,
Weich ohne Vergleich,
Da sieht man und hört
Und ruht ungestört.

Im Neuen sich treu
Und im Alten auch neu
Ist ringsum die Welt
Für Alle bestellt!

Und der Himmel ist blau
Und grün ist die Au,
Und die Welt ist so rund,
D'ran schau' dich gesund!

(Karl Schimper.)

64) Lied der Freude.

Richtet froh den Blick in's Leben;
Alles Leid sei nun vergessen;
Frühling hat uns Muth gegeben,
Rüstig heiter!
Muthig weiter!
Gottes Welt ist ohn' Ermessen! —

Hört! es rauschen deutsche Eichen,
Und die muntern Vöglein singen,
Von uns muß der Zweifel weichen;
Sonne glühet;
Liebe sprühet;
Laßt das Herz zum Herzen bringen.

Fort geschleudert sind die Ketten:
Todtes Wissen, kaltes Sinnen;
Um von Irrthum uns zu retten
Zieh'n wir heiter
Sorglos weiter,
Um das Leben zu gewinnen.

(H. Klenke.)

65) Drei Wanderlieder.

1.

Vier Jahre sind vergangen,
Daß ich ein Wandrer bin;
Nun treibt mich ein Verlangen
Zur Heimath wieder hin.

Muß allerwegen eilen,
Als wär' ich auf der Flucht:
Der mag sich nicht verweilen,
Der seine Heimath sucht.

Hab' nicht um viel zu fragen,
Gering ist mein Bedarf,
Ein Bündel, leicht zu tragen,
Ich auf die Schultern warf.

Zur Grenze komm' ich eben —
Mein Herz, wie klopfst du doch!
Gott! ist wohl auch am Leben
Mein alter Vater noch?

2.

Und ist er auch verschieden,
Mein Vater grau und alt,
Ich wandre fort hienieden
Zu einem andern halt.

Ich weiß noch einen andern,
Deß Vaterherz mir schlägt,
Zu diesem will ich wandern,
So lang mein Stab mich trägt.

Daß ich des Wegs nicht fehle,
Sind Zeichen aufgestellt,
Die weisen meiner Seele
Den Heimweg durch die Welt.

Ein Kreuz an Kirchenthüren,
Ein Kreuz im Felde drauß,
Die Wegeweiser führen
Zu jenem Vaterhaus.

3.

Ich trage nicht Beschwerde
An Hab' und Güterzahl;
Gibt täglich nur die Erde
Ein leichtes Reisemahl.

Doch im Vorübergehen
Sieht freudig mein Gemüth
Den Segen Gottes stehen,
Der meinen Pfad umblüht.

Und gilt es zu beglücken
Die Brüder nah und fern,
Werf's Bündel ich vom Rücken
Und thu's von Herzen gern.

So will ich auch vollenden
Die Wandrung durch die Welt,
Will heim die Schritte wenden,
So lang mein Stab mich hält.

Und wenn ich hier auf Erden
Ein braver Lehrling war,
So mag ich drüben werden
Des Herrn Geselle gar!

(A. Stöber.)

66) Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Schnee und Eis umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden:
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

(E. Geibel.)

67) Höchstes Leid und höchste Lust.

Wohl lag ich einst in Gram und Schmerz;
Da weint' ich Nacht und Tag;
Nun wein' ich wieder, weil mein Herz
Sein Glück nicht fassen mag.

Mir ist's, als trüg ich in der Brust
Das ganze Himmelreich. —
O höchstes Leid, o höchste Lust,
Wie seid ihr euch so gleich!

(Geibel.)

68) Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill;
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah' und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht, wie ein Hauch,
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelnden Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen;
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

(Geibel.)

69) Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich;
Es treibt auch dich ein starker Wille;
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

(G. Kinkel.)

70) Trost der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen;
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf:

(G. Kinkel.)

71) Um Mitternacht.

Um Mitternacht, in ernster Stunde
Tönt oft ein wundersamer Klang:
S' ist, wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröstender Gesang.

In süßen unbelauschten Thränen
Löst er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm der Mai des Lebens wieder,
Regt sich's im Herzen wunderbar:
Da quillen Töne, keimen Lieder;
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das stille Läuten;
Doch ich versteh die Weise nie,
Und nur mitunter möcht ichs deuten,
Als wär's der Kindheit Melodie.

(R. E. Prutz.)

72) An die Mutter.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warst du, krank! und siegergroß
Stand schon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensschooß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich schwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzuckte:
Es war dieselbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden fast erdrückte.

O nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegenschwankte.

Und Sünde scheint mir, daß ich nicht
Mit dir geduldet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Busch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen soll —
Daß ich nicht starb in hundert Träumen.

Nicht eher ist die Schuld gesühnt,
Bis daß ich lieg' in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

(M. Hartmann.)

73) Heiterer Sinn.

So lang mein Himmel heiter blaut,
Will ich nicht an die Wolke denken;
So lang die Locke nicht ergraut,
Will ich mein blühend Haupt nicht senken.

Denkt denn die Blume ans Verblüh'n,
Wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glüh'n,
Daß er am Morgen schon erblindet?

(Oscar, Frhrr. v. Redwitz.)

74) Amaranths Herbstlieder.

1.

O Waldesluft, wie gehst du bang!
Hast bald zum Spiel kein Blättchen mehr,
Und keines einz'gen Vögleins Sang
Schwebt leicht und fröhlich auf dir her.

Ich bitte dich: Komm, bleib bei mir,
Erzähl' mir was vom letzten Mai!
Ich sag' von Laub und Lied auch dir;
So trösten wir uns alle Zwei!

2.

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt!

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit."

„Schau gen Himmel, und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt Alles um dich! Ein Strahl der Sonne erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.
Maß, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!"

O Harmonie, ich fleh zu dir,
Du Seele meiner Seele! Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durch's Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt;
Der immer reiner, immer höher steigt.
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen?

(v. Herder.)

2) Morgengesang.

Erwach', erwach' am neuen Morgen
Mit allem neuen frühen Morgenchor,
Du, meine Harf', und tön' in's frohe Weltgetümmel
Mit voller Sait' hinein!

Denn in das frohe Weltgetümmel
Gehör'st auch schwachbesaitet Du! Ins Chor
Der schönen Morgenstern' und früher Lerchenstimmen
Und alles Sphärenklangs.

Sie wandeln dort, die Sängerinnen,
Die Morgenstern' und singen ihn heran,
Der sie mit Vaterblicken segnet, todte Welten
Vom Schlummer lächelt auf.

Du auch ein Morgenstern, o Harfe,
Empfang' ihn, der, ein Jüngling, kommen wird,
Und güld'ne Strahlen dir auf deine Saiten klingen
Und wecken deine Welt.

Der Erde Töchter wird er wecken,
Die Blumen, mit der süßen Liebe Pfeil,
Daß sie sich wundern ihres neuen schönen Schmuckes
Und weinen Freudenthau.

Des Himmels Chöre wird er wecken,
Die singenden Gefieder, daß sie hoch
Auf Lüften schweben und den Flug mit Tönen steuern
Und füllen Wald und Thal.

Und alle sollst du sie beleben,
  Der Stimmen Erstgebor'ne, Tochter du
Des Ewigen. Sieh', wie dort schon die Himmelsschwinge,
  Die Lerche, dir entsteigt.

Und jene Gipfel, wie sie rauschen
  Dem Kommenden; Entzückungsschauer fließt
Durch alle Wesen, und in schwarzen, schweren Wellen
  Erhebt die Nacht sich fort.

O herrsch' umher, du Harfe Gottes,
  So weit der schöne Rosenjüngling strahlt;
Er herrscht am weiten Himmel, und die dich beseelet,
  Ist Erdekönigin.

Wohin er güld'ne Strahlen sendet,
  Wie weit sein Zelt der blaue Himmel zieht,
Ist kein Gebiet, o Seele! jene schöne Hütte
  Ist hoch für dich gewölbt.

All deines Blickes hohes Ende,
  All deines Ganges End' ist Himmel nur;
Und du, die in mir denkt, bist Sonne; was du denkest
  Ist mehr, als Lichtesstrahl.

Wer bist du, neu erwachte Seele,
  Die in sich selbst als eine Sonne blickt
Und gießt in Einen zarten strahlenden Gedanken
  Der Farben ganzes Meer?
Wer bist du, die auf Welten blicket
  Und aus sich selber neue Welten schafft,
Und wie die Sonne dort die Wesen rings beglänzet
  Mit Licht und Seligkeit:

Daß Thränen, wie der holden Blume,
  Der Dankbarkeit entfließen, daß sich Schmerz
Und Kummer selbst in Freudenthränen wandeln
  Und werden Himmel uns?

O Tagewerk voll Götterwonne!
  Schon wandelt dort der Jüngling seine Bahn;
Schweig', Harfe, daß auch ich die meine wandl' und ende
  Mit schönem Abendroth. (Joh. Gottfr. v. Herder.)

3) Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
  Jeder blinkende Kiesel
    Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
  Jeder Rasen ein Altar,
    Wo er vor dem Erhab'nen kniet.

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinem erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme! (Klopstock.)

6) Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,*)
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

---

*) Jesaias 40, 15.

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! Nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie:

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich; der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du, Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Was am Ufer steht und wehet
Und am ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorübergehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen?
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen,
Hell und ruhig steht der See!

(J. Mosen.)

54) Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine!
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das schöne Silber spinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne;
Denn ihr Blinzeln ist nur Traum;
Lässig ruhn sie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum.

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter schwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel
Wie ein schlafend Angesicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Brust;
In den Häusern schläft der Kummer;
In den Hütten schläft die Lust.

Keine Winde scherzen wachend,
Und kein Vogel schwirrt herum;
Die Natur, sonst laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt stumm.

Auch dein Vater schläft schon lange;
Weck' ihn nicht; er ist es werth,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind;
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

(J. G. Seidel.)

55) Fried' und Lied.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter;
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besondern Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen;
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor;
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunk'ne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Dich, herrliches Vorrecht des Geistes,
Unergründliches hohes Bewußtsein,
Dich würd' ich ersticken im Taumel und Rausch,
Daß mich nicht träfe der Gedanke der Vernichtung!

Aber er träfe mich doch,
Mich umspukten grinsende Larven,
Blöketen fletschenden Zahnes mir zu:
Was jauchzest du, Schatten? zerflatt're!

Es entsinkt der Kelch der zitternden Hand;
Es entsprudelt dem Blinkenden Schierlingsschaum;
Die Rose verduftet Verwesung;
Die Musik tönt Grabergeheul!

Rühret mich nicht an! Umarmet mich nicht
So brünstig, meine Geliebten!
Ach, drückt den Vergänglichen nicht so fest an euer Herz;
An euerm Herzen dürft' er zerfließen!

Der Vernichtung Fittige sausen daher!
Sie sausen, sie rauschen mich an. — Ach, rettet, Liebende rettet! —
Wohin, Verirrte, wohin? Ermanne dich, Seele, ein Schall ist's,
Ein hohler Schall, der dich ängstet.

Ist hienieden auch der Tod?
Auch Untergang hienieden, und Vertilgung?
Ist, was Tod wir nennen, und Untergang,
Nicht Enthüllung nur, Entwicklung, Veredlung?

Mag auch das edlere Selbst,
Das denkende, wollende, hoffende Selbst
Versiegen mit dem Oel, das den Nerven tränkt,
Verstieben mit der Asche, die den Gräbern entstiebt?

Löscht auch der Becher der Lust, des Ruhms, der Wollust, der Liebe,
Stillt auch die Fülle des Glücks der Brust unnennbares Sehnen?
Warum dann seufzen, Beglückter, wann dämmert der Mond,
Wann das Spätroth schimmert, und die Sterne funkeln?

Schreitet nicht mächtigen Schritts, fliegt unermüdlichen Fluges,
Das All der Vollkommenheit strahlendem Ziel
Nicht näher mit jeglichem Nu, mit jeglichem kehrenden Pulsschlag? —
Und wir, die Einzigen, schwindelten endlos zurück?

O Wahrheit, o Schönheit, o Tugend!
Hochheiliges Drei in des Geistes Einheit,
Du zweite Welt in der ersten,
Du zeugest, wer wir sind, und was wir werden!

Ihr Guten und Weisen und Reinen,
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne Freude,
Ihr Erquetschten in der Knospe; ihr Erstickten in der Blüthe!
Ihr bürget, wer wir sind, und was wir werden!

Ja wahrlich, wahrlich, ich bin!
Ich weiß, ich glaube, ich bin!
Und werde ewig sein —
Ewig, ewig!

Frohlock', begnadigter Geist, hinauf zum wölbenden Himmel;
Du bist unsterblich!
Frohlock' hinab in die Nacht, in das Land der Stummen und Stillen;
Sie sind unsterblich!

Frohlock' am Saume der offenen Gruft;
Du bist unsterblich!
Frohlocke, wann wieder sich füllte die Gruft,
Und der grünende Hügel sich wölbet!

Thaut, Frühlinge, auf meinen Hügel! Regen säus'l auf ihn herab!
Ich bin unsterblich!
Brause Herbststurm um mein blätterbesäetes Haus;
Ich bin unsterblich!

Die ihr weint an meinem Hügel, jauchzet laut!
Ich bin unsterblich!
Schwinget, schwinget die Fittig', und eilet mir nach!
Wir sind unsterblich!

(Kosegarten.)

8) Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

(Friedr. v. Schiller.)

9) Der Genius.

Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!

Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

Von dir geleitet wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung.

(Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.)

10) Der Wunsch.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein sel'ger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher
Fürwahr! als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

(F. Freiligrath.)

62) Die Sternschnuppe.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh:
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'!

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein,
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

(Fr. v. Sallet.)

63) Reiselust.

Der Himmel ist blau,
Und grün ist die Au,
Und die Welt ist so rund,
D'ran schau' dich gesund!

Das Wetter ist gut,
Und gut ist der Muth,
Gut' Beine wie Schuh'
Nur zu, ha nur zu!

Aus sicherem Tritt
Und schwebendem Schritt
Behende der Gang
Als Takt zu Gesang!

Ein Liedchen im Scherz,
Fuß stärkt es und Herz:
Und ein fröhlicher Gruß
Herz stärkt er und Fuß.

Ins Offne dahin
Mit offenem Sinn
Von Ort und zu Ort
Fort geht es und fort!

Und in Sprung und in Lauf,
Herunter, hinauf,
Gewandt und gemach,
Berg-über und Bach!

Schwung, Wagen und Sprung
Macht kräftig und jung;
Und ein Zweig auf den Hut
Wie erfrischt er das Blut!

Kaum lauscht noch das Ohr,
Rauscht Wasser hervor;
Und ein Blümchen vertraut
Sich das Auge beschaut.

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann bet' ich zitternd, zitternd den Vater an,
Den du uns singest. Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie;
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager
Küsse die Hände des Patriarchen.

(Joh. Gottfried Seume.)

13) Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnige Gipfel! so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück, —
Doch du, mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, Theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

(Friedrich Hölderlin.)

14) Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt,
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich' Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauerndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmet jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken: —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung, mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Erdtheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod;
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Todes zu wandeln.

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menschheit auf. Mehr noch sprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erschien, — der Trost —
Und in die Demantschale faßt' er
Jegliche Thrän' und entrug zu Gott sie!

(J. H. v. Wessenberg.)

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestroheteś Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus. (Hölty.)

4) Der Sternenhimmel.

Wie gesät sind Tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! wie herrlich!
Steig' ich hinauf bis zu der Welten letzten:
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!

Welches Jauchzen, welcher Triumph schallt, welches Thränengebet
Dir aus den Welten! Hoch tönt's, wo Pole
Schneller sich drehn, sanft, wo der Lüfte Säuseln
Kühlungen weht und der Quell! — Wird mit Entzückungen

Einst vernehmen, staunend mein Ohr, Jubel der Himmlischen?
Werd' ich euch kennen, Mitanbeter, euch?
Wallen zu euch sterblich nicht mehr? Feiern
Dort auf dem Siebengestirn, im Sirius, unter der

Goldnen Aehre Feste der Seligen; werdet, Himmlische,
Unter die Lauben, die aus Himmels Sproß
Dort die Natur, ewig zu blühn, um euch schuf,
Ihr mich begleiten? Komm' ich mit den Geliebteren,

Die kein Tod mehr dann mir entreißet, hinauf, wo lächelnde
Himmelsbewohner mit uns zum Psalme
Singen dem Herrn, welcher den Staub zum Leben
Schuf, das am Grabe nicht endet, ihn zur Unsterblichkeit.

(Niemeyer.)

5) Dem Erlöser.

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen!
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert.

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!

O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseits am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh,
Mit hingesenktem trunkenen Blick sie seh,
Der Ernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe!

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinem erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nahme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme! (Klopstock.)

6) Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,*)
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

*) Jesaias 40, 15.

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! Nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie:

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich; der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du, Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Und alle sollst du sie beleben,
  Der Stimmen Erstgebor'ne, Tochter du
Des Ewigen. Sieh', wie dort schon die Himmelsschwinge,
  Die Lerche, dir entsteigt.

Und jene Gipfel, wie sie rauschen
  Dem Kommenden; Entzückungsschauer fließt
Durch alle Wesen, und in schwarzen, schweren Wellen
  Erhebt die Nacht sich fort.

O herrsch' umher, du Harfe Gottes,
  So weit der schöne Rosenjüngling strahlt;
Er herrscht am weiten Himmel, und die dich beseelet,
  Ist Erdekönigin.

Wohin er güld'ne Strahlen sendet,
  Wie weit sein Zelt der blaue Himmel zieht,
Ist kein Gebiet, o Seele! jene schöne Hütte
  Ist hoch für dich gewölbt.

All deines Blickes hohes Ende,
  All deines Ganges End' ist Himmel nur;
Und du, die in mir denkt, bist Sonne; was du denkest
  Ist mehr, als Lichtesstrahl.

Wer bist du, neu erwachte Seele,
  Die in sich selbst als eine Sonne blickt
Und gießt in Einen zarten strahlenden Gedanken
  Der Farben ganzes Meer?
Wer bist du, die auf Welten blicket
  Und aus sich selber neue Welten schafft,
Und wie die Sonne dort die Wesen rings beglänzet
  Mit Licht und Seligkeit:

Daß Thränen, wie der holden Blume,
  Der Dankbarkeit entfließen, daß sich Schmerz
Und Kummer selbst in Freudenthränen wandeln
  Und werden Himmel uns?
O Tagewerk voll Götterwonne!
  Schon wandelt dort der Jüngling seine Bahn;
Schweig', Harfe, daß auch ich die meine wandl' und ende
  Mit schönem Abendroth. (Joh. Gottfr. v. Herder.)

3) Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
  Jeder blinkende Kiesel
    Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
  Jeder Rasen ein Altar,
    Wo er vor dem Erhab'nen kniet.

Dich, herrliches Vorrecht des Geistes,
Unergründliches hohes Bewußtsein,
Dich würd' ich ersticken im Taumel und Rausch,
Daß mich nicht träfe der Gedanke der Vernichtung!

Aber er träfe mich doch,
Mich umspukten grinsende Larven,
Blöketen fletschenden Zahnes mir zu:
Was jauchzest du, Schatten? zerflatt're!

Es entsinkt der Kelch der zitternden Hand;
Es entsprudelt dem Blinkenden Schierlingsschaum;
Die Rose verduftet Verwesung;
Die Musik tönt Gräbergeheul!

Rühret mich nicht an! Umarmet mich nicht
So brünstig, meine Geliebten!
Ach, drückt den Vergänglichen nicht so fest an euer Herz;
An euerm Herzen dürft' er zerfließen!

Der Vernichtung Fittige sausen daher!
Sie sausen, sie rauschen mich an. — Ach, rettet, Liebende rettet! —
Wohin, Verirrte, wohin? Ermanne dich, Seele, ein Schall ist's,
Ein hohler Schall, der dich ängstet.

Ist hienieden auch der Tod?
Auch Untergang hienieden, und Vertilgung?
Ist, was Tod wir nennen, und Untergang,
Nicht Enthüllung nur, Entwicklung, Veredlung?

Mag auch das edlere Selbst,
Das denkende, wollende, hoffende Selbst
Versiegen mit dem Oel, das den Nerven tränkt,
Verstieben mit der Asche, die den Gräbern entstiebt?

Löscht auch der Becher der Lust, des Ruhms, der Wollust, der Liebe,
Stillt auch die Fülle des Glücks der Brust unnennbares Sehnen?
Warum dann seufzen, Beglückter, wann dämmert der Mond,
Wann das Spätroth schimmert, und die Sterne funkeln?

Schreitet nicht mächtigen Schritts, fliegt unermüdlichen Fluges,
Das All der Vollkommenheit strahlendem Ziel
Nicht näher mit jeglichem Nu, mit jeglichem kehrenden Pulsschlag? —
Und wir, die Einzigen, schwindelten endlos zurück?

O Wahrheit, o Schönheit, o Tugend!
Hochheiliges Drei in des Geistes Einheit,
Du zweite Welt in der ersten,
Du zeugest, wer wir sind, und was wir werden!

Ihr Guten und Weisen und Reinen,
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne Freude,
Ihr Erquetschten in der Knospe; ihr Erstickten in der Blüthe!
Ihr bürget, wer wir sind, und was wir werden!

Ja wahrlich, wahrlich, ich bin!
Ich weiß, ich glaube, ich bin!
Und werde ewig sein —
Ewig, ewig!

Frohlock', begnadigter Geist, hinauf zum wölbenden Himmel;
Du bist unsterblich!
Frohlock' hinab in die Nacht, in das Land der Stummen und Stillen;
Sie sind unsterblich!

Frohlock' am Saume der offenen Gruft;
Du bist unsterblich!
Frohlocke, wann wieder sich füllte die Gruft,
Und der grünende Hügel sich wölbet!

Thaut, Frühlinge, auf meinen Hügel! Regen säus'l auf ihn herab!
Ich bin unsterblich!
Brause Herbststurm um mein blätterbesäetes Haus;
Ich bin unsterblich!

Die ihr weint an meinem Hügel, jauchzet laut!
Ich bin unsterblich!
Schwinget, schwinget die Fittig', und eilet mir nach!
Wir sind unsterblich! (Kosegarten.)

8) Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

(Friedr. v. Schiller.)

9) Der Genius.

Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!

Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

Von dir geleitet wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung.

(Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.)

10) Der Wunsch.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein sel'ger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher
Fürwahr! als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! Nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie:

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann bet' ich zitternd, zitternd den Vater an,
Den du uns singest. Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie;
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager
Küsse die Hände des Patriarchen.

(Joh. Gottfried Seume.)

13) Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnige Gipfel! so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück, —
Doch du, mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, Theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

(Friedrich Hölderlin.)

14) Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt,
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich' Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauerndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmet jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken: —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung, mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Erdtheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod;
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Todes zu wandeln.

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menschheit auf. Mehr noch sprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erschien, — der Trost —
Und in die Demantschale faßt' er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott sie!

(J. H. v. Wessenberg.)

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinem erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme! (Klopstock.)

6) Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,*)
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

*) Jesaias 40, 15.

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! Nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie:

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich; der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du, Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

(Klopstock.)

7) Die Unsterblichkeit.

Die ihr des freundlichen Lichts
Euch daseinselig erfreuet,
Tröstet euch, Brüder, ihr werdet
Ewig des Lichtes euch freu'n.

Was wir ersehnten
Mit des Jünglings Sehnsucht
Nach dem Kuß der Geliebten,
Es ist, es ist mir erschienen.

Wie der Sünder die Gnade ergreift,
Wie den Büßer der Vergebung Gefühl:
So ergriff den Vernichtungsscheuen
Unsterblichkeit, dein großes Gefühl.

Ich ahnet', ich hofft' es; jetzt glaub' ich, daß ich bin,
Ich glaub' es; ich schau' es, daß ich ewig bin!
Neige deine Wipfel, Eiche; —
Ein Unsterblicher wandelt unter dir.

Ründe die silberne Scheibe; Mond!
Entblinket dem Nachtgebüft, schimmeräugige Sterne!
Sirius wälze dein Flammenrad! Glanzgegürteter Orion
Wandle stattlich den Riesengang!

Minder, ihr Stolzen, als ich,
Seid ihr, ihr seid vergänglich!
Mehr als die Eich' und der Mond, mehr als Orion und Sirius
Bin ich — bin unvergänglich!

Himmel und Erde vergehn!
Nimmer vergeht das Ich! —
Ha, wenn das Ich verginge,
Was wäre dies nichtige Sein?

Aermer noch wär' ich, als der Halm und das Gras;
Verächtlicher noch, als der Kiesel der Gasse.
Des Daseins Entzücken empfanden sie nicht;
Das Grau'n der Vernichtung empfinden sie nimmer.

Ach, wenn ich ewig nicht wäre;
So ächzt' ich dem kommenden Tag'
Entgegen; so ächzt' ich, käme die Nacht,
Und verhüllte mich, und schwiege vertrauernd.

So würd' ich unter die Blumen des Frühlings
Mich strecken, und die Blume beneiden.
Du, o blühende Erde, däuchtest mir ein off'nes Grab;
Die Menschen verfließende Schatten.

Der Wald neigt sich; der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du, Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

(Klopstock.)

7) Die Unsterblichkeit.

Die ihr des freundlichen Lichts
Euch daseinselig erfreuet,
Tröstet euch, Brüder, ihr werdet
Ewig des Lichtes euch freu'n.

Was wir ersehnten
Mit des Jünglings Sehnsucht
Nach dem Kuß der Geliebten,
Es ist, es ist mir erschienen.

Wie der Sünder die Gnade ergreift,
Wie den Büßer der Vergebung Gefühl:
So ergriff den Vernichtungsscheuen
Unsterblichkeit, dein großes Gefühl.

Ich ahnet', ich hofft' es; jetzt glaub' ich, daß ich bin,
Ich glaub' es; ich schau' es, daß ich ewig bin!
Neige deine Wipfel, Eiche; —
Ein Unsterblicher wandelt unter dir.

Ründe die silberne Scheibe; Mond!
Entblinket dem Nachtgedüft, schimmeräugige Sterne!
Sirius wälze dein Flammenrad! Glanzgegürteter Orion
Wandle stattlich den Riesengang!

Minder, ihr Stolzen, als ich,
Seid ihr, ihr seid vergänglich!
Mehr als die Eich' und der Mond, mehr als Orion und Sirius
Bin ich — bin unvergänglich!

Himmel und Erde vergehn!
Nimmer vergeht das Ich! —
Ha, wenn das Ich verginge,
Was wäre dies nichtige Sein?

Aermer noch wär' ich, als der Halm und das Gras;
Verächtlicher noch, als der Kiesel der Gasse.
Des Daseins Entzücken empfanden sie nicht;
Das Grau'n der Vernichtung empfinden sie nimmer.

Ach, wenn ich ewig nicht wäre;
So ächzt' ich dem kommenden Tag'
Entgegen; so ächzt' ich, käme die Nacht,
Und verhüllte mich, und schwiege vertrauernd.

So würd' ich unter die Blumen des Frühlings
Mich strecken, und die Blume beneiden.
Du, o blühende Erde, däuchtest mir ein off'nes Grab;
Die Menschen verfließende Schatten.

Dich, herrliches Vorrecht des Geistes,
Unergründliches hohes Bewußtsein,
Dich würd' ich ersticken im Taumel und Rausch,
Daß mich nicht träfe der Gedanke der Vernichtung!

Aber er träfe mich doch,
Mich umspukten grinsende Larven,
Blöketen fletschenden Zahnes mir zu:
Was jauchzest du, Schatten? zerflatt're!

Es entsinkt der Kelch der zitternden Hand;
Es entsprudelt dem Blinkenden Schierlingsschaum;
Die Rose verduftet Verwesung;
Die Musik tönt Gräbergeheul!

Rühret mich nicht an! Umarmet mich nicht
So brünstig, meine Geliebten!
Ach, drückt den Vergänglichen nicht so fest an euer Herz;
An euerm Herzen dürft' er zerfließen!

Der Vernichtung Fittige sausen daher!
Sie sausen, sie rauschen mich an. — Ach, rettet, Liebende rettet! —
Wohin, Verirrte, wohin? Ermanne dich, Seele, ein Schall ist's,
Ein hohler Schall, der dich ängstet.

Ist hienieden auch der Tod?
Auch Untergang hienieden, und Vertilgung?
Ist, was Tod wir nennen, und Untergang,
Nicht Enthüllung nur, Entwicklung, Veredlung?

Mag auch das edlere Selbst,
Das denkende, wollende, hoffende Selbst
Versiegen mit dem Oel, das den Nerven tränkt,
Verstieben mit der Asche, die den Gräbern entstiebt?

Löscht auch der Becher der Lust, des Ruhms, der Wollust, der Liebe,
Stillt auch die Fülle des Glücks der Brust unnennbares Sehnen?
Warum dann seufzen, Beglückter, wann dämmert der Mond,
Wann das Spätroth schimmert, und die Sterne funkeln?

Schreitet nicht mächtigen Schritts, fliegt unermüdlichen Fluges,
Das All der Vollkommenheit strahlendem Ziel
Nicht näher mit jeglichem Nu, mit jeglichem kehrenden Pulsschlag? —
Und wir, die Einzigen, schwindelten endlos zurück?

O Wahrheit, o Schönheit, o Tugend!
Hochheiliges Drei in des Geistes Einheit,
Du zweite Welt in der ersten,
Du zeugest, wer wir sind, und was wir werden!

Ihr Guten und Weisen und Reinen,
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne Freude,
Ihr Erquetschten in der Knospe; ihr Erstickten in der Blüthe!
Ihr bürget, wer wir sind, und was wir werden!

Ja wahrlich, wahrlich, ich bin!
Ich weiß, ich glaube, ich bin!
Und werde ewig sein —
Ewig, ewig!

Frohlock', begnadigter Geist, hinauf zum wölbenden Himmel;
Du bist unsterblich!
Frohlock' hinab in die Nacht, in das Land der Stummen und Stillen;
Sie sind unsterblich!

Frohlock' am Saume der offenen Gruft;
Du bist unsterblich!
Frohlocke, wann wieder sich füllte die Gruft,
Und der grünende Hügel sich wölbet!

Thaut, Frühlinge, auf meinen Hügel! Regen säus'l auf ihn herab!
Ich bin unsterblich!
Brause Herbststurm um mein blätterbesäetes Haus;
Ich bin unsterblich!

Die ihr weint an meinem Hügel, jauchzet laut!
Ich bin unsterblich!
Schwinget, schwinget die Fittig', und eilet mir nach!
Wir sind unsterblich! (Kosegarten.)

8) Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

(Friedr. v. Schiller.)

9) Der Genius.

Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!

Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

Von dir geleitet wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung.

(Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.)

10) Der Wunsch.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein sel'ger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher
Fürwahr! als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

D'rum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh
Zu Xenophons und Platons Weisheit,
Und zu Anakreons Myrthenlaube. (Frdr. Matthisson.)

11) An die Erinnerung.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinn'rung!
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,
Hebst du deinen Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht!

Still und hehr, wie der schweigende Vollmond
Die Gräber bescheint, betrachtest du
Das Vergang'ne, weilenden Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder sind lieblich,
Wie thauiger Duft im Abendroth!
Deine Stimm' ist sanft, wie der Flöte
Im Echo entschwindender Hall.

Oftmals zeigst du in duftiger Ferne
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihst in Kränze die Veilchen,
So Liebe mir sparsam nur las.

Oft erscheinst du mir, lächelnd durch Thränen,
Und kosest mit mir vertraut und lang
Von den todten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterin, weilst.

(Joh. Gaud. v. Salis.)

12) An Klopstock.

Wenn in dem Dunkel heiliger Eichen ich
Verloren sitze, Nacht auf den Bergen ist,
Des Todes Bilder mich umwallen,
Einsam die Sterne durch Wolken blicken;

Wenn Lunens Antlitz bleicher und trauriger
Den Leichenacker, Saaten der Ewigkeit,
Und dort die Felsenwand erleuchtet,
Wo noch die Trümmer der Räuber stehen;

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann bet' ich zitternd, zitternd den Vater an,
Den du uns singest. Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie;
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager
Küsse die Hände des Patriarchen.

(Joh. Gottfried Seume.)

13) Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnige Gipfel! so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück, —
Doch du, mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, Theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

(Friedrich Hölderlin.)

14) Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt,
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich' Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauerndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmet jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liebervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken: —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung, mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Erdtheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod;
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Todes zu wandeln.

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menschheit auf. Mehr noch sprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erschien, — der Trost —
Und in die Demantschale faßt' er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott sie!

(J. H. v. Wessenberg.)

15) Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne;
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub; es trauert
Rings das Feld schon nackt und die Nebel ziehen
Ueber die Stoppeln.

Sieh' der Herbst schleicht her, und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach; es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick nicht;
Sieh', das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
Aber mich friert es!

Naht der Unhold, laß mich in's Aug' ihm scharf seh'n:
Wahrlich, Furcht nicht flößt er mir ein, er komme;
Nicht bewußtlos raff' er mich hin; ich will ihn
Sehen und kennen

Laß den Wehrmuthstrank mich, den letzten, schlürfen,
Nicht ein Leichnam längst, ein vergess'ner, schleichen,
Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
Habe getreten.

Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen:
Fasse Muth; bleib stark; es vernarbt die Wunde;
Rein und liebwerth hegst du mein im Herzen
Nimmer vergänglich.

(A. v. Chamisso.)

16) Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust:
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Last, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz!

(Aug. v. Platen.)

cc) Die Hymne.

Die Hymne ist der Ode am nächsten verwandt; sie hat Erhabenheit der Gesinnungen und den höchsten lyrischen Schwung mit der Ode gemein. Die dichterische Eigenthümlichkeit der Hymne, im Gegensatze der Ode, wird zunächst dadurch bestimmt, daß sie nicht das ganze Verhältniß des Menschen zum Unendlichen, sondern vorzüglich nur das Verhältniß des Menschen zur Gottheit im Gefühle seiner Unterordnung behandelt; daher eignen sich für die Hymne nur solche Gedanken, in welchen der Mensch im gebrechlichen Gewande des Staubes die Gefühle der Bewunderung, der Anbetung und des Dankes gegen die Gottheit möglichst idealisirt ausspricht. Er kann in derselben die Gottheit entweder selbst anreden, oder ein aus der Reihe der Endlichkeit erhobenes Wesen als göttlich personificiren. Der Charakter der Hymne ist daher nicht bloß lyrischer Schwung, sondern auch religiöse Feierlichkeit; sie ist ein religiöses Lied im höheren und höchsten Style.

Beispiele von Hymnen.

1) Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung geseh'n?
Hast du das sanfte Roth betrachtet, das
Die Wiederkunft der großen Sonne dir
Verkündigt? War's in deinem Herzen still?
In deiner Seele heiter? Da du sie
Die große Sonne sahst, was dachtest du?
O welche Wunder meines Gottes dort
In dieser einen Sonne! Herz, bet' an!
Du, meine ganze Seele, voll von ihm,
Sing' ihm ein Lied! In jedem Sonnenstrahl,
(Und jeder Staub empfängt den seinigen)
In jedem glänzt und leuchtet seine Macht
Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Wenn ihr
In ihrem herrlich schönen Aufgang sie
Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Er hat
Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt
Das sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft
Aus ihren Strahlen fallen, daß es euch
Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Er stellt
Dies helle Thaugewölk vor ihren Glanz,
Daß euer Auge, nicht geblendet, sie
Aufsteigen seh' in ihrem Pomp! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und alles Finstere wird Licht. Sie steigt
Im Unermeßlichen empor, und thut
Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
Mit ihrem Licht in Alles um sie her!

In Alles strömt die Gotterschaffene
Wohlthaten ihres Gottes. Blickt empor!
Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebne Bahn, aus welcher sie nicht weicht,
Ihr angewiesen? Fraget sie! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag
Und Jahr für Jahr! Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang.
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger
Vor euern Augen ihren stolzen Gang:
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht;
Dann ist ein Strahlenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und um den eurigen ist Finsterniß;
Dann ruhet ihr. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und großen, guten Gott! (Gleim.)

2) Gott, der Weltenschöpfer. (Abgekürzt.)

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären
Jauchz' ihm, weit schallender Gesang,
Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebären;
Und sein allmächtig Wort war Zwang.
Ihm, aller Wesen Quelle, werde
Von allen Wesen Lob gebracht,
Im Himmel, auf der Erde
Lob seiner weisen Macht.

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu.
Du machtest mich, du Gott! Und rings umher die Sterne,
Das Heer des Himmels, machtest du!
Sein Lob, ihr schimmerreichen Schaaren,
Tönt auf der dunkeln Erde nach
Von Wesen, die nicht waren
Und wurden, als er sprach.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preise,
Wie Sonn' an Sonne friedlich glänzt,
Und, ewig unverwirrt im angewies'nen Kreise,
Doch weit gebietend, jede glänzt.
Umsonst, die schwindelnden Gedanken,
Verloren in dem großen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Hoch über Sonnen stand der Schöpfer, dem sie leben,
Und eine sah er an und sprach:
Der Erde hab' ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch sie durch sanfte Bande nach,
Daß du, ihr leuchtend, sie erfreuest
Und sanfte Klarheit in der Nacht
Dem stillen Monde leihest,
Den ich für sie gemacht.

Wie war dir, Erde, nun, da dich zum ersten Male
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strahle,
Den liebreizvollen Tag dir sandt'?
Er kam; die goldnen Locken flogen
Gezähmt durch einen Blumenkranz;
Die jungen Stunden zogen
Ihn auf zum Frühlingstanz.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,
Bis in die kleinste Felsenkluft!
O Schöpfer! Gütigster! wie viele Stimmen flossen
Dir dankend in der heitern Luft,
Und drängten sich, in tausend Weisen,
Ein lieblich wild vermischtes Chor,
Dich, ihren Herrn zu preisen,
Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Größe,
Der Mensch, den du zuletzt gemacht,
Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genöße,
Was deine Huld hervorgebracht;
Geschaffen, daß er vor dir wandle,
Dir unterwürfig, aber frei
Nach weisen Pflichten handle,
Dich lob' und glücklich sei!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,
Sobald er dacht' und froh empfand,
Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,
Dich am bestrahlten Himmel fand,
Dich auf der blumenvollen Fläche,
Dich im gewürzten Myrrhenduft,
Im Murmeln kühler Bäche,
Dich in der Frühlingsluft.

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schallt ungezwungen
Von meinem dankbar'n Saitenspiel.
Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen
Bis an der Erde letztes Ziel,
In ewig trauernden Gefilden,
Und wo die Sonne sanft regiert,
Und wo verbrannte Wilden
Sie zu dem Schöpfer führt!

3) Die Auferstehung des Erlösers.

Tief im Abgrund erklang
Des Himmels hoher Siegsgesang,
Der Jubel aller Söhne Gottes!
Wo sind die Götter nun?
Die Sieger? die Himmelzerstörer? Sie ruh'n.
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes.
So schwiegen, so verzagten nie
Der Hölle Fürsten, die Empörer!
Wer geußt die Schrecken über sie,
Die Sieger, die Götter, die Himmelzerstörer?

Nicht ein Rauschen von fern,
Von dir, Allgegenwart des Herrn!
Kein Donner deines Wolkenthrones!
Schon kömmt die zweite Nacht!
Noch liegt es, von dräuenden Kriegern bewacht,
Das Grab des überwund'nen Sohnes.
Und doch! — — So tief versanken nie
In ihren Abgrund die Empörer!
Wer geußt die Schrecken über sie,
Die Sieger, die Götter, die Himmelzerstörer?

Singt von Sonne zu Sonne!
Trauert, ihr Pilger der Sterblichkeit nicht!
Jeder der festlichen Himmel sei Wonne,
Jede der seligen Wohnungen Licht!
Der Wiedergeburt erwarteter Morgen,
Uns nur drei Tage verborgen,
Geht auf, beglänzt uns, ist da,
Ein Sabbath! Feiert den Sabbath, ihr Sänger!
Und du, blutvolle Golgatha,
O Golgatha, bebe nicht, bebe nicht länger!

Als du, Rächer, o Sohn,
(Aeonen sind vorbeigefloh'n,
Da deinen Himmel sie entweihten;)
Als du, verhüllt in Nacht,
In Eifer gekleidet, in tödtende Macht,
Daher flogst, wider sie zu streiten:
Da stürzten ihre Thronen um;
Der Weltbau stand in seinem Laufe;
Es bebte selbst dein Heiligthum,
Und muthlos verbarg sich der frevelnde Haufe.

Kein Erschaff'ner entflieht
Dem Auge, welches Alles sieht.
Du sahst sie an und warfst
Darnieder die Frevler, und tiefer noch warfst
Du nieder den Satan, den Engelverführer.

Nun floh das Dunkel um dich her;
Die reinen Himmel strahlten wieder,
Der Weltbau schauderte nicht mehr
Und tönte der Sphären erneuerte Lieder.
Weit als Sterne sich schwingen,
Fliege der Schöpfungen Jubelgesang,
Stärke dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jede dem Sohne, dem Ewigen, Dank!
Wie liegt er, der Thron der Hölle, zertrümmert!
Des Himmels Schwester, wie schimmert,
Wie wird die Erde so schön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frohlocke, Schwester; denn wir seh'n,
Wir seh'n ihn kommen den Menschenerretter!
Flamme höher empor
Anbetung! Er, er geht hervor
Aus seines Grabes Finsternissen.
Er stieg zum Staub hinab,
Zu heiligen seiner Erretteten Grab!
Nun hat er die Fesseln des Todes zerrissen.
Verbergt der Auferstehung Saat,
Ihr Gräber, wo wir Engel schweben!
Da, wo der Herr geschlummert hat,
Sind friedliche Pfade zum ewigen Leben.
Als der Richter nun stand,
Das Weltgericht in seiner Hand,
Den Gottversöhnenden zu richten —
Wie floß, wie floß sein Blut!
Wie rauschte des Zornes hochschwellende Fluth,
Als wollte Jehovah die Welten zernichten.
Wie schwer, o Zorn des Herrn, war'st du!
Ganz hat der Mittler ihn empfunden.
O jauchzt ihm alle Himmel zu,
Verherrlicht, verherrlicht die strahlenden Wunden!
Kehre wieder, o kehre
Wieder zum Himmel, o Menschengeschlecht!
Reinige dich in den Wunden, und ehre
Deinen Versöhner, und werde gerecht!
Die Wunden sind Heil, sind Quellen des Lebens.
Strömt nicht, ihr Quellen, vergebens;
Wascht die Entheiligten rein!
Auch wir, wir freuen uns über die Sünder;
Sie werden Gottes Kinder sein,
Geliebte, verherrlichte, selige Kinder.
Wie ein wellenvoll Meer,
Unzählbar, wie der Sternen Heer —
Wer nennt der Zahl geheimen Namen?
So strömen sie herauf!

O thut euch, ihr Sitze der Herrlichkeit, auf!
Empfanget des Siegers geheiligten Samen!
Es tönt schon stärker unser Lied,
Vermehrt von ihren Lobgesängen.
Wie wird es tönen, unser Lied,
Begleitet von allen erretteten Mengen!

Nimm die Wage noch nicht;
Noch säume, Gott, dein Weltgericht,
Damit dein Reich erfüllet werde!
Dann, dann gebeut uns Gott;
Wenn Alles Empörung ist, Alles nur Spott,
So träufeln die Himmel, so flammet die Erde;
Dann hallet die Posaun' hinab
In alle Gräber unsrer Brüder,
Und jeder Leib verläßt sein Grab,
Verklärt sich, und tönt der Unsterblichkeit Lieder!

Halleluja dem Sohne!
Jubel dem Vater und ewiges Lob,
Daß er Gefall'ne, vom Tode zum Throne,
Sünder zum Throne des Lammes erhob!
Er kleidet uns ein in glänzende Seide;
Heil, Ehre, Herrschaft und Freude
Dem Wundervollen, Preis und Dank!
Dir, Welterneu'rer, Gesetzevollbringer,
Dir Halleluja und Gesang,
Dir ewige Wonne, du Todesbezwinger!

(Johann Andreas Cramer.)

4) Dem Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein! Wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen! Himmelfliegendes Erstaunen
Ueber den, der unendlich ist!
O du, der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele

Mit deinem heil'gen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann,
Aufflammen in Entzückungen!

Du warest! Du bist! Wirst sein! Du bist! Wie soll ich dich denken?
Mein Seele stehet still, erreichet es nicht!
Vater! Vater! So soll meine Seele dich denken,
Dich empfinden mein Herz, meine Lippe dich stammeln.

Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder; betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit der Himmel Bewohnern
Erstaunen werden!
Wandelt forschend in diesem Labyrinth der Wonne!
Denn Jehovah redet!

Zwar durch den rollenden Donner auch,
Durch den fliegenden Sturm und durch sanftes Säuseln;
Aber erforschlicher, dauernder
Durch die Sprache der Menschen!

Der Donner verhallt; der Sturm braus't weg; das Säuseln verweht;
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der Menschen fort
Und verkündiget jeden Augenblick,
Was Jehovah geredet hat! —

Bin ich am Grabe noch? Oder schon über dem Grabe?
Hab' ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebens!
Also redet Jehovah:

„Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein,
Ich will dein nicht vergessen!"*)

Preis, Anbetung und Freudenthränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger und herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluja im Heiligthume!
Und jenseit des Vorhangs
In dem Allerheiligsten, Halleluja!
Denn so hat Jehovah geredet!

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist,
Geneuß, o Seele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehovah geredet!

(Klopstock.)

3) Dem Allgegenwärtigen.

Da du mit dem Tode gerungen, mit dem Tode,
Heftiger du gebetet hattest,
Da dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war:

*) Jesaias 49, 15.

Nacht der Welten, wie wir in dem dunkeln Worte schaun
Den, der ewig ist:
So schaun wir in dir, geheimnißvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

Hier steh ich Erde; was ist mein Leib
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten;
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten
Bist du näher, als den Welten;
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank' ich dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloser Wonne
Dank' ich, o Vater, dir, wenn ich sie fühle!

Augenblicke deiner Erbarmungen,
O Vater; sind's, wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
Mir in die Seele strömst.

Ein solcher Augenblick,
Allgegenwärtiger,
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit!

Meine Seele dürstet!
Wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein,
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken deiner Erbarmungen!

Ich liege vor dir auf meinem Angesicht!
O läg ich, Vater, noch tiefer vor dir,
Gebückt in dem Staube
Der untersten der Welten!

Du denkst, du empfindest,
O du, die sein wird.
Die höher denken,
Die seliger wird empfinden!

O die du anschaun wirst!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, unsterbliche,
Der war, und der ist, und der sein wird!

Du, den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeschaute Gegenwart
Erleucht' und erhebe jeden meiner Gedanken!
Leit' ihn, Unerschaffner, zu dir!

Deiner Gottheit Gegenwart
Entflamm', und beflügle
Jede meiner Empfindungen!
Leite sie, Unerschaffner, zu dir!

Wer bin ich, o Erster?
Wer bist du!
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich auf ewig dein sei!

Ohn' ihn, der mich gelehrt, sich geopfert hat
Für mich, könnt' ich nicht dein sein!
Ohn' ihn wär' der Gedanke deiner Gegenwart
Grauen mir vor dem allmächtigen Unbekannten!

Erd' und Himmel vergehn,
Deine Verheißungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallenen an
Bis zu dem letzten Erlösten,

Den die Posaune der Auferstehung
Wandeln wird,
Bist bei den Deinen du gewesen;
Wirst du bei den Deinen sein!

In die Wunden deiner Hände legt' ich meine Finger nicht;
In die Wunde deiner Seite
Legt' ich meine Hand nicht;
Aber du bist mein Herr und mein Gott! (Klopstock.)

6) Hymnus.

Groß und erhaben bist Du! Ein unergründliches Dunkel
Birgt Dich dem Menschen von Staub. Du bist! Wir gleichen den Träumen,
Die mit den Lüften des Morgens um's Haupt des Schlummernden schweben.
Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorsam,
Winkt dem Kometen aus schwindlichen Fernen. Du sendest, o Schöpfer,
Einen Strahl von dem Licht, in welchem Du wohnst, in die Tiefe,
Und er gerinnt zur Sonne, die Leben und blühend Schönheit
Ueber junge, zu ihr sich drängende Welten ergießet.

In der einsamen Ewigkeit standen in geistiger Schönheit
Alle Ideen vor ihm, nur seinem Angesicht sichtbar,
Reizende Nebenbuhler um's Leben: und welchen er winkte,
Siehe, die wurden. Das Unermeßne, so weit Er umhersah,
Rauschte von neu entsprossenden Sphären; der werdende Cherub
Stammelte, kaum geschaffen, ihm seine Hymnen entgegen:
Aber sein Stammeln war mehr als einer menschlichen Seele,
Feurigster Schwung, wenn sie von deinem Daseyn umschattet,
Gott, dich empfind't, und mit allen ausgebreiteten Flügeln
Und mit allen Gedanken in dein Geheimniß sich senket.

Du erschuf'st aus Staub die Gestalt des herrschenden Menschen,
Hauchtest dein Bildniß ihr ein; du kleidetest deinen Gesandten

In ätherische Morgenröthe. Die Güte des Herren
Ist das Leben der Dinge. Sie macht die Wesen frohlocken,
Sie ist's, welche den Tag mit der Rosenblüthe der Jugend
Angethan hat, sie tröstet die Nacht mit dem Scheine des Mondes
Und der sanften Gesellschaft der Sterne. Die Güte des Herrn...
Ist die Mutter der Freuden, des ruhigen Lächelns der Unschuld
Und der erhab'nen Entzückung, die bis zum Throne hinauf flammt.
„Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,"
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lehnte den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Herrschers zu finden;
Aber die Sphären sprachen: „Wir haben ihn niemals gesehen;"
Und die Tiefe: „Er wohnt nicht in mir." Da lispelt ein Anhauch
Einer ätherischen Stimme in meine horchende Seele;
Sanft, wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Lispelte sie zu meinen Gedanken: „Der, welchen du, Seele,
Suchst, ist allenthalben! Sein Arm umfasset den Weltbau,
Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet
Etwas Göttliches aus; was sich beweget, erzählt ihn,
Von den Gesängen des Himmels, zum Liede des Sängers im Haine,
Oder zum Säuseln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.
Ihn zu denken, ist stets die höchste Bestrebung des Tiefsinns
Aller Himmelsbewohner; sie werden sich ewig bestreben!
Siehe, der flammende Cherub, der dort im schnellen Vorbeiflug
Sonnen nach Sonnen auslöscht, und Maja, welche dem Frühling
Höheren Glanz, den Rosen mehr Röthe leihet, sind beide,
Ungleich zwar, doch beide nach seiner urbildlichen Schönheit
Mangelhaft nachgeahmt. Sie brennt im Tempel der Engel,
Strahlt in der sanften Sonne, verhüllt sich gefällig in's Grüne
Eines umschattenden Hains, und malt den blühenden Abend.
In der Ewigkeit dunkles hochheil'ges Geheimniß gehüllet,
Warst du, Gott, in dir Selber vollkommen, unangebetet,
Doch so erhaben verherrlicht, als durch die Hymnen der Schöpfung;
Denn du schautest dich selbst; mit unaussprechlicher Liebe
Schautest du dich, bei dir selbst, in deiner Gottheit Empfindung,
Unbegreiflich selig. Der Anblick der ewigen Freuden
Aller deiner Erschaffenen, der Jubel seraphischer Hymnen,
Myriaden begeisterter Seligen, Welten voll Unschuld,
Alle in eine Schaar aus allen ihren Himmeln versammelt,
Alle von heller Entzückung umstrahlt, der Ewigkeit alle
Von dir geweiht, ihr vereinigtes Lied, ihr vereinigter Jubel,
Konnte zu deiner Wonne nicht eine Freude hinzu thun.
Wer kann deine Seligkeit nennen? Sie nennt kein Himmel!
Im Bestreben nach ihr versinkt der cherubische Flügel,
Ob er Welten gleich deckt! O welch ein Geheimniß, o Erster,
Daß du erschufst....
Wesen, vor denen du dich in Nacht und Dämmerung verbirgest,
Daß sie nicht vor dir vergeh'n, wie Regenbogen erlöschen,
Wie die Sonnen, die künftig am Schluße der letzten Aeone
Vor der umringenden Ankunft des ewigen Festes zerschmelzen.

Unbegreiflich und wunderbar ist, o Schöpfer, dein Weben,
Und, o wie ist es der Seele so süß, dich Liebe zu nennen!
Name, mit Ewigkeit fruchtbar, mit Himmeln! Erschaffne Gedanken
Sind zu endlich, dich, ganz in deiner Größe, zu denken!
Nur ein schüchterner Blick in deine Tiefen entzückt mich
Ueber die Engel empor. Wenn meine Seele sich selber
Zitternd so endlich fühlt, so ähnlich dem Schatten im Traume,
Wenn sie um sich herum nur einen Schein von Wesen erblicket,
Und dann, in sich gekehrt, in labyrinthischem Dunkel
Ungewiß irrt, und fast an ihrer Wirklichkeit zweifelt:
Ach, mit welcher Entzückung, mit welcher festlichen Ruhe
Findet sie dann in dir, o Ursprung des Lebens, sich wieder,
Sich und die Welt, und mehr als die Welt, — unendliche Hoffnung!

Töne höher, mein Lied, und du, begnadigte Seele,
Fühle dein ganzes Glück! Enthülle die schnellen Gedanken!
Breite dich über die Ewigkeit aus! Sei kühn zu verlangen,
Kühn zu hoffen.....!
Fordre die Sphären der Engel, dies ganze saphirne Gewölbe;
Laß auch dies von der grenzlosen Welt, die Dein heiliger Stolz träumt,
Einen Sonnenstaub sein! Laß Urims*) Tiefsinn am Throne
Seligkeiten erfinden, die noch kein Auge gesehen.
Ist es zu viel? Wie kann ein Gedanke die Gottheit umspannen?
Hier ist kein Irrthum möglich, als: allzu wenig zu hoffen.

Stehe, mein Geist, hier, über der Ewigkeit Ufer gebücket;
Steh' und schau' in den himmlischen Abgrund. Hier schwammen einst Welten,
Wie in der Frühlingsluft unsichtbare blumige Dünste;
Hier verschwanden, wie Nachtgesichte, die goldnen Aeonen;
Hier ist der Schauplatz unendlicher Wunder; hier giebt sich die Gottheit
Ihren Erwählten zu schau'n; hier ist sie „Alles in Allen." (Wieland.)

7) An die Tonkunst.

Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab,
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen;
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.

Jetzt töntest du der Liebe Freuden
Ins hohe Harfenspiel.
Du sangst von Minneseligkeiten,
Und jede Note war Gefühl.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

---

*) Urim und Thummim (hebr., d. i. Licht und Wahrheit) wahrscheinlich Charaktere auf dem Brustbilde des jüdischen Hohenpriesters, aus denen in wichtigen Fällen auf unbekannte Weise Orakel ertheilt wurden.

Jetzt fängst du an zu spielen
Den stummgeword'nen Schmerz,
Bis süße Thränen fielen,
Und lüfteten das Herz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt rauschten die Saiten
Von hüpfenden Freuden;
Es kam im blühenden Kranz
Der deutsche wirbelnde Tanz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Nun schwang die Göttin sich zum Chor
Der Feiernden im Gotteshaus empor,
Und griff mit mächt'ger Faust
Ins Orgelspiel. Die Töne flogen
Brausend empor; so braust
Der Ocean mit seinen Wogen —

Und Halleluja donnerte der Chor
In Fugen zum Himmel empor.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Und nun sangst du ein Kirchenlied —
Die Andacht mischte sich d'rein,
Die betend vor dem Himmel kniet;
Und singend schlief sie ein.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen:
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Weichen dir, mächtige Göttin! zurück.

(Chr. Fr. Dan. Schubart.

8) **Anbetung des Unendlichen.** (Abgekürzt.)

In stille Einsamkeit entflieh' ich,
Entflieh', entreiße mich den holden Winken
Der reizevollen Sterblichkeit — entfliehe
Der Gattin und dem Freund'; entfliehe
Der Kinder freudevollem Lächeln;
Von Allem weg zu dir, verborgner Vater!
Gedanken weicht! Begierde flieh'! Steh' still
Für alles Sterbliche, mein Athem!
Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll
Gelüstet's meine Seele, anzubeten

Werden entfliehn, in Flüß' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schooße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern —
Und hinsinken wird in Einem rauschenden Schwunge
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes: die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

10) An die Natur.

Die du blühest in nie veraltender Schöne,
Mutter der Blumen und alles Lebendigen Mutter,
O Natur! du herzerfreuende Göttin!
Einsam sproßt' ich in deinen heiligen Armen
Still und einsam empor, ein fröhlicher Knabe;
Deiner säuselnden Lüfte spielende Wellen
Hüpften um meine schuldlose, junge Brust,
Und das große Sonnenauge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O, wie war mir so wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umstürmter Gebirge,
Und in der heiligen Schattennacht rauschender Wälder,
O wie war mir so wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschen großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Göttertraum.
Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen ging ich hin.

Und ich fügte mich geduldig,
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure, werthe Namen,
Zeigten mir geprief'ne Helden,
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorbeerkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

An deiner Herrlichkeiten Saum
Vor Milliarden Sonnenjahren
Die kühnen Schwingen schwang —
Und im Gefühle seines Seins
Und deines undurchdringlichen Vorherseins
Von Wonne trunken niedersank und schwieg;
Da warst du ewig schon! Nur Jünglinge, nur Knaben sind
Vor dir, du Ewiglebender,
Nur Embryonen sind der Leben frühste;
Sie, die den Erdball werden sahn,
Ihn blühen sahn mit tausend neuen Leben,
Verblühen wieder, wieder aufblühn sahn
Den Erdenball, der mich im Unermeßlichen
Vor deinem Angesicht vorüberträgt. —

Was bin dann ich, was ich vor dir?
Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur
Vom Meere hingespritzt ans Ufer
Der Wesen, bin seit gestern nur!
Kaum lebend! Staub! noch kaum entsunken
Der Nichtempfindung!
Kaum sichtbar, Wesen kaum, ein Hauch,
Der erst hinüberzittert an die Grenze
Des Seins, des Menschenlebens oder Todes.
Was bin ich dann? was ich vor dir?
Vor dir, der ist, der war, der sein wird?
Wer bin ich, daß mit dir ich reden,
Dir meine kindlichen Gedanken,
Dir meine bebenden Empfindungen
In Menschensprache niederlegen darf;
Mit meinem mir selbst unerforschten Wesen
Mich nahen darf zu dir? Zu dir,
Ich Athmender der Erdenluft? — Wie darf ich
Dich, Ewiger, dich Vater nennen?
Doch darf ich es; o Wonne, daß ich's darf!

Dein Athem schafft und hält,
Dein Athem tödtet, trennt, zernichtet
Jetzt Sonnen, Funken jetzt! Jetzt Stern'! Jetzt Stäubchen!
Mit Einem Hauche hauchest du zehntausend Sonnen
Mit hunderttausend Erden aus!
Ziehst du des Athems Hauch zurück,
So ist der Sonnen all' kein Lichtstrahl mehr!
Kein Stäubchen mehr der Erden all'!
Wie Blumen an der Sonne welken,
Verwelken Weltsysteme dir!
Du nur, nur du bleibst, der du bist!
Dir selber ewig gleich, Jehova, namenlos!

Und was, Unendlicher, sind meine Preisgesänge
Der tiefsten Ewigkeiten,

Was gegen alle Geister, aller
Unsterblichkeiten Jubelharmonie?
Was gegen aller Lebenden und Athmenden
Gesänge? gegen ihrer Jubel Summe?
Vom höchsten aller Himmel — nieder
Durch alle tief're Himmel,
Herab durch alle Reih'n von Sonnenwelten,
Bis auf den Erdensäugling,
Den Embryo, der athmet;
Bis auf die unsichtbaren
Bewohner jener tief verschloßnen Ströme
In jedes Laubes tausendfachen Adern?
Was gegen dieser aller Lobgesänge,
Die Summe aller, was mein himmelvollstes Lied
In fernen Ewigkeiten?
Was diese ungeheure Summe,
Was gegen dich, Unendlicher?
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!
Dich, Ewigeinziger!
Dich, Ewigunerschöpfter! —

Ich stehe still, und sink' unmächtig;
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstrahl Gottes,
Ein Pfeil der Wahrheit
Trifft die erstaunte Seele! —
Ich neige tiefer mich;
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;
Du, Namenloser, du, bist jetzt schon der,
Den, mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied
Nach keinen hingeflohnen Milliarden
Aeonen je erschöpfen, je erreichen wird;
Den, wenn auch nach Jahrtausenden
Noch immer höher, herrlicher,
Noch unaussprechlicher, unendlicher,
Undenkbarer sich meine Seele denken,
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —
Du, du bist jetzt, bist jetzt schon,
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still,
Ich Staub vom Staube, deinen Namen nenn',
Mein ganzes Wesen sich vor dir, der Wesen Wesen,
Ein Opfer, niederlegt auf dem Altar der Erde —
Du bist schon jetzt, der du mir sein wirst
Nach tausendmal Jahrtausenden;
Du, Ewigunerreichter, bist mein Vater! (Lavater.)

9) An die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sei mir gegrüßt; sei mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,

Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Hauptthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn' aus schmelzender Seele
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes
Und der strahlenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung.
Erde, dich liebt die Sonne; dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus düftenden Wolken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier, mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!

Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluthen durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluthen des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!

Aber vor allen seid mir gegrüßt im steigenden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebt.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo mit umwölkter Hand die Natur am gängelnden Bande
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!

Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstrahlen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn

Werden entfliehn, in Flüß' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schoose die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern —
Und hinsinken wird in Einem rauschenden Schwunge
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes: die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

10) An die Natur.

Die du blühest in nie veraltender Schöne,
Mutter der Blumen und alles Lebendigen Mutter,
O Natur! du herzerfreuende Göttin!
Einsam sproßt' ich in deinen heiligen Armen
Still und einsam empor, ein fröhlicher Knabe;
Deiner säuselnden Lüfte spielende Wellen
Hüpften um meine schuldlose, junge Brust,
Und das große Sonnenauge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O, wie war mir so wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umstürmter Gebirge,
Und in der heiligen Schattennacht rauschender Wälder,
O wie war mir so wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschen großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Göttertraum.
Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen ging ich hin.

Und ich fügte mich geduldig,
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure, werthe Namen,
Zeigten mir gepries'ne Helden,
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorbeerkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

Nacht der Welten, wie wir in dem dunkeln Worte schaun
Den, der ewig ist:
So schaun wir in dir, geheimnißvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

Hier steh ich Erde; was ist mein Leib
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten;
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten
Bist du näher, als den Welten;
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank' ich dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloser Wonne
Dank' ich, o Vater, dir, wenn ich sie fühle!

Augenblicke deiner Erbarmungen,
O Vater; sind's, wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
Mir in die Seele strömst.

Ein solcher Augenblick,
Allgegenwärtiger,
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit!

Meine Seele dürstet!
Wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein,
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken deiner Erbarmungen!

Ich liege vor dir auf meinem Angesicht!
O läg ich, Vater, noch tiefer vor dir,
Gebückt in dem Staube
Der untersten der Welten!

Du denkst, du empfindest,
O du, die sein wird.
Die höher denken,
Die seliger wird empfinden!

O die du anschaun wirst!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, unsterbliche,
Der war, und der ist, und der sein wird!

Du, den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeschaute Gegenwart
Erleucht' und erhebe jeden meiner Gedanken!
Leit' ihn, Unerschaffner, zu dir!

Deiner Gottheit Gegenwart
Entflamm', und beflügle
Jede meiner Empfindungen!
Leite sie, Unerschaffner, zu dir!

Wer bin ich, o Erster?
Wer bist du!
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich auf ewig dein sei!

Ohn' ihn, der mich gelehrt, sich geopfert hat
Für mich, könnt' ich nicht dein sein!
Ohn' ihn wär' der Gedanke deiner Gegenwart
Grauen mir vor dem allmächtigen Unbekannten!

Erd' und Himmel vergehn,
Deine Verheißungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallenen an
Bis zu dem letzten Erlösten,

Den die Posaune der Auferstehung
Wandeln wird,
Bist bei den Deinen du gewesen;
Wirst du bei den Deinen sein!

In die Wunden deiner Hände legt' ich meine Finger nicht;
In die Wunde deiner Seite
Legt' ich meine Hand nicht;
Aber du bist mein Herr und mein Gott! (Klopstock.)

6) Hymnus.

Groß und erhaben bist Du! Ein unergründliches Dunkel
Birgt Dich dem Menschen von Staub. Du bist! Wir gleichen den Träumen,
Die mit den Lüften des Morgens um's Haupt des Schlummernden schweben.
Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorsam,
Winkt dem Kometen aus schwindlichen Fernen. Du sendest, o Schöpfer,
Einen Strahl von dem Licht, in welchem Du wohnst, in die Tiefe,
Und er gerinnt zur Sonne, die Leben und blühend Schönheit
Ueber junge, zu ihr sich drängende Welten ergießet.

In der einsamen Ewigkeit standen in geistiger Schönheit
Alle Ideen vor ihm, nur seinem Angesicht sichtbar,
Reizende Nebenbuhler um's Leben: und welchen er winkte,
Siehe, die wurden. Das Unermeßne, so weit Er umhersah,
Rauschte von neu entsprossenen Sphären; der werdende Cherub
Stammelte, kaum geschaffen, ihm seine Hymnen entgegen:
Aber sein Stammeln war mehr als einer menschlichen Seele,
Feurigster Schwung, wenn sie von deinem Daseyn umschattet,
Gott, dich empfind't, und mit allen ausgebreiteten Flügeln
Und mit allen Gedanken in dein Geheimniß sich senket.

Du erschuf'st aus Staub die Gestalt des herrschenden Menschen,
Hauchtest dein Bildniß ihr ein; du kleidetest deinen Gesandten

In ätherische Morgenröthe. Die Güte des Herren
Ist das Leben der Dinge. Sie macht die Wesen frohlocken,
Sie ist's, welche den Tag mit der Rosenblüthe der Jugend
Angethan hat, sie tröstet die Nacht mit dem Scheine des Mondes
Und der sanften Gesellschaft der Sterne. Die Güte des Herrn...
Ist die Mutter der Freuden, des ruhigen Lächelns der Unschuld
Und der erhab'nen Entzückung, die bis zum Throne hinauf flammt.
„Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,"
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lehnte den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Herrschers zu finden;
Aber die Sphären sprachen: „Wir haben ihn niemals gesehen;"
Und die Tiefe: „Er wohnt nicht in mir." Da lispelt ein Anhauch
Einer ätherischen Stimme in meine horchende Seele;
Sanft, wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Lispelte sie zu meinen Gedanken: „Der, welchen du, Seele,
Suchst, ist allenthalben! Sein Arm umfasset den Weltbau,
Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet
Etwas Göttliches aus; was sich beweget, erzählt ihn,
Von den Gesängen des Himmels, zum Liede des Sängers im Haine,
Oder zum Säuseln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.
Ihn zu denken, ist stets die höchste Bestrebung des Tiefsinns
Aller Himmelsbewohner; sie werden sich ewig bestreben!
Siehe, der flammende Cherub, der dort im schnellen Vorbeiflug
Sonnen nach Sonnen auslöscht, und Maja, welche dem Frühling
Höheren Glanz, den Rosen mehr Röthe leihet, sind beide,
Ungleich zwar, doch beide nach seiner urbildlichen Schönheit
Mangelhaft nachgeahmt. Sie brennt im Tempel der Engel,
Strahlt in der sanften Sonne, verhüllt sich gefällig in's Grüne
Eines umschattenden Hains, und malt den blühenden Abend.
In der Ewigkeit dunkles hochheil'ges Geheimniß gehüllet,
Warst du, Gott, in dir Selber vollkommen, unangebetet,
Doch so erhaben verherrlicht, als durch die Hymnen der Schöpfung;
Denn du schautest dich selbst; mit unaussprechlicher Liebe
Schautest du dich, bei dir selbst, in deiner Gottheit Empfindung,
Unbegreiflich selig. Der Anblick der ewigen Freuden
Aller deiner Erschaffenen, der Jubel seraphischer Hymnen,
Myriaden begeisterter Seligen, Welten voll Unschuld,
Alle in eine Schaar aus allen ihren Himmeln versammelt,
Alle von heller Entzückung umstrahlt, der Ewigkeit alle
Von dir geweiht, ihr vereinigtes Lied, ihr vereinigter Jubel,
Konnte zu deiner Wonne nicht eine Freude hinzu thun.
Wer kann deine Seligkeit nennen? Sie nennt kein Himmel!
Im Bestreben nach ihr versinkt der cherubische Flügel,
Ob er Welten gleich deckt! O welch ein Geheimniß, o Erster,
Daß du erschufst....
Wesen, vor denen du dich in Nacht und Dämmerung verbirgest,
Daß sie nicht vor dir vergeh'n, wie Regenbogen erlöschen,
Wie die Sonnen, die künftig am Schluße der letzten Aeone
Vor der umringenden Ankunft des ewigen Festes zerschmelzen.

Unbegreiflich und wunderbar ist, o Schöpfer, dein Leben,
Und, o wie ist es der Seele so süß, dich Liebe zu nennen!
Name, mit Ewigkeit fruchtbar, mit Himmeln! Erschaffne Gedanken
Sind zu endlich, dich, ganz in deiner Größe, zu denken!
Nur ein schüchterner Blick in deine Tiefen entzückt mich
Ueber die Engel empor. Wenn meine Seele sich selber
Zitternd so endlich fühlt, so ähnlich dem Schatten im Traume,
Wenn sie um sich herum nur einen Schein von Wesen erblicket,
Und dann, in sich gekehrt, in labyrinthischem Dunkel
Ungewiß irrt, und fast an ihrer Wirklichkeit zweifelt:
Ach, mit welcher Entzückung, mit welcher festlichen Ruhe
Findet sie dann in dir, o Ursprung des Lebens, sich wieder,
Sich und die Welt, und mehr als die Welt, — unendliche Hoffnung!

Töne höher, mein Lied, und du, begnadigte Seele,
Fühle dein ganzes Glück! Enthülle die schnellen Gedanken!
Breite dich über die Ewigkeit aus! Sei kühn zu verlangen,
Kühn zu hoffen.....!
Fordre die Sphären der Engel, dies ganze saphirne Gewölbe;
Laß auch dies von der grenzlosen Welt, die Dein heiliger Stolz träumt,
Einen Sonnenstaub sein! Laß Urims*) Tiefsinn am Throne
Seligkeiten erfinden, die noch kein Auge gesehen.
Ist es zu viel? Wie kann ein Gedanke die Gottheit umspannen?
Hier ist kein Irrthum möglich, als: allzu wenig zu hoffen.

Stehe, mein Geist, hier, über der Ewigkeit Ufer gebücket;
Steh' und schau' in den himmlischen Abgrund. Hier schwammen einst Welten,
Wie in der Frühlingsluft unsichtbare blumige Düfte;
Hier verschwanden, wie Nachtgesichte, die goldnen Aeonen;
Hier ist der Schauplatz unendlicher Wunder; hier giebt sich die Gottheit
Ihren Erwählten zu schau'n; hier ist sie „Alles in Allen." (Wieland.)

7) An die Tonkunst.

Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab,
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen;
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.

Jetzt tönteſt du der Liebe Freuden
Ins hohe Harfenspiel.
Du sangst von Minneseligkeiten,
Und jede Note war Gefühl.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

*) Urim und Thummim (hebr., d. i. Licht und Wahrheit) wahrscheinlich Charaktere auf dem Brustbilde des jüdischen Hohenpriesters, aus denen in wichtigen Fällen auf unbekannte Weise Orakel ertheilt wurden.

Jetzt fängst du an zu spielen
Den stummgeword'nen Schmerz,
Bis süße Thränen fielen,
Und lüfteten das Herz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt rauschten die Saiten
Von hüpfenden Freuden;
Es kam im blühenden Kranz
Der deutsche wirbelnde Tanz.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Nun schwang die Göttin sich zum Chor
Der Feiernden im Gotteshaus empor,
Und griff mit mächt'ger Faust
Ins Orgelspiel. Die Töne flogen
Brausend empor; so braust
Der Ocean mit seinen Wogen —

Und Halleluja donnerte der Chor
In Fugen zum Himmel empor.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Und nun sangst du ein Kirchenlied —
Die Andacht mischte sich d'rein,
Die betend vor dem Himmel kniet;
Und singend schlief sie ein.
Göttin der Tonkunst! Auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie flöten und spielen und singen,
Griff'st in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen:
Kummer und Schwermuth mit wolkigem Blick
Weichen dir, mächtige Göttin! zurück.

(Chr. Fr. Dan. Schubart.)

8) Anbetung des Unendlichen. (Abgekürzt.)

In stille Einsamkeit entflieh' ich,
Entflieh', entreiße mich den holden Winken
Der reizevollen Sterblichkeit — entfliehe
Der Gattin und dem Freund'; entfliehe
Der Kinder freudevollem Lächeln;
Von Allem weg zu dir, verborgner Vater!
Gedanken weicht! Begierde flieh'! Steh' still
Für alles Sterbliche, mein Athem!
Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll
Gelüstet's meine Seele, anzubeten

Den Einzigen, der ewig ist,
Dich, aller Geister Vater!
Mit jedem Athem meines Mundes,
Mit jedem Blicke meines Auges,
Mit jeder Regung meiner Menschheit anzubeten
Dich, meines Geistes Vater.

Nicht war ich! Nicht! Du wolltest, und ich ward!
O aller Wesen Wesen!
Ich war — ja ich auch war ein ewiger Gedanke
Von dir! Du sprachst ihn aus! Da war
Mein Ich mit jeder Kraft, mit jedem Leben,
Die jede Zukunft, auch die fernste,
Entwickeln wird! Ich ward, und mit mir ward
Der Ewigkeit von dir mein ganzes Wesen
Mit allen seinen Künftigkeiten
Unsterblich ausgesprochen. . .

Wie bet' ich an? Wo find' ich Worte,
Den anzubeten, der mich werden hieß!
Du bist, o Wesen aller Wesen;
Denn ich, ich bin!
Bin! Unergründlichstes von allen
Geheimnissen, und doch gewissestes
Von Allem, was ich weiß!
Sei aller meiner Lustgedanken Erster!
Sei letztes aller meiner Lustgefühle!
Du Gott, du bist! ich bin!

Du warst eh' meine Mutter mich gebar,
Eh' mich mein Vater zeugte,
Eh' meines Vaters Vater ihn gezeugt,
Eh' einen Sohn gezeugt der Erste aller Väter!
Nicht ewig waren wir! Nicht Einer ist's,
Der ist, der war; — der Frühste ward,
Da du sprachst: „Werde! sei der Vater
Von Millionen Vätern und von Söhnen!“
Du bist, nur du bist ewig! Erster! Erster!
Denn ewig ist von uns nicht Einer!
Du warst — du Undenkbarer! warst,
Eh' aller Sterblichkeit urerster Vater
Dem Rufe da stand: „Werde! Sei!“

Ich sinke tiefer vor dir hin! — Du warst,
Eh' aller deiner Strahlensöhne frühester
Mit unnennbaren Wonnen: „Liebe! Liebe!
Mit jedem Strahl des Augs, mit jedem Schlage
Des lebensvollen Herzens,
Erstaunet über sich, und jede Regung seiner
Natur dir „Liebe! Liebe!“ rief — —
Da aller Thronen Erster aufzustreben

An deiner Herrlichkeiten Saum
Vor Milliarden Sonnenjahren
Die kühnen Schwingen schwang —
Und im Gefühle seines Seins
Und deines undurchdringlichen Vorherseins
Von Wonne trunken niedersank und schwieg;
Da warst du ewig schon! Nur Jünglinge, nur Knaben sind
Vor dir, du Ewiglebender,
Nur Embryonen sind der Leben frühste;
Sie, die den Erdball werden sahn,
Ihn blühen sahn mit tausend neuen Leben,
Verblühen wieder, wieder aufblühn sahn
Den Erdenball, der mich im Unermeßlichen
Vor deinem Angesicht vorüberträgt. —

Was bin dann ich, was ich vor dir?
Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur
Vom Meere hingespritzt ans Ufer
Der Wesen, bin seit gestern nur!
Kaum lebend! Staub! noch kaum entsunken
Der Nichtempfindung!
Kaum sichtbar, Wesen kaum, ein Hauch,
Der erst hinüberzittert an die Grenze
Des Seins, des Menschenlebens oder Todes.
Was bin ich dann? was ich vor dir?
Vor dir, der ist, der war, der sein wird?
Wer bin ich, daß mit dir ich reden,
Dir meine kindlichen Gedanken,
Dir meine bebenden Empfindungen
In Menschensprache niederlegen darf;
Mit meinem mir selbst unerforschten Wesen
Mich nahen darf zu dir? Zu dir,
Ich Athmender der Erdenluft? — Wie darf ich
Dich, Ewiger, dich Vater nennen?
Doch darf ich es; o Wonne, daß ich's darf!

Dein Athem schafft und hält,
Dein Athem tödtet, trennt, zernichtet
Jetzt Sonnen, Funken jetzt! Jetzt Stern'! Jetzt Stäubchen!
Mit Einem Hauche hauchest du zehntausend Sonnen
Mit hunderttausend Erden aus!
Ziehst du des Athems Hauch zurück,
So ist der Sonnen all' kein Lichtstrahl mehr!
Kein Stäubchen mehr der Erden all'!
Wie Blumen an der Sonne welken,
Verwelken Weltsysteme dir!
Du nur, nur du bleibst, der du bist!
Dir selber ewig gleich, Jehova, namenlos!

Und was, Unendlicher, sind meine Preisgesänge
Der tiefsten Ewigkeiten,

Was gegen alle Geister, aller
Unsterblichkeiten Jubelharmonie?
Was gegen aller Lebenden und Athmenden
Gesänge? gegen ihrer Jubel Summe?
Vom höchsten aller Himmel — nieder
Durch alle tief're Himmel,
Herab durch alle Reih'n von Sonnenwelten,
Bis auf den Erdensäugling,
Den Embryo, der athmet;
Bis auf die unsichtbaren
Bewohner jener tief verschloßnen Ströme
In jedes Laubes tausendfachen Adern?
Was gegen dieser aller Lobgesänge,
Die Summe aller, was mein himmelvollstes Lied
In fernen Ewigkeiten?
Was diese ungeheure Summe,
Was gegen dich, Unendlicher?
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!
Dich, Ewigeinziger!
Dich, Ewigunerschöpfter! —

Ich stehe still, und sink' unmächtig;
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstrahl Gottes,
Ein Pfeil der Wahrheit
Trifft die erstaunte Seele! —
Ich neige tiefer mich;
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;
Du, Namenloser, du, bist jetzt schon der,
Den, mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied
Nach keinen hingeflohnen Milliarden
Aeonen je erschöpfen, je erreichen wird;
Den, wenn auch nach Jahrtausenden
Noch immer höher, herrlicher,
Noch unaussprechlicher, unendlicher,
Undenkbarer sich meine Seele denken,
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —
Du, du bist jetzt, bist jetzt schon,
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still,
Ich Staub vom Staube, deinen Namen nenn',
Mein ganzes Wesen sich vor dir, der Wesen Wesen,
Ein Opfer, niederlegt auf dem Altar der Erde —
Du bist schon jetzt, der du mir sein wirst
Nach tausendmal Jahrtausenden;
Du, Ewigunerreichter, bist mein Vater! (Lavater.)

9) An die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sei mir gegrüßt; sei mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,

Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Hauptthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn' aus schmelzender Seele
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes
Und der strahlenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung.
Erde, dich liebt die Sonne; dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus düftenden Wolken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier, mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!

Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluthen durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluthen des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!

Aber vor allen seid mir gegrüßt im steigenden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebt.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo mit umwölkter Hand die Natur am gängelnden Bande
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!

Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstrahlen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn

[redacted]

Werden entfliehn, in Flüß' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schoose die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern —
Und hinsinken wird in Einem rauschenden Schwunge
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes: die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

(Fr. Leop. Graf zu Stolberg.)

10) An die Natur.

Die du blühest in nie veraltender Schöne,
Mutter der Blumen und alles Lebendigen Mutter,
O Natur! du herzerfreuende Göttin!
Einsam sproßt' ich in deinen heiligen Armen
Still und einsam empor, ein fröhlicher Knabe;
Deiner säuselnden Lüfte spielende Wellen
Hüpften um meine schuldlose, junge Brust,
Und das große Sonnenauge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O, wie war mir so wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umstürmter Gebirge,
Und in der heiligen Schattennacht rauschender Wälder,
O wie war mir so wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschen großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Göttertraum.
Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen ging ich hin.

Und ich fügte mich geduldig,
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure, werthe Namen,
Zeigten mir geprief'ne Helden,
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorbeerkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

Da erglühte mir die Seele,
Und mein junger Busen hob sich,
So zu leben, wie sie lebten,
So zu sterben, wie sie starben!
Und ich drückte, hochbegeistert,
Alles an mein glühend Herz,
Und ich schwur in tiefer Seele —
Selig ist's, ein Mensch zu sein!

Lange harrt' ich — da klirrten die Riegel,
Da flogen die Pforten der Schule mir auf;
Da trat ich, ein Fremdling, hinein in die fremde,
Geliebte Welt!

Und ich suchte meine Gräber —
Doch die Stelle war vergessen,
Wo die großen Herzen schliefen!
Und ich nannte meine Namen —
Aber niemand kannte sie!
Und ich sprach von all' dem Feuer,
Das verzehrend in mir brannte —
Doch die Welt verhöhnte mich!

„Seid ihr Alle hingegangen?
„Habt ihr Alle mich verlassen,
„Sprößlinge des edeln Stammes?
„Kommt zu eurer Bruderseele,
„Daß sie einsam nicht verglühe!
„Sprecht zu mir, geliebte Stimmen!
„Ruft mich auf zu That und Ehre!
„Großem Rufe folg' ich gern."

Also klagt' ich, also forscht' ich,
Ob ich eine Spur noch fände,
Ob ich einen Laut vernähme
Von dem Großen, was gewesen,
Von dem kühnen Männermuthe,
Von der alten treuen Liebe,
Von der Freundschaft bis zum Tode —
Aber nirgends fand ich Spur!

Tief bekümmert nahte sich mir ein greises Weib; — Erfahrung nennt sich die Alte, welche schwer gebückten Hauptes einherschleicht, und wohlverständliche, weise Worte bedachtsam flüstert, — also sprechend:

„Was ruft die Stimme? — Kein Echo schallt.
„Was sucht die Liebe? — Kein Busen klopft!
„Vom Baume des Lebens die Blüthe fiel!
„Gewelkt und gestorben die herrliche Kraft,
„Der blühende Kranz um des Jünglings Haupt,
„Und der Jungfrau treuinnige Liebe!

„Der Menschen Gott trägt Knechtsgestalt;
„Der Löwe liegt gezähmt;
„Der Freiheit Fittig gebrochen ist;
„Und tief im Schooß der alten Erde
„Schläft das hochherzige Heldengeschlecht!“

Die du lebest und blühst in unendlicher Schöne!
Die du mit ewig lebendiger Fülle
Ueber die Gräber und über die Trümmer
Aller verschwundenen, glücklichen Zeiten
Schwebst in göttlicher Jugend einher,
O Natur, du erfreuende Göttin!
Wieder kehr' ich zu dir, nicht freudiger Seele,
Nicht mit dem seligen Frieden unschuldigen Herzens —
Aber nimm du mich auf an dein getreues,
An dein geliebtes Mutterherz!
Laß mich wohnen, o du Gebirge-Bekränzte,
Auf deinen heiligen Höhen, wo sich die Ruhe
Fern von den Menschen die stille Hütte gebaut hat,
Wo die Gewitter der Erde dumpfbrausend
Unter mir hinzieh'n!
Und ihr, die ihr wandelt unter den Sternen,
Gottes hohe Töchter, unsterbliche Musen!
O ihr geliebten — bleibt mir getreu!

(August Mahlmann.)

---

dd) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe gehört zu der dichterischen Form der Hymne, feiert aber nicht die ottheit selbst, sondern nur sinnliche Genüsse und sinnliche Verehrung, da sie ausschließend den Gott des Weines und an dessen Gaben gerichtet wird.

Beispiel:

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus [1]) den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor [2]), der lächelnde Knabe,
Phöbus [3]), der Herrliche, findet sich ein.

---

1) Bacchus — nach der Fabellehre der Erfinder und Gott des Weins. Er ist als ein heiterer und schöner voller Jüngling, auf einem Wagen sitzend, von Löwen und Tigern gezogen, abgebildet.
2) Amor — nach der Mythologie der Gott der Liebe, abgebildet als geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen.
3) Phöbus — Beiname des Apollo, nach der Mythologie der Gott der Sonne, der dichterischen Begeisterung, des Gesangs und Saitenspiels, der Weissagung, der

Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale:
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schaale!

Reich' ihm die Schaale!
Schenke dem Dichter,
Hebe[4]), nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx[5]), den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig;
Das Auge wird helle.

(Friedrich von Schiller.)

---

ee) Die Rhapsodie.

Für die Rhapsodie eignen sich alle Gegenstände, welche in der Ode und Hymne dargestellt werden können. Die Rhapsodie unterscheidet sich von den beiden genannten lyrischen Dichtungsarten dadurch, daß sie 1) diese Gegenstände nicht gleichmäßig und erschöpfend auch nicht im strengen Zusammenhange durchführt, und 2) daß sie sich auch an kein bestimmtes Metrum in der dichterischen Form bindet, da sich der Dichter bald dieses, bald jenes Rhythmus bedienen kann.

Arzneikunst, des Bogenschießens und der Heerden, der Gründer der Städte und Colonieen, der den Staaten weise Verfassungen giebt. In der Kunstdarstellung erscheint er als vollendete männliche Schönheit mit blondem, lockigem Haare und mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, durch einen geistigen Ausdruck von Bacchus unterschieden. Er ist abgebildet mit goldner Leier in der Rechten, mit silbernem Bogen in der Linken und mit pfeilgefülltem Köcher auf dem Rücken.

4) Hebe — nach der Mythologie Tochter Jupiters und der Juno, die Göttin der Jugend; sie versah im Olymp das Mundschenkenamt, bis es dem Ganymed übertragen wurde. Sie wird dargestellt in jugendlicher Schönheit, mit Rosen bekränzt und die Nektarschale in der Hand, oder Jupiters Adler liebkosend.

5) Styx — der dunkle Höllenfluß, bei welchem die Götter ihre furchtbarsten und heiligsten Eide schwuren.

Beispiele der Rhapsodie.

1) Rhapsodie.

Zu dir entfliegt mein Gesang, o ewige Quelle des Lebens!
O du von den Lippen danksagender Wesen Jehova gegrüßet,
Und Oromazes *) und Gott! gleich groß im Tropfen des Thaues,
Der hier vom Grase rollt, gleich groß in der Sonne, die rastlos
Rund um sich an goldnen Seilen glückselige Welten herumführt;
Im Wurm, der einen bestäubten Erntetag lebt, und im Cherub,
Der alle Naturen durchforscht seit seiner undenklichen Jugend,
Und viele Glieder bereits an der Kette der Wesen verknüpft sieht,
Er selbst, der oberste, doch in deiner Größe versinket,
(Wie soll ich in menschlicher Rede den Kindern der Erde Dich nennen?)
O deines unendlichen Weltraums allbelebende Fülle! —
Mit Schaudern versenkt sich in ihn mein Geist in den Tempeln der Wälder,
Auf himmelanstrebenden Felsen, am Rande der brausenden Tiefe;
Und o, wie verschwindet mir dann die sinnliche Freude! Wie werden
Mir alle Begierden erhöht! — Du Weltgeist, hier steh' ich, verloren,
Auf einem Staube des Ganzen, und breite die Hände zu dir aus;
Erhältst Du, wann einst dies zarte Gewebe des Leibes sich auflöst,
Ein höheres Antheil von mir; so soll die Bewundrung deiner
Mein langes Geschäfte verbleiben, mein langer Gesang. —

(Ramler.)

2) Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsich'ren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom!
Uns hebt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

(Göthe.)

*) Oromazes, gewöhnlich Ormuzd = nach der persisch. Mythol. der Ursprung des Lichts, das höchste Grundwesen des Guten; dem entgegengesetzt ist Ahriman, die tiefste Finsterniß, das oberste Grundwesen des Bösen.

3) Mahomeds Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick
Ueber Wolken,
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jüngling frisch
Tanzt er aus der Wolke,
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen,
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Eb'ne dringt sein Lauf,
Schlangen wandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Eb'ne silberprangend,
Und die Eb'ne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Eb'ne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet:
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel

Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit.

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher, ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im vollendeten Triumphe
Giebt er Ländern Namen; Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

(Göthe.)

4) An die untergehende Sonne.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Still und ruhig ist deines Scheidens Gang,
Rührend und feierlich deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundliches Auge;
Thränen entträufeln den goldenen Wimpern;
Segnungen strömst du der duftenden Erde.
Immer tiefer,
Immer leiser,
Immer ernster und feierlicher
Sinkst du, die Lüfte nach.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Es segnen die Völker,
Es säuseln die Lüfte,
Es räuchern die dampfenden Wiesen dir nach;
Winde durchrieseln dein lockiges Haar;

Wogen kühlen die brennende Wange;
Weit auf thut sich dein Wasserbett —
Ruh' in Frieden!
Schlummr' in Wonne!
Die Nachtigall flötet dir Schlummergesang.
Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Schön sinkt sich's nach den Schweißen des Tags,
Schön in die Arme der Ruhe,
Nach wohlbestandenem Tagewerk.
Du hast dein Tagewerk bestanden,
Du hast es glorreich vollendet,
Hast Welten erleuchtet und Welten erwärmt,
Den Schoos der Erde befruchtet,
Die schwellenden Knospen geröthet,
Der Blume Kelch geöffnet,
Die grünen Saaten gezeitigt,
Hast Welten gesäugt und Welten erquickt —
Geliebt und Liebe geerntet,
Gesegnet, und rings mit Segnungen
Dein rollendes Haar bekränzt.
Schlummre sanft
Nach dem Schweiße des Tags;
Erwache freudig
Nach verjüngendem Schlummer!
Erwach' ein junger, freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!
Dein harrt die lechzende Schöpfung;
Dein harren Au'n und Wiesen;
Dein harren Vögel und Heerden;
Dein harrt der Wandrer im Dunkeln;
Dein harrt der Schiffer in Stürmen;
Dein harrt der Kranke im Siechbett;
Dein harrt der Wonnen seligste:
Die Wonne zu lieben und zu werden geliebt;
Der Seligkeiten unaussprechlichste,
Die hohe vergötternde Seligkeit: wohlzuthun.
Sink' in Frieden!
Schlummr' in Ruhe!
Erwach' in Entzückungen, Sonne! (Kosegarten.)

5) Fahrwohl der Hoffnung.

In holder Jugendzeit,
Wo ritterlich mein Muth,
Wo sprudelfrisch mein Blut,
Warst du mein Panzerkleid.
Wie trotztest du dem Hiebe

Traulicher Heuchelliebe,
Wie barg vor gift'ger Täuschung Schmerz
Dein blanker Stahl mein reines Herz,
O Hoffnung!

In meiner Jugend Blüthe
Da sangest du als Nachtigall,
Mit lieblich süßem Flötenschall
Heimlich mir im Gemüthe.
Und schlug der Tag mein Herze wund,
Nachts tröstete dein süßer Mund;
Und schreckten Träume mich die Nacht,
Erklang dein Lied, wenn ich erwacht,
O Hoffnung!

In holden Jugendtagen
Warst du mein Roß, das fort und fort
Von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort
Mich sicher hat getragen.
Wenn Gram mich quält' und Herzeleid,
Wenn mich verfolgte Haß und Neid:
Wie da dein Fuß so flink mich trug,
Wie da dein Huf die Fratzen schlug!
Du flogst im Sturm durch Raum und Zeit
Mit mir hinweg so weit, so weit —
Bis zu des Paradieses Rand,
Bis zu des Ruhmes fernem Strand,
Bis in dein schönes Heimathland,
O Hoffnung!

Der Panzer glänzt in fremder Hall';
Nach Süden zog die Nachtigall;
Das Roß warf seinen Reiter ab;
Er legt sich stumm in's kühle Grab.
O falsche Hoffnung! (Hermann Püttmann.)

---

ff) Die Elegie.

Die Elegie unterscheidet sich von der Ode und Hymne dadurch, daß in ihr nicht der Ton der höchsten Begeisterung vorherrscht, sondern der Ton der Wehmuth und aller jener milden Gefühle, welche das Herz mehr bewegen, als fortreißen. Die Höhe eines Ideals, das der Mensch nicht in die Wirklichkeit herabzuziehen vermag, der Schmerz des Unglücks, der auf der ganzen Menschheit und auf einzelnen Erscheinungen des Lebens ruht, die gemilderte Stimmung nach der heftigen Trauer über Verluste (Tod, Undank, Treulosigkeit), sind Gegenstände der Elegie. Zarte Wehmuth, süße Sehnsucht, schmelzende Klage charakterisiren dieselbe. Sie sucht verwandte Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um sich zu trösten. Wie die Schwermuth nur das Dämmerlicht der Haine liebt, so spricht auch die zarte Elegie in weichen, sanften Tönen zu uns, und stimmt uns zu jener melancholischen Ruhe, in welcher wir gerne mit dem stillen Dulder sympathisiren. Jakobi sagt trefflich: „Soll ich der Elegie ein sinnliches Bild geben, so

würde ich dieselbe nicht, wie viele gethan haben, in langen Trauerkleidern mit zerstreutem Haar und bedeckter Stirne über einem Sarge winseln lassen; ich würde sie als eine ruhig sitzende Nymphe, das Gesicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorstellen. In ihren nachlässigen Locken hinge ein zerrissener Kranz; auf ihrem Schooß hätte sie einen welken Blumenstrauß. In der Ferne wäre ein Grabmahl zu sehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypressenwalde hervorragte. Hinter diesem läge ein Hügel voll Rosenknospen im Morgenroth." Alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. gehören ihrem dichterischen Charakter nach zur Elegie und nicht zum Liede.

Beispiele der Elegie.

1) Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald, bekränzter Kranz von Büschen,
Der Hasels*) Höh' mit grünem Schatten schwärzt,
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt,
Wo Alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt.

Ach, Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und in dem Wald' bei kleinen Wassergüssen,
Auf einen Reim für Sylvien gedacht;
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Forst noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stetem Kummer schlagen;
Die Ruh' ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neue Plagen;
Ich weiß noch nicht, wie Ruh' und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Aeltern bloß, und fremd für Jedermann,
Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Fluth den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Docht schon in der Asche glimmt.

---

*) Ein Landgut bei Bern.

Doch nur getrost! Es kann nicht immer währen;
Des Wetters Macht nimmt ab bei jedem Streich.
Vergang'nes Leid muß Wohlsein fühlen lehren;
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja, die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh' heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann.

Ach, daß ich dich schon jetzt besuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach, daß das Glück die stille Luft mir gönnte,
Die sich bei euch in öder Ruh' erhält!
Doch endlich kommt, und kommt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh'!
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe,
Bis ich zu euch die letzte Reise thu'. (Haller.)

2) Elegie beim Grabe Gellerts.

Hier, wo so Viele schon in tiefem Todesschlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verschläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuscht noch schreckt;
Wo man Jahrhunderte die große Aussaat sä'te,
Die immer mehr zur Ernte reift,
Und Jeglicher von uns, der früh und jener späte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft;
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beisammen liegen,
Der Große nicht den Kleinern drückt,
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen schmückt:
Hier liegt auch der nunmehr, an dessen frommer Seite
Ich diese Stätt' einst oft betrat,
Indem er sich im Geist des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel sich erbat;
Und mich vertraut mit den hier schlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer seiner Edlen schlief.
Hier liegt auch Gellert! hier, in diesem leichten Sande,
Von silberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundschaftlich dabei von dem noch frischern Lande
Die brüderliche Grabstatt schwillt.
Hier liegt er, und ich schau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die stumme Wehmuth fließt,
Auf diese fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieser war, den sie umschließt. —
Ach, Gellert! — o wer kann ganz einen Gellert preisen!
Nennt, was nur gut ist, es ist hier:

Den Dichter, Menschenfreund, den Christen und den Weisen,
 Des Himmels Lust, der Erde Zier! —
Wagt' ich's nach Zähren selbst die Tugenden zu zählen,
 Die mit ihm uns'rer Erd' entflohn:
So würd' es immer mir noch an der Summe fehlen,
 Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutschland weint! denn Gellert war ihr Dichter:
 So klang ihr noch kein Saitenspiel. —
Kein Tadel, und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
 Ein allgemein, ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einst auf seinen Lippen
 Sich Hyblens [1]) Biene früh gelegt:
Von Grazien gewiegt, hätt' ihm aus Aganippen [2])
 Das Musenchor den Mund genetzt.
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
 Sein Herz, wie sein Geschmack so rein:
Er sollte durch sein Lied, er sollte durch sein Leben
 Uns Lehrer und Exempel sein. —
Die Wahrheit, die man stets in schmutzigem Gewande,
 Oft auch in ihrer Blöße flieht,
Verlor oft unter uns die Macht der sanften Bande,
 Womit sie Herzen an sich zieht,
Dort sah'n wir sie geschmückt von Gay [3]) und Lafontainen [4]),
 Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menschlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
 Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warf's der Wahrheit um. Nun prangte sie mit Zügen
 Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
 Und drang heran und küßte sie:
Und ganz Germanien, vom Thron bis zu den Hütten,
 Das seinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Bess'rung im Geschmack, mit ihm auch bess're Sitten —
 Vielleicht auch bess're Herzen an.
Der Mütter erst' Geschenk an ihre zarten Kleinen
 War Gellerts weises Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
 Und merkten seinen Sittenspruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beseelet,
 Wein' deinem Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm stammelnd sonst aus ihm was vorerzählet,
 Wie segnend lächelt er dir zu! —
Dich, deutsches Lustspiel, sah mit Abscheu oder Gähnen

1) Unter den 3 sicilianischen Städten dieses Namens ist hier Klein-Hybla, unweit Syrakus, gemeint, welche Stadt wegen ihres Honigs berühmt war.
2) Aganippe Quelle auf dem Musenberge Helikon; wer aus ihr trank, wurde zur Dichtkunst begeistert.
3) Ein englischer Dichter.
4) *Ein französischer Dichter.*

Noch damals oft manch sittsam' Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude sanfter Thränen,
 Dich Tugend und bescheid'nen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
 Den Körper zu der deutschen Tracht:
Auf deutschen Bühnen sah man auch jetzt deutsche Sitten,
 Und hatt' auf eig'ne Fehler Acht. —
Doch für ein solches Herz war'st du, o Welt, zu enge,
 Du, Menschenweisheit, viel zu klein:
Nicht nützlich wollt' er bloß, durch heilige Gesänge
 Wollt' er auch Andern heilig sein.
Da warf er sich in Staub vor Gottes Throne nieder,
 Und flehte still um Geist und Kraft:
Und der Allmächtige vernahm's und hörte nieder,
 Und gab dem Frommen Geist und Kraft.
Er sang. — So wurdest du von wenig Menschenzungen,
 Gott, Mittler, und Religion,
So geistreich, mächtig, schön empfindungsvoll gesungen!
 Es sprach das Herz aus jedem Ton.
So hub er durch Gesang viel tausend schwache Seelen
 Mit sich zum Sternenzelt empor;
Der Spötter selbst horcht auf, und gönnet den Befehlen
 Des Heils schon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
 Erniedrigt sich in Staub, bereu't,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten dem Retter
 Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
 Das Morgenopfer, dein Gesang
Bis zu den Sphären auf, so dringt auch zu den Sphären
 Für dich des frommen Beters Dank.
Oft schläft er mit dir ein. In deinem sanften Liede
 Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet sanft, und wünscht im Traume dem noch Friede,
 Der ihm die süße Stärkung gab.
Ja du, du tröstest ihn in seiner letzten Stunde:
 Da stammelt er von dir im Tod
Noch einen Seufzer, stirbt mit Gellerten im Munde:
 Und so entfleucht sein Geist zu Gott. —
Triumph, o Gellert, dir! wie viele Tausend Segen
 Floh'n deiner eig'nen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel schon entgegen,
 Als sie ihr morsches Haus zerbrach!
Ja; o! wer sagt es mir, was töneten für Lieder
 Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
 Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
 Zur himmlischen Versammlung kam,

Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menschheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tausend frommen Zungen
Dies ist . . . doch, wo gerath ich hin?
Mich schlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen;
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühl's! ich harre noch allein bei Gellerts Grabe;
Die Traurigkeit streckt über mir
Die schwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, seh' ich nur hier!
Ich seh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrstuhl eilen,
Den vormals eine Welt umschloß,
Und wo er Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen
Den Balsam seiner Lehr' ergoß.
Wo Helden oft im Krieg bei Greis und Jüngling saßen,
Und (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeern=Ernte gern voll Friedenswunsch vergaßen
Und menschlicher ins Lager flohn.
Ich seh' an deiner Thür' den lehrbegier'gen Armen,
Dem sie zur Zuflucht offen stand,
Wann er für Liebe Haß, Verweise für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu sein:
Und wer hat ungehört dich Einen bitten sehen?
Und welcher wagt's, es zu bereu'n?
Wer wagt's, seit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muse hier genährt,
Daß er sich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch selbst, wenn dich sein Herz entehrt? —
Ach! taub ist nun dein Ohr; die Thüren sind verschlossen,
Der Lehrstuhl einsam und verwaist!
Der Jüngling steht von fern, indem er überflossen
Von heißen Thränen dorthin weist:
„Ach, dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,
„Der liebreich seine Hand nach mir, Verlass'nem, streckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies." —
Ja, Jüngling, er ist hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier sein heiliges Gebein: —
Der Fromme schlumm're sanft! Mit ihm sei Gottes Friede!
Wie er, so schlumm're Jeder ein!
Der Same, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgestreut,
Wird sich auf Kindeskind zur schönsten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeiht! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach, nur gekannt! O säh' ich Eure Herzen

Gebildet auch von seiner Hand!
Sehr oft werd' ich mit Euch auf diesen Hügel steigen,
Und, wenn voll kindlich frohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welch' heil'ge Asche drunter ruht:
„Die Asche Gellerts ist's! Gott wohnt' in seinem Herzen,
„Und Menschenlieb' in seiner Brust:
„Gefällig noch im Ernst und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun seine größte Lust.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr, als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er selbst die Fürsten nicht." —
Dann sollt Ihr beide mir auf diesem Grabe schwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch so fromm, wie Er, zu sein!

(Christian Felix Weiße.)

3) Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügel stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier genetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallet schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort; du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wann aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!

(Joh. Georg Jacobi.)

4) Das Grab des Heilandes.

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit schönem Blut;

Dein Leben war für Tausend' Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlöst von jedem Jammer,
Womit dich Menschenhärte traf,
In deiner stillen Kammer
Den schwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an diesem bittern Tage,
Komm, schau mit mir der Menschheit Scenen an.
Sieh, welch' ein Mensch! betracht' ihn still, und sage:
Wer Menschen segnender je werden kann.
Komm, laß an seiner Gruft uns denken,
Was uns im Tod allein erfreut;
Aus Liebe sich zu kränken,
Ist süße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläermeere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,
Der wie entkommen schon der Erden Schwere,
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und schaut, wie seine Sonne leuchtet
Auf Bös' und Gute, wie sein Thau
So Ros' als Dornen feuchtet
Auf Einer Gottesau.

„Auf, laßt uns Kinder sein der Vatergüte,
Vollkommen, wie der Herr vollkommen ist!"
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unsterblichs Wesen, das sich selbst vergißt,
Und im Verborgnen schafft und flebet,
Für Menschen schafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft säet,
Und still von dannen geht.

Glücksel'ge Arme! glücklich, die da leiden,
In sanfter Unschuld, die Erbarmenden,
Die, reines Herzens, Menschen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen, und den Haß besteh'n.
Seid fröhlich und getrost! euch lohnet
Im Himmel ew'ger Trost und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Ist bald dem Staub entflohn."

„Auf, seid der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch ist Licht, damit Glanz um euch werde;
In euch ist Gold, das ihr den Menschen leiht.
Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng ist die Pforte, schmal der Weg,
Zum höchsten Freudenorte
Ein unbetretner Steg!"

Er sprachs, und ging voran die Dornenpfade,
Die noch dem Sterbenden sein blutig Haupt
Im Kranze schmückten. Haupt, du lächelst Gnade,
Als hätte Ros' und Lorbeer dich umlaubt.
Entschlummre! — Bald wird deine Krone,
Siegprangend, wie der Sterne Glanz,
Dem Menschengott zum Lohne,
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, sanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln,
War Güte nur und Huld sein Königreich,
Mitfühlend unsrer Last und unsern Mängeln,
Nur sich allein an Kraft und Würde gleich,
Einsam im lauten Weltgetümmel
In seine Größe still verhüllt.
So strahlt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild.

Und konnten dem ein Unheil Fromme stiften?
Die Priester, ach, ergrimmte sein Bemühn!
Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,
Und als er kam, erwürgten Priester ihn!
Zu schwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
Ins ärgste Blutgerüst.

Wie? hatt' er nicht schon lebend viel gelitten?
Er, dessen Herz das Mitleid selber war,
Ein zarter Sproß, um den die Stürme stritten,
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebar.
„Laß diesen Kelch vorübergehen!
Doch Vater, du hast ihn gefüllt.
Dein Wille soll geschehen;
Nicht ich, wie du, Herr willt!"

Er trank den Kelch, und als nun seine Glieder
Gefühl der Gottverlassenheit durchdrang —
Schon drückte Nacht die matten Augenlieder,
Des schweren Hohnes schwarze Wolke sank,
Zerrissen war der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund= und Mutterherzen
Im Tode noch vereint:

Da blickt' er auf und sah die schönen Auen,
Die er dem Sünder mitleidsvoll verhieß.
„Gedenk' an mich, und laß dein Reich mich schauen!"
„Heut' sollst du's schaun, der Freuden Paradies."
„Empfang' in deine Vaterhände
Den matten Geist — es ist vollbracht!"
Da kam sein stilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht. —

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen,
Wie seines, das nur ist Religion.
Was ihn erfreute, soll auch uns erfreuen;
Was er verschmähte, sei uns schlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden,
Undank der Welt, wie er, verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Christenthum uns sein! (v. Herder.)

5) Bei dem Grabe seines Vaters.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen;
Und du gingst in Gottes Ruh,

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst, im Wink, durch tausend Sonnenfernen
Schauest Gottes Angesicht,

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Engelblick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wenn mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab!

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen, träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift.

Daß ich mit dir durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und auf Einem Sterne mit dir lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur um sein Grab zu streun!
Schlumm're, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein! (Ludwig Heinrich Christoph Hölty.)

6) Klagelied auf ein Landmädchen.

Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab;
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.

Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Steh'n am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe,
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unter'm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth,

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach;
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;

Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nassen Auges an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

(Hölty.)

7) Nachruf an Herder.

Wenn von den Monden die Zahl nun erfüllt und der Acker bestellt ist,
Denket — vor welchem der Strom all' Lebendens ewig vorbeiströmt —
Gnädig der alte Kronion [1]) des mühebeladenen Knechtes;
Und sein Herold naht sich, der holde, beflügelte Jüngling,
Ihn zu geleiten zu Persephonia's [2]) stillem Palaste,
Daß er in heiliger Nacht ausruhe von rühmlicher Arbeit,
Und, aufwachend vom Schlafe, sich find' in der seligen Heimath.
Also, entschlummertes Haupt, auch du! Viel Tage der Mühen
Hast du treulich gedient, und bist zu der Götter Umarmung
Ruhmvoll wieder, woher du gekommen, hinüber gewandelt:
Nicht unmännliche Klagen ertönen dir! Selig gepriesen,
Wer, mit unsterblichem Namen, gerühmt zu den Schatten hinabsteigt!
Doch, ist Wünschen vergönnt, ist frommen Gebeten verstattet,
Bittend hinab in die Gräber Geliebter zu dringen: so hört uns,
Heilige Manen! und schwebt holdselig, wie Geister der Liebe,
Kraft und Begeisterung weckend um uns, gleich Boten des Himmels,
Daß wir standhaft dienen und würdig den ewigen Göttern:
Phöbos Apollon, und ihr, der beglückenden Tochter Kronions,
Welche die Geister erzieht, der erhabenen Pallas Athene! [3])

(August Mahlmann.)

8) Pompeji.

(Erinnerungen ꝛc. X. Elegie.)

In das fröhliche Treiben, in blühende Fülle des Lebens
Griff erstarrend die Hand plötzlichen Todes hinein,
Daß ein ganzes Geschlecht vertilget im Keime geworden;
Zeigest im Kleinen hiemit einstens der Menschheit Geschick.
Grab bist du, Pompeji, der eigenen Gräber geworden,
Und die Urne bewahrt selber die Asche noch heut.

---

1) Kronion, Beiname des Zeus oder Jupiters = höchste Gottheit der Griechen und Römer.

2) Persephone, auch Proserpina Tochter des Jupiter.

3) Pallas, Athene, auch Minerva genannt = Göttin der Weisheit, der Künste und des Kriegs.

[redacted]

Namlose Wehmuth wohnet in dir, du todte; ich sehe
 Wirkung des Lebens; es selbst wich für beständig aus dir;
Schulen bestehen; es stehen die Tempel; für Römer, für Griechen
 Ragen Theater empor; auch das Gefängniß ist da.
Holde Gemälde erfüllen die Wände jed welchen Gemaches;
 Freundlich geziert ist der Hof; lieblich geschmückt ist das Haus
Und mit besseren Werken als jetzo der Fürsten Paläste.
 Alles bezeuget hieselbst thätiges, reges Gedräng',
Großes Getümmel der Menschen und Fleiß und Freude des Lebens;
 In den Straßen der Stadt drückte das Wagengeleis
Tief in das Pflaster sich ein; aus Lava bestehet es selber,
 Fruchtlos warnende Spur früher Verheerungen schon.
Bäche fließen noch durch; es liegt noch darüber die Brücke;
 Gips in ird'nem Gefäß ist zu verzieren bereit;
Waaren enthalten die Laden; es sind die Farben zu kaufen;
 Alles erblicke ich hier, außer den Lebenden nur;
Ausgestorben sind die Straßen und Häuser. Verborgen
 Sechszehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt.
Die Zerstörung wüthete immer und wüthet auf Erden;
 Aber getreu erhält mütterlich sorgsam ihr Schooß;
Nimmer berühret die Zeit das Bewahrte. Die Menschen belehrend,
 Zeigst du der jetzigen Welt, wie die vergangene war,
Wie es geordnet gewesen, so ist's in der Erde enthalten;
 Für den Gedanken besteht unter derselben es fort;
Ihr entrissen Bruchstücke, nicht in die Gegenwart passend,
 Bergend der Vorwelt Rest vor dem entweihenden Blick!
Ihr nur fehlet, Bewohner; es mangeln die Menschen alleine;
 Alles sonsten ist da. Kommet, o! kommet herbei,
Kommet und nehmet Besitz von dem Eigenthum! Aber vergeblich;
 In das Leben nicht mehr kehret das Todte zurück. (König Ludwig I.)

9) Segesta.

(Sizilische Elegien, I.)

Oede ist Alles, wohin ich sehe, verödet die Gegend,
 So wie die Stadt; es herrscht überall jetzo der Tod.
Keines Vogels Gesang ertönet dem lauschenden Ohre;
 Nimmer breitet ein Baum schattende Zweige mehr aus.
Einsam ragen aus den vergangenen herrlichen Zeiten
 Wenige Reste allein einer verschwundenen Welt.
Nur der Tempel, er zeigt und ein Bruchstück von dem Theater,
 Daß Segesta einst war, ach! daß es nimmer besteht!
Alles ist längst schon dahin, als wär' es niemals gewesen;
 Von dem üppigen Glanz blieb die Erinnerung nur.
Irdische Größe, was bist du? Schnelle verrinnendes Wesen
 In den Fluthen der Zeit, bist uns kein würdiger Zweck.
Was ist hier aus dem Blüthengebilde der Schönheit geworden,
 Die in beständigem Reiz lieblich das Leben verjüngt?
Ist das Segesta, das listig Athen zu bethören verstanden,
 Es nach Sizilien gelockt, wo es die Stärke verlor?

Wo sind der Weisheit Werke und wo das Streben und Treiben?
Wie der Liebe Geseufz ist es enteilend verweht.
Nichts hat Dauer hienieden; es kann nichts auf Erden bestehen;
Vor dem geöffneten Grab schwebet die rastlose Zeit.
Alles vergeht; doch Kunst erfreut und erhebet den Menschen,
Wenn er längstens nicht mehr, zeugt sie noch rühmlich von ihm.
(König Ludwig I.)

10) Am Grabe Hölty's.

Hölty! Dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irret er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! Sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen, schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!" so klagt se'n flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.
(Lenau.)

---

gg) Die Heroide.

Die Heroide ist eine Untergattung der Elegie; denn in ihr herscht die Wehmuth und Klage um verlornes Gut auch vor. Der Dichter spricht aber darin nicht in seiner Person, sondern im Charakter eines Abwesenden oder Verstorbenen, gewöhnlich eines Heros oder einer Heroin (daher auch der Name Heroide); er trägt den Ausdruck seiner Gefühle auf diesen über und richtet denselben an einen andern. Den Namen hat ihr Ovid gegeben, welcher in 21 Heroiden die Gefühle und Gesinnungen ausgezeichneter verstorbener Personen behandelte.

Beispiele der Heroide.

1) Clemens an seinen Sohn Theodorus.

Gesegnet sei sie mir, die nahe Morgensonne;
Sie führt den Tag herauf, der mich mit ew'ger Wonne,
Mit ew'ger Ehre krönt. Wie groß ist jener Lohn,
Der mir entgegen strahlt! Der Kampf wie kurz! Mein Sohn,
Ach, warum störst du noch den Frieden meiner Seele?
Es schallt dein Klaggeschrei zu meines Kerkers Höhle,
Und ruft ihn, da mein Geist von seinem nahen Glück
Den süßen Vorschmack trinkt, in diese Welt zurück.
Ach! sollte deine Treu der Schmerz zu tief erschüttern!
Entsetzlicher Gedank'! er nur, er lehrt mich zittern.
Ach! daß dich nicht mein Mund mit Trost beleben kann!
Die Hüter dieses Orts, ich fleh' sie weinend an,

Daß sie zum Aufenthalt, der dich verschleußt, mich führen:
Durch keine Thränen läßt ihr hartes Herz sich rühren.
Nur einen, dessen Brust gelindre Triebe hegt,
(Heil ihm! er sterb', ein Christ!) hat meine Qual bewegt,
Verzagter! dieses Blatt vor deinen Blick zu bringen!
O möchte für dein Heil mir Müh' und Wunsch gelingen! —
Als dich, ein weinend Kind, des Segensboten Hand
Von Sünden rein gemacht, mit deinem Gott verband,
Hub dich mein Arm empor. Ich sprach mit tausend Zähren:
„Laß ihn, Allgütiger! laß ihn dich treu verehren,
„Den Sohn, den du mir gabst! Herr! meine ganze Brust
„Erfüllet dein Geschenk mit nie empfundner Lust;
„Doch sollt' er je die Würd', ein Christ zu sein, verkennen,
„Und nicht für deinen Ruhm sein Blut zu opfern brennen:
„O, so entreiß' ihn jetzt, Herr, jetzt entreiß' ihn mir;
„Und preisen will ich dich, und danken will ich dir."
Du blühtest auf; es war, des zarten Geistes Kräfte
Zu bilden, meine Lust, mein süßestes Geschäfte.
Ich lehrte dich dein Heil, und sah vergnügungsvoll
Der Wahrheit Frucht an dir, die täglich dir erscholl.
Wie oftmals hört' ich dich der Väter Muth in Leiden,
Im tausendfachen Tod bewundern und beneiden!
Und nun erzitterst du, da dir ein Engel schon
Die Palm' entgegen hält, der Ueberwinder Lohn?
Glühst du nur fern vom Streit, von edlen Heldentrieben?
Und ist dies Leben werth, daß wir so sehr es lieben?
Von deinen Feinden lern', Kleinmüth'ger, deine Pflicht.
Was litt nicht Regulus! Wie froh starb Cato nicht
Dem Vaterland zum Wohl, sich Nachruhm zu erwerben!
Dir winkt ein schön'rer Ruhm, und du, du bebst zu sterben?
Für den, der dir zum Heil der Himmel Thron verließ,
Der Erde Bürger ward, die er entstehen hieß;
Verspottet und verfolgt vom Frevler, der ihn haßte,
In Martern ohne Zahl für dich am Kreuz erblaßte.
Ich weiß es nur zu wohl, was deinem schwachen Geist
Den Tod so furchtbar macht, zum Staub ihn nieder reißt:
Irene sah mit dir die längst gewünschte Stunde,
Die frohe Stunde nahn, bestimmt zu eurem Bunde,
Da stürzte der Tyrann, der unsrer Qualen lacht,
Dich, deine Braut, und mich, in tiefer Kerker Nacht.
Die süßen Hoffnungen, die eure Brust erfreuten,
Bedeckt Ein Augenblick mit grausen Dunkelheiten,
Und statt des heil'gen Bands, das euch nun bald umgab,
So will es unser Gott, vereinigt euch das Grab.
Verehre sein Geheiß, und dank' ihm mit Entzücken,
Daß er dein Blut begehrt, da deinen frohen Blicken
Am liebenswürdigsten des Lebens Aussicht schien.
Der Opfer größestes, ist es zu groß für ihn?
Auch ich empfand den Schmerz, den eure Brust bewegte,

Als man euch mir entriß, und uns in Fesseln legte;
Doch stark durch jene Kraft, die Schwache stets erhöht,
Wenn ihr aufricht'ger Wunsch darum zum Himmel fleht,
Bezwang ich diesen Schmerz, erstickt' ich alle Klagen,
Um das gehoffte Glück, den Rest von meinen Tagen
Bei euch entfliehn zu sehn, und mich, durch euch verjüngt
In Pfändern eurer Gluth, von ihnen einst umringt,
Die fast erstarrte Hand für euch zu Gott zu heben,
Und dann in eurem Arm den Geist sanft aufzugeben.
Sohn, sechzig Lenze sind, seitdem ich bin, verblüht;
Wo sind die Freuden hin, wovon ich einst geglüht?
Die Zeit, mit der gelebt, die sich mein Herz erkoren,
Die jetzt der Himmel hat, mit der, die dich geboren?
Früh eilte sie von mir hinauf zu Gottes Ruh:
Wie manchem theuren Freund drückt' ich die Augen zu!
Schnell, wie ein Hauch, verfliegt das größte Glück hinieden.
Wir wünschen uns ein Gut, empfangen's, und ermüden
In dem Besitz von ihm. Der Durst, der uns erfüllt,
Der heiße Durst nach Ruh, wird nur in Gott gestillet.
Erröth! Irene, sie vom zärtlichern Geschlechte,
Dem Schwachheit eigen ist, ging in des Grabes Nächte
Mit heiterm Blick hinab. Ich lag im Schlaf verhüllt;
Mir schuf ein heil'ger Traum des offnen Himmels Bild;
Ich hörte Harmonie von Engellauten klingen,
Hört' unsrer Väter Schaar mir froh entgegen singen,
Als einer Stimme Ruf zu meinen Ohren drang,
Die meinen süßen Traum mich zu verlassen zwang.
Irenens Stimme war's. Ein Schwarm der Frevler führte
Die Heldin hin zum Kampf, indem sie triumphirte:
„Froh eil' ich in den Tod; mein Glaube hat gesiegt;
„O Clemens! stürbe doch dein Sohn auch so vergnügt!“
Dies sprach sie. O wie wird sie dann, mein Sohn, dich lieben,
Dich segnen, daß du Gott im Sterben treu geblieben,
Wenn dein enthüllter Geist mit jauchzendem Gesang
Der Erde sich entschwingt, und sie dir zum Empfang,
Die Kron' auf ihrem Haupt, im weißen Siegeskleide
Entgegen eilt, erfüllt mit namenloser Freude!
Erwäge deine Pflicht, Sohn, ich beschwöre dich
Bei deiner Liebe für Irenen und für mich.
Zu niedrer Gegenstand! Nein, Jüngling, ich beschwöre
Bei unserm Gotte dich, bei seiner heil'gen Lehre,
Bei unsrer Väter Blut, das ihm zum Ruhme floß,
Bei unsrer Brüder Blut, die aus des Himmels Schooß
Auf dich hernieder schau'n, und dir zu kommen winken!
Laß in das offne Grab mich ohne Kummer sinken;
Geh hin in Qual und Tod, durch keine Furcht entehrt,
Sei deinem Gott getreu und deines Vaters werth!

(Daniel Schiebeler.)

[redacted]

2) Theodorus an seinen Vater Clemens.

Vom Dankgebet, das ich vor Gottes Thron jetzt brachte,
Der, als man mich gebar, für meinen Tod schon wachte,
Mir dich zum Vater gab, erheb' ich weinend mich,
Und danke nun auch dir, und rühm' und segne dich.
Schon wollten Wankelmuth und Zagheit mich verführen,
Des Märtrertodes Ruhm, die Krone zu verlieren,
Der ich erst voll Vertraun mein Haupt entgegen bot;
Nun schien der Liebe Glück mir mehr, als Märtrer Tod;
Und schwerer ward es mir, für Gott ein kurzes Leben,
Als für Irenens Hand ein ewig's hinzugeben.
Da sprach ein Engel — nein! da sprach selbst Gott durch dich,
Ergriff mein wankend Herz, und straft' und stärkte mich.
Nun scheint der Tod mir Pflicht, und jede Furcht Verbrechen;
Nun ist kein Zweifel mehr, der, meinen Muth zu schwächen,
Mich ängstlich zitternd macht; kein blendend irdisch Glück
Ruft von des Himmels Bahn mich auf die Welt zurück.
Und sie, für die allein ich diese Welt begehrte,
Sie, deren Blick und Herz mich einst die Liebe lehrte,
Auch sie lehrt mich den Tod und leidet ihn mit mir;
Wie stumpf sein Stachel sei, das lernt mein Herz von ihr.
Jetzt wünsch' ich — Dank sei dir, der mir den Muth gegeben! —
Mit ihr zu sterben, mehr, als sonst mit ihr zu leben.
Was wünscht' ich sonst? Der Schmach des Todes zu entgehn,
Und in Irenens Arm des Lebens Glück zu sehn.
Doch welches Glück? Von dir, Religion, geschieden,
Von meinem Gott getrennt, da hofft' ich Glück und Frieden?
Zwar, der mich hier verschloß, er hätte mich geschont,
Und mit der Erde Glück mein feiges Herz belohnt;
Irene war mein Wunsch; sie wäre mir gegeben;
Doch, ohne Gott ist's Fluch, auch mit Irenen leben.
Ein inn'rer Vorwurf, tief in unsrer Brust gehört,
Wie hätt' er den Genuß der Zärtlichkeit gestört!
Dein Schatten, Vater, selbst hätt' uns dann aufgesuchet,
Und uns, und jenen Tag, der uns verband, verfluchet,
Und uns den Lohn gesagt, der Kämpfer dort beglückt,
Und uns das Weh gesagt, das dort Verzagte drückt.
„Ich habe Gottes Ruf, des Richters Ruf, gehöret;
„O Sohn, er hat dein Blut von meiner Hand begehret!
„Da zeugt' ich wider dich und sprach: Einst war er mein!
„Doch meine Hände sind von seinem Blute rein.
„Er wollte deiner nicht, nicht meiner treuen Lehren.
„Herr! im Gebet für ihn mit väterlichen Zähren
„Bin ich erblaßt; und er hat meinen Tod geseh'n;
„Doch mehr, als mein Gebet, mein thränenvolles Fleh'n,
„Hat ihn die Welt gerührt: Herr! es ist sein Verbrechen;
„Du bist gerecht; an mir wirst du sein Blut nicht rächen.
Und Gott — — —"
Doch nein, genug! du Bild des Schreckens flieh!

Die Seinen prüfet Gott, und dann bewährt er sie;
Er hat auch mich geprüft, Verleugnung mich gelehret;
Doch, Dank dem Ewigen! er hat auch mich bewähret!
Ich ging, und über mir war keine Sonne mehr;
Vor mir lag tiefe Nacht, und Nebel um mich her;
Da hört' ich aus der Fern' ein Lied melodisch tönen,
Wie einer Muse Lied: „Du findest hier Irenen,
„Du findest hier dein Glück! Was folgst du deiner Schmach?
Die Stimme lockte mich; ich ging ihr zitternd nach;
Da sah ich um mich her die Nebel schnell zerfließen;
Des Abgrunds Tiefen sah ich nah zu meinen Füßen,
An seinem Rande mich! Das Lied, das mich verführt,
Verlor sich in Geheul; und ich, erstaunt, gerührt,
Fiel nieder, pries den Arm, der mich zu retten eilte,
Und durch ein göttlich Licht der Nebel Nacht zertheilte,
Daß nicht der Tiefe Schlund mich Irrenden verschlang;
Dein Arm, o Vater, war's, und dich, dich pries mein Dank.
Durch dich hat unser Gott zur Wahrheit mich gelenket,
Und einen Strahl des Lichts in meine Brust gesenket,
Der nun vor meinem Blick nie wieder sich verliert,
Mich durch des Todes Nacht zum Leben Gottes führt.
Willkommen, göttlich Licht! sieh, mich erwarten Leiden;
Umleuchte mich! dann sind mir alle Martern Freuden.
Du läßt mich meinen Tod mit allen Schrecken sehen,
Und giebst zugleich mir Muth, die Schrecken zu verschmähen.
Du zeigst sie mir; ich seh' die feierliche Scene:
Drei Scheiterhaufen dort! Hier nähert sich Irene,
Von Peinigern geführt, voll Muth: wir beide stehn,
Verdammt zur größern Qual, erst ihren Tod zu sehn.
Wie bange schlägt mein Herz! Mein Auge schwimmt in Zähren;
Kaum bin ich stark genug, das Antlitz wegzukehren.
Man führt sie uns vorbei; sie blickt mich an; der Blick
Ruft in mein banges Herz den vor'gen Muth zurück.
„Komm, spricht sie, folge mir zu unsers Gottes Throne!
„Halt', Jüngling, was du hast; nichts raube dir die Krone!
„Mit Thränen blickst du noch zur Todesnacht hinab?
„Komm, komm vor Gottes Thron; er trocknet sie dir ab!"
Jetzt eilt sie fort, und kniet am Scheiterhaufen nieder:
„Herr, fleht sie, nimm den Geist, nimm hier das Leben wieder,
„Das ich von dir empfing; sprich es von Schulden frei,
„Und meinen Peinigern, auch ihnen, Gott, verzeih!"
Schon haben Flammen sie vor unserm Blick verhüllet;
Das Volk umher erstaunt; von edlem Schmerz erfüllet,
Ruft eine Römerin: Wie muthig stirbt sie da!
Der Muth ist mehr, als Wahn, sie mehr, als Portia!
Und nun umarmst du mich, giebst mir noch einen Segen
In deinem letzten Kuß, und eilst dem Tod entgegen.
O! ruf' ich, gönnt auch mir der Ewigkeit Gewinn!
Gewährt mir meinen Tod! — Und man gewährt mir ihn.

Ich überwand; Triumph! dem Lamme Preis und Ehre,
Vor dessen Stuhl ich geh'! Der Ueberwinder Chöre,
Seid mir gesegnet; nehmt in eure Zahl mich ein;
Mein Ruhm war, Gott getreu bis in den Tod zu sein.
Komm, Gottes Engel, komm, und leite mich zum Throne!
Im hohen Siegsgewand, mit einer Palmenkrone
Steh ich; vom Saitenspiel, das mir mein Schutzgeist gab,
Tönt dem erwürgten Lamm ein neues Lied herab.

Bald, Freuden ohne Zahl, bald werd' ich euch genießen;
Bald wird mein Blick, verklärt, die Welt zu meinen Füßen,
Den Himmel um mich sehn. O Tod, sei mir geweiht!
Komm und erlöse mich; laß Gottes Seligkeit
Mich ohne Vorhang schaun! Verwüste diese Glieder,
Und reiße diesen Bau der ird'schen Hütte nieder.
In Moder, Asch' und Staub verkehre dies Gebein,
Und laß den Wirbelwind es vor sich her zerstreun!
Ich weiß, es wird dereinst den Ruf der Schöpfung hören;
Ich weiß, auch dies Gebein wird Gottes Wink verklären;
Die Hütte, die zerfällt, wird er dann wieder bau'n,
Und dann vergilt er mir minutenlange Leiden,
Mit Lust der Ewigkeit, mit unbegrenzten Freuden.

Der Väter Theu'rster! sieh, so muthig stirbt dein Sohn!
Durch Gottes Kraft, durch dich, und durch Religion
Ist seine Furcht besiegt. Hör' auf, für mich zu beben!
Hier sterb' ich jetzt mit dir; dort werd' ich mit dir leben.
Mich leitet deine Hand des Todes Thal hinab;
Wohl mir, daß unser Gott mir dich zum Vater gab!

(J. J. Eschenburg.)

---

hh) Die Cantate.

Die Cantate (Singgedicht) besteht eigentlich aus mehreren zu einem Ganzen verbundenen lyrischen und auch epischen Gedichten. Sie hat es mit der Darstellung von wechselnden Gefühlen zu thun, die durch eine fortlaufende Entwickelung verschiedener Lagen entstehen; sie nimmt daher, insbesondere bei dem Recitativ die epische Form an; ja sie schließt sich selbst an die dramatische Poesie an, indem sie Personen auftreten läßt, welche diejenigen Ereignisse und Zustände schildern, aus welchen der Wechsel der Gefühle entspringt. Sie erfordert nothwendig die Begleitung der Musik, für die sie in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet ist.

Gewöhnlich zerfällt die Cantate in das Recitativ, die Arie und den Chor. Das Recitativ ist beschreibend und erzählend, trägt daher die epische Form an sich, und bereitet die Gefühle, in welche das Kunstwerk versetzen soll, vor. Es hält das Mittel zwischen Gesang und Deklamation und ist nicht an Versmaß und Strophenabtheilung gebunden. Die Arie, der eigentlich lyrische Theil der Cantate, ist gewöhnlich aus zwei Hälften zusammengesetzt, erscheint in regelmäßiger Form (Strophen) und spricht die Gefühle, welche das Recitativ vorbereitet hat, aus. Ihr Ton ist lebhafter, musicalischer. Je nachdem die Arie von einer, zwei, drei und mehreren Personen gesungen wird, ist sie: Solo, Duett, Terzett, Quartett, Quintett ꝛc. Der Chor drückt das Gesammtge-

fühl aller singenden Personen aus, und ist daher als Stellvertreter der innern Stimmung einer ganzen Versammlung zu betrachten. Er macht gewöhnlich den Schluß des Ganzen, oder in längeren Cantaten den Schluß der einzelnen Abschnitte aus.

Hinsichtlich des Inhalts theilt man die Cantaten in geistliche und weltliche. Geistliche Cantaten von größerem Umfange und in höherem Schwunge, aus einem religiösen, besonders biblischen Stoff gebildet, nennt man Oratorien; weltliche Cantaten von größerem Inhalte werden auch musicalische Dramen genannt.

Beispiele der Cantate.

1) Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. (Abgekürzt.)

Chor.

Gott, du wirst seine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.

Recitativ.

Judäa zittert! seine Berge beben!
Der Jordan flieht den Strand! —
Was zitterst du, Judäens Land?
Ihr Berge, warum bebt ihr so?
Was war dir, Jordan, daß dein Strom zurücke floh? —
Der Herr der Erde steigt
Empor aus ihrem Schooß, tritt auf den Fels, und zeigt
Der staunenden Natur sein Leben. —
Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt nieder
Und rollt des vorgeworfnen Steines Last
Hinweg von seines Königs Gruft.
Sein Antlitz flammt, sein Auge glühet.
Die Schaar der Römer stürzt erblaßt
Auf ihre Schilde: „Flieht, ihr Brüder,
Der Götter Rache trifft uns, fliehet!"

Arie.

Mein Geist, voll Furcht und Freude bebet;
Der Fels zerspringt; die Nacht wird Licht.
Seht, wie er auf den Lüften schwebet!
Seht, wie von seinem Angesicht
Die Glorie der Gottheit strahlt!
Rang Jesus nicht mit tausend Schmerzen?
Empfing sein Gott nicht seine Seele?
Floß nicht sein Blut aus seinem Herzen?
Hat nicht der Held in dieser Höhle
Der Erde seine Schuld bezahlt?
Mein Geist rc.

Choral.

Triumph! Triumph! des Herrn Gesalbter sieget!
Er steigt aus seiner Felsengruft.

Triumph! Triumph! ein Chor von Engeln flieget
Mit lautem Jubel durch die Luft.

Recitativ.

Freundinnen Jesu! sagt, woher so oft
In diesem Garten? Habt ihr nicht gehört, er lebe?
Ihr zärtlichen Geliebten hofft
Den Göttlichen zu sehn, den Magdalena sah? —
Ihr seid erhört. Urplötzlich ist er da,
Und Aloen und Myrrhen düftet sein Gewand:
„Ich bin es! Seid gegrüßt!" Sie fallen zitternd nieder.
Sein Arm erhebt sie wieder:
„Geht hin in unser Vaterland
Und sagt den Jüngern an: Ich lebe
Und fahre bald hinauf in meines Vaters Reich;
Doch will ich Alle sehn, bevor ich mich für euch
Zu meinem Gott und eurem Gott gen Himmel hebe!"

Arie.

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph, der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.
Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,
Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.
O, ruht in Hoffnung meine Glieder
Bis an den großen Erntetag!
Ich folge dir 2c.

Chor.

Tod! wo ist dein Stachel? dein Sieg, o Hölle, wo ist er? —
Unser ist der Sieg! Dank sei Gott! und Jesus ist Sieger!

Recitativ.

Auf einem Hügel, dessen Rücken
Der Oelbaum und der Palmbaum schmücken,
Steht der Gesalbte Gottes. Um ihn steh'n
Die seligen Gefährten seiner Pilgrimschaft.
Sie seh'n erstaunt von seinem Antlitz Strahlen geh'n;
Sie seh'n in einer lichten Wolke
Den Flammenwagen warten, der ihn führen soll;
Sie beten an. — Er hebt die Hände
Zum letzten Segen auf: „Seid meines Geistes voll;
Geht hin und lehrt,
Bis an der Erden Ende,
Was ihr von mir gehört:
Das ewige Gebot der Liebe! — Gehet hin;
Thut meine Wunder! Gehet hin;
Verkündigt allem Volke
Versöhnung, Frieden, Seligkeit!"
Er sagts, steigt auf, wird schnell emporgetragen;
Ein strahlendes Gefolg umringet seinen Wagen.

Arie.

Ihr Thore Gottes, öffnet euch!
Der König ziehet in sein Reich.
Macht Bahn, ihr Seraphimenchöre,
Er steigt auf seines Vaters Thron.
Triumph! werft eure Kronen nieder!
So schallt der weite Himmel wieder:
Triumph! gebt unserm Gott die Ehre!
Heil unserm Gott und seinem Sohn!
Ihr Thore Gottes ꝛc.

Chor.

Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaune.
Lobsinget, lobsinget Gott! Lobsinget, lobsinget unserm Könige.
(Ramler.)

2) Lobgesang auf die Harmonie.

Himmelgeborene Tochter der Gottheit!
Weltenerhalterin, Mutter des Segens,
Wonnegebärerin! Höre die Flehenden,
Komm aus der Seligen Himmelsgefilden
Komm, Harmonia, segnend herab!

Einst als der Ewige
Die Welten dacht', und Welten wurden,
Schuf er auch dich. Da floß
Durch alle Schöpfungen des Segens Strom;
Da wurden Leben, Licht und Wonne;
Um jede Sonne
Wälzt' unter Sternenklang
Sich eine neue Welt. Der Engel Lobgesang
Scholl in den Psalm der Sphären,
Dem Gotte der Macht, dem Schaffenden zu Ehren.

Aller Himmel Jubellieder
Hallten alle Welten wieder!
Durch die weite Schöpfung drang
Ein erhabner Chor;
Aller Leben Hochgesang
Stieg vereint zu Gott empor.

Mit Huld sah auch, Harmonia, dein Blick
Auf unsre Welt, erfüllte sie mit Glück.
In jedes Sterblichen Brust
Ergoß sich herzerhebende Freude!
Himmlisches Gefühl der Lust
Kam mit dir herab zur Erde,
Daß sie des Segens Wohnung werde.

Doch ach! wie schnell entflohn
Die Seligen mit dir zurück zu Gottes Thron!

Ein banger Mißklang ward dies Erdenleben,
Des Jammers Schauplatz unsre Welt,
Von tausendfacher Noth entstellt.
Dunkel deckte
Die Völker, Finsterniß das Erdreich: felsenschwer
Lag Sünd' und Elend auf der Erde. Wer,
Ach! wer verscheuchte dich? Wer sandte Elend?
Wer sprach, daß diese Erde
Des Jammers Schauplatz werde?
Wehe! will denn Keiner uns erretten?
Herrscht ewig Mißton nun?
Führt ewig Zwietracht nun mit eh'rnen Ketten
Die Sterblichen gefesselt durch dies Leben?

Heil uns! du stiegest nieder,
O Himmlische, von deinem Thron
Beseligend zu uns hernieder,
Mit dir die Tochter Gottes,
Religion,
Und jede Tugend, jede Freude.

Wie Gottes erster Blick die hohe Schöpfung sah,
So schön blüht nun durch dich, Harmonia,
Die neue Schöpfung wieder.
Nun schallet Preis und Dank
Der hochbegnadigten Geretteten empor.

Welch Lied, so stark noch nie zuvor
Gehört, ertönt! Ist's Moses Lobgesang,
Jehovens Wunder preisend? O! wie klang
Das Lied der Kraft! Wer ist
Der hohe Sänger, dessen Psalm
Den Ruhm des Ew'gen seinem Volk verkündet?
Wie tönt des vollen Jubels Chor
In Tempeln Zions laut empor!
Weit, über alle Himmel weit,
Steigt seines Liedes Herrlichkeit,
Wenn es den Gott der Götter
Anbetend preist.
Doch schmilzt die Seel' in Mitleid, wenn sein Trauerton
Um seinen Freund wehklaget; wenn sein Geist
Die Qual der Missethat,
Die Gott erzürnet hat,
Voll Reue fühlt;
Begnadigt dann, dem Retter
Dankopfer bringet,
Im heilg'en Schmuck ihm neue Lieder singet!

Voll deiner Kraft, du Göttliche, erhebt
Der Seher Schaar gen Himmel sich,
Hört dort der Engel Dreimal-Heilig schallen,

Daß ihrer Stimme Ruf' des Tempels Feste bebt.
Es hallt der himmlische Gesang
Auf Erden wieder,
Hallt ihm, der Wunderbar, Rath, Kraft und Held
Und Ewigvater heißt,
Deß Herrschaft alle Welt einst ewig preist. —
Er kam; da schollen große Stimmen
Vom Himmel nieder;
Nun war das Heil, die Kraft, das Reich
Des Herrn und seines Christus worden.
Allmächtig drang
Durch alles Volk die Wonne,
Mit der empor Johannes Lied sich schwang.
In allen Tempeln hört man sie erschallen
Der hohen Lieder Macht.
Wer rührt das Herz, wie du, Harmonia,
Wenn demuthsvoll die tiefgebeugte Seele
Dem Gotte der Erbarmung fleht!
Dann, Himmelstochter, tönest du
Der bangen Seele Tröstung zu:
Lehrst ihn voll Andacht glühen
Den Unerreichten, der, wie Engelharfenklang,
Messias, dir sein Halleluja sang;
Beseelest ihn, der einst auf Golgatha
Empor den Glanz des Tempels leuchten sah;
Beseelest ihn zu trauervollen Melodieen,
Der Jesu Tod beweint;
Und deinen Trauten, der, von aller deiner Kraft
Erfüllt, den pries, deß Allmachtsruf
Der Welten Heere schuf,
Der starb und auferstand,
Gen Himmel fuhr, ein Sieger überwand,
Ihm sang dein Liebling, ach!
In unsern Tempeln schallten seine Psalmen:
Sein Heilig! Heilig! Heilig! nach.

Holde Trösterin im Leid,
O! verlaß uns nicht! Hienieden
Ist viel Kummer, ist viel Schmerz.
Flöße Gottes Kraft den Müden
In das mattgequälte Herz.

Holde Geberin der Freude,
Seliger uns zu beglücken,
Schuf der Schöpfer dein Entzücken.
Freundin süßer Seelenruh
Send' uns deinen Frieden zu!

Vorgefühl der Seligkeit,
Du kannst unsern Geist erheben,

Hin zu jenem bessern Leben,
Das der Tugend seiner Frommen
Unser Gott dereinst verleiht;
Vorgefühl der Seligkeit!

Himmelgeborne Tochter der Gottheit!
Weltenerhalterin! Mutter des Segens,
Wonnegebärerin! Höre die Flehenden,
Komm aus der Seligen Himmelsgefilden;
Komm, Harmonia, segnend herab!

(Ebeling.)

3) Die Geburt Jesu.

Chor.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Friede auf Erden!
Den Menschen ein Wohlgefallen!

Recitativ.

Auf Bethlehems Gefilden lag die Nacht.
Von des blauen Himmels Ferne
Leuchteten die hellen Sterne
Auf die dunkle, stille Erde
Und die weiße Lämmerheerde. —
Durch die hohen Räume klang
Ein sanftes, lindes Wehen,
Wie Harfenlispel und Gesang. —
Den Hirten ward es wundersam und eigen;
Sie blickten mit staunendem Schweigen
Empor zu den himmlischen Höhen.

Choral.

Preis ihm, der sein wird, ist und war!
Er leitet seiner Sterne Schaar,
Wie eine Lämmerheerde.
Sie steh'n vor seinem Heiligthum,
Verkündend seines Namens Ruhm
Der nachtumhüllten Erde.

Ihr Licht
Kann nicht
Aufwärts dringen,
Lob zu singen.
Menschen können
Ihn nur Gott und Vater nennen!

In dunkler Hürd', erhellt vom milden Strahl
Der Sterne, ruht' im stillen Thal
Maria, die Gebenedeite. —
Siehe, da trat die hochgeweihte,

Heilige Stund' aus den himmlischen Thoren,
Und schwebte hernieder auf Seraphsflügeln
Zu Bethlehems harrenden Hügeln.
Das Kindlein Jesus ward geboren.

Choral.

Sei uns gegrüßt, du heil'ge Nacht!
Verhüllet lag der Erde Pracht;
Es durften von des Himmels Höh'n
Die Sterne nur das Kindlein seh'n.
Sei uns gegrüßt, du holdes Kind!
Halleluja! wir Pilger sind
Mit dir, du himmlisch Kind, verwandt!
Willkommen hier im Pilgerland.

Rec.

Maria hielt mit hoher Lust
Das Kind an ihrer Mutterbrust
Und wickelt es auf ihrem Schooß
Bei Nacht und Sternenschein
In Windeln ein.
Da schlummert es im Mutterschooß
Und auf der Grippe weichem Moos;
Und Joseph und Maria sah'n
Das Kindlein schweigend an. —

Arie.

O du holder süßer Knabe!
Alles, was ich bin und habe,
Brächt' und gäb' ich gerne dir.
Lächle mir! ich komm' und beuge
Meine Knie' vor dir und schweige.
Nimm, o nimm dies Herz von mir! —

Rec.

Stets lauter scholl nun auf Bethlehems Höhen
Das leise Gelispel und himmlische Wehen —
Da glänzten von feurigem Schimmer erhellt
Die Nacht, die Heerde, der Hügel, das Feld —
Die Hirten sahen empor und bebten. —
Da kam umleuchtet von röthlichem Licht
Ein Engel — seinen Lippen entschwebten
Die freundlichen Worte: „Fürchtet euch nicht!
Vernehmt aus meinem Munde
Die fröhliche Kunde!
Heut ist der Heiland euch geboren,
Zum Heil der Welt erkoren!
Dort in der Kripp' und Windeln sollt ihr seh'n
Das Kindlein wunderschön!"

So sprach der Engel; da erklang
Der Himmelsheere Lobgesang.

Choral.

Ehre sei Gott in der Höhe!
In der Fern' und in der Nähe
Waltet seine Lieb' und Macht.
Ihm sei Preis und Dank gebracht. Halleluja!

Auf der Erde Fried' und Freude!
Ihr, die Heerde seiner Weide,
Menschenkinder nah und fern,
Lobt den Vater, preist den Herrn! Halleluja!

Laßt Triumphgesäng' erschallen,
Menschen ihr, sein Wohlgefallen!
Jauchzt! zu Ehr' und Majestät,
Menschen, hat euch Gott erhöht. — Halleluja!

Rec.

Die Hirten eileten gen Bethlehem voll Freude
Und fanden Joseph und Maria beide,
Und in der Kripp' in weißem Windelkleide
Auf weichem Moose lag das Kind. —
Sie naheten und sah'n
Und beteten das Kindlein an. — — —
Maria aber schloß gedankenvoll und stille
Der Seligkeiten Fülle
In ihre Mutterbrust, und schlug die Augen nieder.
Da ward der Mund den Hirten aufgethan;
Sie priesen hoch und laut, was sie gesehen;
In Bethlems Thälern, Au'n und Höhen
Erschollen Dank und Freudenlieder. —

Choral.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag ist da!
Lobsinget ihm, Halleluja!

Vom Himmel kam in dunkler Nacht,
Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth, im dunklen Thal.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Vom schlichten Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit sanfter Hand,
Ein treuer Hirt, in's Vaterland.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Mensch, gewohnt!
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich!

Einst führet er zur Himmelsbahn
Uns, seine Brüder, auch hinan,
Und wandelt unser Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.

Empor zu Gott, mein Lobgesang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag ist da!
Ihr Christen singt: Halleluja! (Krummacher.)

4) Cantate.

Das Chor der Geisterwelt erhebet
Dich, den Unendlichen, und ahnet deine Spur.
Dir, dem des Menschen Geist in heiligen Gefühlen bebet,
Dir jauchzt die ewig schöne, ewig herrliche Natur,
Ein großer Chorgesang, der sich vom Erdenstaube
Hinauf zum Psalm des Seraphs und zu deinem Throne schwingt.
Dich feiert ehrfurchtsvoll des Christen Glaube,
Wenn reiner Tugend Hochgefühl sein Herz durchdringt!

Du, dem sich die wallenden Erden verjüngen,
Zu dem die Gesänge der Endlichen dringen,
Unendlicher, ewiger, seliger Geist,
Der uns das Leben der Zukunft verheißt;
Laß von der Erde umdämmerten Hallen
Zu dir das Loblied der Sterblichen schallen!

Recitativ.

So feiert seine Größe, meine Brüder,
Und sinkt in Staub, und freut euch, daß ihr seid!
Noch war das Weltall nicht; es war noch keine Zeit;
Noch rollte keine Sonne, tönte noch kein Jubelton der Lieder
Der Endlichen zu ihm: — da schon, da wog er unser Loos
Und seine Liebe zog uns aus der Mutter Schooß.
Nun sind wir sein! — Im ewigen Gebiete
Des Unermeßlichen herrscht Harmonie und Friede.
Auf Ordnung, Recht und Tugend ist das große All gegründet;
Heil Jedem, der den Weg zu dieser Ordnung findet,
Der seine Brüder liebt, und wann der Vorhang dieses Lebens fällt,
Mit festem Glauben zu dem Vater, der uns alle leitet,
Sich froh emporschwingt zu dem Lohn der bessern Welt.

Terzett.

1. Wann aller Hoffnung Sterne schwinden,
Wann Kummer unsre Tage trübt,
Und hier, an wildverschlung'nen Gründen,
Ein nächtlich Dunkel uns umgiebt; —
2. Getrost, den Vater wirst du finden,
Der uns mit ew'ger Liebe liebt —
Chor. Dann werden wir den Vater finden,
Der uns mit ew'ger Liebe liebt!

3. Er, der des Feldes Blumen kleidet,
Der an der Westgewölke Saum
Die Sonne sanft zur Ruhe leitet,
Der über dieses Lebens Traum
Der Dämm'rung milden Reiz verbreitet,
Und hoch schwebt über Zeit und Raum:
Gott ist's, der uns zum Ziele leitet,
Nach dieses Lebens schönem Traum:

Chor. Gott ist's, der uns zum Ziele leitet,
Nach dieses Lebens schönem Traum!

Schlußchor.

Hochheiliger, dem alle Herzen glühen,
Nimm unsern Dank, nimm unser Flehen an!
Du willst uns hier im Pilgerland erziehen
Zu deines höhern Lebens lichtumströmter Bahn!
Dort wird ein ew'ger Frühling uns umblühen,
Wann wir uns dir, dem Vater Aller, nahn.
Froh steigen wir die Gruft hinab;
Wir siegen über Tod und Grab! (K. H. L. Pölitz.)

5) Christnacht.

Der Engel der Verkündigung.

Seraphim'sche Heere,
Schwingt das Goldgefieder
Gott dem Herrn zur Ehre;
Schwebt vom Himmelsthrone
Durch's Gewölk hernieder,
Süße Wiegenlieder,
Singt dem Menschensohne!

Ein Hirte.

Was seh' ich? Umgaukelt mich Schwindel und Traum?
Ein leuchtender Saum
Durchwebt den azurenen, ewigen Raum,
Es schreitet die Sterne des Himmels entlang
Mit leisem Gesang
Der seligen Schaaren musikischer Gang.

Chor der Hirten.

Die Engel schweben singend
Und spielend durch die Lüfte,
Und spenden süße Düfte,
Die Lilienstäbe schwingend.

Chor der Seraphim.

Wohlauf, ihr Hirtenknaben,
Es gilt, dem Herrn zu dienen;
Es ist ein Stern erschienen,
Ob aller Welt erhaben.

Chor der Hirten.

Wie aus des Himmels Thoren
Sie tief herab sich neigen!

Chor der Seraphim.

Laßt Eigentriebe schweigen;
Die Liebe ward geboren!

Der Engel der Verkündigung.

Fromme Gluth entfache
Jedes Herz gelind,
Eilt nach jenem Dache,
Betet an das Kind!
Jener heiß erflehte
Hort der Menschen lebt,
Der euch im Gebete
Lange vorgeschwebt.
Traun! die Nacht des Bösen
Sinkt nun fort und fort,
Jener wird erlösen
Durch das Eine Wort.

Chor der Hirten.

Preis dem Geborenen
Bringen wir dar,
Preis der erkorenen
Gläubigen Schaar.

Engel mit Lilien
Steh'n im Azur;
Fromme Vigilien
Singt die Natur:

Der den krystallenen
Himmel vergaß,
Bringt zu Gefallenen
Ewiges Maß!

Der Engel der Verkündigung.

Schon les' ich in den Weiten
Des künft'gen Tages bang,
Ich höre Völker schreiten,
Sie athmen Untergang.

Es naht der müden Erde
Ein frischer Morgen sich,
Auf dieses Kindes „Werde"
Erblüht sie jugendlich.

Chor der Seraphim.

Vergeßt der Schmerzen jeden,
Vergeßt den tiefen Fall,
Und lebt mit uns im Eden,
Und lebt mit uns im All!

(August von Platen.)

Beispiele des Oratoriums.

1) Die Könige in Israel.

Oratorium.

Erster Theil.

Die Krieger David's und die Jungfrauen Michol's.

Heil David, Heil dem Herrscher,
Dem Sohne Isai's!
Wir grüßen dich als König,
Da Gott den Saul verstieß!

Die Krieger.

Heil dir, der den Riesen bezwang,
Und zugleich mit Schwert und Gesang
Die Schlachten Jehova's schlägt!

Die Jungfrauen.

Heil dir, der die Weihe der Wahl,
Der Salbung geheiligtes Maal
Auf lockigem Scheitel trägt!

Beide.

Heil dir, Heil dir,
Der Jehova's Schlachten schlägt,
Und das Maal
Der heiligen Wahl
Auf lockigem Scheitel trägt!

David.

Nicht mein war Kraft und Sieg,
Wenn nicht hernieder stieg
Auf mich des Höchsten Macht;
Der Herr nur hat's vollbracht
Durch meinen schwachen Arm.

Die Krieger David's.

In düst'rer Nacht
Des Geistes irr't
Verworfen Saul umher;
Von Gottes Zorn
Zerschmettert wird
Sein Schild und Speer.

David.

Meiner Seele sei es fern,
Daß ich wider meinen Herrn,
Wider den Gesalbten streite!

Michol.

Dich kenn' ich und dein kindliches Gemüth;
Nicht du verfolgst den Vater, nein!
Ein finst'rer Geist treibt ihn umher,
Der seines Herzens sich bemeistert.
Allmächtiger, erhalte du den Vater mir,
Erhör' mein Fleh'n!

Gott, wie Wiesenbäche, leite
Zu dir hin des Vaters Herz,
Und, befreit vom Seelenstreite,
Flieh' ihn auch der Seele Schmerz.

Die Krieger David's.

Er nah't; gebiete deinen Knechten,
Für dein Recht und Haupt zu fechten!

Saul.

Verweg'ner, weich'! du bist mein Knecht!
Empörer nenn' ich dich;
Leg' ab der Krone Schmuck, die du geraubt!

David.

Zieh' hin, nicht fürchte mich,
Den du verfolgst; doch sieh',
Der Philistäer Heer
Rückt gegen dich heran!

Die Philistäer.

Wohlan, wohlan, du Kühner,
Nun rüste dich zur Schlacht;
Verschwunden ist das Trotzen
Auf deines Zaubers Macht.
Es haben dich verlassen
Der Harfner und sein Gott;
Nun siegen unsre Götter,
Dagon und Astaroth!

Saul.

Weh' mir, mich faßt ein Grauen,
Wie öde ist mein Herz!

David.

O, wag' es nur, zu schauen,
Zu trachten himmelwärts.

Die Krieger Sauls.

Von dem Verräther
Wende dich ab,
Traue den Waffen!
Traue dem Muth!

Michol.

O, Vater, sieh' die Thränen,
Die deine Tochter weint.

Jonathan.

Versöhnung ist mein Sehnen,
Mit David's Herz vereint.

Abner, Feldherr Sauls.

Dich irre nicht der Kinder weichlich Fleh'n,
Ein dreifach Erz umgürte deine Brust,
Daß länger nicht der Götzendiener Volk
Dich höhnen mag!

Saul.

Umsonst nicht will ich tragen
Jehova's Herrscherstab;
Es soll den Erbfeind schlagen
Dies Schwert, das Gott mir gab.
D'rum auf, und laßt uns kämpfen
Mit hohem Kriegermuth,
Den wilden Trotz zu dämpfen
Der schlechten Heidenbrut.

Die Philistäer.

So laßt Drommeten schmettern
Und Schlachtenruf erschallen;
Denn fallen, schimpflich fallen
Muß Saul heut' unsern Göttern!

Saul.

Eure Götter fürcht' ich nicht;
Ich vertrau' auf Kraft und Muth!

David.

Kraft und Muth wie Halme bricht,
Stehst du nicht in Gottes Hut.

Jonathan.

Das Bewußtsein schwerer Schuld
Ruft auf dich der Feinde Spott.

Michol.

O, d'rum wende dich zu Gott,
Zu des Höchsten Lieb' und Huld!

Die Israeliten und Krieger Sauls.

Höre denn vereint uns flehen,
Vor dem Höchsten zu bestehen;
Laß uns opfern, laß uns weihen
Herz und Waffen unserm Gott!

Die Philistäer.

Mögt zu eurem Gotte flehen;
Saul wird nicht vor ihm bestehen;
Weiht und opfert! Sieg verleihen
Dagon uns und Astaroth!

Zweiter Theil.

Saul.

So ist es denn bei dir beschlossen,
Du zürnest mir, Gott Abraham's!
An deinem heil'gen Zelt befragt' ich dich;
Doch blieb verschlossen mir dein Mund —
Wohlan, so ruf' ich euch,
Der Unterwelt Gewalten, höret mich!

Weib, sprich das kühne Zauberwort,
Und ziehe deine Kreise,
Daß aus der Seelen dunkel'm Ort
Steig' Samuel, der Weise.

Hexe von Endor.
Weh' mir, du bist der König Israel's!
Saul.
Fürchte dich nicht; beschwöre!
Hexe.
Geist Samuel's, des Sohns El-
Kana's,
Wie du hinab zur Grube fuhrst,
So steig' empor an's Licht:
Erscheine!
Geist Samuel's, wo du auch weil'st,
Bei Abraham, und allen Vätern deines
Volks:
Erscheine!
Wohlan, beim Gotte Zebaoth,
Der Adonai heißt, beschwör' ich dich:
Erscheine!
Samuel's Geist.
Saul, warum stör'st du meine Ruhe?
Dir wird gescheh'n, wie ich gesagt;
Bei Gott, dem Richter und dem Rächer,
Dein Ungehorsam dich verklagt.

Es wird das Reich von dir genommen,
Wie's streng der Ewige beschloß,
Und König wird der Jüngling werden,
Dem ich auf's Haupt die Salbung goß.
Michol.
Herr, strafe nicht des Vaters Wahn,
Ohnmächtig laß den Zauber sein!
Hexe.
Der Zauber war nur Trug und
Schein:
Gott sandte selbst den Gottesmann!
Jonathan.
Nicht lass' ich, Vater, dich allein;
Ich geh' mit dir des Todes Bahn!
Saul.
Weh'! aufgelöst ist mein Gebein,
Und Gottes Schrecken faßt mich an!
Samuel.
Du wirst noch heut' des Todes sein; —
Schon stürmt die Schlacht auf dich
heran.
Die Philistäer.
Schmetternde Hörner,
Rauschende Zimbeln,
Sausende Speere,
Wuchtiges Schwert:
Alles erfüllt die
Feinde mit Schrecken,
Bald ist zur Flucht die
Ferse gekehrt!
Die Krieger Saul's.
Weh'! in eure Hand gegeben,
Mit dem Herzblut strömt das Leben
Zu dem Schattenreiche hin,
Ach, und nimmer, nimmer ernten
Wir des Kampfes Siegsgewinn!
Wehe, wehe, wehe!
Saul.
Ha! was sein muß, das geschehe!
Nicht in Feindes Hand zu fallen,
Stürz' ich in mein eig'nes Schwert!...
Michol.
Wo weil'st du, Vater, in des Kampfs
Gefahr?
Hinaus auf's blut'ge Feld der Schlacht
Eil' ich, dich aufzusuchen,
Balsam zu träufeln auf der Wunde
Glut,
Die du im heißen Kampf empfingst....

O Jammer, nicht zu nennen,
O tiefste Seelenqual!
Ich finde so dich wieder
Hier in des Todes Thal?! —
Weh' mir! weh' mir! getroffen
Hat dich der scharfe Stahl;
Es fließt aus theurem Herzen
Der purpurrothe Strahl; —
O, nie empfund'ne Schmerzen,
O, bitt're Seelenqual!
Die Philistäer.
Seht, die Feinde fliehen, fallen,
Laßt die Siegeslieder schallen!
Drauf und dran! mit Feuerbränden
Sei ihr Heiligthum verheert!
David.
Zurück! — jetzt kämpf' ich für mein
Volk,
Für Juda's Erbtheil und sein Heilig-
thum.
Wenn ihr nicht Frieden wollt,

So wißt: ihr seid umstellt,
Und euer Blut, gegeben ist's in meine
Hand.

Die Philistäer.

Verrathen, verrathen
Vom tückischen Freund;
Doch liegen erschlagen
Die Feinde umher.
Wir theilen die Beute,
Und harren des Tages
Erneueter Schlacht.

David.

„Erschlagen liegen die Helden
Auf Israel's Höh'n;
Wie sanken die Herrlichen hin!"

Die Israeliten.

„Wie sanken die Helden dahin
Auf Israel's Höh'n!"

David.

„Ihr Berge von Gelboe,
Euch träufle kein Thau,
Euch ströme kein Regen,
Euch grüne kein Feld;
Es sanken auf Euch
Die Starken dahin!"

Die Israeliten.

„Sie, leichter als Adler
Und stärker als Löwen,
Wie sanken die Helden dahin!"

David.

„Ach, weint, ihr Töchter von Israel,
Ach, weinet um Saul! —
Mein Jonathan, Bruder!
Ich klage um dich; wie sankst du dahin!

Die Krieger David's.

Von der Hölle Macht gefangen,
Saul in der Verzweiflung Bangen
Sich die Todeswunde schlug;
Nun sollst du die Krone tragen,
Uns zum Heil, dem Feind zum Fluch.

Die Jungfrauen.

Ja, du bist's, von dem wir sangen,
Als die Pauken laut erklangen
In dem frohen Siegeszug:
„Tausend wohl hat Saul geschlagen,
Doch Zehntausend David schlug!"

Geisterchor der Patriarchen.

Heil dir, du bist der Gesalbte des
Herrn,
Ein Vorbild dessen, der kommen
wird,
Und der da ist von Ewigkeit!

(Wilhelm Smets.)

2) Der Tod Jesu.

Du, dessen Augen flossen,
Sobald sie Zion sah'n,
Zur Frevelthat entschlossen,
Sich seinem Falle nah'n:
Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele,
Habt ihr ihn schon erwürgt?

Chor.

Sein Odem ist schwach; seine Tage sind abgekürzet;
Seine Seele ist voll Jammer; sein Leben ist nahe bei der Hölle.

Recitativ.

Ihr Palmen in Gethsemane,
Wen hört ihr so verlassen trauern?
Wer ist der ängstlich Sterbende? — —
Ist das mein Jesus? — Bester aller Menschenkinder
Du zagst? Du zitterst? gleich dem Sünder,
Auf den sein Todesurtheil fällt?

Ach seht! er sinkt, belastet mit den Missethaten
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle;
Sein Schweiß rollt purpurroth
Die Schläf' herab. Er ruft: „Betrübt ist meine Seele
Bis an den Tod!
Laß, Vater, diese Stunde
Laß sie vorübergeh'n!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde. -
Du nimmst ihn nicht? — Wohlan, dein Wille soll gescheh'n!"

Arie.

Held, auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör' am Grabe den, der, schwächer,
Trost begehrt!
Gottmensch, nimm dich seiner an!
Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt:
Welch ein Gott vertritt mich dann?
Held, auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör' am Grabe den, der, schwächer,
Trost begehrt.
Gottmensch, nimm dich seiner an!

Choral.

Wen hab ich sonst, als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Kann Stärke, Trost und Hoffnung geben?
Wer nimmt sich meiner huldreich an,
Wenn ich von dem, was ich begann,
Soll Rechenschaft dem Höchsten geben?
Wer ist der Freund, der für mich spricht,
Bist du es, Gott, mein Heiland nicht?

Recitativ.

Der Held erhebt sich von der Erde
An seines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Geberde.
Betrachtend steht der Menschenfreund und spricht
Mit über sie gehängtem holden Angesicht:
„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach!
Und bückt sich, Petrus Hand sanft anzurühren, nieder:
Auch du bist nicht mehr wach:
O, wacht und betet meine Brüder!"

Arie.

Ein Gebet um neue Stärke
Zur Vollendung edler Werke
Theilt die Wolken, bringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern!
Klimm ich zu der Tugend Tempel
Matt den steilen Pfad hinauf:
O so sporn ich meinen Lauf
Nach der Wanderer Exempel,
Durch die Hoffnung jener schönen
Ueber mir erhabnen Scenen,
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Recitativ.

Es klingen Waffen; Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln; Mörder dringen ein;
Ich sehe Mörder! — Ach, es ist um ihn geschehen.
Er aber, unerschrocken, nahet sich
Den Feinden selbst; großmüthig spricht er: „Sucht ihr mich,
So lasset meine Freunde gehen."
Die schüchternen Gefährten flieh'n auf dieses Wort.
Ihn bindet man; ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der Einzige von Allen,
Er folgt, zur Hülfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn
Zum schrecklichen Palaste
Des hohen Priesters Kaiphas.
Was hör' ich hier? — Ach Petrus selber spricht:
Ich kenne diesen Menschen nicht! —
Wie tief bist du von deinem Edelmuth gefallen!
Doch siehe, Jesus wendet sich
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick;
Er geht zurück;
Er weinet bitterlich.

Arie.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen;
Bald weint aus euch der Schmerz.
Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu den Schlangenkopf empor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Recitativ.

Jerusalem voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"

Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
Im Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Mörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht;
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll:
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll. —
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen;
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"

Arie.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.
Der Tod mag auf den Blitzen eilen;
Er mag aus hohlen Fluthen heulen;
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

Chor.

Christus hat uns ein Vorbild gelassen, auf daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen.

Recitativ.

Da steht der traurige, verhängnißvolle Pfahl!
Unschuldiger, Gerechter, hauche doch einmal
Die mattgequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!
Nicht Ketten, Bande nicht, ich sehe
Gespitzte Keile! — Jesus reicht die Hände dar,
Die theuern Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut in Todesschmerzen
Am Golgatha! —
Ihr Männer Israels, o ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruhn! —
Umsonst! die Väter höhnen ihn;
Ihr Hohn ist bitter, grausam fröhlich ihre Mienen.
Und Jesus ruft: „Mein Vater, ach, vergieb es ihnen,
Sie thun unwissend, was sie thun."

Duett.

1. Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeih'n, ist meine Rache.

2. Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache,

1. 2. Jesu, wir sind deine Kinder,
Sanfter Held, wir folgen dir!

1. Heilig ist Gott Zebaoth,
Und erträgt die Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

2. Mächtig ist der Welten Gott
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

1. 2. Ihr nur eifert über Sünder,
Grausam, Sünder, eifert ihr.
Feinde ꝛc. (bis) — wir folgen dir.

Recitativ.

O, welch ein neuer Gräuel kränket
Den Heiligen in Israel! Wo find' ich ihn?
Hier unter Missethätern aufgehenket!
Woran erkenn' ich ihn?
An seiner Tugend.
Schmach, Folter, Todesangst vergißt er, und bedenket,
Maria, dein verlaßnes Alter, und ertheilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten Willen:
„O Jüngling, das ist deine Mutter!" — dieser eilt
(Ein Schüler Jesu) sein Vermächtniß zu erfüllen,
Und Jesus sieht es an, —
Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezeihn:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
Mit mir im Paradiese sein!"

Arie.

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet:
Daß der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne singt ihm Dank!
Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest,
Nun genieße deiner Tugend!
Steig' auf der Geschöpfe Leiter,
Bis zum Seraph! steige weiter!
Seele, Gott sei dein Gesang!

Chor. 1)

Gelobt sei der Herr, der unsre Seelen erlöset hat, daß sie nicht hinunterfahren ins Verderben.

Chor. 2)

Gelobt sei der Herr, er wird uns aus der Erde wieder auferwecken, und wir werden Gott in unserm Fleische sehen.

Beide Chöre.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an!

Recitativ.

Auf einmal fällt der aufgehaltne Schmerz
Des Helden Seele wüthend an; sein Herz
Hebt die gespannte Brust! — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; — er fühlet
Des Todes siebenfache Greuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; — er kann ihn nicht mehr fassen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt,
Er ruft: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!"
Auch diese finstre Stunde rückt
Vorbei. Nun seufzet er: „Mich dürstet!" Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet. —
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut, und spricht:
„Es ist vollbracht! Empfang', o Vater, meine Seele!"
Und neigt sein Haupt auf seine Brust, — und stirbt!

Accompagnement.

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen nieder:
Er ist nicht mehr!
Erzittre, Golgatha; er starb auf deinen Höhen!
O Sonne, fleuch, und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder stehen;
Ihr Gräber, thut euch auf; ihr Väter, steigt an's Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt!
Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

Choral.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Verläßt sein theures Leben,
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben!

Solo.

Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!

Choral.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Sinkt unter tausend Plagen.
Konnte seine sanfte Brust
So viel Schmerz ertragen?

Solo.

Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!

Choral.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte!

Solo.

Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!

Schlußchor.

Hier liegen wir gerührte Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank!
Nimm unser Opfer an!
Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sei dein Dank!
Den opfre Jedermann!

(Ramler.)

ii) Einige kleinere lyrische Formen, welche der Poesie des Südens entlehnt sind.

1) Das Sonett.

Das Sonett oder Klinggedicht schildert Gefühle der Liebe, Freundschaft, Religion nach ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit; es enthält nur einen Hauptgedanken, der mit seiner Einkleidung und Entwickelung genau den Raum des Ganzen ausfüllen muß. Seiner äußeren Form nach besteht es aus 14 Zeilen, von denen die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen (zwei Quadrainen), die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen (zwei Terzinen) eingetheilt sind. Der Gedanke ist gewöhnlich in der ersten Strophe eingeleitet, in der zweiten erklärt und vielleicht durch ein Bild versinnlicht, in der dritten zum Schlusse vorbereitet und in der vierten vollständig ausgeführt, so daß die letzte Terzine die eigentliche Grundidee des Gedankens enthält.

Beispiele des Sonetts.

1) Natur und Kunst.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir ernst in abgemessnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

(Göthe.)

2) Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten;
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß, als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich — wie bin ich streng und wild!

(A. W. v. Schlegel.)

3) Der Dichter.

Was wünschen und was streben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verschweben.
Was ist das höchste Ziel von allem Streben?
Es will der Mensch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt ihr, sel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienste sich ergeben;
In heiliger Natur nur lebt sein Leben,
So laßt ihn schnell in leichten Dunst zerrinnen.

Es schwebt die Seele gern auf süßen Tönen,
Und lauschet sinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit schon den Wunsch gewähre:

Sie wünscht sich im Gesang so zu verschönen,
  Daß ihren Leib das Flammenspiel entzünde,
  Sie selbst in leisen Hauch sich bald verkläre.
(A. F. W. v. Schlegel.)

4) Ev. Matth. C. 15 — 23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
  So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut;
  Und hüllt der Morgen sich in trübe Gluth,
  Urtheilt ihr: Ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
  Auch deuten, wie ihr doch den Himmel thut?
  Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
  Wohl hat von euch Jesajas prophezeit.

Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
  Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
  Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
  Daß seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
  Und seiner Klugen Klugheit werde blind.
(Adelbert v. Chamisso.)

5) An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten. (Uhland.)

6) Morgendämmerung.

Es ist ein still Erwarten in den Bäumen;
  Die Nachtigallen in den Büschen schlagen
  In irren Klagen, können's doch nicht sagen,
  Die Schmerzen all' und Wonne, halb in Träumen.

Die Lerche auch will nicht die Zeit versäumen,
  Da solches Schallen bringt die Luft getragen,
  Schwingt sich vom Thal, eh's noch beginnt zu tagen,
  Im ersten Strahl die Flügel sich zu säumen.

Ich aber stand schon lange in dem Garten
Und bin in's stille Feld hinausgegangen,
Wo leis die Aehren an zu wogen fingen.

O fromme Vöglein, ihr und ich, wir warten
Auf's frohe Licht, da ist uns vor Verlangen
Bei stiller Nacht erwacht so sehnend Singen.
(Joseph Freiherr v. Eichendorff.)

7) Geharnischtes Sonett.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! Und sie gedachten nicht zu stehen:
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen:
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben. —

Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Frieden haben!" (Rückert.)

8) Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben! —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben. —

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage! —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen, —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen. (Körner.)

9) Sonett.

Hier, wo von Schnee der Alpen Gipfel glänzen,
Gedenk ich still vergangner Mißgeschicke;
Zurück nach Deutschland wend' ich kaum die Blicke,
Ja, kaum noch vorwärts nach Italiens Grenzen.

Vergebens hasch' ich nach geträumten Kränzen,
Daß ich die Stirne, die mir brennt, erquicke,

Und Seufzer weh'n, die selten ich ersticke,
Als könnten Seufzer das Gemüth ergänzen!

Wo ist ein Herz, das keine Schmerzen spalten?
Und wer an's Weltenende flüchten würde,
Stets folgten ihm des Lebens Truggestalten.

Ein Trost nur bleibt mir, daß ich jeder Bürde
Vielleicht ein Gleichgewicht vermag zu halten
Durch meiner Seele ganze Kraft und Würde. (A. v. Platen.)

10) Das Sonett an Göthe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen;
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze. (A. v. Platen.)

11) Anstimmen darf ich ungewohnte Töne.

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie dem Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.

Doch wünscht' ich, daß man Bessere bekröne,
Mich aber ziehen lasse, wo ich neben
Dem Höchsten lernen kann nach Hohem streben,
Ja, daß man mir mein Vaterland verpöne!

Ich lieb' es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre;
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.

Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre. (A. v. Platen.)

12) Frage nach Vollendung.

Des Menschen reinstes Bild möcht' ich ergründen;
Soll ich ihn suchen, wie er glüht am Morgen,
Wo noch der Geist gebunden und verborgen,
Allmählich nur die Triebe sich entzünden?

Wenn Kraft und Weisheit sich im Mann verbünden,
Doch schon die Beute lastend schwerer Sorgen,
Von bessern Tagen er die Lust muß borgen,
Die nicht mehr sprudelt aus der Seele Gründen?

Ob dann, wenn von der Jahre Schnee geschmücket,
Dem edlen Baume gleich, dem halbgefällten,
Der Greis mit schmerzlich lächelndem Entsagen

Zu seinem offnen Grab hinab sich bücket,
Dem wunderbaren Spiegel beßrer Welten,
Ihm eine neue Jugend abzufragen? (Gustav Pfizer.)

13) Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen,
Von denen schon halbwelk die Blätter rauschten,
Und tausend, die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.

Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit, wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;

Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde. (G. Pfizer.)

14) Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt.

Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume,
Die Wipfel starren frostig, wie Skelette,
Der Herbst führt schläfrig die Natur zu Bette,
Und sie erstirbt im dumpfen Wintertraume.

Ein ew'ges Sterben herrscht im Weltenraume
Vom Luftatom bis zur Gestirnenkette;
Doch stets erschafft das All sich um die Wette
In neuer Form, in neuem Lebensschaume.

Wer wollte fürchten noch des Todes Waffen,
Wer bangen vor des Grabes dunklem Gitter,
Wer wagte nicht, sich männlich aufzuraffen?

Fortlebst in Andern du, als zweiter, dritter;
Zum Schöpfer wardst du selber dir geschaffen —
Der Tod ist süß, das Sterben nur ist bitter. (A. Böttger.)

15) Sonett.

Ich stand auf einem Berg; da hört' ich singen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Lieder;

Ein Opfer war es für die Erde wieder;
Ich kannte wohl der Glocke dumpfes Klingen.

Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen;
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder;
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder;
Ein Glöckchen wollt' vor Freude schier zerspringen.

Die Andacht wagt' kein Wesen rings zu stören:
Die Heerden hielten still auf ihren Weiden;
Wie fromme Beter flüsterten die Föhren.

Als ob die Glocken sich umarmt, die beiden,
Konnt' ich bald Einen süßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterscheiden. (G. Herwegh.)

---

2) Das Madrigal.

Das Madrigal ist ein kleines Gedicht von nicht weniger, als sechs, nicht mehr, als elf Zeilen; man hat es jedoch nie sehr genau damit genommen, so daß man alle kleineren lyrischen Ergüsse, in denen Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt.

Beispiele des Madrigal.

1) Aufmunterung zum Vergnügen.

Erlernt von muntern Herzen
Die Kunst, beglückt zu scherzen,
Die Kunst, vergnügt zu sein!
Versucht es! Laßt uns singen,
Das Alter zu verjüngen,
Die Jugend zu erfreun.
Macht neue Freundschaftsschlüsse!
Ihr Kinder, gebt euch Küsse!
Ihr Väter, gebt euch Wein! (Hageborn.)

2) Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub? —
Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes, weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit. (Tiedge.)

3) Beim Tode eines Kindes.

Dein Liebling kostete den Kelch des Lebens;
Da schmeckt' er seine Bitterkeit und wand

Sein Köpfchen schnell hinweg. Sein Auge blickte
Voll Sehnsucht zu dem Himmel auf; da drückte
Ein Engel es ihm freundlich zu.
Ach, Mutterherz, was weinest du? (Mahlmann.)

4) **Lob des Frühlings.**

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag! (Uhland.)

---

3) Das Triolet.

Das Triolet, ein leichtes, scherzhaftes Gedicht, französischen Ursprungs, das sich auf 8 — 12 Zeilen beschränkt. Es hat das Eigenthümliche, daß die erste Zeile in der Mitte und am Ende auf eine sinnreiche und überraschende Weise wiederholt wird. Natürlichkeit, Leichtigkeit, Lieblichkeit des Ausdruckes, süße Tändelei, Anmuth und Ueberraschung des Einen Gedankens in der Mitte und am Ende und melodischer Rhythmus characterisiren dasselbe.

Beispiele des Triolet.

1) **Die Wiederkehr der Rosen.**

Kehrst du uns wieder, Rosenzeit?
Seht, wie sich Alles neu gestaltet,
Und Knosp' an Knospe sich entfaltet!
Kehrst du uns wieder, Rosenzeit?
So soll aufs Neu' in deinen Armen
Mein liebekrankes Herz erwarmen?
Kehrst du uns wieder, Rosenzeit? (Heinr. Schmidt.)

2) **Sehnsucht nach Ruhe.**

Fließ' hinab, mein stilles Leben!
Hier ist nicht das Thal der Ruh.
Trüb und schleichend zitterst du,
Von Cypressen=Nacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu.
Fließ, o fließ hinab, mein Leben,
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein still'res Ufer schweben!
Fließ, o fließ hinab, mein Leben,
Dort, wie still! was zögerst du? (Tiedge.)

---

4) Das Rondeau.

Das Rondeau oder Ringelgedicht ist ebenfalls eine aus dem Französischen stammende Dichtform, die dem Triolet verwandt ist, aber in der deutschen Poesie nur selten vorkommt. In demselben wechseln nur zwei Reime ab. Die Anfangsworte werden in der

…gel nach der achten und dreizehnten Zeile als Refrain wiederholt; doch finden auch …weichungen statt; ja Manche verstehen unter dem Rondeau nichts anderes, als ein … drei bis vier Strophen in Trioletform gebildetes Gedicht.

Beispiel nach erster Form.

Es ist vollbracht! Mein Gönner Alberich
Verlangt durchaus von mir ein Rundgedicht.
Wie mach ich das? Wie soll ich das erringen?
Acht Vers auf icht und wieder fünf auf ingen?
Das ist fürwahr ein peinlich Halsgericht..
Doch sieh! schon fünf! Wohlan, verzagter Wicht,
Erheitre nun dein düstres Angesicht,
So wird dir auch der achte Vers gelingen.
  Es ist vollbracht!
Fünf Verse noch erheischt des Künstlers Pflicht.
Wenn es mir nur nicht ganz am Hirn gebricht,
So kann ich wohl das Werk zu Stande bringen;
Laß' ich nur frisch den zwölften Vers erklingen,
So fehlt gewiß auch mir der letzte nicht!
  Es ist vollbracht!

Beispiele nach zweiter Form.

1) Die Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu begrünte Flur!

  Du Stille voller Freuden!
Du Neigung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust!
Du Stille voller Freuden!
Du Neigung süßer Lust!

  Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth,
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth! (Hagedorn.)

2) Lied.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.
Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Rosenlicht am Himmel schweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich sagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.
Senkt sich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauschet,
Abend kühl im Walde rauschet,
Dunkel schlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende. (Fr. v. Schlegel.)

---

5) Die Glosse.

Die Glosse ist ein lyrisches Gedicht, welchem ein gewöhnlich aus vier Zeilen bestehender Vers eines andern Gedichtes als Thema so zu Grunde gelegt wird, daß es in eben so viel Strophen, als jener Vers Zeilen hat, poetisch commentirt wird, und jede Strophe in genauer Reihenfolge mit einer Zeile das Thema schließt. Die Strophen bestehen meist aus 8 bis 10 Zeilen.

Beispiele:

1) Glosse.

Eines schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie ers treibe;
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle. (Göthe.)

Dieser weiß sich sehr bescheiden;
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll;
Jener muß ihn noch beneiden:
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle,
Denn ich werd es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen;
Eines schickt sich nicht für Alle.
Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich neu vermehren,
Suche Jeder, wen er reibe,

[redacted]

Wisse Jeder, was er schreibe;
Und wenn schrecklich alle Dummen
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe Jeder, wie er 's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet;
Wer den Unverstand ergründet;
Hält sich Alle gern vom Leibe,
Die geboren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neu'ste Wort bewegt,
Sehe Jeder, wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen;
Manche müssen irre schweifen;
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich an eig'nem Schalle;
Reizte dies dir je die Galle?
Laß sie Alle selig spielen;
Sorge du nur, gut zu zielen;
Und wer steht, daß er nicht falle.

(Frdr. v. Schlegel.)

2) Glosse.

„Sei hochbeseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Erhalte mir den offnen Sinn,
O Himmelsluft dein Weh'n zu spüren!
Die Welt zu fühlen, ist Gewinn,
Mag sie dich sanft, dich rauh berühren.
Wer sich in stolzer Ruh' begräbt,
Sein dumpfes Glück ich nicht beneide;
Mein Herz, das mit der Schöpfung bebt,
Sei hochbeseligt oder leide.

Der wird des Selbstgefühls entbehren,
Wer kalt des Mitgefühls entbehrt;
Wie sich ein Feuer muß verzehren,
Das nicht das spröde Holz verzehrt.
Geh, Schmetterling der Liebe, sauge
Aus jeder Blume süßen Schmerz!
Das Auge sucht ein and'res Auge,
Das Herz bedarf ein zweites Herz.

Die Hälft' empfindet nur sich ganz,
Die in der andern sich empfindet;
Als wie in ihres Spiegels Glanz
Die Schönheit erst sich selber findet.
Der Geiz hält seinen Schatz in Hut,
Daß er ihn theilend nicht vergeude;
Doch anders theilt sich Herzensgut:
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.
Geheimniß, das mit ihren Zahlen
Nicht fassen kann die Rechenkunst,
Das Liebe siehet wiederstrahlen
Aus holder Blicke schöner Brunst!
Sie theilt ihr Glück, es wird nicht minder,
Und ihren Scherz, es wächst der Scherz;
Sie theilt ihr Weh, und es wird linder:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.
Getheilter Schmerz ist halber nicht;
Aufheben sich getheilte Qualen,
Als wie sich aufwiegt ein Gewicht,
Das man vertheilt in beide Schalen:
Das Herz nur braucht ein zweites Herz,
Als wie zween Eimer braucht ein Bronnen.
Getheilter Schmerz ist nicht mehr Schmerz,
Getheilte Wonnen nur sind Wonnen.
Wem ist das tiefe Wort erklungen,
Das auf und ab hier wiegt mein Reim?
Hat er der Erde sich entschwungen
Und ist im Himmel schon daheim,
Und horcht aus ew'gem Wohngebäude
Der Harmonie den Liederscherz?!
Getheilte Freud' ist ganze Freude,
Getheilter Schmerz geheilter Schmerz.
Und wenn nun längst geheilt der Schmerz,
Den mit der Welt ich selbst getheilet,
So sei ein schmerzbewegtes Herz
Von diesem Nachklang noch geheilet;
Hell tönt es fort von Brust zu Brust,
Aus Erdennacht empor zur Sonne:
Getheilter Schmerz ist halbe Lust,
Getheilte Lust ist ganze Wonne.
Von wo die Sonne steigt empor,
Bis wo sie sinkt ins Fluthenbette,
Sing' aller Erde Singerchor
Mit meinem Brustton um die Wette:
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Sei hochbeseligt oder leide,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.

(Fr. Rückert.

6) Das Ghasel.

Das Ghasel ist eine Dichtungsart, die dem Orient entlehnt und erst in neuerer Zeit, esonders durch Friedr. Rückert, in die deutsche Poesie eingeführt worden ist. Das Ghasel esteht aus zweizeiligen Strophen, in welchen reimlose Verse mit gleichbleibenden Reimen oechseln. Im Oriente drückt man durch dasselbe Empfindungen der Liebe, der Freude ınd des Genusses aus, wozu die Deutschen gewöhnlich das Sonett anwenden.

Beispiele des Ghasels.

1) Ich bin das Sonnenstäubchen.

Ich bin das Sonnenstäubchen; ich bin der Sonnenball,
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall!

Ich bin der Morgenschimmer; ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.

Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.

Ich bin der Baum des Lebens, und drauf der Papagei,
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.

Ich bin der Hauch der Flöte; ich bin des Menschen Geist;
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kristall;

Die Kerz' und der die Kerze umkreis't, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht, die Nachtigall.

Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall.

Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.

Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf;
Ich bin der Hirt, der Alle beschließt in einen Stall.

Ich bin der Wesen Kette; ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All.

(Fr. Rückert.)

2) Nun senke dich vom Himmel nieder.

Nun senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
Und schleuß mir auf die Augenlieder im Morgenlicht!

Mein leiblich Aug' ist aufgeschlossen im Morgenglanz;
Schleuß auf die Seelenaugenlieder im Morgenlicht!

Du bist bei mir als Licht geblieben im Grau'n der Nacht;
Ich schwebt' auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.

Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
Ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.

Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz;
Du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.

Die Lüfte, die den Fittig baden in deinem Thau,
Sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.

Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen im Morgenstrahl;
Nun regt euch frisch auch meine Glieder, im Morgenlicht!

Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
Will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.

Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
Die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!

Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
Und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

Und so wie über'm stillen Fleiße des Sämanns schwebt
Die Lerch' auf hellem Lobgefieder im Morgenlicht:

So laß mit deinem Preise schweben hin ob der Welt,
Die dir arbeitet, Freimunds Lieder im Morgenlicht!

(Fr. Rückert.)

3) Heim.

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!
Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer! um am Stabe zu wanken heim.
Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim.
Alle Triebe, dem dunkeln Schooße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.
Alle duftigen Blüthenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.
Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim.

(Fr. Rückert.)

4) Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht.

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Riesenquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;

An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein?
Ein Andrer je zu werden wähne nicht. (A. v. Platen.)

7) Das Ritornell.

Das Ritornell ist eine lyrische Dichtungsart, die in Italien volksthümlich ist und zur Darstellung neckischer sowohl, als ernster Empfindungen theils auf rhetorische, theils auf satyrische Weise angewandt wird. Es besteht aus drei Zeilen, deren erste und dritte mit einander reimen müssen, deren zweite aber nur als Assonanz oder Alliteration anklingen soll. Die erste Zeile darf, wenn das Ritornell genau dem römischen nachgebildet sein soll, nichts enthalten, als den Namen einer Blume.

Beispiel:

Ritornell.

1.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

2.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose.“
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

3.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

4.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

5.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

6.

Blüh'nde Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob dein Herz von keinem Kummer wisse.

7.

Zweig der Pomeranze!
Wie fängst du's an, den Silberglanz der Blüthen
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?

8.

Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen,
Doch Abends gibt sie einen mir verstohlen.

Mein leiblich Aug' ist aufgeschlossen im Morgenglanz;
Schleuß auf die Seelenaugenlieder im Morgenlicht!

Du bist bei mir als Licht geblieben im Grau'n der Nacht;
Ich schwebt' auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.

Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
Ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.

Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz;
Du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.

Die Lüfte, die den Fittig baden in deinem Thau,
Sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.

Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen im Morgenstrahl;
Nun regt euch frisch auch meine Glieder, im Morgenlicht!

Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
Will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.

Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
Die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!

Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
Und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

Und so wie über'm stillen Fleiße des Sämanns schwebt
Die Lerch' auf hellem Lobgefieder im Morgenlicht:

So laß mit deinem Preise schweben hin ob der Welt,
Die dir arbeitet, Freimunds Lieder im Morgenlicht!

(Fr. Rückert.)

3) Heim.

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!
Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer! um am Stabe zu wanken heim.
Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim.
Alle Triebe, dem dunkeln Schooße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.
Alle duftigen Blüthenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.
Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim.

(Fr. Rückert.)

4) Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht.

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Riesenquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;

An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein?
Ein Andrer je zu werden wähne nicht. (A. v. Platen.)

7) Das Ritornell.

Das Ritornell ist eine lyrische Dichtungsart, die in Italien volksthümlich ist und zur Darstellung neckischer sowohl, als ernster Empfindungen theils auf rhetorische, theils auf satyrische Weise angewandt wird. Es besteht aus drei Zeilen, deren erste und dritte mit einander reimen müssen, deren zweite aber nur als Assonanz oder Alliteration anklingen soll. Die erste Zeile darf, wenn das Ritornell genau dem römischen nachgebildet sein soll, nichts enthalten, als den Namen einer Blume.

Beispiel:

Ritornell.

1.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

2.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

3.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

4.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

5.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

6.

Blüh'nde Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob dein Herz von keinem Kummer wisse.

7.

Zweig der Pomeranze!
Wie fängst du's an, den Silberglanz der Blüthen
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?

8.

Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen,
Doch Abends gibt sie einen mir verstohlen.

9.

O Myrtenkrone!
Dein Loos ist schön; du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

10.

O Lorbeerzweige!
Ihr wachst auf einem himmelhohen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

(Fr. Rückert.)

8) Die Sestine.

Die Sestine stammt aus Italien und besteht aus sechs Strophen, von denen jede sechs Zeilen hat. Die Endwörter der ersten Strophe reimen sich zwar nicht, aber sie müssen in den folgenden Strophen wieder als Endwörter vorkommen, jedoch in veränderter Stellung. Den Schluß bildet eine dreizeilige Strophe; in derselben müssen drei jener sechs Endwörter am Ende und drei in der Mitte dieser drei Zeilen vorkommen. Sie findet sich im Deutschen selten.

Beispiele:

1) Sestine.

Zum süßen Schatten der so schönen Blätter
Lief ich, entfliehend einem wilden Strahle,
Der niederbrannt' auf euch vom dritten Himmel.
Und schon entlastete vom Schnee die Hügel
Der laue Hauch, der uns erneut die Zeiten,
Und Kräuter blühten auf den Au'n und Sprossen.

Es sah die Welt nie so anmuth'ge Sprossen,
Es regte nie der Wind so grüne Blätter,
Als mir sich wiesen in den ersten Zeiten,
So daß ich, bange vor dem glüh'nden Strahle,
Die Zuflucht nicht im Schatten nahm der Hügel,
Nein, jenes Baums, vor allen werth dem Himmel.

Ein Lorbeer*) schirmte da mich vor dem Himmel.
Drum, oftmals lüstern nach den schönen Sprossen,
Zog ich seitdem durch Wälder, über Hügel.
Doch fand ich niemals einen Stamm, noch Blätter,
So hochgeehrt vom überird'schen Strahle,
Daß sie die Art nicht tauschten mit den Zeiten.

Beständ'ger immer nun von Zeit zu Zeiten,
Hinfolgend, wo der Ruf mir scholl vom Himmel,
Geführt von einem milden hellen Strahle,
Kehrt' ich fromm wieder zu den ersten Sprossen,
Sowohl, wenn sich umher gestreut die Blätter,
Als wenn die Sonne grünen macht die Hügel.

*) Lorbeerbaum.

Gefilde, Wälder, Felsen, Flüss' und Hügel,
Was nur erschaffen ist, erliegt den Zeiten.
Drum bitt' ich um Verzeihung jene Blätter,
Wenn ich nach Umschwung manches Jahrs am Himmel,
Zu fliehn beschloß die glattbeleimten Sprossen;
Sobald ich aufgeschaut zum höhern Strahle.
Sonst würd' ich so gelockt vom süßen Strahle,
Daß ich mit Lust erklomm die höchsten Hügel,
Um nah'n zu dürfen den geliebten Sprossen.
Das kurze Leben aber, Ort und Zeiten,
Sie lehren mich jetzt andern Pfad zum Himmel,
Und Frucht zu tragen, nicht bloß Blüth' und Blätter.
Nun andrer Blätter Lieb', in anderm Strahle,
Zum Himmel Bahnen über andre Hügel
Such' ich, (wohl ist es Zeit!) und andre Sprossen. —
(Petrarka nach A. W. Schlegel.)

2) Sestine.

1. Wir zarte Feyenkinder, Primeln, Veilchen,
Vergißmeinnicht, lichtweiße Maienblumen,
Wir stolze Tulpen, liebeglüh'nde Rosen,
Inbrünst'ge Nelken, Lilien, rein wie Perlen,
Und wir Aurikeln, ird'sche Sternenblicke,
Im Seufzerhauch erschließen wir die Lippen.

2. O schöne Zeit, als Lebenslust die Lippen
Leis überflog, als Augen blau wie Veilchen,
Wie Nelken braun, gelächelt trunk'ne Blicke,
Voll Liebeslust zu andern sel'gen Blumen,
Aus Augensternen Freudenthaues Perlen
Die Wangen netzten, Blätter süßer Rosen.

3. Da kamen Lieder, luft'ge Flügelrosen,
Und nippten sel'ge Lust von unsern Lippen;
Die Töne quollen durch die Luft wie Perlen;
Aus grünen Matten blickten Himmelsveilchen
Sehnsüchtig auf, und glutberauschte Blumen
Begrüßten warm der Sonne Liebesblicke.

4. Warum sah'n uns des Sultans wilde Blicke?
Ich bin die Welt, sprach er, mein sind die Rosen;
Dem Weltsinn nur erduften alle Blumen!
Er schloß uns ein zur Lust für seine Lippen,
Und Primeln, Rosen, Nelken, Tulpen, Veilchen
Und alle Blumen weinten herbe Perlen.

5. Doch endlich wurden wir fast selbst zu Perlen;
Ein stummes Weh erstarrte unsre Blicke;
Wir welkten nicht; wir blühten nicht; das Veilchen
Vergaß den Duft; nicht liebten mehr die Rosen;
Kein Kuß erfreute mehr von unsern Lippen,
Und durch die Welt verblühten alle Blumen.

6. Du, frommer Ritter, nahst uns armen Blumen,
Und schon erschimmern uns die Liebesperlen,
Den Weihekuß versprechen deine Lippen;
O wende bald und ganz auf uns die Blicke;
Entfeßle uns, durch deine Kraft lass' Rosen
Zu Helden werden und zu Siegern Veilchen!

Wohl dir, läßt Veilchen Palmen dir erblumen,
Blüh'n Myrthen dir aus Rosen, lockst du Perlen
Vom Veilchenblicke, Lust von Rosenlippen!

(E. von der Malsburg.)

---

9) Die Stanze oder Ottava Rima.

Unter Stanzen versteht man nicht nur die Strophenabtheilung der Gedichte, sondern auch eine besondere Dichtungsform, die in Italien häufig vorkommt. Sie hat ein sehr wohlklingendes Silbenmaß und besteht aus acht elfsilbigen Verszeilen; die erste, dritte und fünfte derselben reimen sich, eben so die zweite, vierte und sechste, wie auch die zwei letzten. Bei den Italienern sind alle Reime weiblich; aber im Deutschen ist wegen der Einförmigkeit auch der Wechsel weiblicher mit männlichen Reimen erlaubt.

Beispiele der Stanze.

1.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

(Göthe.)

2.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freuden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.

(A. W. v. Schlegel.)

3) Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille;
Die Glocken hallen aus; die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit sie versenket war von frommen Händen.

Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie schien mir, heimathlos, mit Klaggeberde,
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.

Die Abendsonne strahlt'; ich saß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder flieh'n; die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Ist Abendroth und all mein Glück zu schauen. (Uhland.)

---

10) Die Canzone.

)ie Canzone ist eine in Italien sehr angebaute lyrische Strophe. Obwohl sich in)en viele Willkürlichkeiten erlaubt werden können, wie man das aus des berühmten iischen Dichters, des Petrarkas ganz gelungenen Uebersetzungen recht leicht entnehmen so hat sie doch eine bestimmte Versart und Reimstellung. Als Versart hat sie ge- ich elfsilbige Jamben mit siebensilbigen vermischt, welche letzteren sich nicht selten an steren durch einen unmittelbaren Reim anschließen. Sie zerfällt in Stanzen oder hen, deren Zeilenzahl von dem Dichter abhängt. An das Ganze reiht sich eine ßstanze, die meistens kürzer ist, als die übrigen, und in welcher der Dichter gewöhn-)n seiner Canzone Abschied nimmt oder ihr allerlei Aufträge giebt.

Beispiele der Canzone.

1) An Novalis.

1. Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaud're,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
2. Von allen Blüthen steh' ich fern und schaud're,
Als würden sie vor meinem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
3. So muß ich unstet schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'schen mich entkleiden
Und an dem Troste weiden:
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten ohne Wanken.

Abschied.

Geh' hin, o Lied, und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,

Daß er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' im Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theu're Schatten;
Laß' uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.
(A. W. v. Schlegel

2) Harmonieen.

Ich trinke Frühlingsluft in langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust der weichen Matten schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Mit heißer Liebe lohnen
Möcht' ich dem Lenz sein liebevolles Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise —
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Kann mein Gefühl sich nicht mehr frei entfalten
Bei Haines Blühen, bei der Quelle Kosen,
Beim Hauch der Maienluft, beim Glanz der Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen säuselnd aus den Zweigen.
Von Lust und Harmonie sind alle Triften,
Und unbelauscht soll mir kein Ton verhallen;
In mir soll jeder holde Kinder zeugen.
Will mich zur Quelle neigen —
Ihr Plätschern hallt in meinem Busen wieder,
Dem tausend Lieder innig reich entquellen —
Ich schwimme selig auf des Wohllauts Wellen,
Und in mir regt ein Engel sein Gefieder.
Was mich erfüllt, ich kann es nicht verkünden,
Die Ahnung nur vermag mich zu ergründen.

Den Hain entzünden Phöbus letzte Strahlen,
Und golden malen sich des Stromes Fluthen;
In Feuergluthen schmilzt des Aethers Bläue.
Am Hügel seh ich tausend Perlen strahlen;
Es scheint der Fels am Quell sich zu verbluten. —
Die ganze Flur empfängt des Abends Weihe,
Daß sich die Welt erneue
In meiner Brust zu jugendlichem Glanze.
Beim Sylphentanze magischer Gestalten,
Die hold aus solchem Schimmer sich entfalten,
Treibt hoch empor der jungen Krafte Pflanze
Zum mächt'gen Baum auf weiter bunter Wiese,
Daß tausend er in seine Schatten schließe.

O heil'ge, süße Lust der Tön' und Farben!
O Zeit der Garben bei des Frühlings Leben!

O heißes Streben bei der Ruhe Kühle!
Wem alle Hoffnungen und Freuden starben,
Er fühlt sich neu von Seligkeit umgeben,
Bei eurer Harmonie, bei eurem Spiele.
So irr' ich vom Gewühle
Entfernt im Thale, durch der Wiese Matten,
Durch Haines Schatten zu der Berge Höhen,
Und könnte einer mit dem Frohen gehen,
Er spräche lächelnd: dir im Busen gatten
Sich Lust und Wahnsinn! — Soll um deine Freuden
Ich dich beklagen? soll ich dich beneiden?

Den Tag verscheiden nun in süßen Schlummer
Seh' ich, und stummer wird's auf allen Triften,
In reichern Düften wirkt der Blüthen Leben.
Ein Wölkchen zittert, wie ein stiller Kummer,
Um Lunens Blick, und hoch in dunklern Lüften
Erglänzt der Sterne Licht mit holdem Beben;
Von blauem Duft umgeben
Verschmelzen die Gebirg' in dunkle Massen,
Und liebend fassen Lunens Glanz die Fluthen;
Im Strome zittern ihre Silbergluthen;
Der Himmel ruht auf seinem Grund; es lassen
Die Sterne sich in seinen Tiefen sehen,
Geschaukelt von der Wellen leisem Wehen.

Vor Lust vergehen und vor heißem Sehnen,
In süßen Thränen möcht' ich da zerfließen,
Als Blum' entsprießen aus den grünen Auen;
Entflohen zu dem Land des ewig Schönen
Möcht' ich dem Trieb auf ewig mich verschließen
Und bei den Sternen meine Wohnung bauen.
So hängt in sel'gem Schauen
Mein Blick am Himmel, und der Himmel blicket
Auf mich, beglücket mich mit schönem Hoffen,
Schon liegen vor mir bessre Welten offen,
Und von des Lebens höchster Lust entzücket
Ruf' ich den Tod, in seinen Freundesarmen
Zu ewig junger Wonne zu erwarmen. —

O Lied! dich wähnen Alle zu verstehen;
Doch Laute wehen, keiner weiß von wannen,
Und unbegriffen eilen sie von dannen.
O wer vermag in meine Brust zu sehen?
Ich will ihm meine Hand zum Bündniß reichen
Und nimmermehr aus seiner Mitte weichen.

(Carl Streckfuß.)

3) Die Poesie.

Die Brust ergreift ein namenloses Sehnen;
Es drängt mich in die Weite

Mit heitern, frohen Sinnen
Darf er das langersehnte Ziel erringen,
O hört ihn jubelnd singen
Der Freude Hochgesang im Vaterlande,
Wo ihn des Herzens Bande
Mit reiner Lust, mit ewig jungem Triebe
Auf ewig fesseln an die schöne Liebe."

„Er singt; und schnell erwachen alle Geister;
Es blüht ein neues Leben;
Dem Herzen ist die Liebe aufgegangen!
Wer ist der Jüngling? wer der Töne Meister?
Ein Gott hat ihm gegeben,
Was wir aus freier Huld von ihm empfangen.
Auf! laßt uns an ihm hangen!
Die Erde ist Elysium geworden;
Aus seinen sel'gen Worten
Strömt Göttliches den Sterblichen entgegen,
Quellt ewig neu der Schönheit ew'ger Segen."

„Verjüngt erscheinen blühende Dryaden; 1)
Der Hain, die Berge leben,
Und überall sind holde Götterspuren.
Im klaren Flusse tanzen die Najaden, 2)
Die leichten Nymphen schweben
Bezaubernd über heitre Blumenfluren. —
Unsterbliche Naturen,
Die Götter des Olymps in schönen Reigen
Vereint herniedersteigen;
Und in dem Flug der jungen Horen
Wird immer neu der Liebe Lust geboren."

„Es leben auf Arkadien Nomaden,
Frei sind die Welten wieder,
In ew'ger Jugend blüh'n die goldnen Zeiten,
Die Mädchen sich in Silberströmen baden,
Und bei der Flöte Lieder
Zu Hymnens Fest sie liebend sich bereiten.
An Rosenketten gleiten
Die Sanftbezwungnen durch das schöne Leben,
Von Grazien umgeben.
Die Liebe löst sich auf in Poesieen,
Und Poesie in heilge Sympathieen!" —

Wo war ich? Wer auf der Begeist'rung Flügel
Entführte mich dem Raume
Zu des Parnassus lichten Regionen?
Wer zeigte mir der Liebe Blumenhügel?

---

1) Dryaden = Waldnymphen, Waldgöttinnen.
2) Najaden = Wassernymphen, Wassergöttinnen.

Wer hob im wahren Traume
Mich zum Olymp, wo sel'ge Götter wohnen?
Wer wand in Blüthenkronen
Dem heitern Sänger in der Jugend Lenze
Der Schönheit ew'ge Kränze?
Du warst es, Genius! in deinem Strahle
Trank ich mit Lust die volle Nektarschale.

O laß mich nimmer in der Tiefe schweben,
Nicht in den Staub versinken!
Zu etwas Großem ist der Mensch erkoren; —
Zu Göttern soll der Sterbliche sich heben,
In lichte Fernen winken
Die Lieder, welche Lieb' und Lust geboren. —
Geht nicht im Strom verloren;
Kühn tretet vor, ihr freundlichen Gestalten;
In Bildern mögt ihr walten,
Mit heiliger Magie das Herz entzünden,
An das Vergängliche das Ewige binden.

(J. B. Vermehren.)

---

11) Die Terzine.

Die Terzine besteht aus drei Verszeilen mit fünffüßigen Jamben. Die Reime durchkreuzen sich fortlaufend; auf den mittleren Reim der vorangehenden Strophe reimt sich die erste und dritte Verszeile der darauffolgenden Strophe: aba, bcb, cdc, ded 2c. Die Reime können im Deutschen weiblich oder männlich sein; im Italienischen sind sie alle weiblich.

Beispiele der Terzine.

Terzine aus: „Edelstein und Perle."

Die Perle.

Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuck nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannichmale,

Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestäude,
Bald in des Meeres off'nem Fluthenbrause.

Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht' ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.

Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,

Und ruhig schwamm ich fort im flotten Nachen.
Da, auf des ebnen Meeres Spiegelfläche
Hingleitend, träumt' ich wohl auch andre Sachen:

Tief unter mir die unversiegten Bäche
Der Schöpfung ahnend, obenher der Sonne
Einflüsse fühlend in gedämpfter Schwäche,

Womit sie drang durch meine dunkle Tonne,
Wenn sie einmal recht hell schien, daß ich's spürte,
Wie hinter'm dichten Schleier eine Nonne.

So, wie der Doppelanhauch mich berührte,
Vom Nassen drunten, droben von dem Hellen,
Und feuchte Lebensgluthen in mir schürte,

Fühlt' ich mein Herz in hoher Ahnung schwellen,
Und des Bewußtseins erste Nachtentflammung
Begann mein eignes Ich mir vorzustellen.

Da dacht' ich meiner himmlischen Entstammung:
Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.

Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Die Thräne wär' im Ozean verschwommen,
Wenn nicht das Meer, den edlen Ursprung kennend,
Sie hätt' in eine Muschel aufgenommen,

Den Tropfen von den andern Tropfen trennend,
Die minder edlem Quell entquollen waren,
Die Muschel so zu dessen Pfleg' ernennend:

Du sollst in deinem stillen Schooß bewahren
Den edlen Keim und, bis er sich entfaltet,
Mit ihm behutsam durch die Wasser fahren.

Und wann die Perl' in dir sich hat gestaltet,
Und wann für sie erschienen ist die Stunde,
Hervorzutreten, sollst du sein gespaltet.

Dann sei das Kind entnommen dem Vormunde,
Und frei verdienen mag sich die Entstammte
Des Himmels ihr Geschick im Erdenrunde.

Drauf hat die Muschel, die der Ruf entflammte,
Aufbietend ihre Kraft bis zum Erkranken,
Treu vorgestanden ihrem Ammenamte.

Der Muschel und dem Schicksal muß ich's danken,
Daß ich, zu meines Innern Reinerhaltung,
Ward eingeschlossen in so treue Schranken.

Der Muschel muß ich's danken, die vor Spaltung
Mein Herz beschirmend, äußern Drang abweisend,
Im Innern doch mir Raum gab zur Entfaltung.

O hätt' ich durch die offnen Fluthen kreisend
Mich schlagen müssen, nicht wär' ich geblieben
Das, was ich blieb, in meiner Muschel reisend.
Drum segn' ich sie, wo sie jetzt mag zerstieben,
In deren Hut durch die empörte Welle
Des Meers zum Hafen sicher ich getrieben. (Fr. Rückert.)

Bem. Einige andere kleine in die deutsche Dichtkunst übergegangene Dichtungs-
ormen, die man gewöhnlich zur lyrischen Poesie rechnet, als das Cancion, die De-
ime ꝛc. ꝛc. können hier um so mehr übergangen werden, weil sie nur selten vorkommen.

b) Didactische Poesie.

Zur didaktischen Poesie oder zum Lehrgedichte liefern alle Gegenstände der ernsten
etrachtung, die einer ästhetischen Behandlung nicht widerstreben, Stoff. Diese Dich-
ngsart behandelt Begriffe und Vorstellungen poetisch, d. h. sie stellt sie so dar, daß sie
urch Phantasie und Gemüth zum Bewußtsein Anderer gelangen und Wohlgefallen er-
ecken. Dies geschieht durch Schilderungen, Begriffsentwicklungen und Begründungen,
doch nicht durch strenge Angabe der Bestandtheile, Merkmale, Gründe ꝛc. vermittelst der
erstandesthätigkeit, sondern dadurch, daß an den Begriffen nur die der Phantasie zu-
änglichen Seiten hervorgehoben werden.

Es darf zwar dem Lehrgedicht nicht Plan, Ordnung, Wahrheit, Klarheit und Ange-
essenheit des Ausdrucks fehlen; aber es kann doch nicht von einem logisch-systematischen
lan und von einer erschöpfenden Vollständigkeit die Rede sein. Die didaktische Poesie
rägt Begriffe und allgemeine Wahrheiten nicht deßwegen vor, um sie zu lehren, sondern
m sie zu versinnlichen und als Gegenstand des Gefühls zu behandeln; sie bringt daher
as, was in das Gebiet des Vorstellungsvermögens gehört, in das Gebiet des Gefühls
nd erhebt es durch die ästhetische Form zu einem Bilde für die Phantasie; das Lehrge-
icht muß daher mehr Nahrung für Gefühl und Phantasie, als für den Verstand bieten;
enn trockene Demonstrationen in demselben erfüllen uns mit Ekel und Kälte. Die
Wahrheit soll uns dadurch liebenswürdig gemacht werden, daß man ihre himmlischen
eize in dem Rosenschimmer der Dichtung erblühen läßt. Die Anordnung ist daher von
er Ideenverbindung und von dem beabsichtigten Totaleindrucke auf das Gefühl abhängig.
ie Sprache in der didaktischen Poesie soll stets ernst und würdevoll sein; der Ton kann
ch bisweilen bis zur Lyrik erheben, doch soll derselbe nicht durchgängig walten. Wir
echnen zur didaktischen Poesie aber nicht bloß das eigentliche Lehrgedicht, sondern
uch die Gnomen oder Denksprüche.

1) Beispiele des eigentlichen Lehrgedichts.

1) Reichthum und Ehre.

Wie lange läßt Du Dich, o Thor vom Ruhm beseelen?
Du siehst, er quälet Dich, und wird Dich ewig quälen.
Wie bei der Fiebers Gluth der Durst, der Dich verzehrt,
Der oft genoss'ne Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für Dich erfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht erlöscht die Gluth.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst Du, wenn eine Welt mich ehret,
Und was sie von mir denkt, mich durch Bewund'rung lehret?
O Freund, dieselbe Welt, die Deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wanderer durchreist.
Was prahlst Du mit der Welt? Der kleinste Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von Dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem Du denkst, daß er Dich schätzt und liest,
Weiß wahrlich vielmal kaum, daß Du geboren bist;
Und der, auf dessen Gunst Du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über Dich, und zählt Dich zu den Thoren.
Doch der Bewund'rer Zahl, die Dich mit Ruhm erfreu'n,
Sei Millionen stark, — wirst Du drum glücklich sein?
Wer sind die Willigen, die Dich zum Wunder machten?
Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und Du verachten?
Hat Einer oder Zwei, wenn Hundert Dich genannt,
Zum Lobspruch g'nug Geschmack, zum Richter g'nug Verstand?
Sei stolz! Zehn lobten Dich; allein von eben diesen
Ward, sei nicht länger stolz, bald d'rauf ein Geck gepriesen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?"
Sie loben Dich. Noch mehr, sie sind entzückt von Dir.
An Dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen;
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen!
Fast Jeder, der Dich lobt, belohnt sich für den Dienst,
Und ist sich ingeheim, was Du zu sein ihm schienst.
Dein Kenner ist wie Du, hat göttlich schöne Gaben,
Doch auch, wie Du, den Stolz, sie nur allein zu haben.

Viel rühmen Dich. Warum? aus Ueberzeugung? Nein!
Man lehrt durch Höflichkeit Dich wieder höflich sein.
Warum hat Dich Crispin so vielfach schon erhoben?
Er wird Dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet Dich; nicht, weil Du's würdig bist,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von Dir. Wie schätzen Dich die Blöden?
O! nein, sie wollten jetzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkast lobt heute Dich; warum? dächt'st Du das wohl?
Damit sein künft'ger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für Dich erklären,
Gesetzt, Dein Ruhm ist groß; wie lange wird er währen?
Ein Herz, das diesen Tag bei Deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bei Deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, Dich immer hoch zu achten,
Und hört schon denen zu, die Dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
Ist nicht des Andern Neid selbst Deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an Dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.

Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß Du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.
So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst Du Dich glücklich preisen?
Du sammelst, was Dich flieht, mit Müh' und Zittern ein,
Und wenn Du's endlich hast, so ist es doch nicht Dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?
Erfahrung und Vernunft, o! steht uns Beide bei!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz frei!
Nicht Ruhm, noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von Beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was Beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Rührt seine Fläche nur, und bringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig sein, und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; Ihr habt's, und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in Eurer Seele leer,
Und dieser leere Theil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! giebst denn Du vielleicht dem Herzen Frieden?
Ja! Mensch! erwirb sie Dir: so wirst Du ruhig sein.
Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierde ein.
Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh' Du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das Du genießen willst.
Was suchst Du viel? O lern', was Du nicht brauchest, meiden,
Und was Du hast, genieß'. Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn' Jedem gern sein Glück; lern' vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von Deinem finden,
Dem warf die Schickung viel, dem aber wenig zu.
Ist Jener glücklicher, der reicher ist, als Du?
Du denkst's, und lügest Dir. Steig' glücklich auf die Thronen;
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß Jener dort, den eine Hütt' umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bei dem Quell, als Du beim Weine fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die Dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was Dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still Dein Herz beseelen,
Und wenn Du sie gefühlt, Dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst Du, ob Dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, Dein Weib, Dein Haus sind Welt genug für Dich.
Such' sie durch Sorgfalt Dir, durch Liebe zu verbinden,
Und Du wirst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.

6. Du, frommer Ritter, nahst uns armen Blumen,
Und schon erschimmern uns die Liebesperlen,
Den Weihekuß versprechen deine Lippen;
O wende bald und ganz auf uns die Blicke;
Entfeßle uns, durch deine Kraft laß' Rosen
Zu Helden werden und zu Siegern Veilchen!

Wohl dir, läßt Veilchen Palmen dir erblumen,
Blüh'n Myrthen dir aus Rosen, lockst du Perlen
Vom Veilchenblicke, Lust von Rosenlippen!

(E. von der Malsburg.)

9) Die Stanze oder Ottava Rima.

Unter Stanzen versteht man nicht nur die Strophenabtheilung der Gedichte, sondern auch eine besondere Dichtungsform, die in Italien häufig vorkommt. Sie hat ein sehr wohlklingendes Silbenmaß und besteht aus acht elfsilbigen Verszeilen; die erste, dritte und fünfte derselben reimen sich, eben so die zweite, vierte und sechste, wie auch die zwei letzten. Bei den Italienern sind alle Reime weiblich; aber im Deutschen ist wegen der Einförmigkeit auch der Wechsel weiblicher mit männlichen Reimen erlaubt.

Beispiele der Stanze.

1.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

(Göthe.)

2.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freuden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.

(A. W. v. Schlegel.)

3) Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille;
Die Glocken hallen aus; die Lieder enden,
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit sie versenket war von frommen Händen.

Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie schien mir, heimathlos, mit Klaggeberde,
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.

Die Abendsonne strahlt'; ich saß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder flieh'n; die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Ist Abendroth und all mein Glück zu schauen. (Uhland.)

---

10) Die Canzone.

Die Canzone ist eine in Italien sehr angebaute lyrische Strophe. Obwohl sich in derselben viele Willkürlichkeiten erlaubt werden können, wie man das aus des berühmten italienischen Dichters, des Petrarkas ganz gelungenen Uebersetzungen recht leicht entnehmen kann, so hat sie doch eine bestimmte Versart und Reimstellung. Als Versart hat sie gewöhnlich elfsilbige Jamben mit siebensilbigen vermischt, welche letzteren sich nicht selten an die ersteren durch einen unmittelbaren Reim anschließen. -Sie zerfällt in Stanzen oder Strophen, deren Zeilenzahl von dem Dichter abhängt. An das Ganze reiht sich eine Schlußstanze, die meistens kürzer ist, als die übrigen, und in welcher der Dichter gewöhnlich von seiner Canzone Abschied nimmt oder ihr allerlei Aufträge giebt.

Beispiele der Canzone.

1) An Novalis.

1. Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaud're,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
2. Von allen Blüthen steh' ich fern und schaud're,
Als würden sie vor meinem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
3. So muß ich unstet schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'schen mich entkleiden
Und an dem Troste weiden:
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten ohne Wanken.

Abschied.

Geh' hin, o Lied, und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,

Daß er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' im Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theu're Schatten;
Lass' uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.
(A. W. v. Schlegel.)

2) Harmonieen.

Ich trinke Frühlingsluft in langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust der weichen Matten schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Mit heißer Liebe lohnen
Möcht' ich dem Lenz sein liebevolles Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise —
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Kann mein Gefühl sich nicht mehr frei entfalten
Bei Haines Blühen, bei der Quelle Kosen,
Beim Hauch der Maienluft, beim Glanz der Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen säuselnd aus den Zweigen.
Von Lust und Harmonie sind alle Triften,
Und unbelauscht soll mir kein Ton verhallen;
In mir soll jeder holde Kinder zeugen.
Will mich zur Quelle neigen —
Ihr Plätschern hallt in meinem Busen wieder,
Dem tausend Lieder innig reich entquellen —
Ich schwimme selig auf des Wohllauts Wellen,
Und in mir regt ein Engel sein Gefieder.
Was mich erfüllt, ich kann es nicht verkünden,
Die Ahnung nur vermag mich zu ergründen.

Den Hain entzünden Phöbus letzte Strahlen,
Und golden malen sich des Stromes Fluthen;
In Feuergluthen schmilzt des Aethers Bläue.
Am Hügel seh ich tausend Perlen strahlen;
Es scheint der Fels am Quell sich zu verbluten. —
Die ganze Flur empfängt des Abends Weihe,
Daß sich die Welt erneue
In meiner Brust zu jugendlichem Glanze.
Beim Sylphentanze magischer Gestalten,
Die hold aus solchem Schimmer sich entfalten,
Treibt hoch empor der jungen Krafte Pflanze
Zum mächt'gen Baum auf weiter bunter Wiese,
Daß tausend er in seine Schatten schließe.

O heil'ge, süße Lust der Tön' und Farben!
O Zeit der Garben bei des Frühlings Leben!

O heißes Streben bei der Ruhe Kühle!
Wem alle Hoffnungen und Freuden starben,
Er fühlt sich neu von Seligkeit umgeben,
Bei eurer Harmonie, bei eurem Spiele.
So irr' ich vom Gewühle
Entfernt im Thale, durch der Wiese Matten,
Durch Haines Schatten zu der Berge Höhen,
Und könnte einer mit dem Frohen gehen,
Er spräche lächelnd: dir im Busen gatten
Sich Lust und Wahnsinn! — Soll um deine Freuden
Ich dich beklagen? soll ich dich beneiden?

Den Tag verscheiden nun in süßen Schlummer
Seh' ich, und stummer wird's auf allen Triften,
In reichern Düften wirkt der Blüthen Leben.
Ein Wölkchen zittert, wie ein stiller Kummer,
Um Lunens Blick, und hoch in dunklern Lüften
Erglänzt der Sterne Licht mit holdem Beben;
Von blauem Duft umgeben
Verschmelzen die Gebirg' in dunkle Massen,
Und liebend fassen Lunens Glanz die Fluthen;
Im Strome zittern ihre Silbergluthen;
Der Himmel ruht auf seinem Grund; es lassen
Die Sterne sich in seinen Tiefen sehen,
Geschaukelt von der Wellen leisem Wehen.

Vor Lust vergehen und vor heißem Sehnen,
In süßen Thränen möcht' ich da zerfließen,
Als Blum' entsprießen aus den grünen Auen;
Entflohen zu dem Land des ewig Schönen
Möcht' ich dem Trieb auf ewig mich verschließen
Und bei den Sternen meine Wohnung bauen.
So hängt in sel'gem Schauen
Mein Blick am Himmel, und der Himmel blicket
Auf mich, beglücket mich mit schönem Hoffen,
Schon liegen vor mir bessre Welten offen,
Und von des Lebens höchster Lust entzücket
Ruf' ich den Tod, in seinen Freundesarmen
Zu ewig junger Wonne zu erwarmen. —

O Lied! dich wähnen Alle zu verstehen;
Doch Laute wehen, keiner weiß von wannen,
Und unbegriffen eilen sie von dannen.
O wer vermag in meine Brust zu sehen?
Ich will ihm meine Hand zum Bündniß reichen
Und nimmermehr aus seiner Mitte weichen.

(Carl Streckfuß.)

3) Die Poesie.

Die Brust ergreift ein namenloses Sehnen;
Es drängt mich in die Weite

Hinaus, hinaus auf schöne, freie Fluren; —
Dem klaren Aug' entquellen heiße Thränen;
Wer ist, der liebend leite
Den irren Fuß auf unbekannten Spuren?
Schaut, freundliche Naturen,
Mit holdem Blick auf euren Liebling nieder!
Er kehrt euch treulich wieder,
Des Herzens Gluth in eurem Arm zu kühlen,
An eurem Busen Götterglück zu fühlen. —

Wie ist mir? Wo? von welchen Zauberkreisen
Seh' ich mich schnell umfangen?
Unsterbliche, laßt ihr mich wachend träumen?
Melodisch tönen wunderbare Weisen,
Und unter Blüthen hangen
Die goldnen Früchte an den jungen Bäumen.
In lichten Aetherräumen
Die grünen Felder lieblich glänzend strahlen,
Mit schönen Farben malen
Der Sonne Bilder sich auf unsern Globen,
Aus feinem Lichtstoff zart und leicht gewoben.

Ein neues Wunder! süße Blumenreigen
Aus mütterlichem Schooße,
Von selber sie im heil'gen Zauber sproßen;
Zu meinen Füßen sie sich freundlich neigen,
Still ruh'nd auf weichem Moose,
Den duft'gen Kelch geheimnißvoll verschlossen.
Von Liebe sanft umflossen,
Des Aethers milder Hauch sie leicht umwehet;
Der holde Geist erstehet,
Und, wie entrückt in höh're Regionen,
Seh' ich mich unter Blumenseelen wohnen. —

Wo kommt ihr her, geliebte, holde Wesen?
Welch Land hat euch geboren?
Wer von den Himmlischen kann euch mir senden?
„Von deiner Sehnsucht sollst du froh genesen;
Dich haben wir erkoren,
Den schwarzen Unmuth schnell von dir zu wenden.
Nimm, was wir liebend spenden;
Wirf heiter ab des Staubes schwere Hüllen,
Des Herzens Wunsch zu stillen;
Kühn flieg' empor zu des Olympos Höhen;
Dort sollst du neu verklärt die Liebe sehen!"

„Wir sind die Geister ungeborner Lieder,
In Blumen eingehüllet
Wir freundlich jedem Sterblichen erscheinen. —
Wer uns zu pflücken frei sich beuget nieder,
Dem wird der Geist erfüllet

[redacted]

Mit göttlichen Gedanken, ihm vereinen
Unsterblich sich die reinen.
Es springen freudig auf des Himmels Pforten,
Und mit des Friedens Worten
Wird er im Kreis der Jubelnden empfangen,
Die alle nach dem Seligen verlangen."

„Es reicht ihm Hebe ihre Nektarschaale,
Cythere [1]) kommt mit Kränzen,
Apollo giebt ihm froh die goldne Leier. —
So steht er, wie ein Gott im Sonnenstrahle;
Die hellen Augen glänzen;
In seinen Mienen flammt ein göttlich Feuer; —
Die Seele fühlt sich freier.
Sein Mund ertönt von ewigen Gesängen,
Und, wie bezaubert, hängen
Die Götter an den schönen Melodieen;
Es löst das All sich auf in Harmonieen."

„Harmonisch dreh'n im Tanze sich die Sphären,
Die Sterne liebend winken,
Mit Lust die Sonnen ihre Bahnen gehen;
Die Himmel frei sich zu den Welten kehren,
Der Berge Hügel blinken,
Und auf Parnassus [2]) Friedensfahnen wehen.
Die Musen auferstehen;
Vor ihrem Fluge sich die Lüfte theilen,
Sie zu dem Liebling eilen
Mit Lorbeer ihm die freie Stirn zu kränzen;
Er soll ein Engel unter Engeln glänzen!"

„Und wenn er dann der Weihe Kuß empfangen,
Wenn Lieb' ihn sanft durchdringet,
Trägt die Begeist'rung ihn auf ihren Schwingen.
Es hebt sich in der Brust ein kühn Verlangen;
Aus seinem Innern ringet
Der Wunsch sich los, den Sterblichen zu singen.
Den Brüdern soll erklingen
Das Götterlied, die zaubervolle Leier
Der Erde dunklen Schleier
Zerreiße schnell vor dem verklärten Blicke,
Und Himmelslust die Seligen entzücke." —

„Er kehrt bekränzt zur theuren Heimath wieder:
Die holden Pierinnen [3])
Mit ihrem Arm den Liebling fest umschlingen.
Sie leiten liebend ihn zur Erde nieder,

1) Cythere, Beiname der Venus von der Insel Cythera (jetzt Cerigo), wo sie verehrt wurde.
2) Parnaß oder Parnassus — fabelhafter Musenberg in Böotien.
3) Pierinnen = Beiname der 9 Musen, von dem gr. Berge Piurus.

Mit heitern, frohen Sinnen
Darf er das langersehnte Ziel erringen,
O hört ihn jubelnd singen
Der Freude Hochgesang im Vaterlande,
Wo ihn des Herzens Bande
Mit reiner Lust, mit ewig jungem Triebe
Auf ewig fesseln an die schöne Liebe."

„Er singt; und schnell erwachen alle Geister;
Es blüht ein neues Leben;
Dem Herzen ist die Liebe aufgegangen!
Wer ist der Jüngling? wer der Töne Meister?
Ein Gott hat ihm gegeben,
Was wir aus freier Huld von ihm empfangen.
Auf! laßt uns an ihm hangen!
Die Erde ist Elysium geworden;
Aus seinen sel'gen Worten
Strömt Göttliches den Sterblichen entgegen,
Quellt ewig neu der Schönheit ew'ger Segen."

„Verjüngt erscheinen blühende Dryaden; [1])
Der Hain, die Berge leben,
Und überall sind holde Götterspuren.
Im klaren Flusse tanzen die Najaden, [2])
Die leichten Nymphen schweben
Bezaubernd über heitre Blumenfluren. —
Unsterbliche Naturen,
Die Götter des Olymps in schönen Reigen
Vereint herniedersteigen;
Und in dem Flug der jungen Horen
Wird immer neu der Liebe Lust geboren."

„Es leben auf Arkadien Nomaden,
Frei sind die Welten wieder,
In ew'ger Jugend blüh'n die goldnen Zeiten,
Die Mädchen sich in Silberströmen baden,
Und bei der Flöte Lieder
Zu Hymnens Fest sie liebend sich bereiten.
An Rosenketten gleiten
Die Sanftbezwungnen durch das schöne Leben,
Von Grazien umgeben.
Die Liebe löst sich auf in Poesieen,
Und Poesie in heilge Sympathieen!" —

Wo war ich? Wer auf der Begeist'rung Flügel
Entführte mich dem Raume
Zu des Parnassus lichten Regionen?
Wer zeigte mir der Liebe Blumenhügel?

---

1) Dryaden = Waldnymphen, Waldgöttinnen.
2) Najaden = Wassernymphen, Wassergöttinnen.

[redacted]

Wer hob im wahren Traume
Mich zum Olymp, wo sel'ge Götter wohnen?
Wer wand in Blüthenkronen
Dem heitern Sänger in der Jugend Lenze
Der Schönheit ew'ge Kränze?
Du warst es, Genius! in deinem Strahle
Trank ich mit Lust die volle Nektarschale.

O laß mich nimmer in der Tiefe schweben,
Nicht in den Staub versinken!
Zu etwas Großem ist der Mensch erkoren; —
Zu Göttern soll der Sterbliche sich heben,
In lichte Fernen winken
Die Lieder, welche Lieb' und Lust geboren. —
Geht nicht im Strom verloren;
Kühn tretet vor, ihr freundlichen Gestalten;
In Bildern mögt ihr walten,
Mit heiliger Magie das Herz entzünden,
An das Vergängliche das Ewige binden.

(J. B. Vermehren.)

11) Die Terzine.

Die Terzine besteht aus drei Verszeilen mit fünffüßigen Jamben. Die Reime urchkreuzen sich fortlaufend; auf den mittleren Reim der vorangehenden Strophe reimt ch die erste und dritte Verszeile der darauffolgenden Strophe: aba, bcb, cdc, ded ꝛc. ie Reime können im Deutschen weiblich oder männlich sein; im Italienischen sind sie le weiblich.

Beispiele der Terzine.

Terzine aus: „Edelstein und Perle."

Die Perle.

Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuck nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannichmale,

Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestäude,
Bald in des Meeres off'nem Fluthenbrause.

Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht' ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.

Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,

6. Du, frommer Ritter, nahst uns armen Blumen,
Und schon erschimmern uns die Liebesperlen,
Den Weihekuß versprechen deine Lippen;
O wende bald und ganz auf uns die Blicke;
Entfeßle uns, durch deine Kraft lass' Rosen
Zu Helden werden und zu Siegern Veilchen!

Wohl dir, läßt Veilchen Palmen dir erblumen,
Blüh'n Myrthen dir aus Rosen, lockst du Perlen
Vom Veilchenblicke, Lust von Rosenlippen!

(E. von der Malsburg.)

9) Die Stanze oder Ottava Rima.

Unter Stanzen versteht man nicht nur die Strophenabtheilung der Gedichte, sondern auch eine besondere Dichtungsform, die in Italien häufig vorkommt. Sie hat ein sehr wohlklingendes Silbenmaß und besteht aus acht elfsilbigen Verszeilen; die erste, dritte und fünfte derselben reimen sich, eben so die zweite, vierte und sechste, wie auch die zwei letzten. Bei den Italienern sind alle Reime weiblich; aber im Deutschen ist wegen der Einförmigkeit auch der Wechsel weiblicher mit männlichen Reimen erlaubt.

Beispiele der Stanze.

1.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

(Göthe.)

2.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freuden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt:
Dem sind die Schmerzen Freunde und die Thränen,
Und er genießt sich selbst im stillen Sehnen.

(A. W. v. Schlegel.)

3) Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille;
Die Glocken hallen aus; die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit sie versenket war von frommen Händen.

Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie schien mir, heimathlos, mit Klaggeberde,
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.

Die Abendsonne strahlt'; ich saß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder flieh'n; die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Ist Abendroth und all mein Glück zu schauen. (Uhland.)

---

10) Die Canzone.

Die Canzone ist eine in Italien sehr angebaute lyrische Strophe. Obwohl sich in derselben viele Willkürlichkeiten erlaubt werden können, wie man das aus des berühmten italienischen Dichters, des Petrarkas ganz gelungenen Uebersetzungen recht leicht entnehmen kann, so hat sie doch eine bestimmte Versart und Reimstellung. Als Versart hat sie gewöhnlich elfsilbige Jamben mit siebensilbigen vermischt, welche letzteren sich nicht selten an die ersteren durch einen unmittelbaren Reim anschließen. Sie zerfällt in Stanzen oder Strophen, deren Zeilenzahl von dem Dichter abhängt. An das Ganze reiht sich eine Schlußstanze, die meistens kürzer ist, als die übrigen, und in welcher der Dichter gewöhnlich von seiner Canzone Abschied nimmt oder ihr allerlei Aufträge giebt.

Beispiele der Canzone.

1) An Novalis.

1. Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaud're,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
2. Von allen Blüthen steh' ich fern und schaud're,
Als würden sie vor meinem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
3. So muß ich unstet schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'schen mich entkleiden
Und an dem Troste weiden:
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten ohne Wanken.

Abschied.

Geh' hin, o Lied, und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,

Daß er, emporgeschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' im Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theu're Schatten;
Lass' uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.
(A. W. v. Schlegel.)

2) Harmonieen.

Ich trinke Frühlingsluft in langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen,
Mich an die Brust der weichen Matten schmiegen,
Und liebend küssen alle jungen Keime,
Wo zarte Perlen frischen Thaues wohnen.
Mit heißer Liebe lohnen
Möcht' ich dem Lenz sein liebevolles Walten,
Und nie erkalten an des Lebens Eise —
Gern will ich enden diese Pilgerreise,
Kann mein Gefühl sich nicht mehr frei entfalten
Bei Haines Blühen, bei der Quelle Kosen,
Beim Hauch der Maienluft, beim Glanz der Rosen.

Die Büsche kosen mit den weichen Lüften;
Berauscht in Düften jubeln Nachtigallen,
Und Blüthen fallen säuselnd aus den Zweigen.
Von Lust und Harmonie sind alle Triften,
Und unbelauscht soll mir kein Ton verhallen;
In mir soll jeder holde Kinder zeugen.
Will mich zur Quelle neigen —
Ihr Plätschern hallt in meinem Busen wieder,
Dem tausend Lieder innig reich entquellen —
Ich schwimme selig auf des Wohllauts Wellen,
Und in mir regt ein Engel sein Gefieder.
Was mich erfüllt, ich kann es nicht verkünden,
Die Ahnung nur vermag mich zu ergründen.

Den Hain entzünden Phöbus letzte Strahlen,
Und golden malen sich des Stromes Fluthen;
In Feuergluthen schmilzt des Aethers Bläue.
Am Hügel seh ich tausend Perlen strahlen;
Es scheint der Fels am Quell sich zu verbluten. —
Die ganze Flur empfängt des Abends Weihe,
Daß sich die Welt erneue
In meiner Brust zu jugendlichem Glanze.
Beim Sylphentanze magischer Gestalten,
Die hold aus solchem Schimmer sich entfalten,
Treibt hoch empor der jungen Kräfte Pflanze
Zum mächt'gen Baum auf weiter bunter Wiese,
Daß tausend er in seine Schatten schließe.

O heil'ge, süße Lust der Tön' und Farben!
O Zeit der Garben bei des Frühlings Leben!

O heißes Streben bei der Ruhe Kühle!
Wem alle Hoffnungen und Freuden starben,
Er fühlt sich neu von Seligkeit umgeben,
Bei eurer Harmonie, bei eurem Spiele.
So irr' ich vom Gewühle
Entfernt im Thale, durch der Wiese Matten,
Durch Haines Schatten zu der Berge Höhen,
Und könnte einer mit dem Frohen gehen,
Er spräche lächelnd: dir im Busen gatten
Sich Lust und Wahnsinn! — Soll um deine Freuden
Ich dich beklagen? soll ich dich beneiden?

Den Tag verscheiden nun in süßen Schlummer
Seh' ich, und stummer wird's auf allen Triften,
In reichern Düften wirkt der Blüthen Leben.
Ein Wölkchen zittert, wie ein stiller Kummer,
Um Lunens Blick, und hoch in dunklern Lüften
Erglänzt der Sterne Licht mit holdem Beben;
Von blauem Duft umgeben
Verschmelzen die Gebirg' in dunkle Massen,
Und liebend fassen Lunens Glanz die Fluthen;
Im Strome zittern ihre Silbergluthen;
Der Himmel ruht auf seinem Grund; es lassen
Die Sterne sich in seinen Tiefen sehen,
Geschaukelt von der Wellen leisem Wehen.

Vor Lust vergehen und vor heißem Sehnen,
In süßen Thränen möcht' ich da zerfließen,
Als Blum' entsprießen aus den grünen Auen;
Entflohen zu dem Land des ewig Schönen
Möcht' ich dem Trieb auf ewig mich verschließen
Und bei den Sternen meine Wohnung bauen.
So hängt in sel'gem Schauen
Mein Blick am Himmel, und der Himmel blicket
Auf mich, beglücket mich mit schönem Hoffen,
Schon liegen vor mir beßre Welten offen,
Und von des Lebens höchster Lust entzücket
Ruf' ich den Tod, in seinen Freundesarmen
Zu ewig junger Wonne zu erwarmen. —

O Lied! dich wähnen Alle zu verstehen;
Doch Laute wehen, keiner weiß von wannen,
Und unbegriffen eilen sie von dannen.
O wer vermag in meine Brust zu sehen?
Ich will ihm meine Hand zum Bündniß reichen
Und nimmermehr aus seiner Mitte weichen.

(Carl Streckfuß.)

3) Die Poesie.

Die Brust ergreift ein namenloses Sehnen;
Es drängt mich in die Weite

Hinaus, hinaus auf schöne, freie Fluren; —
Dem klaren Aug' entquellen heiße Thränen;
Wer ist, der liebend leite
Den irren Fuß auf unbekannten Spuren?
Schaut, freundliche Naturen,
Mit holdem Blick auf euren Liebling nieder!
Er kehrt euch treulich wieder,
Des Herzens Gluth in eurem Arm zu kühlen,
An eurem Busen Götterglück zu fühlen. —

Wie ist mir? Wo? von welchen Zauberkreisen
Seh' ich mich schnell umfangen?
Unsterbliche, laßt ihr mich wachend träumen?
Melodisch tönen wunderbare Weisen,
Und unter Blüthen hangen
Die goldnen Früchte an den jungen Bäumen.
In lichten Aetherräumen
Die grünen Felder lieblich glänzend strahlen,
Mit schönen Farben malen
Der Sonne Bilder sich auf unsern Globen,
Aus feinem Lichtstoff zart und leicht gewoben.

Ein neues Wunder! süße Blumenreigen
Aus mütterlichem Schooße,
Von selber sie im heil'gen Zauber sproßen;
Zu meinen Füßen sie sich freundlich neigen,
Still ruh'nd auf weichem Moose,
Den duft'gen Kelch geheimnißvoll verschlossen.
Von Liebe sanft umflossen,
Des Aethers milder Hauch sie leicht umwehet;
Der holde Geist erstehet,
Und, wie entrückt in höh're Regionen,
Seh' ich mich unter Blumenseelen wohnen. —

Wo kommt ihr her, geliebte, holde Wesen?
Welch Land hat euch geboren?
Wer von den Himmlischen kann euch mir senden?
„Von deiner Sehnsucht sollst du froh genesen;
Dich haben wir erkoren,
Den schwarzen Unmuth schnell von dir zu wenden.
Nimm, was wir liebend spenden;
Wirf heiter ab des Staubes schwere Hüllen,
Des Herzens Wunsch zu stillen;
Kühn flieg' empor zu des Olympos Höhen;
Dort sollst du neu verklärt die Liebe sehen!"

„Wir sind die Geister ungeborner Lieder,
In Blumen eingehüllet
Wir freundlich jedem Sterblichen erscheinen. —
Wer uns zu pflücken frei sich beuget nieder,
Dem wird der Geist erfüllet

Mit göttlichen Gedanken, ihm vereinen
Unsterblich sich die reinen.
Es springen freudig auf des Himmels Pforten,
Und mit des Friedens Worten
Wird er im Kreis der Jubelnden empfangen,
Die alle nach dem Seligen verlangen."

„Es reicht ihm Hebe ihre Nektarschaale,
Cythere [1]) kommt mit Kränzen,
Apollo giebt ihm froh die goldne Leier. —
So steht er, wie ein Gott im Sonnenstrahle;
Die hellen Augen glänzen;
In seinen Mienen flammt ein göttlich Feuer; —
Die Seele fühlt sich freier.
Sein Mund ertönt von ewigen Gesängen,
Und, wie bezaubert, hängen
Die Götter an den schönen Melodieen;
Es löst das All sich auf in Harmonieen."

„Harmonisch dreh'n im Tanze sich die Sphären,
Die Sterne liebend winken,
Mit Lust die Sonnen ihre Bahnen gehen;
Die Himmel frei sich zu den Welten kehren,
Der Berge Hügel blinken,
Und auf Parnassus [2]) Friedensfahnen wehen.
Die Musen auferstehen;
Vor ihrem Fluge sich die Lüfte theilen,
Sie zu dem Liebling eilen
Mit Lorbeer ihm die freie Stirn zu kränzen;
Er soll ein Engel unter Engeln glänzen!"

„Und wenn er dann der Weihe Kuß empfangen,
Wenn Lieb' ihn sanft durchdringet,
Trägt die Begeist'rung ihn auf ihren Schwingen.
Es hebt sich in der Brust ein kühn Verlangen;
Aus seinem Innern ringet
Der Wunsch sich los, den Sterblichen zu singen.
Den Brüdern soll erklingen
Das Götterlied, die zaubervolle Leier
Der Erde dunklen Schleier
Zerreiße schnell vor dem verklärten Blicke,
Und Himmelslust die Seligen entzücke." —

„Er kehrt bekränzt zur theuren Heimath wieder:
Die holden Pierinnen [3])
Mit ihrem Arm den Liebling fest umschlingen.
Sie leiten liebend ihn zur Erde nieder,

1) Cythere, Beiname der Venus von der Insel Cythera (jetzt Cerigo), wo sie verehrt wurde.
2) Parnaß oder Parnassus — fabelhafter Musenberg in Böotien.
3) Pierinnen = Beiname der 9 Musen, von dem gr. Berge Pierus.

Mit heitern, frohen Sinnen
Darf er das langersehnte Ziel erringen,
O hört ihn jubelnd singen
Der Freude Hochgesang im Vaterlande,
Wo ihn des Herzens Bande
Mit reiner Lust, mit ewig jungem Triebe
Auf ewig fesseln an die schöne Liebe."

„Er singt; und schnell erwachen alle Geister;
Es blüht ein neues Leben;
Dem Herzen ist die Liebe aufgegangen!
Wer ist der Jüngling? wer der Töne Meister?
Ein Gott hat ihm gegeben,
Was wir aus freier Huld von ihm empfangen.
Auf! laßt uns an ihm hangen!
Die Erde ist Elysium geworden;
Aus seinen sel'gen Worten
Strömt Göttliches den Sterblichen entgegen,
Quellt ewig neu der Schönheit ew'ger Segen."

„Verjüngt erscheinen blühende Dryaden; [1])
Der Hain, die Berge leben,
Und überall sind holde Götterspuren.
Im klaren Flusse tanzen die Najaden, [2])
Die leichten Nymphen schweben
Bezaubernd über heitre Blumenfluren. —
Unsterbliche Naturen,
Die Götter des Olymps in schönen Reigen
Vereint herniedersteigen;
Und in dem Flug der jungen Horen
Wird immer neu der Liebe Lust geboren."

„Es leben auf Arkadien Nomaden,
Frei sind die Welten wieder,
In ew'ger Jugend blüh'n die goldnen Zeiten,
Die Mädchen sich in Silberströmen baden,
Und bei der Flöte Lieder
Zu Hymnens Fest sie liebend sich bereiten.
An Rosenketten gleiten
Die Sanftbezwungnen durch das schöne Leben,
Von Grazien umgeben.
Die Liebe löst sich auf in Poesieen,
Und Poesie in heilge Sympathieen!" —

Wo war ich? Wer auf der Begeist'rung Flügel
Entführte mich dem Raume
Zu des Parnassus lichten Regionen?
Wer zeigte mir der Liebe Blumenhügel?

---

1) Dryaden = Waldnymphen, Waldgöttinnen.
2) Najaden = Wassernymphen, Wassergöttinnen.

Wer hob im wahren Traume
Mich zum Olymp, wo sel'ge Götter wohnen?
Wer wand in Blüthenkronen
Dem heitern Sänger in der Jugend Lenze
Der Schönheit ew'ge Kränze?
Du warst es, Genius! in deinem Strahle
Trank ich mit Lust die volle Nektarschale.

O laß mich nimmer in der Tiefe schweben,
Nicht in den Staub versinken!
Zu etwas Großem ist der Mensch erkoren; —
Zu Göttern soll der Sterbliche sich heben,
In lichte Fernen winken
Die Lieder, welche Lieb' und Lust geboren. —
Geht nicht im Strom verloren;
Kühn tretet vor, ihr freundlichen Gestalten;
In Bildern mögt ihr walten,
Mit heiliger Magie das Herz entzünden,
An das Vergängliche das Ewige binden.

(J. B. Vermehren.)

---

11) Die Terzine.

Die Terzine besteht aus drei Verszeilen mit fünffüßigen Jamben. Die Reime durchkreuzen sich fortlaufend; auf den mittleren Reim der vorangehenden Strophe reimt sich die erste und dritte Verszeile der darauffolgenden Strophe: **aba, bcb, cdc, ded** 2c. Die Reime können im Deutschen weiblich oder männlich sein; im Italienischen sind sie alle weiblich.

Beispiele der Terzine.

Terzine aus: „Edelstein und Perle."

Die Perle.

Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuck nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannichmale,

Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestäube,
Bald in des Meeres off'nem Fluthenbrause.

Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht' ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.

Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,

Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,

Und ruhig schwamm ich fort im flotten Nachen.
Da, auf des ebnen Meeres Spiegelfläche
Hingleitend, träumt' ich wohl auch andre Sachen:

Tief unter mir die unversiegten Bäche
Der Schöpfung ahnend, obenher der Sonne
Einflüsse fühlend in gedämpfter Schwäche,

Womit sie drang durch meine dunkle Tonne,
Wenn sie einmal recht hell schien, daß ich's spürte,
Wie hinter'm dichten Schleier eine Nonne.

So, wie der Doppelanhauch mich berührte,
Vom Nassen drunten, droben von dem Hellen,
Und feuchte Lebensgluthen in mir schürte,

Fühlt' ich mein Herz in hoher Ahnung schwellen,
Und des Bewußtseins erste Nachtentflammung
Begann mein eignes Ich mir vorzustellen.

Da dacht' ich meiner himmlischen Entstammung:
Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.

Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Die Thräne wär' im Ozean verschwommen,
Wenn nicht das Meer, den edlen Ursprung kennend,
Sie hätt' in eine Muschel aufgenommen,

Den Tropfen von den andern Tropfen trennend,
Die minder edlem Quell entquollen waren,
Die Muschel so zu dessen Pfleg' ernennend:

Du sollst in deinem stillen Schooß bewahren
Den edlen Keim und, bis er sich entfaltet,
Mit ihm behutsam durch die Wasser fahren.

Und wann die Perl' in dir sich hat gestaltet,
Und wann für sie erschienen ist die Stunde,
Hervorzutreten, sollst du sein gespaltet.

Dann sei das Kind entnommen dem Vormunde,
Und frei verdienen mag sich die Entstammte
Des Himmels ihr Geschick im Erdenrunde.

Drauf hat die Muschel, die der Ruf entflammte,
Aufbietend ihre Kraft bis zum Erkranken,
Treu vorgestanden ihrem Ammenamte.

Der Muschel und dem Schicksal muß ich's danken,
Daß ich, zu meines Innern Reinerhaltung,
Ward eingeschlossen in so treue Schranken.

Der Muschel muß ich's danken, die vor Spaltung
Mein Herz beschirmend, äußern Drang abweisend,
Im Innern doch mir Raum gab zur Entfaltung.

O hätt' ich durch die offnen Fluthen kreisend
Mich schlagen müssen, nicht wär' ich geblieben
Das, was ich blieb, in meiner Muschel reisend.
Drum segn' ich sie, wo sie jetzt mag zerstieben,
In deren Hut durch die empörte Welle
Des Meers zum Hafen sicher ich getrieben. (Fr. Rückert.)

Bem. Einige andere kleine in die deutsche Dichtkunst übergegangene Dichtungsformen, die man gewöhnlich zur lyrischen Poesie rechnet, als das Cancion, die Decime ꝛc. ꝛc. können hier um so mehr übergangen werden, weil sie nur selten vorkommen.

b) Didactische Poesie.

Zur didaktischen Poesie oder zum Lehrgedichte liefern alle Gegenstände der ernsten Betrachtung, die einer ästhetischen Behandlung nicht widerstreben, Stoff. Diese Dichtungsart behandelt Begriffe und Vorstellungen poetisch, d. h. sie stellt sie so dar, daß sie durch Phantasie und Gemüth zum Bewußtsein Anderer gelangen und Wohlgefallen erwecken. Dies geschieht durch Schilderungen, Begriffsentwicklungen und Begründungen, jedoch nicht durch strenge Angabe der Bestandtheile, Merkmale, Gründe ꝛc. vermittelst der Verstandesthätigkeit, sondern dadurch, daß an den Begriffen nur die der Phantasie zugänglichen Seiten hervorgehoben werden.

Es darf zwar dem Lehrgedicht nicht Plan, Ordnung, Wahrheit, Klarheit und Angemessenheit des Ausdrucks fehlen; aber es kann doch nicht von einem logisch-systematischen Plan und von einer erschöpfenden Vollständigkeit die Rede sein. Die didaktische Poesie trägt Begriffe und allgemeine Wahrheiten nicht deßwegen vor, um sie zu lehren, sondern um sie zu versinnlichen und als Gegenstand des Gefühls zu behandeln; sie bringt daher das, was in das Gebiet des Vorstellungsvermögens gehört, in das Gebiet des Gefühls und erhebt es durch die ästhetische Form zu einem Bilde für die Phantasie; das Lehrgedicht muß daher mehr Nahrung für Gefühl und Phantasie, als für den Verstand bieten; denn trockene Demonstrationen in demselben erfüllen uns mit Ekel und Kälte. Die Wahrheit soll uns dadurch liebenswürdig gemacht werden, daß man ihre himmlischen Reize in dem Rosenschimmer der Dichtung erblühen läßt. Die Anordnung ist daher von der Ideenverbindung und von dem beabsichtigten Totaleindrucke auf das Gefühl abhängig. Die Sprache in der didaktischen Poesie soll stets ernst und würdevoll sein; der Ton kann sich bisweilen bis zur Lyrik erheben, doch soll derselbe nicht durchgängig walten. Wir rechnen zur didaktischen Poesie aber nicht bloß das eigentliche Lehrgedicht, sondern auch die Gnomen oder Denksprüche.

1) Beispiele des eigentlichen Lehrgedichts.

1) Reichthum und Ehre.

Wie lange läßt Du Dich, o Thor vom Ruhm beseelen?
Du siehst, er quälet Dich, und wird Dich ewig quälen.
Wie bei der Fiebers Gluth der Durst, der Dich verzehrt,
Der oft genoss'ne Trank nie stillt und stets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für Dich erfindet,
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht erlöscht die Gluth.
Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, sprichst Du, wenn eine Welt mich ehret,
Und was sie von mir denkt, mich durch Bewund'rung lehret?
O Freund, dieselbe Welt, die Deinen Namen preist,
Hat oft in einem Tag ein Wanderer durchreist.
Was prahlst Du mit der Welt? Der kleinste Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von Dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem Du denkst, daß er Dich schätzt und liest,
Weiß wahrlich vielmal kaum, daß Du geboren bist;
Und der, auf dessen Gunst Du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über Dich, und zählt Dich zu den Thoren.
Doch der Bewund'rer Zahl, die Dich mit Ruhm erfreu'n,
Sei Millionen stark, — wirst Du drum glücklich sein?
Wer sind die Willigen, die Dich zum Wunder machten?
Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und Du verachten?
Hat Einer oder Zwei, wenn Hundert Dich genannt,
Zum Lobspruch g'nug Geschmack, zum Richter g'nug Verstand?
Sei stolz! Zehn lobten Dich; allein von eben diesen
Ward, sei nicht länger stolz, bald d'rauf ein Geck gepriesen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?"
Sie loben Dich. Noch mehr, sie sind entzückt von Dir.
An Dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen;
Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen!
Fast Jeder, der Dich lobt, belohnt sich für den Dienst,
Und ist sich ingeheim, was Du zu sein ihm schienst.
Dein Kenner ist wie Du, hat göttlich schöne Gaben,
Doch auch, wie Du, den Stolz, sie nur allein zu haben.

Viel rühmen Dich. Warum? aus Ueberzeugung? Nein!
Man lehrt durch Höflichkeit Dich wieder höflich sein.
Warum hat Dich Crispin so vielfach schon erhoben?
Er wird Dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
Der Redner rühmet Dich; nicht, weil Du's würdig bist,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
Hier spricht ein Tisch von Dir. Wie schätzen Dich die Blöden?
O! nein, sie wollten jetzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkast lobt heute Dich; warum? dächt'st Du das wohl?
Damit sein künft'ger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für Dich erklären,
Gesetzt, Dein Ruhm ist groß; wie lange wird er währen?
Ein Herz, das diesen Tag bei Deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bei Deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich satt, Dich immer hoch zu achten,
Und hört schon denen zu, die Dich zu stürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
Ist nicht des Andern Neid selbst Deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an Dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.

[redacted]

Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß Du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst Du Dich glücklich preisen?
Du sammelst, was Dich flieht, mit Müh' und Zittern ein,
Und wenn Du's endlich hast, so ist es doch nicht Dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?

Erfahrung und Vernunft, o! steht uns Beide bei!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz frei!
Nicht Ruhm, noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von Beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was Beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Rührt seine Fläche nur, und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig sein, und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; Ihr habt's, und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in Eurer Seele leer,
Und dieser leere Theil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! giebst denn Du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja! Mensch! erwirb sie Dir: so wirst Du ruhig sein.
Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierde ein.
Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh' Du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das Du genießen willst.
Was suchst Du viel? O lern', was Du nicht brauchest, meiden,
Und was Du hast, genieß'. Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn' Jedem gern sein Glück; lern' vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von Deinem finden,
Dem warf die Schickung viel, dem aber wenig zu.
Ist Jener glücklicher, der reicher ist, als Du?
Du denkst's, und lügest Dir. Steig' glücklich auf die Thronen;
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß Jener dort, den eine Hütt' umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bei dem Quell, als Du beim Weine fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die Dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was Dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still Dein Herz beseelen,
Und wenn Du sie gefühlt, Dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst Du, ob Dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, Dein Weib, Dein Haus sind Welt genug für Dich.
Such' sie durch Sorgfalt Dir, durch Liebe zu verbinden,
Und Du wirst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.

Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in Dir stets Deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn Du edel willst, Dir mit geheimer Ruh'.
Du streitest wider Dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beifall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst Du Dich an der Welt, an Lieb' und Freundschaft freun,
Gern öffnet er Dein Herz, und läßt die Freuden ein;
Er schärfet Dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug' entgegen.
Wohin Du gehst, geht auch sein stiller Beifall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur Dein Fuß betritt.
Du schleichst durchs bunte Thal, streifst durch die grüne Haide,
Und was Du siehst, ist Lust, und was Du fühlst, ist Freude.
Dein Aug' erweitert sich! und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum, Gott, seinen Schöpfer preist;
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren,
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehst's und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche;
Dir weht der sanfte West, Dir rauschen frohe Bäche;
Dir singt der Vögel Chor; Dir springt zufriednes Wild;
Und Alles ist für Dich mit Wollust angefüllt;
Und Du, an Unschuld reich und sicher im Gewissen,
Triffst da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Frei von des Neides Pein, frei von des Geizes Last,
Strebst Du nach Wenigem, und hast mehr, als Du hast.
Sieh stets auf Deine Pflicht, oft auf Dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der Dir's gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh' Du gedacht,
Den Plan zu Deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der jetzt vor Dir verschwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In Deines Freundes Arm, an Deiner Gattin Brust
Wird oft ein kleines Glück für Dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß Dich Dein Feind zu lästern sich erkühnt;
Es schmerzt; doch Trost genug, Du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt Dein Gut; ein Räuber hat's entführet;
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret!
Du fühlst ein ander Weh; Du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu sein!
Dir raubt der Tod Dein Weib, den Freund, den einz'gen Erben;
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth, zu sterben.

[redacted]

So sei Dein liebstes Gut ein frommes weises Herz.
Dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schmerz;
Dies sei Dein Stolz, Dein Schatz, Dein höchstes Ziel auf Erden;
Sonst Alles, nur nicht dies, kann Dir entrissen werden.
Zu wissen, es sei Dein, zu fühlen, daß Du's hast,
Dies Glück erkaufst Du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeckt noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.
(Gellert.)

2) Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit dem Bösen,
Mit Gleichgiltigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.
(J. G. v. Herder.)

3) Aus der „Urania."

Gott.

Lass' untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander zieh'n!
Am innern Leben, Freund, lass' sich die Hoffnung halten:
Wir bleiben, die Gestalten flieh'n.
Doch sprich, warum beschwören unsere Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu steh'n und uns zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu schau'n, in's Heiligthum der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus [1]) sein.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dies, dies ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber? darf die Blum' im Kranz,
Wie? darf sie selbst der Kranz sein wollen?

1) Pharus = Leuchtthurm.

Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille
Wie eine dunkle Weihung schwebt.

Dank der verborg'nen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ;
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß. —

Und wie? wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit sein? —
Verdiente sie das Gluthgelober
Des hoch entflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Mensch, du müßtest größer sein.
Und dies — dies forderst du; allein
Wie groß? Das ist die schwere Frage. —
Hinauf! Hinauf! zu eines Engels Glanz! —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hell'rer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugendkreises,
Der tief in seinem Schooß ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt. (Tiedge.)

4) Aus „Laienbrevier."

1.

Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten, — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,

Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

2.

Was auch, ein Mensch zu sein, dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen: wenn du nur
Ein Mensch willst sein! Dein Glück ist immer möglich,
Wenn du's zu finden weißt. Drum merke dir:
Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder.
Dann lebst du immer froh, so lang du lebst;
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin; —
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur;
Dann stirbst du gern auch spät im Alter erst; —
Denn auch zu altern ist uns auferlegt;
Und weißt, daß du einst ganz vergessen bist,
Denn Niemand denkt der Todten in den Tagen,
Die nach uns sind — auch dies ist Menschenloos.
Doch wenn dich's rührt, der armen Menschen Loos,
So weine! Denn auch Thränen, herbe wohl,
Und ungestillte Klagen sind für Menschen.
Was auch ein Mensch zu sein dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Mensch willst sein. Und darum: sei ein Mensch!

3.

Was ganz gewöhnlich ist, was alle Tage
An allen Orten still sofort geschieht,
Das kann nicht viel sein, wär' es auch der Tod.
Drum hege nicht von ihm zu große Hoffnung;
Er ist ein ganz gemein Natürliches.
Doch was natürlich ist, ist auch nie wenig!
Es ist ein Heiliges und Göttliches;
Drum hoffe nicht zu wenig von dem Tode,
Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert,
Vielleicht auch freudig, wie Natur sich freuet
Und leidet: still. So freu' auch du dich still.

4.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne zieh'n,
So immerfort; so jede heitre Nacht —
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht!
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben

Auf ihren stillen schönen Silberscheiben;
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchlebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht durchschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel; schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe;
Von dort aus sieh' die Erde, und verkläre
Zum Stern sie, und was du hier Alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

5.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf,
Und sprich: „Das will ich thun! O schau' es du,
Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
In dem du aufschau'nd selig dich erblickst;
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder ahn'st: es wohn' in dir,
Herabgesenkt, des Himmels stiller Geist!

6.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Veilchen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,
Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammtne süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müh beschwebt? —
Das thust du nicht! — Wohlan, so thu' das Gleiche
Dem Menschen: gönn' ihm Alles! Nichts beneid' ihm;
Denn für ihn ist das Distelhaupt — die Erde!
Die er mit Kunst und Fleiß und Müh' beschwebt;
Sein Geist ist wie der Tropfen Thau, worin
Die Welt sich bunt so wenig Tage malt;
Und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen

Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß Du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.
So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
Und um ein solches Gut willst Du Dich glücklich preisen?
Du sammelst, was Dich flieht, mit Müh' und Zittern ein,
Und wenn Du's endlich hast, so ist es doch nicht Dein.
Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?
Erfahrung und Vernunft, o! steht uns Beide bei!
Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz frei!
Nicht Ruhm, noch Ueberfluß kann unsre Wünsche stillen;
Von Beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
Was Beides unserm Geist gab und zu geben schien,
Rührt seine Fläche nur, und dringt nicht selbst in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig sein, und für den Geist sich schicken.
Habt Wollust, Ruhm und Macht; Ihr habt's, und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in Eurer Seele leer,
Und dieser leere Theil, für wen ist er beschieden?
O Tugend! giebst denn Du vielleicht dem Herzen Frieden?
Ja! Mensch! erwirb sie Dir: so wirst Du ruhig sein.
Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierde ein.
Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:
Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh' Du ihn noch stillst,
Verfliegt ein Leben schon, das Du genießen willst.
Was suchst Du viel? O lern', was Du nicht brauchest, meiden,
Und was Du hast, genieß'. Die Welt ist reich an Freuden;
Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
Gönn' Jedem gern sein Glück; lern' vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von Deinem finden.
Dem warf die Schickung viel, dem aber wenig zu.
Ist Jener glücklicher, der reicher ist, als Du?
Du denkst's, und lügest Dir. Steig' glücklich auf die Thronen;
Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,
Und sehn, daß Jener dort, den eine Hütt' umschließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit kühlet,
Mehr Wollust bei dem Quell, als Du beim Weine fühlet.
Entbehrt er eine Lust, die Dir der Reichthum schenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was Dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still Dein Herz beseelen,
Und wenn Du sie gefühlt, Dich nicht mit Reue quälen.
Was sorgst Du, ob Dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, Dein Weib, Dein Haus sind Welt genug für Dich.
Such' sie durch Sorgfalt Dir, durch Liebe zu verbinden,
Und Du wirst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.

Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne dich, du Schlüssel
Zur Welt . . . wenn aus dem ringsbehaarten Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!
O Schönheit, dein, dein ist der höchste Preis,
Und jedes Antlitz, das ein kindlich=reines,
Ein frommes Herz bedeckt — wie klares Wasser
Das Sonnenbild — ist schön. Das Menschenantlitz
Entdeckt die Wonn' erst, die im Innersten,
Geheimsten der Natur sich zuckend regt
Und überquillt — in Lächeln! Auf dem Antlitz
Erscheinet erst der tiefe große Schmerz,
Der die Natur im Heiligsten durchbebt;
Und wenn ein Kind geboren, wenn es lebet . . .
Wenn rings der tausendblum'ge Frühling neu
Und jung geworden, ach, dann lebt erst Kind
Und Frühling auf des Menschen Antlitz göttlich,
Lebt auf, wie nirgend sonst. Als Sonnenuhr
Des Lebens zeigt es alle leichten Schatten:
Es zeigt die Jugend — die an Sternen nicht,
In Rosen nicht so reizend glaubhaft blüht;
Es zeigt das Alter — das kein morscher Baum,
Kein falber Herbst so rührend wahr bezeugt,
Als mit dem wieder blaß gewordnen Antlitz,
Dem Silberhaar, dem müden Aug' des Menschen;
Und selbst der Tod, der heilige, der ernste,
Erscheint in seiner wundervollen Würde
Nur auf dem Menschenantlitz! Und noch Eins:
Du siehst, wie durch den leicht gewebten Schleier,
Durch dieses Antlitz selbst die Seligkeit
Der Todten, der dahin Gegangenen,
Wo aller Wesen stiller Urquell ist.
— Drum jedes Menschenantlitz sei dir heilig;
Es zu verehren wirst du nie bereuen,
Sei König nun, Feldmarschall oder Arzt.

9.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eignes
Nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kinder?
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst
Gehörst der Welt zu eigen; in dem Hause
Wohnst du — im Lande, auf der Erde frei,
Und wer das Land hat, hat auch deine Kinder,
Und wer die Menschen hat, der hat auch dich.
Drum: kümmre dich um Vaterland und Menschen.
Nimm Theil mit Mund und Hand in deiner Nähe;
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.

Laß Nichts verderben, sonst verdirbst du mit;
Laß Keinen Sclave sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich;
Und denken Alle so, wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich.
Und kann die Menschheit frei das Rechte thun,
Geht jede Göttergab' auch dir zu gut
Und deinen Enkeln allen; denn auf immer
Wird das erworben, was der Geist erwirbt.

(Leopold Schefer.)

5) Die Weisheit der Brahmanen.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda [1]) der Natur;
Hat viel geseh'n, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu seh'n,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu versteh'n.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

Die Unvollkommenheit der Welt hat zu beklagen,
Wer sie geschaffen glaubt zur Lust und zum Behagen.
Geschaffen ist sie wohl zu anderem Bedarf,
Wie der für gut befand, der so den Plan entwarf.
Zu seinem nicht, und nicht zu unserem Vergnügen,
Zu unserm Heil gewiß; darein mußt du dich fügen.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm, und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl; sonst thät er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb ein Sporn:
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Thu was du kannst, und laß das Andre dem, der's kann;
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.
Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk:
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk.
Wer halb und halb gesund, der mag nur krank sich nennen;
Und gar nicht kennen wir, was halb und halb wir kennen.
Wenn etwas Ganzes würd' aus noch so vielen Halben,
Ganz gut! es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

---

[1] Weda (Offenbarung) ist der Name der ältesten Sammlung indischer Religionsurkunden.

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.

Zu wenig nnd zu viel, ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel ein Schuß.

Zu wenig und zu viel ist gleich sehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,

Und wenn er lang' im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter, und zurückläßt keine Spur der Reise:

Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt,
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

Mein Sohn, du sollst dich nur auf Straßen und auf Gassen
Seh'n mit ehrbaren, mit geehrten Leuten lassen.

Die halbe Ehr' ist dein, wenn man sich neigt vor ihnen;
Am Ende lernest du die ganze selbst verdienen.

Beglückt, wer Alles nicht muß durch sich selber werden,
Sich nur anbilden darf vorbildliche Geberden:

Wer einen Vater hat, wer einen Lehrer findet,
Ein Muster, daran ihn Lieb' und Nachahmung bindet.

Er rankt daran empor mit unbewußtem Fleiß,
Und ist geworden gut und edel, eh' ers weiß.

Und fühlt er dann, wozu Beruf und Pflicht ihn treiben,
Darf er bewußt, was unbewußt er ward, nur bleiben.

Du sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.

Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schaar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war.

Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Gluth erkennen.

Du brauchst, was Andre thun, nicht immer zu versteh'n,
Um tüchtig dem, was dir zu thun ist, vorzusteh'n.

Doch zwiefach dir gereichts zu Förderung und Lust,
Wenn du auch ihrs verstehst, indem du deines thust.

[redacted]

Mein Prinz! die Schmeichler sind gefährlicher als Raben;
Die pflegen Todten nur die Augen auszugraben,

Indeß der Schmeichler sie dem Lebenden entwendet,
Und den Scharfsichtigsten mit falschen Künsten blendet.

Wer in der Jugend so hat das Gesicht verloren,
Erlangts nie mehr, und bleibt, als sei er blind geboren.

Die Welt ist wirklich; nur ein Wirkliches allein
Bringt Wirkliches hervor; Gott muß drum wirklich sein.

Die Welt ist Leben; nur Lebendiges allein
Kann Leben wirken; drum muß Gott lebendig sein.

Der Geist des Menschen denkt; nur Denkendes allein
Kann Denken schaffen; Gott muß also denkend sein.

Des Menschen Wille will; nur Wollendes allein
Kann Wille wirken; Gott muß selber wollend sein.

Darum im heiligen Sanskrit [1]), wie dir bekannt,
Ist er Swajambhu, der Selbstwesende, genannt;

Der Unbedingte, der sein eignes Sein bedingt,
Selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt.

Mein Goldschmied, in Geduld mußt du die Zeit erwarten;
Die Knappen laß im Berg erst machen ihre Fahrten.

Im Hüttendampfe laß Pochungen wacker pochen,
Und im Hochofen rein das Erz aus Schlacken kochen.

Hier gilt die derbe Faust statt feiner Fingerspitze,
Und vorarbeiten muß Handwerkerfleiß dem Witze.

Wo ihr Beruf erlischt, beginnet deine Sendung;
Sie liefern dir den Stoff, du gibst ihm die Vollendung.

Das Uebel ist bestrebt, sich selbst zu überwinden;
Denn nur das Uebel lehrt den Menschen Künst' erfinden;

Das aber ist der Zweck von Kunst und Wissenschaft,
Dem Uebel in der Welt zu brechen Spitz' und Kraft,

Aus der Nothwendigkeit und des Naturzwangs Ketten
Den Menschen ins Gebiet der Freiheit hinzuretten.

Durch Kunst und Wissenschaft ist er so weit entronnen,
Hat durch sie der Natur schon soviel abgenommen.

Durch Uebung mehr und mehr wird er derselben Meister,
Bis endlich wird sein Geist beherrschen ihre Geister.

Thu recht, und schreibe dir nicht als Verdienst es an;
Denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan.

---

1) Sanskrit, eig. heilige Schrift, die heil. Sprache der Indier, in welcher ihre Religionsbücher geschrieben sind.

Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in Dir stets Deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn Du edel willst, Dir mit geheimer Ruh'.
Du streitest wider Dich; kaum ist der Sieg gelungen:
So krönt sein Beifall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst Du Dich an der Welt, an Lieb' und Freundschaft freun,
Gern öffnet er Dein Herz, und läßt die Freuden ein;
Er schärfet Dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug' entgegen.
Wohin Du gehst, geht auch sein stiller Beifall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur Dein Fuß betritt.
Du schleichst durchs bunte Thal, streifst durch die grüne Haide,
Und was Du siehst, ist Lust, und was Du fühlst, ist Freude.
Dein Aug' erweitert sich! und mit ihm selbst dein Geist;
Siehst, wie der stolze Baum, Gott, seinen Schöpfer preist;
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren,
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehst's und wirst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche;
Dir weht der sanfte West, Dir rauschen frohe Bäche;
Dir singt der Vögel Chor; Dir springt zufriednes Wild;
Und Alles ist für Dich mit Wollust angefüllt;
Und Du, an Unschuld reich und sicher im Gewissen,
Triffst da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Frei von des Neides Pein, frei von des Geizes Last,
Strebst Du nach Wenigem, und hast mehr, als Du hast.
Sieh stets auf Deine Pflicht, oft auf Dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der Dir's gegeben.
Du siehst durch dessen Hand, der war, eh' Du gedacht,
Den Plan zu Deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der jetzt vor Dir verschwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In Deines Freundes Arm, an Deiner Gattin Brust
Wird oft ein kleines Glück für Dich die größte Lust.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörst, daß Dich Dein Feind zu lästern sich erkühnt;
Es schmerzt; doch Trost genug, Du hast es nicht verdient.
Ein Unfall raubt Dein Gut; ein Räuber hat's entführet;
Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret!
Du fühlst ein ander Weh; Du fühlst der Krankheit Pein;
Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu sein!
Dir raubt der Tod Dein Weib, den Freund, den einz'gen Erben;
Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth, zu sterben.

So sei Dein liebstes Gut ein frommes weises Herz.
Dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schmerz;
Dies sei Dein Stolz, Dein Schatz, Dein höchstes Ziel auf Erden;
Sonst Alles, nur nicht dies, kann Dir entrissen werden.
Zu wissen, es sei Dein, zu fühlen, daß Du's hast,
Dies Glück erkaufst Du nicht um aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeckt noch so viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.
(Gellert.)

2) Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit dem Bösen,
Mit Gleichgiltigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.
(J. G. v. Herder.)

3) Aus der „Urania."

Gott.

Lass' untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander zieh'n!
Am innern Leben, Freund, lass' sich die Hoffnung halten:
Wir bleiben, die Gestalten flieh'n.
Doch sprich, warum beschwören unsere Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu steh'n und uns zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu schau'n, in's Heiligthum der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus [1]) sein.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dies, dies ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber? darf die Blum' im Kranz,
Wie? darf sie selbst der Kranz sein wollen?

1) Pharus = Leuchtthurm.

Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille
Wie eine dunkle Weihung schwebt.

Dank der verborg'nen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ;
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß. —

Und wie? wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit sein? —
Verdiente sie das Gluthgelodert
Des hoch entflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Mensch, du müßtest größer sein.
Und dies — dies forderst du; allein
Wie groß? Das ist die schwere Frage. —
Hinauf! Hinauf! zu eines Engels Glanz! —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hell'rer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugendkreises,
Der tief in seinem Schooß ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt. (Tiedge.)

4) Aus „Laienbrevier."

1.

Nur wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten, — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,

Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

2.

Was auch, ein Mensch zu sein, dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen: wenn du nur
Ein Mensch willst sein! Dein Glück ist immer möglich,
Wenn du's zu finden weißt. Drum merke dir:
Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder.
Dann lebst du immer froh, so lang du lebst;
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin; —
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur;
Dann stirbst du gern auch spät im Alter erst; —
Denn auch zu altern ist uns auferlegt;
Und weißt, daß du einst ganz vergessen bist,
Denn Niemand denkt der Todten in den Tagen,
Die nach uns sind — auch dies ist Menschenloos.
Doch wenn dich's rührt, der armen Menschen Loos,
So weine! Denn auch Thränen, herbe wohl,
Und ungestillte Klagen sind für Menschen.
Was auch ein Mensch zu sein dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Mensch willst sein. Und darum: sei ein Mensch!

3.

Was ganz gewöhnlich ist, was alle Tage
An allen Orten still sofort geschieht,
Das kann nicht viel sein, wär' es auch der Tod.
Drum hege nicht von ihm zu große Hoffnung;
Er ist ein ganz gemein Natürliches.
Doch was natürlich ist, ist auch nie wenig!
Es ist ein Heiliges und Göttliches;
Drum hoffe nicht zu wenig von dem Tode,
Dem die Natur ihr Schönstes ruhig opfert,
Vielleicht auch freudig, wie Natur sich freuet
Und leidet: still. So freu' auch du dich still.

4.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne zieh'n,
So immerfort; so jede heitre Nacht —
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht!
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben

Auf ihren stillen schönen Silberscheiben;
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht durchschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel; schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe;
Von dort aus sieh' die Erde, und verkläre
Zum Stern sie, und was du hier Alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

5.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf,
Und sprich: „Das will ich thun! O schau' es du,
Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung;
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
In dem du aufschau'nd selig dich erblickst;
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder ahn'st: es wohn' in dir,
Herabgesenkt, des Himmels stiller Geist!

6.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Veilchen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,
Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammtne süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müh beschwebt? —
Das thust du nicht! — Wohlan, so thu' das Gleiche
Dem Menschen: gönn' ihm Alles! Nichts beneid' ihm;
Denn für ihn ist das Distelhaupt — die Erde!
Die er mit Kunst und Fleiß und Müh' beschwebt;
Sein Geist ist wie der Tropfen Thau, worin
Die Welt sich bunt so wenig Tage malt;
Und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen

Bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde
Mit ihrem stündlichen Verlust, mit tausend Thränen,
Die er um Andere geweint — die Andre
Bald um ihn weinen! Denn dem armen Menschen
Wird auch der Guten Güte, und ihr Dasein
Sogar, zu stillem edlem Schmerz voraus!

7.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Ja jedes Haupt, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblichers. Und willst du,
So grüße auch die Rose! Willst du auch,
So küsse sie: „im Namen Gottes!" Gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber;
Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!" Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg;
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;
Sie sind in einem Himmelreich mit dir;
Sie sind Genossen deines Lebens, sind,
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unaussprechbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir ins Auge trieb!

8.

Wär' keine Sonn' am Himmel, wie viel fehlte!
Und dennoch wollt' ich leben, wenn man könnte;
Doch ohne Menschenantlitz wär' die Erde
Ganz einsam tödtlichfinster. Heil'ges Antlitz
Des Menschen! schöner Lotus auf der Tiefe
Des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend,
Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß!
Du, du erleuchtest Tag und Firmament
Erst klar! Dich, dich erblickend ist kein Mensch
In Wüsten mehr allein; der ganze Himmel
Ist — wie die Welt zum Menschen — also nah
Und schön zum Kinde worden .... Gott steht vor uns
Anschauend hold in jedem Kinderantlitz.

Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne dich, du Schlüssel
Zur Welt . . . wenn aus dem ringsbehaarten Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!
O Schönheit, dein, dein ist der höchste Preis,
Und jedes Antlitz, das ein kindlich=reines,
Ein frommes Herz bedeckt — wie klares Wasser
Das Sonnenbild — ist schön. Das Menschenantlitz
Entdeckt die Wonn' erst, die im Innersten,
Geheimsten der Natur sich zuckend regt
Und überquillt — in Lächeln! Auf dem Antlitz
Erscheinet erst der tiefe große Schmerz,
Der die Natur im Heiligsten durchbebt;
Und wenn ein Kind geboren, wenn es lebt . . .
Wenn rings der tausendblum'ge Frühling neu
Und jung geworden, ach, dann lebt erst Kind
Und Frühling auf des Menschen Antlitz göttlich,
Lebt auf, wie nirgend sonst. Als Sonnenuhr
Des Lebens zeigt es alle leichten Schatten:
Es zeigt die Jugend — die an Sternen nicht,
In Rosen nicht so reizend glaubhaft blüht;
Es zeigt das Alter — das kein morscher Baum,
Kein falber Herbst so rührend wahr bezeugt,
Als mit dem wieder blaß gewordnen Antlitz,
Dem Silberhaar, dem müden Aug' des Menschen;
Und selbst der Tod, der heilige, der ernste,
Erscheint in seiner wundervollen Würde
Nur auf dem Menschenantlitz! Und noch Eins:
Du siehst, wie durch den leicht gewebten Schleier,
Durch dieses Antlitz selbst die Seligkeit
Der Todten, der dahin Gegangenen,
Wo aller Wesen stiller Urquell ist.
— Drum jedes Menschenantlitz sei dir heilig;
Es zu verehren wirst du nie bereuen,
Sei König nun, Feldmarschall oder Arzt.

9.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eignes
Nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kinder?
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst
Gehörst der Welt zu eigen; in dem Hause
Wohnst du — im Lande, auf der Erde frei,
Und wer das Land hat, hat auch deine Kinder,
Und wer die Menschen hat, der hat auch dich.
Drum: kümmre dich um Vaterland und Menschen.
Nimm Theil mit Mund und Hand in deiner Nähe;
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.

[redacted]

Laß Nichts verderben, sonst verdirbst du mit;
Laß Keinen Sclave sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich;
Und denken Alle so, wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich.
Und kann die Menschheit frei das Rechte thun,
Geht jede Göttergab' auch dir zu gut
Und deinen Enkeln allen; denn auf immer
Wird das erworben, was der Geist erwirbt.

(Leopold Schefer.)

5) Die Weisheit der Brahmanen.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda [1]) der Natur;
Hat viel geseh'n, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu seh'n,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu versteh'n.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

Die Unvollkommenheit der Welt hat zu beklagen,
Wer sie geschaffen glaubt zur Lust und zum Behagen.
Geschaffen ist sie wohl zu anderem Bedarf,
Wie der für gut befand, der so den Plan entwarf.
Zu seinem nicht, und nicht zu unserem Vergnügen,
Zu unserm Heil gewiß; darein mußt du dich fügen.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm, und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl; sonst thät er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb ein Sporn:
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Thu was du kannst, und laß das Andre dem, der's kann;
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.
Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk:
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk.
Wer halb und halb gesund, der mag nur krank sich nennen;
Und gar nicht kennen wir, was halb und halb wir kennen.
Wenn etwas Ganzes würd' aus noch so vielen Halben,
Ganz gut! es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

---

1) Weda (Offenbarung) ist der Name der ältesten Sammlung indischer Religionsurkunden.

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.

Zu wenig und zu viel, ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel ein Schuß.

Zu wenig und zu viel ist gleich sehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das du litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,

Und wenn er lang' im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter, und zurückläßt keine Spur der Reise:

Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt,
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

Mein Sohn, du sollst dich nur auf Straßen und auf Gassen
Seh'n mit ehrbaren, mit geehrten Leuten lassen.

Die halbe Ehr' ist dein, wenn man sich neigt vor ihnen;
Am Ende lernest du die ganze selbst verdienen.

Beglückt, wer Alles nicht muß durch sich selber werden,
Sich nur anbilden darf vorbildliche Geberden:

Wer einen Vater hat, wer einen Lehrer findet,
Ein Muster, daran ihn Lieb' und Nachahmung bindet.

Er rankt daran empor mit unbewußtem Fleiß,
Und ist geworden gut und edel, eh' ers weiß.

Und fühlt er dann, wozu Beruf und Pflicht ihn treiben,
Darf er bewußt, was unbewußt er ward, nur bleiben.

Du sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.
Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schaar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war.
Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Gluth erkennen.

Du brauchst, was Andre thun, nicht immer zu versteh'n,
Um tüchtig dem, was dir zu thun ist, vorzusteh'n.
Doch zwiefach dir gerichts zu Förderung und Lust,
Wenn du auch ihrs verstehst, indem du deines thust.

[redacted]

Mein Prinz! die Schmeichler sind gefährlicher als Raben;
Die pflegen Todten nur die Augen auszugraben,
Indeß der Schmeichler sie dem Lebenden entwendet,
Und den Scharfsichtigsten mit falschen Künsten blendet.
Wer in der Jugend so hat das Gesicht verloren,
Erlangts nie mehr, und bleibt, als sei er blind geboren.

Die Welt ist wirklich; nur ein Wirkliches allein
Bringt Wirkliches hervor; Gott muß drum wirklich sein.
Die Welt ist Leben; nur Lebendiges allein
Kann Leben wirken; drum muß Gott lebendig sein.
Der Geist des Menschen denkt; nur Denkendes allein
Kann Denken schaffen; Gott muß also denkend sein.
Des Menschen Wille will; nur Wollendes allein
Kann Wille wirken; Gott muß selber wollend sein.
Darum im heiligen Sanskrit [1]), wie dir bekannt,
Ist er Swajambhu, der Selbstwesende, genannt;
Der Unbedingte, der sein eignes Sein bedingt,
Selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt.

Mein Goldschmied, in Geduld mußt du die Zeit erwarten;
Die Knappen laß im Berg erst machen ihre Fahrten.
Im Hüttendampfe laß Pochungen wacker pochen,
Und im Hochofen rein das Erz aus Schlacken kochen.
Hier gilt die derbe Faust statt feiner Fingerspitze,
Und vorarbeiten muß Handwerkerfleiß dem Witze.
Wo ihr Beruf erlischt, beginnet deine Sendung;
Sie liefern dir den Stoff, du gibst ihm die Vollendung.

Das Uebel ist bestrebt, sich selbst zu überwinden;
Denn nur das Uebel lehrt den Menschen Künst' erfinden;
Das aber ist der Zweck von Kunst und Wissenschaft,
Dem Uebel in der Welt zu brechen Spitz' und Kraft,
Aus der Nothwendigkeit und des Naturzwangs Ketten
Den Menschen ins Gebiet der Freiheit hinzuretten.
Durch Kunst und Wissenschaft ist er so weit entronnen,
Hat durch sie der Natur schon soviel abgenommen.
Durch Uebung mehr und mehr wird er derselben Meister,
Bis endlich wird sein Geist beherrschen ihre Geister.

Thu recht, und schreibe dir nicht als Verdienst es an;
Denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan.

1) Sanskrit, eig. heilige Schrift, die heil. Sprache der Indier, in welcher ihre Religionsbücher geschrieben sind.

Thu's gern! und wenn dir das nicht zum Verdienst gereicht,
Gereicht dir's doch zur Lust, daß dir die Pflicht ward leicht.

Wenn in Geschichten wir von Noth und Jammer lesen,
So tröstet dieses uns: dies Alles ist gewesen.

Die Herzen ruhen längst, die das erlitten haben,
Und ihre Sünden sind mit ihnen auch begraben;

Doch ihre Lieb' und Treu, ihr Glauben und ihr Muth,
Sind die auch hin, wie Schaum, geschwommen auf der Fluth?

Mitnichten, diese sind am Leben uns geblieben;
Denn wozu würde wohl Geschichte sonst geschrieben?

Ein alter Weiser lehrt, daß Tugend vielerlei,
Doch stets ein Mittleres von zweien Aeußern sei;

Im Wesen selber eins, doch von verschiednen Namen
Wie viele Schößlinge aus einer Wurzel kamen.

Gerechtigkeit, entfernt von Zu- und Gegenneigung,
Von Vorlieb' und Mißlieb', Abgunst und Gunstbezeigung.

Leutseligkeit, entfernt von Schmeichelei und Trutz,
Wie Wohlanständigkeit von Flitterpracht und Schmutz.

Mannhaftigkeit, entfernt von Trotzigkeit und Zagniß,
Und Tapferkeit, von Furcht und übermüth'gem Wagniß.

Freigebigkeit, gleichfern von Geiz und von Verschwendung;
Besonnenheit, so fern von Arglist als Verblendung.

Der Glaube, gleich entfernt von Un- und Ueberglauben,
Der nichts dir bringet auf, und nichts sich lässet rauben.

Die Nüchternheit, entfernt von Schlemmerei und Fasten;
Die Rührigkeit, entfernt von Uebereil' und Rasten.

Demuth, gleichweit von Stolz und Niederträchtigkeit,
Wie Leiberwohlgestalt von Fett und Schmächtigkeit.

Das Mittelmaß ist gut dem Alter, wie der Jugend;
Nur Mittelmäßigkeit allein ist keine Tugend.

Im Mittelmaß vereint sich zweier Aeußern Kraft;
Doch Mittelmäßigkeit ist beiden untheilhaft.

Verstand ist zweierlei: der ein' ist angeboren,
Dein Wiegeneingebind und Mahlschatz unverloren.

Erst zu erwerben ist der andre, zu ersparen,
Der mit den Jahren wächst durch Lernen und Erfahren.

Der zwei Verstande kann ein Mann entbehren keinen,
Und erst ein ganzer wirds, wo beide sich vereinen.

[redacted]

Die Menschen wollen doch von Werken der Natur,
Was ihnen Nutzen bringt, am Meisten rühmen nur;

Entweder was sie selbst zu füttern dient, zu kleiden,
Doch oder wenigstens ihr zahmes Vieh zu weiden.

Schrieb' auch ein Vogel nun einmal Naturgeschichte;
Wie, meint ihr, lauteten vom Menschen die Berichte?

Daß unter Allem, was zu Vogelschirm und Schutze
Geschaffen Gott, der Mensch sei von geringstem Nutze;

Ja recht zum Ungemach, Verderben und Entsetzen
Mit Ränken tausendfach, Nachstellungen und Netzen.

Und nichts sei gut an ihm, als daß mit seltnem Triebe
Er Bäume pflanze, zwar dem Vogel nicht zu Liebe,

Von denen doch alsdann ein Vogel dann und wann,
Wenn ihn der Mensch nicht scheucht, die Früchte picken kann.

Sobald dem Menschen wir die Freiheit zugesteh'n,
Scheint's um die göttliche Allwissenheit gescheh'n.

Denn wenn die Gottheit weiß, wohin mein Thun sich lenkt,
So bin ich ja zu thun gezwungen, wie sie denkt.

Der alte Meister sprach: das sei nur als ein Zeichen
Euch angeführt, wie weit des Menschen Kräfte reichen,

Und daß sein schwacher Witz sich lasse nicht verführen,
An unbegreifliche Geheimnisse zu rühren.

Der große Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur.

Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond und Sonnenflecken,
Im Sternennebel dort ist Gott nicht zu entdecken.

Des Sehrohrs Scharfblick sieht den Unsichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.

Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit sich bringen;
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

Die Stimmenmehrheit nun entscheidet jeden Streit;
Doch eh'r entscheiden sollt' ihn Stimmenminderheit;

Denn gelten sollten mehr die Weisen als die Thoren,
Und stets zur Minderheit sind jene auserkoren.

Dein eigen nennt der Mensch ein Gut uneigentlich;
Daß Gutes ist von Gott, gesteht er schweigentlich.

Du sollst, was deiner Art, was deinen Sinn kann eignen,
Wo dir's auf deiner Fahrt begegnet, dir aneignen.

Der Eigner dieser Welt, das ist ein Geist, der eignet
Sich dauernd Alles zu, was flüchtig sich ereignet.

Das Eigenthum ist nur ein äußerlich Geleit;
Dein rechtes Eigenthum ist Eigenthümlichkeit.

Auf diese Eigenblum' halt ohne Eigenruhm,
Und laß dir rauben nie dein eigenst' Eigenthum.

Gleichfern von Eigensucht, alswie von Eigenflucht,
In Eigenzucht gedeiht des Herzens Eigenfrucht.

Dies sei mein eigner Sinn, zu sein ohn' Eigensinn;
Mein eigen bin ich nur, wenn ich dein eigen bin.

Ich bin in Lust und Schmerz leibeigen und leibeigen
Dir, welchem stets mein Herz blieb eigen und bleib' eigen!

Ein Fürst ließ seinem Sohn verfertigen ein Schild,
Vier Felder von Azur, in jedem Feld ein Bild.

Und jedem Sinnbild war ein Sinnspruch beigegeben,
Doch rings ums Ganze stand: Nach diesem sollst du leben!

Im ersten Felde war ein Hirsch von Gold, dazu
Die Schrift von Diamant: Die Götter fürchte du!

Im andern Feld ein Storch von Silber, und dazu
Die Inschrift von Rubin: Die Aeltern ehre du!

Im dritten Feld, von Erz die Schildkröt', und dazu
Die Schrift von Karneol: Dein Haus bestelle du!

Im letzten Feld, von Stahl ein Delphin, und dazu
Die Schrift von Perlensaat: Den Freunden diene du!

Warum ist Götterfurcht vom Hirsch gemeint? Er zittert
Im Walde, wenn ob ihm der Himmel hochgewittert.

Wodurch ist Elternlieb' im Storch erklärt? Der junge
Trägt die gealterten mit seiner Flügel Schwunge.

Wie zeigt die Schildkröt' Hausbestellung an? Sie trägt
Fest auf dem Rücken eins, das ihr kein Stein zerschlägt.

Womit thut Freundesdienst der Delphin kund? Er kündet
Den Sturm, und bleibt im Sturm den Schiffenden verbündet.

Es ist ihm nicht genug, daß er gewarnet hätte;
Er müht sich auch, daß er umsonst Gewarnte rette.

Sohn, aufrecht sei dein Gang, und all dein Thun aufrichtig!
Aufrechter Gang ist für den Menschen nicht unwichtig.

Er ist, von Gott gewährt, die erste, hehrste Gunst,
Und ist, vom Kind gelernt, die erste, schwerste Kunst;

Die, und die eng mit ihr verbundne Kunst der Rede,
Begründet und bedingt der andern Künste jede.

Hoch halte sie, o Sohn, und mach' Gebrauch davon;
Steh' aufrecht, wo du stehest, nah oder fern dem Thron.

Vorm höchsten Throne selbst halt aufrecht die Gedanken;
Wen Gottes Gnade hält, den lässet sie nicht wanken.

Steh, wie ein frommer Knecht, vor deinem Herrn aufrecht
Gegürtet, winkbereit, zur Arbeit, zum Gefecht.

So geh, aufrechtes Haupts, ohn' Hochmuth auf der Erde;
Aufrichtig sei dein Sinn, dein Wort und die Geberde.

Halt aufrecht, wie dich selbst, das Recht, wo du vermagst;
Nicht auf Erliegende und dich, so du erlagst.

Die Sterne winken dir, zu ihnen aufzurichten
Den Blick, und deinen Gang nach ihrem Lauf zu richten.

Warum ist Redlichkeit von Rede so benannt?
Weil aus der Rede nur das Innre wird erkannt.

Die Redlichkeit besteht darin, daß einerlei
Mit seiner Aeußerung dein Innerliches sei.

Die Redlichkeit besteht nicht in Wohlredenheit,
In Ueberredungskunst, Ausred' und Redestreit;

Die Redlichkeit besteht darin: Ein Wort, ein Mann;
Weil man den Redlichen beim Worte halten kann.

Darin bestehet sie, daß sich dein Herz beredet
Mit seiner Pflicht, und thut das, was dein Mund geredet.

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten.

Die geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Der Worte vier: halt ein! halt aus! halt an! halt ab!

Halt ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft;
Halt aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft.

Halt an zum Guten wen und wo du Macht gewannst;
Halt ab vom Bösen wen, vom Uebel, was du kannst.

Behalt' und halte dies, und ordne dein Verhalten
Danach; so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

Wer über Gräber geht, und denket nicht an sich,
Und spricht nicht ein Gebet, thut doppelt freventlich.

Er hat vergessen, daß im Herrn die Todten leben,
Und hat vergessen, daß er selbst soll sterben eben.

Ein Edler, der sich noch, wenn er des Feindes Streichen
Erliegt, durch Wohlthat rächt, wem ist er zu vergleichen?

Dem Sandelbaum allein, der, fallend auf den Grund,
Mit süßem Dufte würzt des Beiles scharfen Mund.

Sei wessen Sohn du magst, und Tugend sei dein eigen,
So brauchest du uns gar den Stammbaum nicht zu zeigen.

Wer sagen kann: Ich bins! ist unser Mann fürwahr;
Nicht der ist unser Mann, der sagt: Mein Vater war.

Du kannst nicht, sagt die Schrift, zugleich zwei Herren dienen,
Gott und der Welt zugleich; wie wählst du zwischen ihnen?

Ich aber sage dir: Erspare dir die Qual;
Erspare dir die Wahl; dien' Beiden auf einmal!

Ich sage dir: Du kannst zugleich den Beiden dienen;
Schlecht ist dein Dienst, wenn du zugleich nicht dienest ihnen.

Der Welt zu dienen, gab dir Gott des Lebens Hauch;
Nicht dienen kannst du ihm, ohn' ihr zu dienen auch.

Nicht dienen kannst du ihr, ohn' ihm zugleich zu dienen;
Weltdienst und Gottesdienst — kein Streit ist zwischen ihnen.

Sieh dieses Sinnbild, Sohn! die Fackel kehrt, wenn du
Sie kehrest niederwärts, die Gluth nach oben zu.

Wie auch das Unglück ihn gebeugt, des Edlen Muth
Kehrt sich zum Himmel stets mit ungedämpfter Gluth. (Fr. Rückert.)

---

2) Gnomen oder Denksprüche.

Die Gnomen sind Denksprüche in poetischer Form. Sie drücken Erfahrungen und Lehrsätze kurz, genau, sinnreich und kräftig aus, und kleiben sie in eine anziehende Form. Die Lehren der Gnomen beziehen sich besonders auf Sittlichkeit und Lebensweisheit, und müssen nicht bloß wahr, einleuchtend und wichtig, sondern auch neu (neu gesagt) und poetisch dargestellt sein. In den zwei letzten, im Auszuge mitgetheilten Lehrgedichten von L. Schefer und Fr. Rückert ist die Ausdrucksweise als Spruch, als Gnome vorherrschend. Der Orient war reich an herrlichen Dichtungen dieser Art. Die Sprüche Salomo's und Jesus Sirach's, auch viele Aussprüche Christi selbst sind Gnomen.

Beispiele von Gnomen.

1) Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten. (Göthe.)

2) Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es; denn einzeln
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon. (Göthe.)

3) Lindernde Thränen! euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu;
Wäret ihr nicht, und könnten die Menschen ihr Leiden nicht weinen,
Ach, wie ertrügen sie's da? (Klopstock an Ebert.)

[redacted]

4) Der Mensch ist eine Frucht aus seiner eignen Saat. (Tiedge.)

5) Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz. (Schiller.)

6) Zwei sind der Wege, auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt.
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf;
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. (Schiller.)

7) Immer zu wandeln allein, rief einst der Hexameter klagend;
Echo tönte zurück: Immer zu wandeln allein!
Und von der Nymphe belehrt, erzeugt er sich selbst den Gefährten,
Zweimal sprechend das Wort: Immer zu wandeln allein! (Gotthold.)

---

c) Epische Poesie.

Der Charakter der epischen Poesie beruht auf der vollendeten Darstellung von Gefühlen, welche durch Gegenstände in der Naturwelt oder durch menschliche Willensfreiheit angeregt und erzeugt wurden. Im epischen Gedichte werden daher Gegenstände und Erscheinungen in der Naturwelt, oder Ereignisse des menschlichen Lebens dargestellt, welche Gefühle anregen, denen die Einbildungskraft vermittelst ihrer Thätigkeit die idealische Hülle ertheilt.

Die epische Dichtkunst ist zwar nahe verwandt mit der geschichtlichen Prosa; sie unterscheidet sich aber doch sehr merklich von ihr; denn

a) die geschichtliche Prosa schildert zunächst Thatsachen und Vorgänge; die epische Dichtkunst schildert aber die Gefühle, welche durch Thatsachen und Ereignisse veranlaßt werden;

b) für die geschichtliche Prosa eignen sich alle Vorgänge in der Wirklichkeit, für die epische Dichtkunst aber nicht; eine Lazareth-Amputation, eine Section u. s. w. sind für die epische Poesie gewiß höchst ungeeignet; denn hierdurch werden die Gefühle gewiß nicht so aufgeregt, daß die Einbildungskraft zur Hervorbringung einer idealischen Form versetzt werden kann;

c) die geschichtliche Prosa muß die Naturgegenstände und Thatsachen der Geschichte nach ihrer geschichtlichen Wahrheit darstellen; die epische Poesie darf aber von der geschichtlichen Wahrheit selbst abweichen und die Thatsachen der Geschichte nach ihrer ästhetischen Darstellbarkeit, d. i. nach den Gesetzen des Ideals behandeln, ja sie darf sogar nach der Aehnlichkeit wirklicher Erscheinungen und Vorgänge, Naturerscheinungen, Individuen und Thatsachen, die nie in der wirklichen Welt bestanden, durch die Einbildungskraft ins Dasein rufen; nur muß der darzustellende Stoff einen ästhetischen Charakter tragen und von dem Dichter idealisirt werden.

Der epische Dichter hat das Recht, eine idealische Vergangenheit und Gegenwart als reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft zu gestalten; er darf die ganze Zauber- und Geisterwelt in den Kreis seiner Stoffe ziehen und im ernsthaften und komischen Epos, in der Romanze, in der Ballade, in der Legende u. s. w. mit dichterischer Freiheit anwenden; es müssen jedoch alle, der wirklichen Welt nicht einheimischen Wesen, z. B. Feen, Sylphen, Nixen u. a. ästhetisch dargestellt werden. Der epische Dichter kann seine Stoffe nicht bloß aufwärts aus den Kreisen der übersinnlichen Welt entlehnen, sondern auch abwärts von dem Menschen aus dem Gebiete der Pflanzen- und Thierwelt.

Die epische Dichtkunst zerfällt in folgende Formen:

aa) das höhere Epos oder ernste Heldengedicht,
bb) das romantische Epos,
cc) das idyllische Epos,
dd) das komische Epos,
ee) die Romanze und Ballade,
ff) die Legende,
gg) die poetische Erzählung,
hh) die Fabel.

aa) Das höhere Epos oder ernste Heldengedicht.

Das ernste Heldengedicht oder höhere Epos, zu welchem ein wichtiges folgenreiches Ereigniß den Stoff giebt, stellt eine große Begebenheit oder That dar, in welcher die menschliche Freiheit eines großen Charakters im Kampfe mit dem Schicksale erscheint, gleichviel ob es ein Kampf der körperlichen oder sittlichen Kraft ist. Unter den Gestalten, welche dieses geschichtliche Gemälde vor uns erscheinen läßt, ragt eine Person, nämlich der Held des Gedichts durch ausgezeichnete körperliche und geistige Eigenschaften über alle andern Personen hervor. Er bildet, mit mehr als gewöhnlicher Menschenkraft ausgerüstet, den Mittelpunkt der poetischen Erzählung und tritt bei allen wichtigen Ereignissen in den Vordergrund; die übrigen handelnden Wesen gruppiren sich um ihn. Die ihm feindlich entgegenstehenden Hindernisse, die von außen her auf ihn eindringen und gegen die wir ihn ankämpfen sehen, heißen das Schicksal. Diese Hindernisse können durch Naturkräfte, oder durch feindselige Menschen oder selbst durch höhere Wesen herbeigeführt sein und setzen seine Kraft in Thätigkeit. Aus dem Kampfe des Helden mit dem Schicksale entwickelt sich die Handlung des Epos. Drei Elemente sind es demnach, die im ernsten Heldengedichte hervortreten: der Held, das Schicksal und die Handlung. Der Held kann aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen, kann aber in demselben auch physisch unterliegen. Haupterfordernisse des Heldengedichtes sind: a) eine consequente Charakterzeichnung, b) eine ohne Schwächung des Interesse bis zum Schlusse durchgeführte, mit einander innig verflochtene Kette von wichtigen und würdigen Begebenheiten und c) gleichmäßige innere Einheit, welche sich dadurch zeigt, wenn bis zum Schlusse des Epos gleichmäßig mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden in einer unverkennbaren Steigerung sich ankündigt. Dem Helden müssen alle anderen Personen, die in dem Heldengedichte vorkommen, untergeordnet sein; auf ihn müssen alle vorgeführten Ereignisse einwirken.

Die Anlegung, Haltung und Durchführung des Epos, der darin vorherrschende Ton des Gefühls und die wechselnde Farbengebung in den einzelnen dargestellten Gruppen und Schilderungen ist eine Wirkung der Begeisterung und der schöpferischen Einbildungskraft des Dichters. Je größer seine dichterische Kraft ist, den Helden nach allen seinen Handlungen im Glanze des Ideals, und ihm gegenüber die Macht des Schicksals in ihrem ganzen Umfange darzustellen, je mehr es ihm gelingt, das Interesse an der Darstellung bis zum Schlusse zu steigern, desto sicherer wird die Wirkung des Epos sein.

Beispiele des ernsten Heldengedichtes.

1) Der Schwur des Messias (aus dem ersten Gesange des Messias.)

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,

Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsam Nächte
Unter des Vaters Anschau'n ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg'. Der fromme Johannes,
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen in's Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, den Jesus zum Dienst' auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zweier umdüsteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm in Stillem vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam.
Diese Betrachtung entzückt' ihn; er sprach mit leiserer Stimme:
Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach, wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel erträgst du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!
Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr, des Fluches Stimme, die Stimme,
Angekündet im Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'rung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schauen bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,

Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach! unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Ernied'rung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und, o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich, und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte,
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod, ich, Ewiger, leiden!
Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
Jesus sprach's, und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.

Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph; ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vor dem nahen Gewitter, die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens;
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahin sank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle. (Klopstock.)

2) Jesus in Gethsemane (aus dem fünften Gesange des Messias.)

— Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet er. Ruhend
Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!
Wendet gegen Eloa darauf sein schauendes Antlitz,
Und der Seraph versteht die Red' in dem Antlitz Jehova's,
Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der Hütte des Bundes
Sich die Führerin weg, die himmelstützende Wolke,
Wenn das Volk, der sichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moses Gebot trug.
Und der Gesendete stand auf einer Mitternacht stille,
Schaute zum Oelberg nieder, erhub die Donnerposaune,
Tönte des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune,
Rufte gegen die Erd', und sprach: Bei dem furchtbaren Namen
Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Abgrunds,
Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht,
Und mit Gericht bewaffnet! Ist Einer unter den Himmeln,
Welcher, statt des Menschengeschlechts, im Gericht will erscheinen,
Dieser komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.

Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnellerem Schritte
In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte
Ganz in das Einsame hin. Jehova hub das Gericht an.

In das Heiligste hast du mich zwar, Sionitin, geführet,
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönete mir von dem Munde die schreckensvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Berg's Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,

Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Grau'n vor dem Richter,
Gegen sein Antlitz herauf mit stillem Schauer erbebte,
Und im Beben den Staub zahlloser Kinder von Adam,
Alle verdorrten Gebeine der todten Sünder, bewegte,
Lag der Messias, mit Augen, die, starr auf Tabor gerichtet,
Nichts Erschaffenes sah'n, des Richtenden Antlitz nur schauten,
Bang, mit Todesschweiße bedeckt, mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung
Den, der Gott war und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.
Aber da immer bänger die Bangigkeit, heißer die Angst ward,
Dunkler die Nacht, gewaltiger klang die Donnerposaune;
Da stets tiefer bebte der Tabor unter Jehova;
Statt des Todesschweißes vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte gen Himmel die Arm' aus;
Thränen flossen ins Blut; er betete laut zu dem Richter:

Vater, die Welt war noch nicht. Bald starb der Erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verwes'te,
Wurde sie schon, die selige Stunde des Leidens, erkoren!
Und nun ist sie gekommen! O seid mir, Schlafende Gottes,
Seid mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daß ich sterbe! Der du den Arm des Richters emporhältst
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erschütterst,
Laß die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vorbeigeh'n!
Vater! es ist dir Alles möglich; ach laß sie vorbeigeh'n!
Ganz von deinem Zorn, von deinen Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von Allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menschen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehova! wer sind wir,
Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geschehe!
Vater, dein Wille gescheh'! Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht und kann nicht weinen; mein Arm bebt,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich sink' auf die Erde:
Sie ist Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,
Laut ein Gedanke dem andern: Ich sei von dem Vater verworfen!
Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille des Vaters
Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig lebte,

Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

80.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchweht von lauem Weh'n,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen seh'n.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Nun aus der Lieb' erst Liebe zu entsteh'n;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben, als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst, wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich and're Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

Und wenn, geführt von drohend dumpfem Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöh'n
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze steh'n:
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte weh'n;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Berührt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

83.

Doch, wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den lichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude.

84.

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's; er giebt sein Letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

(Ernst Schulze.)

Gerne hätt' sich Alvar Fanez [1])
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene; [2])
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das off'ne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen;
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel, denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief. (Herder.)

bb) Das romantische Epos.

Das romantische Heldengedicht hält die Mitte zwischen dem ernsten und komischen Epos und ist die poetische Erzählung abenteuerlicher wunderbarer Begebenheiten aus den Zeiten des Ritterwesens, weßwegen man es auch Ritterepos nennt. Dem romantischen Geiste gemäß herrscht in demselben das Abenteuerliche, Geheimnißvolle, Wunderbare, mit welchem die Phantasie das kirchliche und Ritterwesen älterer Zeit umgab. Der Held ist eine ritterliche Gestalt, die im Dienste der Frauen, der Kirche oder eines größeren Herrn Abenteuer vollbringt und dadurch seine Ritterpflicht erfüllt, ausgeschmückt mit allen Reizen und Tugenden, die in einem Leben im Kampf für Gott, Ehre, Unschuld und Recht hervorstrahlen. Das Schicksal, das über den Helden waltet, ist die Vorsehung. Die feindlichen Mächte, die in den Kampf eingreifen, sind theils Menschen und widrige Geschicke, theils auch Fabelwesen, die der Volksglaube der Zeit erschuf: Riesen, Zwerge, Zauberer, Drachen, Feen, Kobolde 2c., wie sie in den Mährchen auftreten. Die Handlung mischt sich mit natürlichen und übernatürlichen Thatsachen.

Beispiel:

1) Aus der „bezauberten Rose." (Dritter Gesang: Entstehung der Rose.)

68.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß durchspielt von träumerischen Tönen
In leichter Hand die gold'ne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick; dann stand er zart und schlank,
Und auf den schönen Jüngling schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

1) Graf von Asturien, Cid's Schwiegervater.
2) Cid's Gemahlin, Tochter des Alvar.

69.

Dann spricht er so: „Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht;
Doch möcht' ich auch die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen."

70.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder;
Ihm neigt Astolph den Scepter fürstlich mild.
Und jener läßt in's weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

71.

Und horcht, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sich'rer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und, dicht umwebt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künftigen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

72.

Doch wenn der Lenz mit seinem Weh'n und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt;
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt;
Wenn Blüthen rings entkeimen, blüh'n und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt:
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

73.

Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blüh'n,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glüh'n.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

74.

Doch, wenn gemach die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,

Blickt heller stets aus seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr früh'ster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

75.

Ja, herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle
Ein fremder Geist von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

76.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen;
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht;
Die Blumen schau'n empor; die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht;
Der Thau verzieht, zur Flur hinabzufließen;
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

77.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus gold'nem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann lös't auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle;
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh' erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

78.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und staunend niederschaut:
So blickt auch sie verschämt herab von Oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch gehoben.

79.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle;
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind;
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind;
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;

[redacted]

Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

80.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchweht von lauem Weh'n,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen seh'n.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Nun aus der Lieb' erst Liebe zu entsteh'n;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben, als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst, wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich and're Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

Und wenn, geführt von drohend dumpfem Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöh'n
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze steh'n:
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte weh'n;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Berührt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

83.

Doch, wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den lichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude.

84.

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und steh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's; er giebt sein Letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

(Ernst Schulze.)

Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach! unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und, o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich, und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte,
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod, ich, Ewiger, leiden!
  Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.
  Jesus sprach's, und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
  Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.

Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph; ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vor dem nahen Gewitter, die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens;
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahin sank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle. (Klopstock.)

2) Jesus in Gethsemane (aus dem fünften Gesange des Messias.)

— Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet er. Ruhend
Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!
Wendet gegen Eloa darauf sein schauendes Antlitz,
Und der Seraph versteht die Red' in dem Antlitz Jehova's,
Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der Hütte des Bundes
Sich die Führerin weg, die himmelstützende Wolke,
Wenn das Volk, der sichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moses Gebot trug.
Und der Gesendete stand auf einer Mitternacht stille,
Schaute zum Oelberg nieder, erhub die Donnerposaune,
Tönte des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune,
Rufte gegen die Erd', und sprach: Bei dem furchtbaren Namen
Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Abgrunds,
Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht,
Und mit Gericht bewaffnet! Ist Einer unter den Himmeln,
Welcher, statt des Menschengeschlechts, im Gericht will erscheinen,
Dieser komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.

Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnellerem Schritte
In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte
Ganz in das Einsame hin. Jehova hub das Gericht an.

In das Heiligste hast du mich zwar, Sionitin, geführet,
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönete mir von dem Munde die schreckensvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Berg's Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,

Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Grau'n vor dem Richter,
Gegen sein Antlitz herauf mit stillem Schauer erbebte,
Und im Beben den Staub zahlloser Kinder von Adam,
Alle verdorrten Gebeine der todten Sünder, bewegte,
Lag der Messias, mit Augen, die, starr auf Tabor gerichtet,
Nichts Erschaffenes sah'n, des Richtenden Antlitz nur schauten,
Bang, mit Todesschweiße bedeckt, mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung
Den, der Gott war und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.
Aber da immer bänger die Bangigkeit, heißer die Angst ward,
Dunkler die Nacht, gewaltiger klang die Donnerposaune;
Da stets tiefer bebte der Tabor unter Jehova;
Statt des Todesschweißes vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte gen Himmel die Arm' aus;
Thränen flossen ins Blut; er betete laut zu dem Richter:

Vater, die Welt war noch nicht. Bald starb der Erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verwes'te,
Wurde sie schon, die selige Stunde des Leidens, erkoren!
Und nun ist sie gekommen! O seid mir, Schlafende Gottes,
Seid mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daß ich sterbe! Der du den Arm des Richters emporhältst
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erschütterst,
Laß die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vorbeigeh'n!
Vater! es ist dir Alles möglich; ach laß sie vorbeigeh'n!
Ganz von deinem Zorn, von deinen Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von Allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menschen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehova! wer sind wir,
Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geschehe!
Vater, dein Wille gescheh'! Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht und kann nicht weinen; mein Arm bebet,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich sink' auf die Erde:
Sie ist Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,
Laut ein Gedanke dem andern: Ich sei von dem Vater verworfen!
Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille des Vaters
Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig lebte,

Aber mein Erdegebein trägt auch die Gottheit! Ich leide!
Ich bin ewig, wie du! Es gescheh', o Vater, dein Wille!
Also sprach er und richtete sich von seinem Gebet auf,
Stützt' auf die wankende Rechte sich nieder und schaut' in die Nacht hin.
(Klopstock.)

3) Aus dem „Cid."

Der Cid*) im Tode.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke;
Er sieht euch zum letzten Mal.
Lebet wohl ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns Alles;
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen,
Er blickt hin zum letzten Mal.
Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager,
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn versteh'n,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.
Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund:
Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm Nichts sprechen,
Er auch Nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.

*) Cid, der gefeiertste Nationalheld der Spanier, der durch seine Tapferkeit den Ruf des größten Kriegers errang.

Gerne hätt' sich Alvar Fanez [1])
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene; [2])
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das off'ne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen;
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel, denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief. (Herder.)

bb) Das romantische Epos.

Das romantische Heldengedicht hält die Mitte zwischen dem ernsten und komischen Epos und ist die poetische Erzählung abenteuerlicher wunderbarer Begebenheiten aus den Zeiten des Ritterwesens, weßwegen man es auch Ritterepos nennt. Dem romantischen Geiste gemäß herrscht in demselben das Abenteuerliche, Geheimnißvolle, Wunderbare, mit welchem die Phantasie das kirchliche und Ritterwesen älterer Zeit umgab. Der Held ist eine ritterliche Gestalt, die im Dienste der Frauen, der Kirche oder eines größeren Herrn Abenteuer vollbringt und dadurch seine Ritterpflicht erfüllt, ausgeschmückt mit allen Reizen und Tugenden, die in einem Leben im Kampf für Gott, Ehre, Unschuld und Recht hervorstrahlen. Das Schicksal, das über den Helden waltet, ist die Vorsehung. Die feindlichen Mächte, die in den Kampf eingreifen, sind theils Menschen und widrige Geschicke, theils auch Fabelwesen, die der Volksglaube der Zeit erschuf: Riesen, Zwerge, Zauberer, Drachen, Feen, Kobolde 2c., wie sie in den Mährchen auftreten. Die Handlung mischt sich mit natürlichen und übernatürlichen Thatsachen.

Beispiel:

1) Aus der „bezauberten Rose." (Dritter Gesang: Entstehung der Rose.)

68.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß durchspielt von träumerischen Tönen
In leichter Hand die gold'ne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick; dann stand er zart und schlank,
Und auf den schönen Jüngling schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

1) Graf von Asturien, Cid's Schwiegervater.
2) Cid's Gemahlin, Tochter des Alvar.

69.

Dann spricht er so: „Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht;
Doch möcht' ich auch die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen."

70.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder;
Ihm neigt Astolph den Scepter fürstlich mild.
Und jener läßt in's weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

71.

Und horcht, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sich'rer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und, dicht umwebt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künftigen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

72.

Doch wenn der Lenz mit seinem Weh'n und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt;
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt;
Wenn Blüthen rings entkeimen, blüh'n und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt:
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

73.

Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blüh'n,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glüh'n.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

74.

Doch, wenn gemach die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,

Blickt heller stets aus seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr früh'ster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

75.

Ja, herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle
Ein fremder Geist von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

76.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen;
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht;
Die Blumen schau'n empor; die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht;
Der Thau verzieht, zur Flur hinabzufließen;
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

77.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus gold'nem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle;
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh' erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

78.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und staunend niederschaut:
So blickt auch sie verschämt herab von Oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch gehoben.

79.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle;
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind;
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind;
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;

Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

80.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchweht von lauem Weh'n,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen seh'n.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Nun aus der Lieb' erst Liebe zu entsteh'n;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben, als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst, wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich and're Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

Und wenn, geführt von drohend dumpfem Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöh'n
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze steh'n:
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte weh'n;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Berührt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

83.

Doch, wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den lichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude.

84.

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's; er giebt sein Letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

(Ernst Schulze.)

---

cc) Das idyllische Epos.

Das idyllische Epos ist eine Idylle von größerem Umfange. Es wählt daher, wie die Idylle, einfache, beschränkte Lebensverhältnisse zu seinem Gegenstande. Die Hauptperson (der Held) desselben und auch seine Umgebungen tragen das Gepräge einfacher Natürlichkeit. Die Ereignisse, von welchen einzelne Züge vom Dichter mit besonderer Vorliebe gewöhnlich ausgemalt werden, gehören dem Kreise eines in stiller Zurückgezogenheit friedlich und geräuschlos hinfließenden Lebens an; auch die Entwickelung desselben muß daher eine naturgemäße, ganz einfache sein; es bedarf daher weder des Wunderbaren in der Mitwirkung höherer Wesen; noch verträgt es große Verwickelungen.

Beispiele:

1) Aus Hermann und Dorothea.

Schicksal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehen, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seine Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest mit alten Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thor des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher geh'n.
Wirst du mir aber verzeih'n? Denn auch dein Schrank ist geplündert;
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte darauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Echt ostindischen Stoffs; so Etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein;
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt.)
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen;
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehen, und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst nach wechselseitigem Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen, fürwahr! und Einer ist doch wie der Andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,

Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr geseh'n; denn das begehrt' ich zu wissen.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freu'n nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin; man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu seh'n, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohl verseh'ne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn Alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehen, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Bütten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren; ein Anderer wünschte zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hohlwegs

Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete, nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.
Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Stübchen;
Nie scheint Sonne dahin; nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines
In geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch; er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:
Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennt es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?
Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung;

Denn sie macht im Glück verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.
Da versetzte der Wirth mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitendes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te-Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust, sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.
Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg. (Göthe.)

2) Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt,
Lächelte dann und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter geseh'n und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."
Ruhig erwiederte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
„Ob ich löblich gehandelt? Ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen;
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.

Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber gieng mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: „Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen.
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're gerettet,
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden; wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen."
Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer; ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich lös'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder gescheh'n; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles und Jedes.
Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da gieng der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen.
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte sie bald und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,

Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn; ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben: der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu." (Göthe.)

---

dd) Das komische Epos.

Auch beim komischen Heldengedichte erscheint im Mittelpunkte der Darstellung ein Individuum (ein Held) im Kampfe mit einem widrigen Geschicke; der Held des komischen Epos tritt aber aus dem Kampfe als Sieger hervor; er ist gewöhnlich ein an sich unbedeutender Mensch, ja manchmal selbst eine komische Gestalt, die schon durch ihr Auftreten Lachen erregt und durch eigene Schuld in manchnerlei Verlegenheiten geräth. Das Komische liegt theils in der Charakterzeichnung des Helden selbst, theils in den Verhältnissen, mit welchen der Dichter ihn in Conflict bringt, theils auch in der Art und Weise der Einkleidung und Darstellung. Die Darstellung kann allen Arten des Komischen angehören. Zur Erhöhung des Lächerlichen dient das Wunderbare, das durch komische Fabelwesen bewirkt wird.

Beispiel des komischen Heldengedichtes.

Aus „Feldherrnränke."

Erster Gesang.

„Meister Bremsel! ohne lang zu streiten,
Mach' er sich's bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank sich stellt.
Leichter wird er unsern Muth erregen,
Ist sein Heldenanblick uns verlieh'n;
Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter zieh'n!"

Bremsel that's, und hub mit festen Mienen
Folgendergestalt zu sprechen an:
„Endlich ist der Augenblick erschienen;
Endlich reift der langgenährte Plan!
Vielfach hab' ich euern Muth beschworen,
Hab euch angereizt bei Bier und Wein;
All umsonst! ihr hattet keine Ohren;
Fieberangst durchlief euch Mark und Bein!"

„Schon seit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
Um die Zeit des Mai's vom Thurme schallt,

Zeigen auf des Kirchhofs stillem Grunde
Sich zween Geister, furchtbar von Gestalt!
Schwarz und zottig sind sie anzuschauen;
Ihre Augen sind ein Funkenmeer;
Hörner tragen sie und Drachenklauen,
Und nach Schwefel stinkt es weit umher!"

„Kiebitz, den einst an des Kirchhofs Planken
Ein Berufsweg spät vorbeigeführt,
Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
Daß vor Angst ihn nicht der Schlag gerührt!
Küsters Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
Halb gelähmt, mit Müh und Noth entkroch
Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
Rappelt es bis diese Stunde noch!"

„Diesem Unheil muß gesteuert werden!
Herzhaft müssen wir dem Schreckbild nahn;
Oder als das feigste Volk auf Erden
Schildert uns des Auslands Lästerzahn.
Will der Urian uns Schlingen legen,
Treff' er uns gestählt mit Muth und Kraft!
Ach wir sind des trägen Zauderns wegen
Längst das Spottgedicht der Nachbarschaft!"

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
Wie so tief mich euer Anblick rührt!
Mit Geschoß und Speer steht ihr gerüstet,
Und das Werk seh ich schon halb vollführt.
Droht uns auch das ganze Heer der Geister;
Ich, der Schützengilde Flügelmann,
Erbgeseßner Zunft = und Schneidermeister,
Scheue nichts und zieh euch kühn voran!" —

Sprach's und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann schwitzend von der Bank herab,
Schnallte hastvoll sich die Schuhe wieder
Und ergriff den knot'gen Feldherrnstab.
Alle drängten sich um ihren Führer,
Wie die Bienen um den Weisel, her,
Und es trank der große Herzenrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Rastlos hatte für die Abendstunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'schem Grunde
Hier ein Glas geschwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, statt zufriednen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geist und Kraft,
Und den Vorrath seines Gerstentrankes
Für Stieglitzenschmäuse angeschafft.

Doch vor Allen, die zum großen Werke
Jetzt sich stählten in des Gastwirths Haus,
Zeichnete durch seines Durstes Stärke
Sich der Altgesell wie immer aus!
Diesem Durst hat er das Loos zu danken,
Das sich draußen wider ihn verschwor;
Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Stern' aus den Gesicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht gesunken,
Und der Feldherr stellte, stillbemüht,
Die Verschwornen, die sich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäß in Reih und Glied. —
Und nun sei, o Muse, mir gewogen!
Nenne sonder Umschweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche Jeder trug!

Majestätisch an des Heeres Spitze
Prangt im grünkalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremsel mit dem Knotenstock.
Aber wer erkennt den Windesraschen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taschen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und schwer.

Ihm zunächst schließt sich mit dickem Zopfe
Bärenschreck, der Huf- und Grobschmidt, an:
Einen Karpfenkessel auf dem Kopfe,
Und mit steifem Schurzfell angethan.
In den Fäusten schwingt er Keul' und Messer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungestümen Eisenfresser
Mordlust aus dem rußigen Gesicht.

Auch den Aldermann der Feuerspritzen,
Hänsel Pfiff, sieht man im Zuge geh'n;
Stets gerecht steh'n seines Hutes Spitzen,
Mag er sie nach Süd und Westen dreh'n.
Muth und Liquer röthen ihm den Zinken;
Und so trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gastwirth, trägt, der Vierte,
Eine Peitsche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasstaub überschmierte:
Wo sie anschnellt, wächst kein Härchen mehr. —
Ihm gesellt mit rostiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantasierend auf der Pfennigs-Flöte
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künstlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeschätzt im Städtchen, seinen Platz.
Peter Primel, Traum- und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart' und Kaffeesatz!
Jammervoll beschwert mit Magenkrämpfen
Ist er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die innre Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verse macht!

Eingeweiht in dunkle Künst' und Zeichen,
Thut er — kann er des Gespenstes Ohr
Mit den Zauberformeln erst erreichen —
Auch als Geisterbanner sich hervor.
Feuer frißt er, daß die Ohren dampfen,
Gläser kann er auseinander schrei'n. —
Diesen sieht man kühn den Boden stampfen,
Und mit blanker Holzaxt zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr seinem Dienst versprach,
Folget auch, verseh'n mit Hark' und Spaten,
Feydelbach, der Todtengräber, nach.
Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich seinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloß- und Kirchenfeger,
Und der Weichselzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweste,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirmeßfeste
Ohne Notenblatt den Grundbaß sägt.
Ach ihm war es nimmer zu verdenken,
Hätt' er sich vom Zuge losgesagt;
Doch den Spieß sieht man ihn muthig schwenken,
Trotz der Gicht, die seine Glieder plagt.

Auch der Fleischer nimmt, ein halber Heide
Und Gespensterleugner, schuldigst Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Messerscheide
Und am Arm das blankgeschliffne Beil. —
„Was," so pflegte Stroppel oft zu sagen,
„Von Gespenstern in dem Städtchen spukt,
Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederschluckt!" —

Eine Trommel mit beschabtem Felle
Und von melancholisch dumpfem Ton
Trägt Elias Muff, der Altgeselle,
Schier ergraut in Stroppels Brod und Lohn.
Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einst dahin gezogen war,
Für die Kirmeß Rindvieh einzuholen,
Und sie blieben Freund' auf immerdar.

Nicht auf schlechtem Seitenweg' erschlichen
Ward dies Amt von der bescheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht soll ihn der Muth verführen,
Eh man siegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungestümen Eifers sie zu rühren,
Darum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend stand der Mond am Himmelsbogen;
Frühlingslüfte spielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr sich ihrem Ziel.
Friedlich aber vor des Kirchhofs Räumen
Liegt ein Hügel, der zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr selber
Stieg hinauf mit raschem Ungestüm,
Und die andern Alle, wie die Kälber,
Die den Hirschbock drängen, folgten ihm.
Buhzel selbst, als man an Ort und Stelle
Angelangt, stand in den Vorderreih'n;
Auch die Trommel trug der Altgeselle
Unverdroßnen Muthes hinterdrein.

Und wie Alles nun hinüberspähet,
Sieh, da springen aus dem Fliederstrauch,
Welcher innen an der Planke stehet,
Die Gespenster ganz nach altem Brauch,
Tummeln erst, den Lauschenden zum Schrecken,
Seltsam auf den Gräbern sich herum,
Klettern emsig auf und ab, und strecken
Endlich in das Gras sich, still und stumm.

Todtenstille herrscht' im Heldenkreise;
Die Gesichter wurden blaß und roth,
Bis der Gastwirth Raps, nach seiner Weise,
Der Versammlung eine Prise bot.
„Riecht ihr's auch?“ begann mit hohlem Flüstern
Hänsel Pfiff, der Held mit Zang' und Pfahl:
„Man erlebt solch Funkeln und solch Knistern
Wohl sein Tage nicht zum zweiten Mal!“

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!“
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen,
Um ein Zeuge eurer Angst zu sein?
Herzhaft müssen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh,
Bürger Tiefenbachs! die Weiber schlagen
Uns die Thüren vor der Nase zu!“

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erstreiten,
Während ich, mit Einsicht und Verstand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.
Nicht dem Feldherrn ziemt's, mit blindem Wagen
Seine unersetzliche Person
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie gesagt, davon."
Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Diesen sah man wild die Hände ballen;
Jener sprach von Trug und Schelmerei.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen zieh'n.
Alle folgten in gestrecktem Trabe;
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt," so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen·
Meinen Vorschlag höret allesammt;
Stemmt euch nicht zum zweiten Mal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!"
„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul' und Spieß allein?
Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
Kann ich nur von Weitem nützlich sein! —
Ueberdies ist mir die Kraft gesunken!
Hätte doch sein saures Lagerbier
Raps, der schnöde Schenkwirth, selbst getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich schier!" —
Aber schwer verletzt durch diese Worte
Warf ihn Raps in seines Zornes Drang
Dergestalt an die verschloss'ne Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeselle
Die Begierde seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.
Und von innen tönt ein dumpfes Heulen;
Grauenvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen;
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst sich aufzurichten;
Todesangst umnebelt ihm den Sinn;
Und — zwei schwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesschnelle hin! —

(Prätzel.)

ee) Die Romanze und Ballade.

Die Romanze und Ballade sind bei den Deutschen gar nicht von einander unterschieden, wenn man nicht die kürzere Form der Romanze als einen Unterschied annehmen will. Beide Dichtungsarten gehören dem Stoffe nach ganz zur epischen Dichtkunst, da derselbe zunächst Individuen nach ihren Handlungen und Schicksalen schildert; ja sie sind gewissermassen ein Epos im verjüngten Maße; sie beschäftigen sich nicht bloß mit dem Faktum, sondern vorzüglich mit dem Individuum, durch welches dasselbe ausgeführt wird, und schildern, wie das Epos, dessen Kampf mit dem Geschick. Oft ist es nur Ein Individuum, dessen Begebenheiten und Handlungsweise der Dichter vergegenwärtigt; oft aber wird eine Mehrzahl von Individuen, unter welchen sich jedesmal Eines als Hauptperson ankündigt, geschildert. Der Form und dem Tone nach, der in der Romanze und Ballade vorherrscht, ist sie der lyrischen Dichtkunst nahe verwandt, weil den in ihr versinnlichten Handlungen und Begebenheiten die innigsten Gefühle des menschlichen Herzens zum Grunde liegen; es muß daher bei der poetischen Behandlung stets streng darauf Rücksicht genommen werden, daß sie sich für eine musikalische Behandlung eignen, weßhalb die Form streng geregelt sein und durchgängig dieselbe bleiben muß. Die Romanze oder Ballade steht demnach zwischen der lyrischen und epischen Form mitten inne; der Form nach ist sie lyrisch, dem Stoffe nach episch; daher nannte sie auch Bürger sehr bezeichnend ein episch-lyrisches Gedicht. Der Stoff der Romanze und Ballade kann bald der Mythologie, bald dem heroischen Zeitalter der Völker, bald den religiösen Vorstellungen und Ansichten, bald dem Klosterleben, bald auch selbst den Vorgängen des menschlichen Lebens angehören; nur muß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen sich ankündigen und die ästhetische Vollendung der Form auf die Durchführung und Steigerung dieses Gefühls, das selbst bis zur Stärke der Leidenschaft erhoben werden kann, beruhen.

Wir besitzen einen Reichthum ausgezeichneter Romanzen und Balladen, wie ihn keine andere Nation aufzuweisen hat.

Beispiele aus der Romanze und Ballade.

1) Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold; den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee!
Der Sturz von tausend Wassern scholl;

Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort:
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

„Wann klingst du, Lied, vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn mein schönster Sang?" —
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —

„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth! —
O Retter! Retter! Komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's; doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstab' er schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
Da rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“ —

Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar; doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold; den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

(Bürger.)

2) Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage;
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von Weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug;
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller ward's mit Einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

(J. W. v. Göthe.)

3) Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“

Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam; der König rief:
„Laß mir herein den Alten!“

„„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.“ “

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„„Die goldne Kette gieb mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

„„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“ “

Er setzt' ihn an; er trank ihn aus:
„„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“ “

(J. W. v. Göthe.)

4) Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.

[redacted]

Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus;
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf; da wird's still',
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde. (Schiller.)

5) Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„„Ich bin!"" spricht jener, „„zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.""

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „„Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.""

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,

Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere!

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen!"

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst; da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich;
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und Drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand.
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee;
„O hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?"

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß;
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr:
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!""

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„„Mich, Henker!"" ruft er, „„erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!""

Und Erstaunen ergreift das Volk umher;
In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr.
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundernd an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,

Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

(Fr. v. Schiller.)

6) Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins;
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton'
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer;
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?""

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;

„Er steht in des größeren Herren Pflicht;
  Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
  Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
  Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
  Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
  Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
  In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
  Voran kam der Meßner geschritten.

„Und der Graf sich neiget zur Erde hin,
  Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
  Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
  Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt Jener das Sacrament;
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
  Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
  Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
  Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Giesbach hinweg
  Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
  Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
  Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
  Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
  Der Andere die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
  Bescheiden am Zügel geführet.

„,Nicht wolle das Gott! rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

„,So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!'''

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

(Fr. v. Schiller.)

7) Der Vatermörder.

Graf Eulenfels war reich an Gold,
Doch arm an Lebensfreuden;
So wie der Uhu lichtscheu grollt,
Sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt' ein Wurm! der nimmer wich
Und doppelt hart ihn quälte,
Als seine Tochter Anna sich
Mit Ritter Horst vermählte.

Sein Tiefsinn lähmte Spiel und Tanz
Bei ihrem Hochzeitsfeste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Der brave Ritter Carl von Sturm
Befand sich unter diesen.
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Nach Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt' ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Er horcht und wähnet, daß sein Ohr,
Vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor,
Und klirrt schon auf der Stiege.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Tritt ins Gemach und rasselt
Am Bett vorüber zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier stöhnt es dumpf und schauerlich
Wie aus dem tiefsten Grabe:
„Huhu! wie lange, seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!"

Der Ritter, dem ein wenig graut,
Schiebt seine Bettgardine
Mit leiser Hand zurück und schaut
Zum flammenden Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen.
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher;
Bald starrt' er nach den Dielen.
Es schien, als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen:
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn
An des Kamines Wände.

„„Unglücklicher!““ rief Carl: halt ein!
Was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — Oder ruhte dein Gebein
Schon in des Todes Kammer?““
Der Greis schrickt auf und schwankt zu ihm:
„Laßt, Fremdling, euch nicht bangen!
Ich bin ein Mensch, kein Ungethüm,
Und sitz' im Thurm gefangen.“ —

„„Mensch oder Geist, entdecke mir
Aufrichtig deine Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir,
So du's verdienst, mit Freuden!““ —
„Ja, Ritter, ich will euch mein Leid
Aus off'nem Herzen klagen;
Doch sagt erst, warum rollten heut
Durch's Schloß so viele Wagen?“

„„Du Armer! Stirbt dein Lebensrest
In so ganz ödem Banne?
Erfuhrst du nichts vom Hochzeitfest
Der jungen Gräfin Anne?““ —
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin,
Und Gott sei ihr Berather! —
Ihr glaubt, ich rase; nein, ich bin —
Ich bin des Grafen Vater. —

„Ja Herr, ich sag' es noch einmal:
Mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen;
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

„Der Unmensch zeigte sich schon klar,
Da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war,
Als ungerathner Bube.
Er wuchs und seine Bosheit mit;
Ja, kaum so zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsschritt,
Als sie ihn schon vollbrachte.

„Bei einem jungen Edelmann,
Deß Vater wenig Wochen
Vorher gestorben war, begann
Die Höll' in ihm zu kochen.
Als Jenen er umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen,
Da fiel er von der Menschheit Rand
Dem Teufel in die Krallen.

„Er kam mit finst'rem Geist zurück;
Das Schloß war ihm zu enge.
Er rühmte laut des Erben Glück
Und seines Goldes Menge.
Mir aber warf er Blicke hin,
Vor denen ich erbebte.
Mit Schrecken las ich hell darin,
Daß ich zu lang' ihm lebte.

„So sah ich einen Monat lang
Auf mich sein Auge blitzen;
Dann überwältigt' ihn der Drang,
Mein Alles zu besitzen.
Vermummte brachen bei mir ein,
Entrissen mich dem Bette
Und legten, taub bei meinem Schrei'n,
Im Thurm mich an die Kette.

„Bald hört' ich Nachts der Welt zum Trug
Die Todtenglocke schallen,
Und einen blinden Leichenzug
Zur Gruft der Väter wallen.
Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte.
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

:ns fleht' ich: Lasset doch,
ie Augen brechen,
r zwei Augenblicke noch
nd, den Grafen, sprechen!
i Morgen kommt und bringt
llknecht des Tyrannen
d und Wasser, pfeift und singt,
:t kalt von dannen.

ib schon zwanzig Jahre mir
gverließ verflossen;
ärter hatte heut die Thür
nicht geschlossen:
iat mein Anblick euch er-
schreckt. —
n beginnt zu krähen;
, eh' man mich hier entdeckt,
Gefängniß gehen." —

hartes Schicksal, das euch
traf!""
l gerührt; „„Ich schwöre
ch' und Freiheit, armer Graf,
t und Ritterehre!
eh' die Ungeheuer hier
hlummer noch erwachen,
ilend fort, dann könnet ihr
ers Wuth verlachen!"" —

Ritter, meine Einsamkeit
nun lieb geworden.
nichts von Krieg und Streit,
iben und von Morden.
le meines Kerkers mag
um Lärm vertauschen:
ißt mich gehn! Schon graut
der Tag;
chț' uns hier belauschen!"

„„Mag lauschen Mordgier und Ver-
rath,
Folgt mir nur mit Vertrauen!
Mein Rachschwert soll euch einen Pfad
Durch eure Feinde hauen!
Wollt ihr in heißer Thränenfluth
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verspenden!

„„Ihr zaudert, Graf? soll ich sofort
Hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenschten Unhold dort
Am Fürsten-Thron verklagen?"" —
„O nein! o nein! Gewissenspein
Ist drückender, als Ketten;
Von ihr kann mich kein Gott befrei'n,
Wie sollt' ein Fürst mich retten!

„Seht ihr das Blut dort an der
Wand?
Dies Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh ich an des Meeres Strand,
So würd' ichs dort auch sehen!
Dies Blut — ach, meines Vaters
Blut! —
Wird mich bei Gott verklagen!
Voll Gier nach seinem Gold und Gut
Hab ich ihn hier erschlagen!

„Fort, fort! der Boden glühet hier!
Ach, Ritter, helft mir beten!
Seht ihr den Mann voll Wunden mir
Den Ausweg dort vertreten?
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge dir; mein Herz zerreißt; —
Gott gnade meine Seele!" —

Hinsinkend in des Todes Traum,
Mit wilder Kampfgeberde,
Fiel wie ein umgehauner Baum,
Der Mörder jetzt zur Erde.
Ein Eisstrom des Entsetzens goß
Sich durch des Ritters Glieder;
Er floh das grauenvolle Schloß
Und sah's hinfort nicht wieder.

(A. F. E. Langbein.)

8) Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmels Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllts nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeifts nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche? [1])

Heiser kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint der Kampf ist hart —
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf, die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!"

Also hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur,
Ritter Godefroi La Tour, [2])
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
Ins Gebiß und scheut und bäumet.

Denn wie Gluth in tiefer Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht, [3])
Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht:
Drehn sich funkelnd schnell und schneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbesprützten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend' Aug,
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften [4]) Branken [5])
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Krampf
Athemlos in Druck und Dampf,
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rachen droh'n;
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!"

Hoch vom angestrengten Pferd
Schwingt LaTour das breite Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt [6])
Er den Bauch mit Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend, zücken
Ringeln Haupt und Schwanz und Rükken.

Plötzlich von der Würg'rin frei
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfere Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf dem Fuß,
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kost am Tag ihn, und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht;
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

---

1) Tamarindus indica, ein schöner Baum aus der Familie der hülsenfrüchtigen Gewächse.
2) Ein Kreuzritter Gottfried Latour wird 1308 erwähnt; vermuthlich ist dieser hier gemeint.
3) Nach dem Volksglauben wacht ein feueriger Drache, oder brennt ein Feuer auf vergrabnen Schätzen.
4) Ein neues Wort für straff ausgestreckt.
5) *Branke* wird von der Klaue der vierfüßigen Raubthiere gesagt.
6) *Spaltet.*

bt das Heidenthum
)enritters Ruhm,
)et sich sein Blick
imath Flur zurück;
nkbarkeit des Leuen
:unde Kreis erfreuen.
l er Schiffer dingt
:n Sold er bringt,
t den starken Leun
Barke ein.
h dem Vaterlande
ter ihn am Strande.
der edle Leu
r Klaggeschrei,
Schiffe zugewandt,
f und ab am Strand,
ürzt vom Felsenbogen
schwarze Wogen.

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr verschlungen
Hat er sich empor geschwungen.
Schaut, was dort der[1]) Sturz erfaßt!
Ruft der Schiffer hoch vom Mast;
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck aufs schwanke Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.
Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar!
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße,
Und versinkt im Wogenschusse.

(J. F. Kind.)

9) Arion.[2])

t auf Meereswogen
heuern Heimath zu;
i Winde fortgezogen:
stiller sanfter Ruh'.
r steh'n von fern und flü-
stern;
sieht ins Morgenroth.
gold'nen Schätzen lüstern,
ie des Sängers Tod.
t die stille Tücke;
ıen all' sein Gold;
seufzt, daß seinem Glücke
l nicht, wie vordem, hold.
aben es beschlossen;
)t ihnen Sicherheit.
Meer wird er gestoßen;
ie mit dem Schiffe weit.
Leier nur gerettet:
in seiner schönen Hand;
uthen hingebettet,
on ihm abgewandt.
er in die gold'nen Saiten,
: Wölbung wiederklingt;
n Wogen, wild zu streiten,
zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel;
In der Fluth
Wächst mein Muth:
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein
Ziel.
„Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward
genossen.
Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt."
So klang das Lied durch alle Tiefen;
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrundsklüften, wo sie schliefen,
Die See-Gethiere aufgeregt.
Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen[3]) grün.
Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

wo das Wasser hinunterstürzt.
- ein Dichter und Zitherspieler aus Lesbos (627 v. Chr.)
ı — fabelhafte Meergötter, halb Menschen, halb Fische, [illegible]
blasend.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern;
Ihn rührt Gefahr nicht an noch Tod.

(Ludwig Tieck.)

10) Der Troubadour. [1])

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten,
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr;
Das Schrecken sträubt sein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben
Wie durch das Laub der West im Mai;
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung
Die Sehnsucht um verblühte Rosen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Ton der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen;
Der Freude heitres Bild erwacht;

---

[1]) Troubadours — Beinamen der ehemal. französischen Minne- oder Meistersänger, die über alle Gegenstände aus dem Stegreife Verse machten.

[redacted]

Die Liebe winkt; das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm der Sänger weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß," ruft der Ritter leichenblaß,
O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen;
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevlers Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?"
Er blickt empor; die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält;
Und auf die blassen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

(A. Freih. v. Steigentesch.

11) Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringelin an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich;
Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?
Und er darauf: Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümmen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst' schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann! —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor;
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheid;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost —
Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt! —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag. (A. v. Chamisso.)

12) Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt;
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild;
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar;
Er springt vom Rosse schnell;
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels;
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt;
Wann Sturm erbraust im Wald:
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

(L. Uhland.)

13) Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor;
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen;
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

)ie Marschäll' und Generale
chließen um ihn einen Kreis:
er Feldherr sagt dem Nächsten
's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

(J. Ch. Frhr. v. Zedlitz.)

14) Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen;
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht:
Da begann sich's im Thale zu regen;
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr:
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Fliegt Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen,
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht;
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt;
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite;
Die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wieder erklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren; der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut;
Sie achten's nicht in des Kampfes Gluth,
Und Keiner will sich ergeben;
Denn Freiheit gilt's, oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft;
Der Uebermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft;
Die Feinde, die mächtigen, siegen.

Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch.
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht;
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein;
Da lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zur lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Und drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste steh'n;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als wenn's ihn hinüber rief;
Doch es fehlen ihm schwingende Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß und es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt ers, und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle:
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß;
Aber scheu vor dem Abgrunde bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und es setzt hinab in die Fluthen. —

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt.
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

(K. Theodor Körner.

15) Das Mahl zu Heidelberg.

on Würtemberg und Baden
Herren zogen aus;
Metz des Bischofs Gnaden
aß das Gotteshaus;
zogen aus zu Kriegen
l in die Pfalz am Rhein;
sahen da sie liegen
Sommersonnenschein.
nsonst die Rebenblüthe
tränkt mit mildem Duft,
nst des Himmels Güte
Aehrenfeldern ruft:
brannten Hof und Scheuer,
heulte Groß und Klein;
euchtete vom Feuer
Neckar und der Rhein.
it Gram von seinem Schlosse
t es der Pfälzer Fritz,
springen auf die Rosse
Mann auf einen Sitz.
enggedrängtem Volke
ngt er durch Feld und Wald;
ward die kleine Wolke
Wetterhimmel bald.
ie wollen deiner spotten,
ind sie schon umringt,
über ihren Rotten
Schwert der Sieger schwingt.
Hügel sieht man prangen
Heidelberger Schloß;
hin führt er gefangen
Fürsten sammt dem Troß.
hinterst an der Mauer,
agt ein Thurm so fest;
ist ein Sitz der Trauer,
Schlang' und Eule Nest;
sollen sie ihm büßen
kerker trüb und kalt;
ähnt zu ihren Füßen
Schlund und finstrer Wald.
er lernt vom Grimme rasten
Würtemberger Utz;
Bischof hält ein Fasten;
Markgraf läßt vom Trutz.
nochten schon in Sorgen
leib und Leben sein,
rat am andern Morge
stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herr'n, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet;
Die Tafel ist gedeckt;
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"
Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag;
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.
Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?
Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"
Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen;
Doch Eines thut ihm Noth;
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brod?"
„Wo ich das Brod gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal;
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land;
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schuld
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt;
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

(G. Schwab.)

16) Der beinerne Tisch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenstein
So prunkend im goldnen Geschmeide!
Sie blickt in den spiegelnden Teich hinein
Mit übermüthiger Freude.
„Wer," ruft sie, „thut mir's in Kärnthen gleich?
Ich bin an Gold wie an Schönheit reich;
Was Mancher sich wünscht in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!

Ich hab' an hölzernen Tafeln gespeist;
Bald hat mich des Holzes verdrossen;
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geist
An marmornen Tischen genossen;
Da tauscht' ich für matten, verwitternden Stein
Bald schimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tischen
Mich kaum nach Behagen erfrischen!

Zum Scherze möcht' ich nun einmal nur
Auf beinernem Tische noch essen;
So hätt' ich das ganze Reich der Natur
Mit siegender Laune durchmessen!
Man sagt, das Glück sei flüchtig und schwank:
Mir lebt's seit Jahren schon treulich zu Dank,
Und jagt' ich's mit Schlägen und Würfen,
Es bäte mich, bleiben zu dürfen!

Und so, wie den Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen lass' und verschlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Wasserreich
An's Licht mir wieder zu bringen:
So wird auch die Burgfrau von Falkenstein

Allimmer die Reichste, die Schönste sein;
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

So ruft sie im schwellenden Uebermuth,
Und schleudert den Ring von dem Finger.
Mit leisem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen krystallenen Zwinger.
Das Burgvolk sieht es mit fröstelndem Grau'n;
Doch lächelnd wandelt die reichste der Frau'n,
Um schwelgend an goldenen Tischen
Den lüsternen Sinn zu erfrischen. —

Drei Tage verrinnen, da stürzt in's Schloß
Ein Fischer mit eilenden Schritten.
„Dies Hechtlein fing ich, — so spricht er zum Troß, —
Erst hat es mein Messer zerschnitten;
Da find' ich im Bauche das Ringlein klar;
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
Drum soll der Verlust sie nicht kränken;
Sie wird's dem Finder gedenken!"

Der Fischer spricht es; dem Burgvolk graut;
Es sendet belohnt ihn von hinnen;
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erschaut,
Da geht es ihr ernstlich zu Sinnen. —
Drei Tage wandelt sie düster und stumm;
Dann herrscht sie wie früher, sich brüstend, herum;
Was mag sie das Mährchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr schimmern? —

Drei Jahre schwinden in Saus und Braus,
Da rasselt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen sich aus
Und schrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenstein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubsucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt schleppt sich die Burgfrau fort
Mit siechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo sie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern;
Und was sie verweigert' den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß sie zusammengekauert am Pfad
Ihr Brod auf den Knieen verzehren,
Und mancher von ihr Verspottete naht,

Den Spott auf sie nun zu kehren;
Und sieht er sie gierig mit emſ'gem Bemühn
Auflesen die Brosam'n von dürren Knie'n,
So höhnt er sie: „Ei nun erfrische
Dich einmal am beinernen Tische!"

(Seidl.)

17) Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braunen Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen;
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn; doch eh wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

(Ferdinand Freiligrath.)

18) Die nächtliche Erscheinung zu Speier.

„Wach auf!" erklingts in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!"
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand;
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben;
Viel riesige hohe Gestalten nah'n;
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort; es rauschet kein Kleid;
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit:
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern; es flieget der Kahn;
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück; da findst du den Lohn!"
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon;
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimath hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit und war es ein Traum,
Er hüllt es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht;
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol über!" da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget;
Der Kahn zieht wieder so wunderbar;
Doch Jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie gelandet zu Speier am Strand,
Gibt Jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein

Und Seiden= und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid;
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn;
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut noth des Wachens!

(Wolfgang Müller.)

---

ff) Die Legende.

Die Legende ist eine poetische Erzählung, deren Inhalt stets dem Gebiete des Religiösen entlehnt ist, und zwar im engern Sinne dem Sagenkreise der christlichen Kirche, zu deren Verherrlichung sie auch dient. Enthält die kirchliche Sage als Stoff Handlungen und Thatsachen, welche entweder große Aufopferungen im Dienste der Tugend und den Heldensinn der Märtyrer bezeugen, oder welche Wunderthaten der Heiligen versinnlichen, so berücksichtigt der Dichter nicht die geschichtliche Beglaubigung dieser Stoffe; denn seine Aufgabe ist keine geschichtliche, sondern eine ästhetische, und diese wird erreicht, wenn er den ihm dargebotenen Stoff zur Einheit der ästhetischen Form erhebt. Wegen des einfach religiösen Charakters erhebt sich die Legende niemals zu hohem lyrischen Schwunge, sondern wählt einen mehr ruhigen und milden Ton, der ihr eben den eigenthümlichen Zauber verleiht.

Es giebt nicht bloß ernste, sondern auch komische Legenden. Die komische Legende, die, um gegen den Aberglauben zu wirken, besonders in neuerer Zeit cultivirt wurde, ist eigentlich nur eine Parodie der ernsteren Legende und gehört eigentlich der allgemeinen poetischen Erzählung an.

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erstreiten,
Während ich, mit Einsicht und Verstand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.
Nicht dem Feldherrn ziemt's, mit blindem Wagen
Seine unersetzliche Person
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie gesagt, davon."
Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Diesen sah man wild die Hände ballen;
Jener sprach von Trug und Schelmerei.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen zieh'n.
Alle folgten in gestrecktem Trabe;
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt," so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen·
Meinen Vorschlag höret allesammt;
Stemmt euch nicht zum zweiten Mal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!"
„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul' und Spieß allein?
Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
Kann ich nur von Weitem nützlich sein! —
Ueberdies ist mir die Kraft gesunken!
Hätte doch sein saures Lagerbier
Raps, der schnöde Schenkwirth, selbst getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich schier!" —
Aber schwer verletzt durch diese Worte
Warf ihn Raps in seines Zornes Drang
Dergestalt an die verschloss'ne Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeselle
Die Begierde seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.
Und von innen tönt ein dumpfes Heulen;
Grauenvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen;
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst sich aufzurichten;
Todesangst umnebelt ihm den Sinn;
Und — zwei schwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesschnelle hin! — (Prätzel.)

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm;
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh' hier deine Söhne,
Und dein Weib Eugenia!"

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der Stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

(J. G. v. Herder.)

2) Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, Ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde.)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet."

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

(J. G. v. Herder.)

3) St. Polykarp.

„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpos, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth," so sprach der kranke Greis,
„Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch." Er gieng und betete;
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:

„Sei tapfer, Polykarp!“ — Der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone,“ sprach er, „deines Alters,
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde,“ sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!“

Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth.

(J. G. v. Herder.)

4) Das Gesicht des Arsenius.

Arsenius hört' eine Stimm' ihm rufen:
„Komm, und ich will der Menschen Thun dir zeigen!“

Der Klausner ging hinaus zum ersten Mal,
Und einen Mohren sah er, welcher, emsig
Holz hackend, einen schweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheiten mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser
Aus einem Teich in eine löchrichte
Zisterne goß. Verloren war die Mühe;
Das Wasser floß zurück; der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Zisterne leer. —
Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal,
Und sah gestreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
Mit starken in die Quer gelegten Balken

Ansprengen gegen eines Tempels Thor.
Umsonst! Anrennend mit den Balken, prallten
Sie stets zurück, und blieben ewig draußen.

Da sprach Arsenius: „„Herr, deute mir,
Was ich gesehn!““ Und dieses war die Deutung:

Der Mohr, der immerfort sein Bündel häufte,
Das ist der Mensch, der manche Sünde thut,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde stets mit neuer häuft.

Der Thor, der Wasser schöpft, wie in ein Sieb,
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch immer
Dazwischen mehr des Bösen. Müh und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.

Die tollen Reiter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, das sind die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamantne Thor
Der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe!

(L. Th. Kosegarten.)

5) Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.“

„An der Geschwister Hand
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.“

„Läßt mich denn Niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreih'n
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?“

„Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein.“

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, nichts minder;
Ans Kindlein Niemand denkt!

„O lieber heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt.“

Das Kindlein reibt die Hand;
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
rch's Gäßlein hergewallet,
ı weißen Kleide schlicht
ı ander Kind; — wie schallet
lieblich, da es spricht:
„Ich bin der heil'ge Christ,
ır auch ein Kind vordessen,
e du ein Kindlein bist;
ı will dich nicht vergessen,
nn Alles dich vergißt.
„Ich bin mit meinem Wort
l Allen gleichermassen;
ı biete meinen Hort
gut hier auf der Straßen
e in den Zimmern dort.
„Ich will dir deinen Baum,
mb' Kind, hier lassen schimmern
f diesem offnen Raum,
schön, daß die in Zimmern
schön sein sollen kaum."

So deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.
So fern und doch so nah
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah.
Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.
Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath jetzt gekehret
Bei seinem heil'gen Christ,
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt. (Rückert.)

6) Ewigkeit.

In einem Kloster, das im Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,
Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister, ernsten Räthseln nachzusinnen,
Die Laute, die so weit der Erden Rund
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.
Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen sich Aspekte neigen.
Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen*) Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;
Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkannt er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.
Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.
Einst, als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.
Im Laube schmetterte der Vögel Chor;
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue.

*) Die Runenschrift ist eine den altnordischen Völkern eigene Schrift, deren Gebrauch zu mancherlei magischen und zauberischen Künsten verwendet wurde.

Da richtete der Mönch den Blick empor:
„O Herr, so kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.
Doch deiner Ewigkeit erstarrter Bann —
Dies stete Gleich — — Unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann —
Kein Menschenherz — ich fühl's, mein Glaube schwanke — —
Erbarme dich, Herr gieb mir einen Stab,
An dem mein Geist empor sich ranke!
Ich scheue nicht den Tod so nah dem Grab',
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab.
Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?
Und Ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!
Wem schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
Wird ihm zur Folter nicht dies ew'ge Dort?" —
Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrtensträuchen.
Die Zeder schwingt sich in die Lüfte kühn;
Wollüstig wiegen Palmen ihre Kronen;
Die Blüthen duften; die Orangen glüh'n.
„Hat, fragt der Mönch, mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwedens eis'gen Regionen?" —
Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang, wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.
Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farb'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.
Er singet. Seine Wundertöne sind,
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.
Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
Bald freudig, wie Verheißung bess'rer Zeiten;
Bald hochaufjubelnd wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich seufzend, gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.
Und selig schauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.
Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
Aeonen durch, wie jetzt minutenlang."

Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort sein Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?
Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster.
Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt;
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle;
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.
Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.
Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nah'n — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht ein Gesicht.
Betroffen stehn die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.
„Wo ist Johannes? Brüder sagt mir's an?
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend:
„Sind all' die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —
Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Probst. Doch thu' mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag erhebend?"" —
„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund." —
Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.
Wär'st du's? Die Zeit ist anders, als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete:
„Unwürdig bin ich, Gott, so seufzt' er bang,
Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr' lauscht ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen."
Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlied;
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfallnem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

(Franz Freiherr von Ga

7) Sanct Bonifacius.

An kühler Waldesstelle
Saß Bonifacius;
Es rollte Well auf Welle
Vor ihm der Ohrafluß.

Ihn hungert' auf der Reise
Und er bedurfte Ruh;
„Bereite schnell mir Speise,"
Rief er dem Diener zu.

Der Diener aber wandte
Kleinmüthig seinen Blick;
„Ach," seufzt' er, „warum sandte
„Gott solches Mißgeschick?

„Das, was ich mitgenommen,
„Ist Alles aufgezehrt;
„Kein Beerlein zu bekommen,
„Wohin der Blick sich kehrt!"

Da winkt' ihm zu der Fromme:
„Mein Lieber, decke frisch,
„Damit uns Speise komme
„Auf diesen Stein, den Tisch.

„Der reichlich konnte schicken
„Einst in der Wüste Brod,
„Der wird auch mich erquicken
„Mit Speisen in der Noth."

Und als nach seinem Worte
Der Diener schnell gethan,
Da schwebte zu dem Orte
Ein Adler schwarz heran.

Der trug in seinen Krallen
Lautschreiend einen Fisch,
Und ließ ihn niederfallen
Auf den gedeckten Tisch.

Des Frommen Auge glühte,
Sobald er dies geschaut;
Hoch pries er Gottes Güte,
Auf die er fest gebaut.

Der Diener schürte Flammen
Und sott den Fisch sogleich;
Dann speis'ten sie zusammen
Und sättigten sich reich.

(Adolph Bube.)

---

gg) Die poetische Erzählung.

Zum Stoffe der poetischen Erzählung eignet sich Alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch dargestellt werden kann. Sie unterscheidet sich dadurch von den übrigen Formen der epischen Dichtkunst, daß in ihr die dargestellte Handlung oder Begebenheit den Mittelpunkt der ästhetischen Darstellung bildet, daß aber das handelnde Individuum hier nicht als ein besonders hervorstehender Charakter, als ein eigentlicher Held erscheint, der in noch unentschiedenem Kampfe mit dem auf ihn eindringenden widrigen Schicksale wahrgenommen wird. Die Hauptaufgabe der poetischen Erzählung ist, daß die Handlung auf eine dem Stoffe ganz angemessene Weise mit Leichtigkeit und Natürlichkeit so dargestellt wird, daß sie im Leser dieselben Gefühle anregt, welche im Gemüthe des Dichters das Entstehen der ästhetischen Form bewirkten, und daß sie überhaupt in ihm ein reines Wohlgefallen an der Form hervorbringt. Sie kann entweder im ernsthaften oder im komischen Gewande erscheinen. Die ernsthafte poetische Erzählung befaßt sich mit lebensvoller dichterischer Darstellung wichtiger Ereignisse des Lebens oder ergreifender Handlungen des freien Willens; die komische vergegenwärtigt mit Lebendigkeit menschliche Schwachheiten, Thorheiten und Fehler auf solche Weise, daß durch dieselbe im Leser das nämliche Gefühl der Lust veranlaßt wird, aus welchem sie im Dichter entsprungen ist. Die Form der poetischen Erzählung kann rhythmisch oder in ungebundener Rede sein. Von der Fabel, die häufig mit der poetischen Erzählung verwechselt wird, unterscheidet sie sich dadurch, daß der Fabel ausschließend die Versinnlichung der Eigenschaften der Thierwelt zusteht.

Beispiele der poetischen Erzählung.

1) Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magistrat
Erschien Herr Matz, ein neugebackner Rath,
Und sprach: Hochweise Herrn, ein frecher Zeitungsschreiber
Beschimpfte mich; da lesen Sie sein Blatt,
Und rächen Sie mich an dem Ehrenräuber.
Er sagt: Ein teutscher Titus hat
Jüngst einen Schöps zu seinem Rath erhoben.
Herr, sprach der Präsident, wir haben keine Proben;
Sie sind ja nicht genannt. — Ei, Sie befremden mich,
Rief Matz, wer kann der Schöps wohl anders sein, wie ich?
(Pfeffel.)

2) Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Bauch tiefkrächzend über Land,
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!"
Der Bauer kam im schnellsten Lauf:
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen,"
Und lud den Aktenreiter auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Werd' ich auf's neu Gerichtsverwalter." —
Da stand sein Leibroß still und fragte: „Was sagt Er?
Ist er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?" —
„Ach, wißt Ihr's nicht?" begann der Rundbauch jetzt zu klagen:
Ich ward entsetzt vor wenig Tagen." —
Patsch! warf den alten, dummen Veit der Bauer in den Fluß,
Und höhnt' ihn: „Laßt mir's sagen,
Wenn Ihr auf's neu Gerichtsverwalter seid,
Alsdann will ich Euch weiter tragen."
(Langbein.)

3) Der Wilde.

„Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel

Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagren Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„„Willst du, mißgestalt'tes Ungeheuer,""
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!""
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,

Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein Kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab ich mich verirret,""
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!""

„Kommt herein!" versetzt' der Unbekannte,
„Wärmt Euch! Noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer:
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,

Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht: wir Wilden sind doch beſſ're Menschen!“
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche. (Seume.)

4) Der Christabend.

Still! Was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ists ein schmächtig, blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen —
Leicht und dünn ist sein Gewand, —
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! Es wimmert leis' im Sturme.
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!

„Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! Sie wird mich schlagen;
Denn ich blieb zu lange aus.

„Nein, ich will noch länger bleiben,
Weht der Schnee gleich ins Gesicht;
Mich auf offner Straße treiben; —
Dem Empfang entgeh ich nicht!

„Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? Die Händler luden
Freundlich mich, zu kaufen, ein.

„Wie die Messingkämmchen locken,
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh — huh! von warmen Pelz!

„Aber leer sind meine Taschen;
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen; —
Doch wer putzt für mich den Baum?

„Ha! wie hell wirds in den Zimmern,
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf, — ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

„Schau! Dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum sein!

„Ei, ich möcht' es auch wohl sehen;
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich ans Schloß.“ —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter stehn;
Weihrauchdüfte ziehn ins Kalte;
Bunt bemalte Kerzen wehn.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster, lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Flur mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen,
Ach! sie schauet sich fast blind! —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laßt mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide;
Eine schlanke, blasse Frau
Naht im schwarzen Flor und Kleide,
Himmlisch schön im Thränenthau.

omm doch näher, liebe Kleine!
du meinen Engel sehn?
ch hatte nur das Eine,
och mußt' es von mir gehn!

lorgen früh wird sie begraben; —
eschеerung kauft' ich ein, —
liegts noch, — willst du's haben? —
wie sie, so blond und fein!

prich, wer bist du?"" — „Eine Waise;
em Jahr ist Mutter todt;
ag' ich am Grabe leise
der Guten, meine Noth.

d ein Jahr — um Weihnacht deckte
en Sarg die Mutter nicht.
n Christtagmorgen weckte
in buntes, helles Licht.

n scholl Orgelklang und Mette,
behängt mit Mütz' und Tuch,
ein Tannenbaum am Bette,
ergüld'te Aepfel trug.

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen,
Tief, o tief im Sand verscharrt!

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten, —
Und ich will ja Alles thun!

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinen Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!"

„„Kind, wie heißt du?"" — „Willmer's Lotte!"
„„Und wie alt?"" — „Bin sieben Jahr!" —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

„„Wohl, ich schwör's bei diesem blassen
Lieben Engelangesicht,
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!"" —

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: „Von Gott will ich nicht lassen;
Gott verläßt die Seinen nicht!" (Fr. Kind.)

5) Moses und das Geisfell.

Die Weidtasch' um den Hals, den Hirtenstecken
In seiner Hand, trieb Moses einst in Ruh
Kameel' und Rinder durch Gebüsch' und Hecken
Der Heimath Amra's, seines Vaters, zu.
Die Sonne sank. Schon naht' er sich dem Flecken,
Der ihn empfing: da kam Ben Kapathu,
Sein Aeltervater, weinend ihm entgegen.
Der Kleine trieb sein Vieh mit raschern Schlägen.

Und als er ihm genaht, da sprach der Knabe
Zum Greise mitleidsvoll: „Was weinest du?"
„Ach! Kind, mir nahmen alle meine Habe
Die Araber;" so rief Ben Kapathu.
„Da bat ich meinen Sohn um eine Gabe;
Allein er schlug mir rauh die Thüre zu.
Drum nimm mich mit zurück in Amra's Hütte!
Wer weiß, bewegt sein Herz nicht Kindesbitte!"

„Herr," sprach der Knab', erweicht von seinen Klagen,
„Mein Vater Amra ist ein rauher Mann;

Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte;
Empfang' ihn gastfrei nach Aegyptersitte!

„Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Heerde sich den Greis erwarmen;
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. — Doch Amra's Herz blieb ohn' Erbarmen.
„„Nimm,"" sprach der Geizhals, „„jenes Geisfell dort,
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken;
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!""

Dem Knaben ging das Herz von Wehmuth über.
Er schnitt das Geisfell in der Mitt' entzwei,
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald, — verzeih'! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geisfell hat der Hälften zwei.
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die zweite dir; die will ich aufbehalten."

Und Amra stand, und sann mit düstren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geisfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach;
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen. (Joh. Dan. Falk.)

6) St. Makarius.

Zum Abt Makarius, wohlbetagt,
Tritt einst ein Landmann ein und sagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich gesparet habe
Zu deiner Erquickung und milden Labe!"

Und reicht ihm drauf, mit treuem Sinn,
Eine große, schöne Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und Jener geht nun seinen Gang.

Da der Alt' allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sei,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen;
Dem wird die Traube mehr noch frommen,
Spricht er, und geht, und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.

Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt, und fängt dann an:
„Ei, ei, wär' das auch recht gethan?"

Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen.
Doch drüben liegt Einer in heißem Fieber:
Den soll sie kühlen! trag' sie hinüber!" —
Drauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,
Und der Andere geht nun seinen Gang.

Jetzt Jener schon ein Beerlein berührt:
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein," spricht er, „von so köstlicher Frucht,
Sind unsre Zellen nur selten besucht;
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius!" —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an seiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.

Makarius blickt empor und schweigt;
Doch seine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dies Wort beginnen:
„Du, Gott der Liebe, sei gepreist,
Daß sich dein liebend heil'ger Geist
An meinen Brüdern so schön erweis't!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt,
In ihm ist all' mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf' mich bald zu deinem Frieden!"
Und Beides hat ihm der Herr beschieden.

(Fr. Rochlitz.)

7) Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Conscribirten;
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu ich!"

Der versetzte: „„Sei nur ruhig;
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!""
„Aber" — sagte Thomas weiter —

„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei — Feindes-Reiter
Spre — spre — sprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We — Werda! schrein!"

Lächelnd sprach der Offizier:
„Das thut auch nichts; glaube mir;
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kommts da nicht an!"

Immer stärker weinte Hase,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase!
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen" —
Schrie er — „se — se — setzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wärs mi — mit mir,
Denn nicht schne — schne — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon ich schrein!"

(J. F. Castelli.)

8) Die Neujahrswünsche.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,
Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freiem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Krystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengen Frost gehärtet war die Erde,
Und wer den Pflichtruf, dem er sich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lockend warmen Heerde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.

Nur Förster Burgfeld schweifte still verdrossen,
Mit heft'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte;
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseins Lust und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

ſt erbebt das Heidenthum
ıes Löwenritters Ruhm,
's wendet ſich ſein Blick
der Heimath Flur zurück;
die Dankbarkeit des Leuen
der Freunde Kreis erfreuen.
) ſo viel er Schiffer dingt
o reichen Sold er bringt,
r nimmt den ſtarken Leun
e ſichre Barke ein.
end nach dem Vaterlande
ıer Ritter ihn am Strande.
erhebt der edle Leu
am Ufer Klaggeſchrei,
, dem Schiffe zugewandt,
lich auf und ab am Strand,
und ſtürzt vom Felſenbogen
r Tiefe ſchwarze Wogen.

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entſetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals ſchon von ihr verſchlungen
Hat er ſich empor geſchwungen.
Schaut, was dort der [1]) Sturz erfaßt!
Ruft der Schiffer hoch vom Maſt;
Gottfried ſpringt in Ahnungseil'
Vom Verdeck aufs ſchwanke Seil,
Schärft den Blick, und ſieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.
Auch der Leu wird ſein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar!
Hebt, vom Strudel ſchon errafft,
Hoch ſein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit ſtillem Gruße,
Und verſinkt im Wogenſchuſſe.

(J. F. Kind.)

9) Arion. [2])

n ſchifft auf Meereswogen
ſeiner theuern Heimath zu;
rd vom Winde fortgezogen:
See in ſtiller ſanfter Ruh'.

Schiffer ſteh'n von fern und flü-
ſtern;
Sänger ſieht ins Morgenroth.
ſeinen gold'nen Schätzen lüſtern,
ließen ſie des Sängers Tod.

n merkt die ſtille Tücke;
etet ihnen all' ſein Gold;
ıgt und ſeufzt, daß ſeinem Glücke
Schickſal nicht, wie vordem, hold.

aber haben es beſchloſſen;
Tod gibt ihnen Sicherheit.
ı ins Meer wird er geſtoßen;
ı ſind ſie mit dem Schiffe weit.

ıat die Leier nur gerettet:
chwebt in ſeiner ſchönen Hand;
Meeresfluthen hingebettet,
reude von ihm abgewandt.

) greift er in die gold'nen Saiten,
laut die Wölbung wiederklingt;
mit den Wogen, wild zu ſtreiten,
nft die zarten Töne ſingt:

„Klinge, Saitenſpiel;
In der Fluth
Wächst mein Muth:
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein
Ziel.

„Unverdroſſen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward
genoſſen.

Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, naſſer Fluth begräbt."

So klang das Lied durch alle Tiefen;
Die Wogen wurden ſanft bewegt,
In Abgrundsklüften, wo ſie ſchliefen,
Die See-Gethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beſchwimmen die Tritonen [3]) grün.

Die Wellen tanzen, Fiſche ſpringen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieſes Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresveſten nicht vernahm.

Strudel, wo das Waſſer hinunterſtürzt.
Arion — ein Dichter und Zitherſpieler aus Lesbos (627 v. Chr.)
Tritonen — fabelhafte Meergötter, halb Menſchen, halb Fiſche, auf einer Meer-
muſchel blaſend.

Als reisesflink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„„Im Osten dämmerts, und ich muß von hinnen!'"
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich ins Herz gegeben ist.

„„Vorüberschwebend nach gemessnem Walten
Und regelrecht, verkettend Tag und Nacht,
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich strengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blutger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In schrägem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!'"

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit:
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir selber in Erfüllung geht!" — —
Doch, eh' er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entflieh'n.
In mild'rer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überzieh'n.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglückskunde

Die Liebe winkt; das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im milden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm der Sänger weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß," ruft der Ritter leichenblaß,
O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen;
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevlers Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?"
Er blickt empor; die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„Seid Ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da schaut der Blätter gleisend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand euch bereitet!“ —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!“ —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen;
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?“ rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort;
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!“

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand;
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, das stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,
Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemüh'n,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.

„Nur dies Mal noch," seufzt er, von flücht'gem Zagen
Leis' überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dies Mal noch, o Glück, sei günstig mir!" —
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor! —
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie im Verzweiflungsschmerz;
Entsetzen steht in ihrem Blick geschrieben!
„„Der Knab' ist fort!" ertönt ihr Angstgeschrei;
„„Der Knab' ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!""

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah:
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im sel'gen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneschauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt," beginnt er stammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, beßrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feur'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„„Der Zufall ließ,"" entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein;
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wonach wir Beid' im Innersten verlangen,
Der Freundschaftsband aufs Neu' geschlossen sein!"" —

Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht: wir Wilden sind doch beſſ're Menschen!“
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

(Seume.)

4) Der Christabend.

Still! Was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ists ein schmächtig, blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen —
Leicht und dünn ist sein Gewand, —
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! Es wimmert leis' im Sturme.
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!

„Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! Sie wird mich schlagen;
Denn ich blieb zu lange aus.

„Nein, ich will noch länger bleiben,
Weht der Schnee gleich ins Gesicht;
Mich auf offner Straße treiben; —
Dem Empfang entgeh ich nicht!

„Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? Die Händler luden
Freundlich mich, zu kaufen, ein.

„Wie die Messingkämmchen locken,
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh — huh! von warmen Pelz!

„Aber leer sind meine Taschen;
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen; —
Doch wer putzt für mich den Baum?

„Ha! wie hell wirds in den Zimmern,
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf, — ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

„Schau! Dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum sein!

„Ei, ich möcht' es auch wohl sehen;
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich ans Schloß.“ —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter stehn;
Weihrauchdüfte ziehn ins Kalte;
Bunt bemalte Kerzen wehn.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster, lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Flur mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen,
Ach! sie schauet sich fast blind! —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laßt mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide:
Eine schlanke, blasse Frau
Naht im schwarzen Flor
Himmlisch schön im T

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel sehn?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir gehn!

„„Morgen früh wird sie begraben; —
Zur Bescheerung kauft' ich ein, —
Oben liegts noch, — willst du's haben? —
Bist, wie sie, so blond und fein!

„„Sprich, wer bist du?““ — „Eine Waise;
Seit dem Jahr ist Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.

„Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch den Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.

„Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüld'te Aepfel trug.

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen,
Tief, o tief im Sand verscharrt!

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten, —
Und ich will ja Alles thun!

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinen Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!“

„„Kind, wie heißt du?““ — „Willmer's Lotte!“
„„Und wie alt?““ — „Bin sieben Jahr!“ —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

„„Wohl, ich schwör's bei diesem blassen
Lieben Engelangesicht,
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!““ —

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: „Von Gott will ich nicht lassen;
Gott verläßt die Seinen nicht!“

(Fr. Kind.)

5) Moses und das Geisfell.

Die Weidtasch' um den Hals, den Hirtenstecken
In seiner Hand, trieb Moses einst in Ruh
Kameel' und Rinder durch Gebüsch' und Hecken
Der Heimath Amra's, seines Vaters, zu.
Die Sonne sank. Schon naht' er sich dem Flecken,
Der ihn empfing: da kam Ben Kapathu,
Sein Aeltervater, weinend ihm entgegen.
Der Kleine trieb sein Vieh mit raschern Schlägen.

Und als er ihm genaht, da sprach der Knabe
Zum Greise mitleidsvoll: „Was weinest du?“
„Ach! Kind, mir nahmen alle meine Habe
Die Araber;“ so rief Ben Kapathu.
„Da bat ich meinen Sohn um eine Gabe;
Allein er schlug mir rauh die Thüre zu.
[illegible]

Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte;
Empfang' ihn gastfrei nach Aegyptersitte!

„Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Heerde sich den Greis erwarmen;
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. — Doch Amra's Herz blieb ohn' Erbarmen.
„„Nimm,"" sprach der Geizhals, „„jenes Geisfell dort,
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken;
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!""

Dem Knaben ging das Herz von Wehmuth über.
Er schnitt das Geisfell in der Mitt' entzwei,
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald, — verzeih'! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geisfell hat der Hälften zwei.
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die zweite dir; die will ich aufbehalten."

Und Amra stand, und sann mit düstren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geisfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach;
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen. (Joh. Dan. Falk.)

6) St. Makarius.

Zum Abt Makarius, wohlbetagt,
Tritt einst ein Landmann ein und sagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich gesparet habe
Zu deiner Erquickung und milden Labe!"

Und reicht ihm drauf, mit treuem Sinn,
Eine große, schöne Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und Jener geht nun seinen Gang.

Da der Alt' allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sei,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen;
Dem wird die Traube mehr noch frommen,
Spricht er, und geht, und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.

Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt, und fängt dann an:
„Ei, ei, wär' das auch recht gethan?"

Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen.
Doch drüben liegt Einer in heißem Fieber:
Den soll sie kühlen! trag' sie hinüber!" —
Drauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,
Und der Andere geht nun seinen Gang.

Jetzt Jener schon ein Beerlein berührt:
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein," spricht er, „von so köstlicher Frucht,
Sind unsre Zellen nur selten besucht;
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius!" —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an seiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.

Makarius blickt empor und schweigt;
Doch seine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dies Wort beginnen:
„Du, Gott der Liebe, sei gepreist,
Daß sich dein liebend heil'ger Geist
An meinen Brüdern so schön erweis't!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt,
In ihm ist all' mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf' mich bald zu deinem Frieden!"
Und Beides hat ihm der Herr beschieden. (Fr. Rochlitz.)

7) Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Conscribirten;
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu ich!"

Der versetzte: „„Sei nur ruhig;
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!""
„Aber" — sagte Thomas weiter —

„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei — Feindes=Reiter
Spre — spre — sprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We — Werda! schrein!"

Lächelnd sprach der Offizier:
„Das thut auch nichts; glaube mir;
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kommts da nicht an!"

Immer stärker weinte Hase,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase!
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen" —
Schrie er — „se — se — setzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wärs mi — mit mir,
Denn nicht schne — schne — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon ich schrein!"

(J. F. Castelli.)

8) Die Neujahrswünsche.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,
Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freiem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Krystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengen Frost gehärtet war die Erde,
Und wer den Pflichtruf, dem er sich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lockend warmen Heerde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.

Nur Förster Burgfeld schweifte still verdrossen,
Mit heft'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte;
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseins Lust und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

Allimmer die Reichste, die Schönste sein;
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

So ruft sie im schwellenden Uebermuth,
Und schleudert den Ring von dem Finger.
Mit leisem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen krystallenen Zwinger.
Das Burgvolk sieht es mit fröstelndem Grau'n;
Doch lächelnd wandelt die reichste der Frau'n,
Um schwelgend an goldenen Tischen
Den lüsternen Sinn zu erfrischen. —

Drei Tage verrinnen, da stürzt in's Schloß
Ein Fischer mit eilenden Schritten.
„Dies Hechtlein fing ich, — so spricht er zum Troß, —
Erst hat es mein Messer zerschnitten;
Da find' ich im Bauche das Ringlein klar;
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
Drum soll der Verlust sie nicht kränken;
Sie wird's dem Finder gedenken!"

Der Fischer spricht es; dem Burgvolk graut;
Es sendet belohnt ihn von hinnen;
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erschaut,
Da geht es ihr ernstlich zu Sinnen. —
Drei Tage wandelt sie düster und stumm;
Dann herrscht sie wie früher, sich brüstend, herum;
Was mag sie das Mährchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr schimmern? —

Drei Jahre schwinden in Saus und Braus,
Da rasselt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen sich aus
Und schrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenstein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubsucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt schleppt sich die Burgfrau fort
Mit siechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo sie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern;
Und was sie verweigert' den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß sie zusammengekauert am Pfad
Ihr Brod auf den Knieen verzehren,
Und mancher von ihr Verspottete naht,

Als reiseflink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„„Im Osten dämmerts, und ich muß von hinnen!““
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich ins Herz gegeben ist.

„„Vorüberschwebend nach gemessnem Walten
Und regelrecht, verkettend Tag und Nacht,
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich strengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blutger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In schrägem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!““

„Unnützer Bube!“ rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit:
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir selber in Erfüllung geht!“ — —
Doch, eh' er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entflieh'n.
In mild'rer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überzieh'n.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglückskunde

Des Zitherspielers nun vergessen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beschicken,
Trägt er bereits in blanken Silberstücken
Die Baarschaft fest gegürtet um den Leib,
Und schon hinaus will er in Wandrerseile;
Doch aus der Küche winkt und ruft sein Weib:
„„Komm, Burgfeld! Einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenkloß mit eigner Hand zu spalten;
Was mir zu schwer, ist leichtes Werk für dich!““
Doch kaum hat er in rüstigem Beginnen
Mit scharfer Axt den ersten Schlag gethan,
So strömt sein Blut; es schwinden ihm die Sinnen;
Vereitelt ist der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange schmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerstätte kaum erreichen.
Und einen Andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geschick, das in verborgner Nacht
Ruchlose List dem Förster zugedacht.
Im starren Blick das sprechende Gepräge
Der Todesangst, beraubt von Räubershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —
Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeih'n den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht,
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesg'uth erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere.
Laut heult der Sturm; der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünst'gem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.
Und wie der Tag im Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheuen Schritte, um — erfüllt zu schauen,
Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet von Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„Seid Ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da schaut der Blätter gleisend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand euch bereitet!" —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!" —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen;
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort;
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand;
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, das stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,
Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemüh'n,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.

„Nur dies Mal noch,“ seufzt er, von flücht’gem Zagen
Leis’ überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dies Mal noch, o Glück, sei günstig mir!“ —
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie im Verzweiflungsschmerz;
Entsetzen steht in ihrem Blick geschrieben!
„„Der Knab’ ist fort!“ ertönt ihr Angstgeschrei;
„„Der Knab’ ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!““

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah:
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im sel’gen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneschauern, die der Erd’ entrücken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt,“ beginnt er stammelnd, „hab’ ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, beßrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feur’ge Kohlen mir aufs Haupt!“ —

„„Der Zufall ließ,““ entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein;
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wonach wir Beid’ im Innersten verlangen,
Der Freundschaftsbund aufs Neu’ geschlossen sein!““ —

„O Zauberspruch, am Jahrsfest mir verkündet!“
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob sich sein Blick, in Dankesgluth entzündet;
„O Zauberspruch, so schreckhaft für das Ohr,
Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erst, wie Hauch des Unglücks, mich umweht,
Erfüllt mit Trost und Heil hat es geendet;
Sei mir gesegnet, pilgernder Prophet!
Du hattest Recht; — jetzt ist mein Glück vollendet!“ —
(K. G. Prätzel.)

bb) Die Fabel.

Die Fabel ist eine poetische Erzählung, worin eine Lebens- und Klugheitsregel, eine Lehre der Sittlichkeit und des religiösen Glaubens oder ein Erfahrungssatz durch ein Sinnbild anschaulich gemacht wird. Sie besteht demnach aus zwei Bestandtheilen; nämlich aus einer Lehre und einem Bilde, in welchem sie mitgetheilt wird.

Bei der Fabel bildet selten ein Mensch den Mittelpunkt der Darstellung, sondern gewöhnlich ein nach seinen Eigenschaften und nach seiner Ankündigung bekanntes Thier. Als Ausnahme von der Regel können auch Gegenstände der leblosen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunkt der Fabel gestellt werden, z. B. Pflanzen und unorganisirte Körper. Die Fabel wird aber nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet, sondern soll Ereignisse im Gebiete der Thierwelt mit besonderer Rücksicht und Anwendung auf menschliche Individuen, Zustände, Handlungen und Verhältnisse darstellen. Der Mensch soll im Spiegel des thierischen Instinkts sowohl nach seiner sittlichen Freiheit, als auch nach den Verirrungen derselben sich wieder erkennen; denn es werden durch die Wirkungen des sicher führenden Instinkts des Thieres nicht selten die sittlich entarteten Wesen unserer Gattung in der That tief beschämt, z. B. in der Kindesliebe, in der Treue, in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für seinen Herrn rc., da das Thier, geleitet von seinem Instinkte, in seinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbener und edler sich ankündigt, als der in sittlicher Hinsicht ausgeartete, von seinem Eigennutze und von seinen Leidenschaften fortgerissene Mensch.

Die Fabel soll die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken. Die Handlung derselben muß einfach und naturgemäß und das Thier selbst so gewählt sein, daß der Mensch in ihm sein Bild mit seinen guten und bösen Eigenschaften erkennt.

Beispiele der Fabel.

1) Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen

Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost [1]) von Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die Andern ein,
Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Flieh'n, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen. (Gellert.)

2) Fabel.

Zum Löwen sprach der Fuchs: Ich muß
Dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende;
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: Was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann aber sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht. (Gleim.)

3) Die Berathschlagung der Pferde.

„Ha! sprach ein junger Hengst, wir Sklaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,

1) Die Wachsscheiben, oder das Gewirk in einem Bienenstock.

Doch jede Kränkung will ich gern ertragen,
Die dir des Alters Bürd' erleichtern kann."
Drauf lief er schnell, es Amra anzusagen:
„Mein Vater, zünd' ein Hirtenfeuer an!
Ben Kapathu geht ein zu deiner Hütte;
Empfang' ihn gastfrei nach Aegyptersitte!

„Er fleht um Obdach. Send', o Herr, den Armen
Von deiner Thür nicht ungetröstet fort!
Laß an dem Heerde sich den Greis erwarmen;
Gönn' in der Hütt' ihm einen Zufluchtsort!"
Er schwieg. — Doch Amra's Herz blieb ohn' Erbarmen.
„„Nimm,"" sprach der Geizhals, „„jenes Geisfell dort,
Das reich' ihm, seine Blöße zu bedecken;
Alsdann geleit' ihn gleich hinaus zum Flecken!""

Dem Knaben ging das Herz von Wehmuth über.
Er schnitt das Geisfell in der Mitt' entzwei,
Und als ihn Amra schalt, da sprach er: „Lieber,
Du bist betagt. Wer weiß, wie bald, — verzeih'! —
So geht dein Weg an meiner Thür vorüber.
Ein gutes Geisfell hat der Hälften zwei.
Davon gehört die eine hier dem Alten,
Die zweite dir; die will ich aufbehalten."

Und Amra stand, und sann mit düstren Mienen
Dem hohen Sinne dieser Worte nach;
Und so entrüstet er zuvor geschienen,
So liebreich gab er seinem Kinde nach.
Noch lag das halbe Geisfell zwischen ihnen.
Er sah es an. Sein Herz im Busen brach;
Es überfloß von Scham und von Erbarmen.
Er ging hinaus, den Vater zu umarmen. (Joh. Dan. Falk.)

6) St. Makarius.

Zum Abt Makarius, wohlbetagt,
Trict einst ein Landmann ein und sagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich gesparet habe
Zu deiner Erquickung und milden Labe!"

Und reicht ihm drauf, mit treuem Sinn,
Eine große, schöne Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und Jener geht nun seinen Gang.

Da der Alt' allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sei,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen;
Dem wird die Traube mehr noch frommen,
Spricht er, und geht, und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.

Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt, und fängt dann an:
„Ei, ei, wär' das auch recht gethan?"

Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen.
Doch drüben liegt Einer in heißem Fieber:
Den soll sie kühlen! trag' sie hinüber!" —
Drauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,
Und der Andere geht nun seinen Gang.

Jetzt Jener schon ein Beerlein berührt:
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein," spricht er, „von so köstlicher Frucht,
Sind unsre Zellen nur selten besucht;
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius!" —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an seiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.

Makarius blickt empor und schweigt;
Doch seine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dies Wort beginnen:
„Du, Gott der Liebe, sei gepreist,
Daß sich dein liebend heil'ger Geist
An meinen Brüdern so schön erweis't!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt,
In ihm ist all' mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf' mich bald zu deinem Frieden!"
Und Beides hat ihm der Herr beschieden. (Fr. Rochlitz.)

7) Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Conscribirten;
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu ich!"

Der versetzte: „„Sei nur ruhig;
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!""
„Aber" — sagte Thomas weiter —

„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei — Feindes-Reiter
Spre — spre — sprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We — Werda! schrein!"

Lächelnd sprach der Offizier:
„Das thut auch nichts; glaube mir;
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kommts da nicht an!"

Immer stärker weinte Hase,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase!
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen" —
Schrie er — „se — se — setzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wärs mi — mit mir,
Denn nicht schne — schne — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon ich schrein!" (J. F. Castelli.)

8) Die Neujahrswünsche.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,
Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freiem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Krystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengen Frost gehärtet war die Erde,
Und wer den Pflichtruf, dem er sich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lockend warmen Heerde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.
Nur Förster Burgfeld schweifte still verdrossen,
Mit heft'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte;
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseins Lust und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort sein Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?
Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster.
Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt;
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle;
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.
Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.
Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nah'n — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht ein Gesicht.
Betroffen stehn die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.
„Wo ist Johannes? Brüder sagt mir's an?
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend:
„Sind all' die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —
Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Probst. Doch thu' mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag erhebend?"" —
„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund." —
Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.
Wär'st du's? Die Zeit ist anders, als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete:
„Unwürdig bin ich, Gott, so seufzt' er bang,
Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr' lauscht ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen."
Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlied;
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfallnem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

(Franz Freiherr von Gaudy.)

Als reiseflink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„„Im Osten dämmerts, und ich muß von hinnen!""
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich ins Herz gegeben ist.

„„Vorüberschwebend nach gemessnem Walten
Und regelrecht, verkettend Tag und Nacht,
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich strengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blutger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In schrägem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!""

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit:
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir selber in Erfüllung geht!" — —
Doch, eh' er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entflieh'n.
In mild'rer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überzieh'n.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglückskunde

Des Zitherspielers nun vergessen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beschicken,
Trägt er bereits in blanken Silberstücken
Die Baarschaft fest gegürtet um den Leib,
Und schon hinaus will er in Wandrerseile;
Doch aus der Küche winkt und ruft sein Weib:
„„Komm, Burgfeld! Einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenkloß mit eigner Hand zu spalten;
Was mir zu schwer, ist leichtes Werk für dich!""
Doch kaum hat er in rüstigem Beginnen
Mit scharfer Axt den ersten Schlag gethan,
So strömt sein Blut; es schwinden ihm die Sinnen;
Vereitelt ist der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange schmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerstätte kaum erreichen.
Und einen Andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geschick, das in verborgner Nacht
Ruchlose List dem Förster zugedacht.
Im starren Blick das sprechende Gepräge
Der Todesangst, beraubt von Räubershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —
Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeih'n den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht,
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesg'uth erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere.
Laut heult der Sturm; der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünst'gem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.
Und wie der Tag im Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheuen Schritte, um — erfüllt zu schauen,
Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet von Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„Seid Ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da schaut der Blätter gleisend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand euch bereitet!"' —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!" —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen;
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort;
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand;
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, das stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,
Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemüh'n,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.

„Nur dies Mal noch," seufzt er, von flücht'gem Zagen
Leis' überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dies Mal noch, o Glück, sei günstig mir!" —
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie im Verzweiflungsschmerz;
Entsetzen steht in ihrem Blick geschrieben!
„„Der Knab' ist fort!" ertönt ihr Angstgeschrei;
„„Der Knab' ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!""

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah:
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im sel'gen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneschauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt," beginnt er stammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, beßrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feur'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„„Der Zufall ließ,"" entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein;
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wonach wir Beid' im Innersten verlangen,
Der Freundschaftsband aufs Neu' geschlossen sein!"" —

„O Zauberspruch, am Jahrsfest mir verkündet!"
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob sich sein Blick, in Dankesgluth entzündet;
„O Zauberspruch, so schreckhaft für das Ohr,
Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erst, wie Hauch des Unglücks, mich umweht,
Erfüllt mit Trost und Heil hat es geendet;
Sei mir gesegnet, pilgernder Prophet!
Du hattest Recht; — jetzt ist mein Glück vollendet!" —

(K. G. Prätzel.)

hh) Die Fabel.

Die Fabel ist eine poetische Erzählung, worin eine Lebens- und Klugheitsregel, eine Lehre der Sittlichkeit und des religiösen Glaubens oder ein Erfahrungssatz durch ein Sinnbild anschaulich gemacht wird. Sie besteht demnach aus zwei Bestandtheilen; nämlich aus einer Lehre und einem Bilde, in welchem sie mitgetheilt wird.

Bei der Fabel bildet selten ein Mensch den Mittelpunkt der Darstellung, sondern gewöhnlich ein nach seinen Eigenschaften und nach seiner Ankündigung bekanntes Thier. Als Ausnahme von der Regel können auch Gegenstände der leblosen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunkt der Fabel gestellt werden, z. B. Pflanzen und unorganisirte Körper. Die Fabel wird aber nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet, sondern soll Ereignisse im Gebiete der Thierwelt mit besonderer Rücksicht und Anwendung auf menschliche Individuen, Zustände, Handlungen und Verhältnisse darstellen. Der Mensch soll im Spiegel des thierischen Instinkts sowohl nach seiner sittlichen Freiheit, als auch nach den Verirrungen derselben sich wieder erkennen; denn es werden durch die Wirkungen des sicher führenden Instinkts des Thieres nicht selten die sittlich entarteten Wesen unserer Gattung in der That tief beschämt, z. B. in der Kindesliebe, in der Treue, in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für seinen Herrn rc., da das Thier, geleitet von seinem Instinkte, in seinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbener und edler sich ankündigt, als der in sittlicher Hinsicht ausgeartete, von seinem Eigennutze und von seinen Leidenschaften fortgerissene Mensch.

Die Fabel soll die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken. Die Handlung derselben muß einfach und naturgemäß und das Thier selbst so gewählt sein, daß der Mensch in ihm sein Bild mit seinen guten und bösen Eigenschaften erkennt.

Beispiele der Fabel.

1) Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen

Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost [1]) von Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die Andern ein,
Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Flieh'n, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen. (Gellert.)

2) Fabel.

Zum Löwen sprach der Fuchs: Ich muß
Dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende;
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: Was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann aber sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht. (Gleim.)

3) Die Berathschlagung der Pferde.

„Ha! sprach ein junger Hengst, wir Sklaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,

1) Die Wachsscheiben, oder das Gewirk in einem Bienenstock.

Das frei sein will? O! wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In der Sklaverei
Bog Keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt;
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven, geh'n im Joch! arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder, seht es an
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfui! Auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert? —
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht;
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen!
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammen halten? — Was meint ihr?" —

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und Jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die Keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt

In unserm Huf. Jedoch aus mildrer Hand
Bekam der Mensch — Verstand!
Wer bauete den Stall, in dem wir sicher sind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widersteh'n
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben seh'n?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und Alles wüst und todt
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab;
Er streuet Hafer aus, und erntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras, und bringt es unter Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst. Er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk; und wenn er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm; er uns; wir leben mit einander,
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron! Und, kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war er auch ein Held;
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Es läg' in tiefer Nacht begraben,
Das edle Thier!" —

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.

(J. W. L. Gleim.)

4) Die Buße der Wölfe.

Zwei Wölfen kam bei sattem Magen
Einmal die liebe Buße ein.
Zwei Wölfen? wird mein Leser fragen. —
Genug, die Fabel sagts; — soll denn bei sattem Magen
Nicht auch einmal ein Wolf die Missethat bereu'n;
Da Mancher wohl in unsern Tagen,
Der noch um Eins Gesetz und Recht verdreht,
Um zwei Uhr in die Beichte geht!
Sie fingen also an, ihr Leben zu beklagen.

Ach, heulte Isegrimm, wir haben viel gethan!
Viel, hob der andre Sünder an.
Ach, fuhr der erste fort, wie viel, das ich verschweige,

Sah dieser fürchterliche Zeuge,
Der Wald und unsre Höhle an.
Wie manche Mutter sucht noch jetzt ihr Kind mit Aengsten!
Wie manches Schaf beweint die Frucht!
Allein von nun an sei die Grausamkeit verflucht;
Denn ehrlich, Bruder, währt am längsten.

So heulten sie, und weinten bitterlich
Aus inn'rer Reue über sich.
Allein im allerbesten Beten
Zeigt sich ein Schaf —
Ein Jeder war betreten.
Die Buße — und ein fettes Schaf!
Je, fing drauf Einer an, weil uns das Glück so traf,
Wer weiß, wenn's wieder kommt! Komm, Bruder, friß das Schaf;
Wir können morgen weiter beten.

(Joh. Benj. Michaelis.)

5) Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunkelm Strauche saß
Einst eine rauhbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder:
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume; da trank er die würzigen Düfte.
Die Raup' erhob, erstaunt, vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt: Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel durch die heitre Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —
Der Sommervogel sang: Getrost, mein verkleideter Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer;
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben.
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid.

(Krummacher.)

6) Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,

Jenseits des Meers, zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; ich half so viel, als ihr,
Zum Wohle unsres Staats. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach, wie wird's
Mir auf der Reis' ergeh'n, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das beß're Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur;
Jenseits des Ufers giebt's ein beß'res Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch!

(Ewald Christian v. Kleist.)

7) Die Blüthen und die Käfer.

Die Blüthen und die Käfer stritten;
Die Käfer fraßen; die Blüthen litten;
Der Lenz, des Streites müde, spricht:
Ich mach' euch beide gleich zunicht!
Da rüstet er sein Strafgericht,
Und ließ sich nicht erbitten.
Erst hub er an im Blüthenmaien
Mit Hagelkörnern drein zu schneien;
Die Blüthen sanken vom Gewicht
Der Körner, doch die Käfer nicht,
An deren Schild ein Schuß sich bricht;
Sie leben und gedeihen.
Dann hub er tüchtig an zu frieren:
Nun werdet ihr die Lust verlieren!
Den Blüthen schrumpfte das Gesicht
Vom Froste, doch den Käfern nicht;
Die Blüthen fallen Schicht auf Schicht;
Die Käfer triumphiren.
Drauf hub er an mit Macht zu regnen;
Nun will ich euch gewaltig segnen!
Die Blüthen thaten ganz Verzicht
Aufs Leben, doch die Käfer nicht;
Ihr Panzerhemd ist wasserdicht;
Ihnen kann nichts begegnen.
Nun läßt er seine Sonne scheinen:
Nun will ich euch in Lust vereinen!
Allein zur Lust die Kraft gebricht
Den Blüthen, nur den Käfern nicht.
Der Gute stirbt; es lebt der Wicht;
So geht's im Großen und Kleinen.

(Fr. Rückert.)

8) Reinecke und seine Kinder.

Als Reinecke einst mit Vaterpflicht
Seinen Kindern ertheilte Unterricht,
Und nach der alten Weis' und Lehr'
Die Jungen sprangen kreuz und quer,
Und selbst sein Weib, Frau Ermelein,
Sich mischte in's Getümmel hinein,
Da machte bei ihnen noch spät Visite
Grimbart, der Dachs, und sprach: „Ich bitte
Euch Neffe, und Euch, Frau Ermelein,
Was ist das für ein Toben und Schrei'n?
Ihr erzieht ja die Kinder wie Türken und Heiden,
Und laßt von Niemanden euch bescheiden;
Vom Fuchs verlangt man heute mehr,
Als Hühner fangen und Gänse jagen,
Und was man sonst aus Eurer Lehr',
Geliebter Neffe, davon wird tragen.
Vertraut die Kinder meiner Hut;
Ihr wißt, ich hab' ein Institut!" —

„Herr Ohm," sprach Ermelein ganz verschämt,
„Es ist so leider, wie Ihr's nehmt;
Wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt,
Und Reinecke selbst hat nichts gelernt
In seiner Jugend; doch gern säh' ich
Studirt die Kinder, sie sind's wohl fähig."

Reinecke sagt nicht Ja, nicht Nein;
Den Handel schloß Frau Ermelein.
Und als von dannen Grimbart schritt,
Da nahm er Reineckens Söhne mit.

Darauf nach einem halben Jahr
Kam zur Vakanz das Kinderpaar.
Doch wie entsetzte sich Reinecke da,
Als er die beiden Studiosen sah:
Der älteste, Rossel, war lendenlahm,
An einem Stock daher er kam;
Und Reinhard, der jüngste, sein liebstes Kind,
Trug eine Brille; er war halb blind.
Indessen Grimbart, der selbst sie brachte
Und ihres Fleißes mit Lob gedachte,
Hielt flugs mit ihnen ein Examen.
Da nannten geläufig sie die Namen
Der Höhen alle, die fern und nah
Man ragen um Malepartus sah;
Sie kannten der Vögel ganz Geschlecht
Nach Art und Klasse vom Strauß zum Specht;
Sie wußten mit Nachhülf' anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;

Es zeigte Rossel, wie an dem Schrei
Des Hahns zu erkennen, ob fett er sei;
Und Reinhard wußte die Zoll sogar,
Wie weit Malepartus vom Brocken war.

Da schien Frau Ermelein hocherfreut
Ob ihrer Söhne Gelehrsamkeit.
Doch Reinecke, der kluge Wicht,
Theilte der Gattin Freude nicht.
Er sprach: „Sobald's wird morgen tagen,
Damit du zu Mittag Etwas hast
Für Grimbart, unsern lieben Gast,
Wollen wir einen Braten jagen."

Am frühen Morgen zogen sie aus;
Spät kamen sie ohne Fang nach Haus.
Da konnte man einmal Reinecken seh'n
Im Harnisch, was nicht oft gescheh'n;
Fuchswild und stampfend mit dem Fuß
Anfuhr er Frau Ermelein ohne Gruß:
„Da sehen wir's nun an der eigenen Brut,
Was eure gelehrte Erziehung thut;
Von einem Mops ließ sich Rossel fangen;
In einer Schlinge blieb Reinhard hangen.
Das war ein Gewinsel und ein Gebell,
Und kam ich nicht zu Hülfe schnell
Mit aller List und aller Kraft,
Jetzt lägen sie in des Todes Haft."
Zu Grimbart höflicher wandte dann
Sich Reinecke, der schlaue Mann:
„Herr Ohm, für heute thut mir's leid,
Daß Ihr so schlecht bewirthet seid;
Ihr freilich habt dafür Ersatz
In Eurer Kenntnisse reichem Schatz.
Ihr wißt von weitem, ob fett ein Hahn,
Das hört Ihr ihm am Krähen an;
Und seid im Stande anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben.
Dran habt nach Billigkeit und Fug
Ihr als gelehrter Mann genug.
Indessen meiner Söhne Lehr'
Die macht Euch allzuviel Beschwer,
Drum will ich mich selber wieder plagen,
Das Nöthigste ihnen vorzutragen.
Will's Gott, so soll mir's noch gelingen,
Sie auf den alten Sprung zu bringen.
Und kehrt Ihr dann beim Abendschein
Einst wieder in Malepartus ein,
So haben wir zwar keinen Strauß im Kopf,
Dafür einen fetten Hahn im Topf;

Und wollt Ihr's dann nicht mit uns haben,
So mögt Ihr am Geruch Euch laben."

Zum Abschied machte sich da bereit
Der Dachs und sprach mit Bitterkeit:
„Ich weiß es wohl, der heutige Lohn
Der Gelehrsamkeit ist Spott und Hohn!"
Sodann er stolz von dannen ging,
Wie schief ihm auch der Magen hing.

Doch Reinecke nahm, wie's ziemt dem Mann,
Sich wieder der Zucht der Kinder an,
Und übte sie jahrein, jahraus;
Da wurden tüchtige Füchse draus. —

Auf einsamer Haid' in heller Nacht,
Am Walde nahm ich's oft in Acht,
Wie mit den Seinen er verkehrt
Und sie des Geschlechtes Sitte lehrt;
Wie lustig sie da tanzen und springen,
Sich jagen, haschen, zu Boden ringen,
In jeglicher List sich exerziren,
In allen Wendungen manövriren,
Auf Dreien hüpfen, auf Zweien geh'n; —
Es ist eine Freude zuzuseh'n. (G. Pfarrius.)

---

d) Dramatische Poesie.

Das Drama ist die Darstellung einer gedichteten Handlung durch sinnliche Mittel. Es unterscheidet sich, wie wir schon früher gesagt haben, dadurch von dem Epos und der lyrischen Dichtkunst, daß hier nicht der Dichter selbst erzählend, fühlend und reflectirend sich äußert, sondern hinter Personen zurücktritt, die er zur Ausführung der von ihm gedichteten Handlung verwendet. Das Drama erzählt nicht bloß von den Menschen und ihren Handlungen, wie das Epos, sondern stellt uns dieselben wirklich vor. Der dramatische Dichter muß die ganze Handlung durch die von ihm aufgestellten Personen beginnen, fortführen und beendigen lassen, und das dramatische Gedicht durchgehends so für die Bühne berechnen, daß es durch die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet werde.

Der Stoff kann von dem Dichter selbst erfunden oder aus der Geschichte entlehnt werden. Gehört derselbe der wirklichen Geschichte an, so ist der Dramatiker nicht, wie der Geschichtsschreiber, an die historische Wahrheit gebunden, sondern er hat das Recht, seine historischen Charaktere zu idealisiren und die Thatsachen mit anschaulichen Bildern auszustatten. Enthalten diese Bilder nur innere Wahrheit (Wahrscheinlichkeit,) d. h. sind sie die Erzeugnisse eines tiefern Blickes in das Seelenleben der handelnden Personen, so haben sie selbst für die Geschichtsforschung Werth.

Ein unerläßliches Erforderniß des dramatischen Gedichts ist Einheit der Handlung. Dieselbe erfordert noch mehr als inneren natürlichen Zusammenhang der einzelnen Vorgänge und Momente, welche die Handlung bilden; sie fordert psychologisch richtige und consequente Zeichnung der Charactere, welche die Handlung vollziehen; genaue Uebereinstimmung in der Schilderung der Personen und Zustände mit den Sitten, Ge-

äuchen und Ansichten der Zeit, in welcher die Handlung als vorgehend gedacht wird; forbert das Hinstreben sämmtlicher Theile des Drama nach Einem gemeinschaftlichen ;ten Zwecke, nach Einer Haupthandlung, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen. er Mittelpunkt der Haupthandlung kann kein anderer sein, als eine Person, — der uptcharakter, der Held. Um diesen gruppiren sich die übrigen Personen herum. Für t muß der Dichter das höchste Interesse zu entwickeln wissen, da die Handlung ohne :ses Interesse für ihn alle Wirkung der Zuschauer verfehlen würde.

Der äußeren Form nach zerfällt die dramatische Handlung in Acte oder Aufzüge ıd Scenen oder Auftritte. Den Act bildet ein in sich zusammenhängender Kreis n Vorgängen, an dessen Schluß ein Ruhepunkt eintreten muß. Die Scene wird durch s Hinzukommen neuer, oder das Abtreten schon gegenwärtiger Personen bestimmt.

Die dramatische Durchführung der Handlung geschieht gewöhnlich in der Form des ialogs, zuweilen abwechselnd mit dem Monolog. Der Dialog oder das Gespräch steht aus den feinsten Fäden im ganzen Gewebe der Handlung; aus diesen feinen Fäden ht der ganze schön organisirte Körper des dramatischen Gedichtes hervor. Sie sollen h aber auf eine unsichtbare Art so natürlich an einander fügen, daß darin Alles dem ange des menschlichen Geistes und Herzens gemäß ist. Der Monolog oder das Selbst-:spräch oder Alleingespräch darf nur durch den innern Drang der Gefühle noth-endig werden, nie den Zuschauer historisch unterrichten. Er darf eintreten, wenn der ichter uns in der Seele einer handelnden Person will lesen lassen, was sie für sich :nkt, wenn eben ein mächtiger Entschluß gefaßt wird. Die Sprache der Monologe sei :rz, abgebrochen, stark und forteilend.

Die einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst sind:

aa) das Trauerspiel,
bb) das Lustspiel,
cc) das Schauspiel und
dd) das Singspiel.

aa) Das Trauerspiel.

Das Trauerspiel oder die Tragödie ist dem ernsthaften Epos verwandt. Es be-andelt, wie das ernsthafte Epos, ein Ereigniß von hoher Bedeutung und stellt den Kampf ınes begabten und großartigen Menschen mit dem Geschicke dar; der Unterschied liegt ur darin, daß im Trauerspiel diese Darstellung in dramatischer Form geschieht, und aß der Held physisch im Kampfe unterliegen muß. Der Held erscheint entweder als ein :dler, der ohne seine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhältniß ankämpft (z. B. Bilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Egmont), oder als ein Verirrter, dessen sitt-.che Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, bie aber selbst in der eigenthüm-.chen Ankündigung ihrer Verirrungen eine hohe Theilnahme zu erregen vermag (z. B. Carl Moor in den Räubern; Wallenstein; Maria Stuart).

Einige Bruchstücke aus Trauerspielen als Beispiele.

1) Monolog aus „Die Jungfrau von Orleans."

Johanna.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften;
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln;
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.

Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder!
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Haiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen;
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter auserseshen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies:
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren;
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht:
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen.
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen;
Er sendet mir den Helm; er kommt von ihm;
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen;
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen;
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.

(Schiller.)

2) Aus „Zriny."

Erster Auftritt.

Soliman (sitzt tiefsinnig, den Kopf auf die Hände gestützt, im Vordergrunde).
Levi (kommt durch den Haupteingang).

Levi. Mein kaiserlicher Herr hat mich verlangt? —
Ihr habt mich rufen lassen, großer Sultan? —
Der Sklave harrt auf seines Herrschers Wink.
(bei Seite)
Noch immer keine Antwort! —
(laut) Herr und Kaiser!
Verzeiht's dem treuen Knechte! — Seid Ihr krank?
Herr, Ihr seid krank! —

Soliman. Wär' ich's, Du hilfst mir nicht! —

Levi. Doch, großer Herr, doch! — traut dem alten Diener!
Wenn's Einer kann, ich kann's. Ich gab Euch Proben
Von meiner Treue, wie von meiner Kunst.
Seit vierzig Jahren schleicht mein scharfes Auge
Dem Wandeln Eures Lebens forschend nach.
Was ich von hohen Meistern früh erlernte,
Was die Natur mir später selbst bekannt:
Auf Euch begrenzt' ich alles Wissens Ende.
Ich kenne Eures Lebens tiefsten Bau,
Vertraut mit seinen Kräften, seinen Wünschen. —
Des Arztes Kunst sei allgemeines Gut;
Wohl weiß ich das, und mocht' es treu erfüllen;
Denn Euer Wohl war mir der Menschheit Leben;
Ein Held und Kaiser gilt ein ganzes Volk!

Solim. Ich kenne Dich und kenne Deine Treue,
Und Deine Kunst hat sich mir oft bewährt;
Drum hab' ich Dein verlangt. — Sprich unverholen:
Wie weit steckst Du noch meines Lebens Ziel? —
Zeig' Dich, wie ich Dich immerdar gefunden,
Als treuen Knecht, mit off'nem, gradem Sinn!
Wie lange soll ich leben? — Ich will Wahrheit! —

Levi. Herr! Diese Frage kann nur der dort lösen;
An diesen Räthseln scheitert meine Kunst.

Solim. O Stümperei des armen Menschenwitzes!
Des Lebens innern Bau wollt Ihr versteh'n,
Der Räder heimlichstes Getrieb' berechnen,
Und wißt doch nicht, wie lang' das Uhrwerk geht,
Wißt nicht, wann diese Räder stocken sollen!

Levi. Mein großer Herr! schmäht nicht die edle Kunst! —
Die enge Grenze ward von Gott gezogen,
Und in die stille Werkstatt der Natur
Hat keines Menschen Auge noch geseh'n.

Das frei sein will? O! wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In der Sklaverei
Bog Keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt;
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven, geh'n im Joch! arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder, seht es an
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfui! Auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert? —
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht;
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen!
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ist es, wenn wir
Zusammen halten? — Was meint ihr?" —

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und Jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die Keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt

Das Volk verjüngt in kriechenden Geschlechtern
Sein armes Dasein, und der Niedre schleicht
Unangemeldet in und aus dem Leben;
Doch wo ein Held, ein Herrscher kommen soll,
Da ruft's ein Gott in seiner Sterne Flammen;
Er tritt verkündigt in die starre Welt;
Das Leben ist auf seine That bereitet. —
Wenn dann der Tod den Siegenden bezwingt,
So weckt Natur tausend geheime Stimmen,
Und läßt es ahnend seiner Zeit verkünden,
Daß sich der Phönix in die Flammen stürzt. —
Ich hab' gelebt, ich fühl's, für alle Zeiten,
Und an die Sterne knüpft' ich meinen Ruhm. —
Die Welt, die flammende, hätt' ich bezwungen,
Wär' ich der einz'ge Held in meiner Zeit;
Doch große Männer lebten mein Jahrhundert,
Und große Helden standen wider mich.
Ich darf mich nicht des Glückes Liebling schelten;
Ich hab's mit Kraft dem Schicksal abgetrotzt,
Was es dem Bittenden verweigern wollte. —
Was hat die Alexander groß gemacht;
Was hat die Welt den Römern unterworfen?
Kein Kaiser Carl stand ihnen gegenüber,
Kein la Valette wehrte ihren Sieg.
Carl! Carl! Du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und Dein Europa läg' zu meinen Füßen! —
Drum ruf' ich dich zum letzten großen Kampf,
Haus Oesterreich! — Jetzt rüste Deine Fahnen;
Held Soliman will siegend untergeh'n!
Auf den erstürmten Mauern Deines Wiens,
Die alte Schmach in Deinem Blute tilgend,
Verkünd' ich dem Jahrhundert mein Gesetz. —
Auf, Deutschland! auf! versammle deine Helden,
Du fällst für Deine Freiheit, Deinen Gott!
Die Welt soll's wissen, daß der Löwe stirbt,
Und Wien soll seine Todesfackel brennen!

Dritter Auftritt.

Soliman. Mehmed Sokolowitsch.

Mehmed. Mein Herr und Kaiser rief nach seinem Diener,
Und seines Winks gewärtig steh' ich hier.
Solim. Gieb den Befehl zum Aufbruch, Großwessir!
Die Zeit ist kostbar; der Entschluß ist reif;
Die frische That soll ihre Kraft bewähren!
Mehm. So schnell, mein Kaiser?
Solim. Ist man je zum Sieg
Zu früh gekommen? — Wer am Ende steht,
Wie ich, der weiß der Stunde Glück zu schätzen.
Auch an des Großherrn heil'ge Majestät

Wagt es die Zeit, die starke Hand zu legen;
Auch eines Kaisers Heldenlocke bleicht! —
Drei Dinge will ich noch vollendet wissen,
Und ist mir sonst das Schwerste wohl gelungen,
Es gilt mir wenig, wenn des Schicksals Spruch
Und meines Lebens abgelaufne Kette
Die letzten Wünsche tückisch mir versagt. —
Der Tempel Gottes muß vollendet steh'n,
Den ich in meiner Kaiserstadt gegründet;
Gleichwie der Wasserleitung kühner Bau,
Ein Werk, das große Namen schon verherrlicht,
Und späten Enkeln sagt: wie sich der Bogen
Verwegen über seine Thäler schlägt:
So warf der Held, deß Name ihn bezeichnet,
Das Loos der Kriege über Völkerschicksal,
Den Weg sich bahnend zur Unsterblichkeit!

Mehm. Wenn Dich sonst Nichts an dieses Leben knüpft,
Das Du mit Deiner Thaten Glanz erfülltest,
So weint die Welt bald um den größten Mann,
Den sie in ihren Kreisen je bewundert;
Denn die Moschee, sie wölbt schon ihre Kuppel,
Ein achtes Wunder, der Vollendung zu,
Und wenig Sonnen wirst Du nur begrüßen,
Bis Dir die Nachricht kommt, der Riesenbau
Der stolzen Aquäducte sei geendet. —
Doch, Herr, Dein dritter Wunsch? — O nicht so klein
Begrenze das Gelüste Deines Herzens!
Erdenke Dir das kühnste Heldenwerk,
Wo Menschenalter noch verwesen müssen,
Bis es vollendet in das Leben tritt. —
Du hast des Schicksals Donner Dir gewöhnt;
Du hast dem Glücke Achtung abgezwungen;
Mach' das Unmögliche zu Deinem Ziel;
Die Zeit wird Deinen Heldenstarrsinn ehren,
Und reißt Dich nicht aus Deiner Siegerbahn,
Bis Du auch diese Lorbeern Dir errungen.

Solim. Mein dritter Wunsch ist das erstürmte Wien!
Mit seinen Mauern ist der Weg gebrochen,
Der in das Herz der deutschen Christenfreiheit
Den halben Mond durch blut'ge Siege führt.
Dann tret' ich willig aus dem Heldenleben;
Den Söhnen öffn' ich eine stolze Bahn.
Das kommende Jahrhundert will auch Thaten.
Nur halbbezwungen erben sie die Welt;
Die andre Hälfte mag ihr Schwert erkämpfen. —
Jetzt gilt es Wien! Ruf' mir des Heeres Fürsten,
Daß ich mit Euch den Siegerzug berathe.
Denn schneller That bedarf die flücht'ge Zeit.

Mehm. Sie harren, Deines Herrscherwinks gewärtig,
Im Vorgemach auf ihres Kaisers Ruf.
Solim. Wer Alles?
Mehm. Mustafa von Bosnien,
Der Ali Portuk, Ibrahim.
Solim. Die ruf' mir!
Versuchte Helden sind's durch lange Zeit. —
Die Stimmen zählt man nicht in solcher Stunde;
Man wägt die Stimmen nach dem innern Werthe;
Der Starke nur spricht ein entscheidend Wort.
Ruf' mir die Fürsten!
Mehmed (geht ab).
Soliman (allein). Alter, kühner Geist! —
So lange nur bleib' Deinem Helden treu,
Und mit dem Siegesdonner magst Du scheiden! —

Vierter Auftritt.

Soliman. Mehmed. Ali Portuk. Mustafa. Der Begler Beg.

Solim. Seid mir gegrüßt, Ihr Stützen meines Throns!
Willkommene Gesellen meiner Siege,
Seid mir gegrüßt!
Ali. Mein großer Herr und Kaiser!
Dein edler Großwessir hat uns vertraut,
Wie Du den Aufbruch heute noch geboten;
Wir harren Deines Winks, erhabner Held,
Gewohnt für Dich und des Propheten Ehre
Mit freud'gem Muthe in den Tod zu gehn.
Solim. Zum Siege sollt Ihr gehn, und nicht zum Tode. —
Ihr wißt's, wie mir der Deutsche, Maximilian,
Der sich den röm'schen Kaiser schelten läßt,
Schon seit zwei Jahren den Tribut verweigert,
Auch Tokai, meine Burg, zurück behielt;
Nun aber schwör' ich's bei dem ew'gen Gott!
An diesen Deutschen, diesen Christenhunden,
Die lange Schmach mit blut'gem Schwert zu rächen,
Ausrottend dies verräth'rische Geschlecht,
Das unsern heiligen Propheten schändet,
Und einem falschen Gotte sich ergab! —
Der halbe Mond soll herrschen auf der Erde,
Und kann er das, wenn dieses Ungarland
Die ersten Schritte schon begrenzen will,
Und deutsche Knechte ihm den Weg vertreten? —
Drum will ich Krieg!
Mustafa. Mein Volk harrt Deines Winks.
Und kampfbegierig jauchzt es Dir entgegen.
Ali. Für Deine Schaaren bürgt der Führer Muth!
Der Begler Beg. Gieb ihnen Raum, die Treue zu bewähren.
Mehm. Der Janitscharen wohlgerüstet Heer,
Das kampfversuchte kühne Heldenvolk,

Das treu auf Deinen Zügen Dich begleitet,
Ruft Siegeslieder seinem Kaiser zu,
Nach diesem Christenkampfe wild verlangend.
Solim. Nicht an Gelegenheit soll's ihnen fehlen.
Die Ungarn kenn' ich, wie der Deutschen Volk.
Und wackre Streiter rühm' ich meine Feinde.
Ali. Der bessre Gegner weckt den größern Muth.
Der Begler Beg. Es kämpft der Held am liebsten mit dem Helden.
Mustava. Der Sieg wird schwerer, doch er bleibt gewiß;
Denn unser Feldgeschrei heißt: Soliman!
Mehm. Drum grüß' ich Dich, erhabner Großsultan,
Der erste Deiner Sclaven, deutscher Kaiser!
Das Schwert des Allah nennt Dich Dein Jahrhundert,
Und Gottes Geißel nennet Dich der Christ.
Furchtbar gerüstet stehst Du diesmal auf;
Kein größer Heer hat Ungarn je betreten:
An zweimal Hunderttausend zählt Dein Heer,
Die Völker aller Vassen kaum gerechnet.
Der Hamsa Beg steht mächtig an der Drau,
Die Brücke Dir zum Uebergang zu schlagen,
Und Mehmed Beg streift siegend schon bis Sziklas.
Auf leichten Flößen ging der kühne Feldherr
Bei Nachtzeit über den empörten Strom,
Ins Herz von Ungarn Dir den Weg zu bahnen.
Solim. Der Sieg begleite seinen Muth! — Nun, Fürsten,
Nun gilt's! — Entweder nehmen wir den Weg
Mit raschen Schritten nach des Reiches Hauptstadt,
Und lassen Sigeth unbestürmt und Gyula, —
Der andern Vesten lohnt's der Mühe nicht, —
Und nur von wenig Volke hart umzingelt;
Wo nicht, so werfen wir die ganze Macht
Auf diese Felsenschlösser, stürmen sie,
Und gehen dann dem deutschen Heer entgegen,
Das Maximilian bei Wien versammeln will.
Sag Deine Meinung, Großwessir!
Mehmed. Mein Kaiser,
Mir däucht es sichrer, mehr des Helden würdig,
Den Feldzug mit dem Sturme dieser Vesten,
Die unsre Macht in manchem Kampf gehöhnt,
In fürchterlicher Strenge zu beginnen.
Der Niklas Zriny, der Gefürchtete,
Ist jetzt in Wien, wie meine Boten melden;
Leicht überrumpeln wir das stolze Sigeth,
Wenn dieser Heldensäbel feiern muß.
Dann frisch auf Wien, und auf das Heer des Kaisers;
Ein blutger Tag entscheide dort den Sieg!
Ali. Wenn Zriny fern ist, stimm' ich gern Dir bei;
Dann nehm' ich Sigeth mit dem ersten Sturme;
Doch wär' er da — ich kenne diesen Helden, —

So mögen wir im mondenlangen Kampf
An Sigeths Mauern uns den Kopf zerbrechen.
Solim. Gilt Dir der einz'ge Mann solch großen Werth,
Daß du die oft geprüfte Heldenstärke
Ungern an diesen Abenteurer wagst?
Ali. Zeih' Deinen Sclaven keiner niedern Furcht.
Hast Du des Zriny Thatenruf vergessen,
Der gegen uns in der Belagrung Wiens
Vom Kaiser Carl den Ritterschlag verdiente,
Ein zarter Jüngling noch! Jetzt ist's ein Mann,
Und Deine Völker, die sonst Keinen scheuen,
Gewohnt, dem Tode ins Gesicht zu treten,
Erschrecken, wenn sie seine Fahnen seh'n.
Der Begler Beg. Auch ich, Herr, stimme Ali's Rede bei,
Sigeth belagert, wenn der Zriny fern ist,
Sonst sei's umzingelt, wie mein Kaiser sprach.
Von Gyula hast Du wenig zu befürchten.
Must. Der Begler Beg gab ein bedachtes Wort,
Und meine Meinung hat er mit gesprochen.
Solim. Mit Euerm Zriny! Großherr Soliman
Ist nicht gewohnt, daß ihn ein ganzes Heer
Aus seines Plans gewalt'gem Gleise zwinge,
Und soll an einer einz'gen Heldenbrust
Den Anstrom seiner Wellen brechen lassen? —
Fern oder nicht, wir gehen nicht auf Sigeth,
Grade nach Wien, das ist des Kaisers Wille!
Im Herzen Oestreichs schlagen wir die Schlacht.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ein Aga.

Aga (sagt dem Mehmed etwas ins Ohr).
Mehm. Ich lass' dem Santschak danken für die Nachricht.
Aga (geht ab).
Solim. Was giebt's, Wessir?
Mehm. Der Santschak Halla meldet,
Daß Niklas Zriny längst von Wien zurück,
Mit seiner Schaar nach Sigeth sich geworfen;
Es scheint, als wisse er von unserm Plan.
Ali. Auf großer Kaiser! Das ist Allah's Finger!
Führ' uns nach Wien; Sigeth bleib' ungestürmt.
Führ' uns nach Wien; dort sei die Schlacht geschlagen!
Mehmed. Mustafa. Der Begler Beg.
Führ' uns nach Wien; dort sei die Schlacht geschlagen!
Solim. Was? Seid Ihr Männer? Sind das meine Helden?
Die eines Namens leerer Klang erschreckt? —
Ich legte mir die halbe Welt zu Füßen,
Und solche Furcht rühmt sich kaum Soliman
In seiner Feinde Herz getaucht zu haben,
Als dieser Christenhund von Euch erzwang.

Jetzt ist's bestimmt! jetzt ist's! Wir stürmen Sigeth!
Ich will ihn kennen lernen, diesen Popanz,
Der meinen besten Helden Furcht gelehrt.
Must. Bedenke, Herr —
Solim. Kein Wort, bei Todesstrafe!
Wir stürmen Sigeth! Großwessir! zum Aufbruch!
Mein Kaiserzorn hat Asien zermalmt,
Und dieser Ungargraf will mich verhöhnen?
Das soll er büßen! Auf den Schutt der Veste
Pflanz' ich für diesen Frevel seinen Kopf!

Sechster Auftritt.

Vorige. der Aga. Dann ein Bote.

Aga. Ein Bote wartet, großer Herr und Kaiser,
Von Hamsa Beg, auf günstiges Gehör.
Solim. Er komme!
Aga (geht ab).
Der Bote (tritt ein). Allah's Segen über Dich,
Erhabner Großherr!
Solim. Sprich, was bringst Du mir?
Bote. Dein Sklave Hamsa Beg ist's, der mich sendet:
Dreimal versuchte er's mit kühnem Sinn,
Der wilden Drau die Brücke aufzuzwingen;
Der freie Strom zerschmetterte das Joch,
Und dreimal ward das stolze Werk zerrissen.
Viel Deiner Sklaven fanden ihren Tod
Im wilden Sturme der empörten Wogen;
Denn ungewöhnlich ist des Wassers Höhe,
Und angeschwollen von des Gießbachs Fluth.
Drum bittet er von seines Kaisers Gnade,
Du wollest warten, bis der wilde Strom
In seine alten Ufer sich gezwungen;
Denn ganz unmöglich sei es Deinem Knecht,
Die Brücke jetzt zum Uebergang zu schlagen.
Sol. Was? ich soll warten? was? unmöglich wär's?
Was ist unmöglich, wenn der Großherr will?
Ha, der Verräther! Geh, wirf Dich auf's Pferd,
Sag' ihm: ich bräche heute auf, und find' ich,
Trotz dem empörten Element, die Brücke
In vier und zwanzig Stunden nicht geschlagen:
So häng' ich ihn an seinem Ufer auf,
Und will ihn lehren, was ich möglich nenne!
Fort! fort! wenn Dir sein Leben lieb ist, fort! —
Zum Aufbruch, Großwessir! wir stürmen Sigeth!
(Alle ab.) (Th. Kör

3) Monolog aus „Zriny."

Zriny. . . . .
So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens;
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.

[redacted]

So stånd' ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüthen, die das Glück mir bot!
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens;
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenroth.
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen!

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen,
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Ich folgte unbewußt dem dunkeln Drange,
Der mit des Jünglings frühster That erwacht.
Von edlem Feuer lodert mir die Wange;
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:
Um aller Kronen schönste darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern,
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht;
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern;
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht;
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen;
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

(Th. Körner.)

---

bb) Das Lustspiel.

Das Lustspiel oder die Komödie im engeren Sinne des Wortes ist die dramatische Darstellung einer Handlung, durch welche das Leben mit seinen Erscheinungen von seiner heiteren Seite aufgefaßt und auf eine scherzhafte, lächerliche und komische, dabei aber auch zugleich belehrende Weise versinnlicht wird. Das Lustspiel soll daher den Eindruck ungestörter Lust auf den Zuschauer hervorbringen und zwar sowohl durch die glückliche Verwickelung und Entwickelung der Handlung selbst und durch komische Situationen, als auch durch die richtige Zeichnung und Durchführung eigenthümlicher und komischer, im wirklichen Leben, als vorhanden denkbarer Charaktere, so wie endlich durch einen, den Verhältnissen der handelnden Personen angemessenen, raschen, witzigen und komischen Dialog, der jedoch, wo es erforderlich erscheint, das Rührende und Leidenschaftliche nicht ausschließt.

Man unterscheidet im Lustspiel das Charakterstück, das Intriquenstück und die Posse von einander. Wenn der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwendet, ohne daß jedoch diesem die übrigen

Personen ganz aufgeopfert werden, so entsteht das Charakterstück. Ist aber die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle vorherrschend, die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen aber untergeordnet, so entsteht das Intriguenstück. Nach der Verschiedenheit der Mittel, durch welche der komische Eindruck hervorgebracht wird, gehört das Lustspiel entweder der höheren oder niedern Gattung an und trägt den Namen des feinkomischen oder niedrigkomischen Lustspiels.

Wenn das Niedrigkomische in einem Lustspiele mehr als das Feinkomische herrschend ist, so heißt das Lustspiel eine Posse. Uebrigens fallen die Grenzen des Fein- und Niedrigkomischen oft auch zusammen.

Da das Lustspiel sich ganz nahe dem Leben anschließt, so wurde bei uns dasselbe verhältnißmäßig häufiger in Prosa, als in Versen behandelt.

Beispiel des Lustspiels.

Die verfolgte Comödie, ein Vorspiel.

Erster Auftritt.

Die Comödie. Das Laster.

(Die Comödie verfolget das Laster, und ereilet es vorn an der Bühne.)

Die Comödie.

Nein, Du sollst nicht entfliehn! Es soll die Welt Dich kennen:
Du suchst Dich nur umsonst Witz und Verstand zu nennen.
Die Larve, die Du trägst, Verräther, schützt Dich nicht;
Du bist das Laster.
(Sie reißt ihm die Larve ab, und wirft sie auf den Boden.)
Seht das häßliche Gesicht!
Du sollst die Sterblichen nicht länger mehr betrügen:
Die Wahrheit siegt durch mich. Mit falscher Schönheit Zügen
Und mit erborgter Pracht nimmt oft Dein guter Schein
Auch Herzen, die Dich sonst verachten müßten, ein.
Entdecken will ich Dich und Dich verächtlich machen:
Dich strafen will ich nicht; ich will Dich nur verlachen.
Du selbsten strafest Dich.

Das Laster (lachend).

So wahr ich ehrlich bin,
Ich glaube gar, Du wirst zur Sittenlehrerin?
Du, die Comödie! Wer wird mehr auf Dich hören?
Bei Possen klatscht man nur, und gähnt bei Sittenlehren.
Du kennst Dein Handwerk schlecht; Du kennst die Welt noch nicht.
Wir wollen Freunde sein; nimm von mir Unterricht:
Du sollst belustigen, und Du, Du giebst uns Lehren?
O schweig, die können wir an andern Orten hören.
Zum Lachen sind wir da. Sprich, ob ein Trauerspiel,
Ob wohl ein ernsthaft Stück dem Pöbel je gefiel?
Trotz Deiner Kenner Ruhm, trotz ihren sanften Thränen,
Stets wird ein junger Herr in der Zaire gähnen;
Doch Arlekin gefällt; da klatschen mir die Herrn;
Kein Wunder! Jedermann sieht seines Gleichen gern.
Wer wird gern Helden seh'n? Nein, folg' mir, lehre nimmer;

Vermehre Dein Gefolg' mit jungem Frauenzimmer,
Das schön und willig ist. Dann komm' ich oft zu Dir;
Dann klatsch' ich, und ich weiß, der Haufe klatscht mit mir;
Sollt's auch zur Unzeit sein. Das schadet nichts. Ich wette,
Daß Dich mein treuer Rath schon längst bereichert hätte,
Hätt'st Du mich nur gehört. Du sollst mich fleißig seh'n
Mit meinen Freunden frech auf dem Theater steh'n,
Uns zeigen, artig thun, nach allen Logen schielen,
Daß Deinen Schülern kaum ein kleiner Platz zum Spielen
Mehr übrig bleiben soll. — — Du hörst mir lächelnd zu:
Sei meine Freundin! Komm!

Die Comödie.

Ich Deine Freundin!

Das Laster.

Du.

Die Comödie.

Geh, suche, Bösewicht! Freundinnen, die Dir gleichen.
Nein, Du sollst Deinen Zweck in Deutschland nicht erreichen!
Nein, meine Bühne soll nie meinen Ruhm entweihn;
Es soll die Dichtkunst nie des Lasters Werkzeug sein.
Dein Lob ist mir ein Schimpf, das Lob der Tugend Ehre;
Mit Weisheit lachen, ist die feinste Sittenlehre.
Stets soll mein bittrer Spott, mein Lachen sich bemüh'n,
Die Herzen zu erhöh'n, und von Dir abzuzieh'n.
Und sollt' ein Dichter einst der Tugend Bahn verlassen,
Und mich erniedrigen, Dich, Bösewicht, nicht hassen:
O Vorsicht! straf' ihn dann! Die Schande folg' ihm nach;
Sein pöbelhafter Zorn vermehre seine Schmach;
Laß ihn stets unbekannt, laß ihn verachtet bleiben;
Straf' ihn noch heftiger! — Laß ihn, wie Stentor, schreiben,
Bis daß, wenn auch die Welt sein niedrig Lied vergißt,
Sein Name selbst ein Schimpf den spät'sten Enkeln ist.

Das Laster.

Dein Zorn auch läßt Dir gut!
(Er will sie umarmen, und sie stößt ihn zornig zurück.)
So kann Dich Nichts bewegen?
Leb' wohl, nun mit der Zeit wird er sich doch wohl legen.
Ich sehe Dich schon noch; jetzt muß ich weiter geh'n.
(Vor sich im Abgehen.)
Bald sollst Du meine Macht und meine Rache seh'n!
Nun wend' ich Alles an, die Feinde zu erwecken:
Schreckt ihr Verstand Dich nicht; die Menge soll Dich schrecken.
(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Comödie, hernach die Dummheit.

Die Comödie.

Nun ist er endlich fort! Doch wohin wend' ich mich?
Wer nimmt allhier mich auf? Mein Fuß verirret sich.

Wenn gleich das Laster zürnt, ich hoffe doch zu siegen:
Mein Ruhm, mein Endzweck ist, zu nützen, zu vergnügen.
Ich kam vor kurzer Zeit erst hier in Deutschland an:
Wer, Freunde, geht mit mir? Wer zeiget mir die Bahn?
Ich will hier pochen!

(Sie pocht an eine Thüre! Die Dummheit kömmt heraus, und sieht die Comödie starr an.)

Ach! welch eine dumme Miene!
Da komm' ich unrecht an.

Die Dummheit.

Man pochte, wie mir schiene:
Was wollen Sie von mir?

Die Comödie.

Kennt man mich hier noch nicht?

Die Dummheit.

Nein, ich sah, weil ich leb', noch nie ein solch Gesicht:
Wer sind Sie denn, Madam? Ich lebe so hübsch stille;
Nach Fremden frag' ich nicht. Es ist auch nicht mein Wille,
Bekannt zu werden. Nein! ich hab' im Haus zu thun.

Die Comödie.

Ist hier kein Platz für mich, um etwas auszuruh'n?
Mich pflegt sonst, wer mich kennt, Comödie zu nennen.

Die Dummheit.

Mich däucht, dem Namen nach sollt' ich Sie doch wohl kennen;
Ich sah Sie vor dem Thor. — Ihr Ehmann, wie mir scheint,
Nennt sich — — ja, wie? — Hanns Wurst!

Die Comödie.

Der ist mein ärgster Feind.

Die Dummheit.

Was sagen Sie? Ja, so! So muß ich Sie nicht kennen:
Ich geh' nach Haus.

Die Comödie.

Ein Wort! Wie Sie sich selbsten nennen,
Bitt' ich, mir noch vorher erst zu entdecken.

Die Dummheit.

Ich?
Die Klugheit.

Die Comödie.

Klugheit? So?

Die Dummheit.

Doch Andre nennen mich
Die Dummheit. Doch warum? das weiß ich nicht zu sagen:
Was geht's mich an? Wer wird nach andern Leuten fragen?
Ich geh' mit Niemand sonst, als mit Verwandten, um:
Mich selbst halt' ich für klug, die ganze Welt für dumm.
Ich werde, kann ich gleich nicht lesen und nicht schreiben,
Doch klug und hochgelehrt und angesehen bleiben:
Und schreit man mich gleich oft für dumm und boshaft aus,
Gut! ich bin dennoch Herr in meinem eignen Haus.

Die Comödie.

Soll man Sie nicht mit Recht mit diesem Namen nennen:
So lernen Sie die Welt und gute Schriften kennen.
Oft blieb die Redlichkeit versteckt und unbrauchbar,
Wenn nicht der Witz zugleich bei gutem Herzen war.
Besuchen Sie mich oft! Im Scherz zu unterrichten,
Deßwegen bin ich hier. Es schränken unsre Pflichten
Sich nicht auf unser Haus, auf die Verwandten ein:
Wir leben für die Welt, und nicht für uns allein.

Die Dummheit.

Das ist mir viel zu hoch; ich kann Sie nicht verstehen:
Was hilft mir das Geschwätz? Ich muß nach Hause gehen.
Geh'n Sie zu meinem Mann; er wohnt da linker Hand.
Theils Leute nennen ihn zum Spott den Unverstand:
Doch, er ist sehr gelehrt: der kann mit Ihnen sprechen:
Sie haben wohl studirt! Doch mir den Kopf zu brechen,
Ist meine Sache nicht. Ich weiß schon jetzt kein Wort
Von dem, was Sie gesagt. Mich schläfert — — Ich geh' fort.

(Sie geht ins Haus, und schlägt die Thüre vor der Comödie zu.)

Dritter Auftritt.

Die Comödie, hernach der Unverstand.

Die Comödie.

Nun, der Empfang ist gut, den ich hier angetroffen!
Hab' ich mich auch verirrt? — Vielleicht! Ich will doch hoffen,
Daß dieses Deutschland ist; sollt' ich in Grönland sein?

(Sie pochet an die andere Thüre.)

Ich muß doch seh'n.

Der Unverstand (hinter der Bühne).

Wer da? Ist's mein Verleger?

Die Comödie.

Nein.

Der Unverstand (hinter der Bühne).

Bringt man mir Geld?

Die Comödie.

Auch nicht.

Der Unverstand (kömmt zornig herausgelaufen).

Wer ist's denn, der mich störet?
Ist's Jemand, der von mir ein Hochzeitlied begehret?
Ein Leichencarmen? Gut, man kennt schon meinen Fleiß;
Gleich soll es fertig sein; acht Groschen ist der Preis;
Sonst thu' ich's nicht — — Ich kann die Poesie nicht leiden:
Doch, was ich selber schreib', das les' ich recht mit Freuden.
Ich reime recht galant — doch ein gelehrter Mann,
Ein solcher Mann, wie ich, der Alles, Alles kann,
Läßt sich nicht gern herab zu solchen Kleinigkeiten;
Doch wann man es begehrt, so hat's Nichts zu bedeuten.
Wo ist das Geld, Madam?

Die Comödie.
Mein Herr, Sie irren sich.
Der Unverstand.
Ein irren? Was war dies? Nein, niemals irr' ich mich.
Ich großer Mann, wie ich, hat allzeit recht.
Die Comödie.
Ich wollte
Sie bitten —
Der Unverstand.
Glaubt Sie wohl, daß der sich irren sollte,
Der die Philosophie so gut, als ich, versteht?
Ich bin ein Philosoph —
Die Comödie.
So scheint es.
Der Unverstand (sehr geschwinde).
Ein Poet,
Ein Antiquarius, ein Medicus, ein Kenner
Der furchtbarsten Kritik, der Deutschlands größte Männer
Verachtet und sie schimpft — Ich bin ein Alchymist,
Ein Theolog, ein — (Er kömmt aus dem Athem) ja — ein schrecklicher Jurist;
Das deutsche Reich hab' ich fast gänzlich umgegossen;
Ich schreib' Anmerkungen, Erläuterungen, Glossen.
Zum Denken nehm' ich mir das zehntemal nicht Zeit,
Aus lauter Fleiß.
Die Comödie.
Mein Herr! Ich wollt —
Der Unverstand.
Ich habe heut'
Acht Bogen schon gemacht von einem neuen Werke:
In der Geschwindigkeit steckt meine größte Stärke.
Da seh'n Sie, seh'n Sie nur, wie vorn am Titelblatt
Ein feiner Kupferstich mein Bild verewigt hat.
Sogar die Zeitungen — die Zeitungen, die nannten
Mich einen großen Mann. Von dreizehn Folianten,
Die meine Feder schrieb, ist dies der dünnste noch.
Ich bin ein Mann — Genug! Wie nennen Sie sich doch?
Was suchen Sie?
Die Comödie.
Was ich bei Ihnen schwerlich finde:
Schutz, Hülfe. —
Der Unverstand.
Reden Sie: doch reden Sie geschwinde,
Und sagen's hurtig.
Die Comödie.
Ich —
Der Unverstand.
Nur fort gemacht!
Die Comödie.
Ich bin —

Der Unverstand.

Was?

Die Comödie.

Die Comödie.

Der Unverstand.

Fort mit der Ketzerin!
Du Pest der ganzen Stadt, Verführerin der Jugend,
Du Zeitverderberin! Was suchst Du hier?

Die Comödie.

Die Tugend
Und die Geselligkeit. Doch leider muß ich seh'n,
Daß sie bei Dir nicht wohnt.

Der Unverstand.

Zu Stutzern kannst Du geh'n;
Die schätzen Dich noch hoch: doch gründlich kluge Leute
Verachten Dich. Daß ich mit Gründen Dich bestreite,
Bist Du nicht werth; genug, wenn ich Dich schimpfe.
Geh!
Ich habe mehr zu thun, denn daß ich bei Dir steh'.
Schon hätt' ich ohne Dich zween Bogen voll geschrieben;
O warum bist Du nicht aus Deutschland weggeblieben?

Die Comödie.

Bin ich in Deutschland? Ach! O Sitten schlimmer Zeit!
Mein Herr, wie nennt man Sie?

Der Unverstand (bläht sich auf).

Mich? Die Gelehrsamkeit.

Die Comödie.

Ja, ja, das sieht man wohl an Ihrem finstern Blicke,
Aus der geschickten Tracht, der niedlichen Perücke.
In diesem Spiegel hat schon Mancher sich erkannt.
Seh'n Sie hinein, mein Herr! — — Sie sind der Unverstand.

(Sie läßt ihn in den Spiegel sehen, und reißt ihm zugleich die Perrücke so zurück, daß ein Paar Midas-Ohren*) hervorragen. Der Unverstand drückt die Augen zu, wirft ihr das Buch zornig vor die Füße, und läuft schreiend ab.)

Der Unverstand.

O!

Die Comödie.

Bittre Wahrheit schmerzt verächtliche Pedanten!

Der Unverstand.

(Der wieder herausgelaufen kömmt und sein Buch aufhebt).
Gleich schreib' ich wider Dich drei große Folianten.

---

*) Midas, ein alter phrygischer König, Sohn des Königs Gordius, bekam von Apollo, welchem er den Pan (Gott der Hirten und Jäger) in der Tonkunst vorzog, als elender Kritiker, ein Paar Eselsohren. Durch das Wort „Midas-Ohren" bezeichnet man daher sprichwörtlich die Unwissenheit eines Kritikers.

Vierter Auftritt.

Die Comödie, hernach die Heuchelei.

Die Comödie.

Warum verfolgt man mich, wenn man mich noch nicht kennt?
Warum erzürnt man sich, sobald ich mich genennt?
Doch nur getrost! nie sind auch offenbare Feinde
So fürchterlich für mich, als ungeschickte Freunde.
Den Feinden biet' ich Trotz; ihr Zorn wird stets verlacht;
Doch oft hat mich ein Geck der Welt verhaßt gemacht,
Blos weil er mich geliebt. Des Tadels strenge Lehren
Will ich geduldiger, als Thoren klatschen hören.
O Deutschland! find' ich nie den Aufenthalt in Dir?
Du hast nach mir geseufzt, und fliehst doch selbst vor mir.
Hier seh' ich eine Thür; soll ich zu pochen wagen?
Nein! ich will lauschen — — doch, was hör' ich für ein Klagen?
(Sie sieht durch die Thüre.)
Man zählet hier ja Geld — ja — welcher Reichthum! doch,
Die Frau scheint nicht vergnügt! Sie seufzt beim Zählen noch.
Hier will ich's wagen!

Die Heuchelei (von innen).

Ruft den Bettelvogt geschwinde,
Cathrinchen! lauf, man pocht; verwünscht sei das Gesindel!
Gewiß sind's Bettler! Ach! wie wird man doch geplagt!

Die Comödie.

Ich bin kein Bettler, nein!

Die Heuchelei (kömmt heraus).

Dem Himmel sei's geklagt!
Die Zeiten sind jetzt schwer — — Verzeih'n Sie mir!
ich dachte,
Es wär' ein Armer da, der das Getöse machte,
Und kam mit schnellem Schritt, der Armuth beizusteh'n:
Ich lasse sie gewiß nicht traurig von mir gehn.
Ist, was ich geben kann, gleich eine kleine Gabe,
Dem Himmel sei's gedankt! ich geb', so viel ich habe:
Ich arme, alte Frau! Geschwinde kam ich her;
Ich bin ganz athemlos — Die Zeiten sind jetzt schwer,
Und Alles steigt im Preis; — für's Künftige zu sorgen,
Ist unsre Schuldigkeit. — Sie kommen, Geld zu borgen;
Nicht wahr, Madam? Je nun, ich nehm' nur zwölf pro Cent;
Wenn sich ein Bürge stellt, der gut steht, und Sie kennt,
Verlang' ich weiter Nichts, als nur ein Pfand von Ihnen.
Die Schrift befiehlt es uns, man soll dem Nächsten dienen.
Ich thue gerne Gut's, und bin mit Ehren grau,
Und doch verfolgt man mich! Ach! ach! ich arme Frau!
Die Jugend glaubt mir Nichts, und höhnt und spottet immer;
Es wird die arge Welt von Tag zu Tage schlimmer.
Bloß meine Frömmigkeit, mein Beten hat die Schuld,
Daß diese Stadt noch steht. Man glaubt es nicht: Geduld!
So böse war die Welt doch nicht bei meiner Jugend;

Daß ich nicht schwatzhaft bin, ist meine größte Tugend.
Ich rühme mich nicht selbst.

Die Comödie.

Das sehe ich.

Die Heuchelei.

Noch nie
Ging's mir so hart, als jetzt.

Die Comödie.

Ich glaub' es, hören Sie —

Die Heuchelei.

Die Jugend ist so bös; man treibt ein sündlich Wesen!

Die Comödie.

Doch glaub' ich —

Die Heuchelei.

Haben Sie den Eubach nicht gelesen?
Das ist ein gutes Buch. Ein würd'ger Pastor hat
Mir's neulich erst geschickt. Ach, ach! die böse Stadt!

Die Comödie.

Ich gehe, wenn Sie nicht Ihr Klagelied beschließen.

Die Heuchelei.

So lassen Sie, Madam, mich Ihren Namen wissen.
(Sie schlägt die Hände zusammen, seufzt und sieht gen Himmel.)
Ich bin die Frömmigkeit.

Die Comödie (macht ihre Geberden nach).

Sie! sind die Heuchelei.

Die Heuchelei (zornig).

So, so, besitzt Sie auch der Geist der Spötterei?
Das hab' ich wohl gedacht; so geht es heut zu Tage;
Man lacht nur, und man fragt nach keiner Landesplage,
Nach keiner Frömmigkeit! ach! die verfluchte Welt
Was? Ich die Heuchelei? Ich weiß nicht, was mich hält —

Die Comödie.

Erzürnen Sie sich nicht! Es ist umsonst, zu klagen,
Und die Comödie muß stets die Wahrheit sagen.

Die Heuchelei (läuft zu der Thüre).

Was? Die Comödie? — O Himmel, steh uns bei!
So trägst Du, Höllenkind! sogar vor mir nicht Scheu?
Ich wollte Diebstahl, Mord, und was man will, begehen,
Viel lieber, als einmal Dir ins Gesichte sehen.

Fünfter Auftritt.

Die Comödie, hernach das Possenspiel.

Die Comödie.

O Deutschland, lebe wohl! Bin ich Dir so verhaßt,
Da Du mich kaum noch kennst? Mit Thränen scheid' ich fast
Aus diesen Gegenden. Hier, dacht' ich, wollt' ich wohnen;
Hier, dacht' ich, sollte Ruhm und Beifall mich belohnen.
Die Bosheit hindert mich an diesem meinem Zweck;
Ich will von hinnen flieh'n.

Das Possenspiel
(kömmt hinter ihr her geschlichen und hält ihr die Augen zu).
Rath', wer Dich hält?

Die Comödie (reißt sich los).
Ein Geck.

Das Possenspiel.
Ganz unrecht hast Du nicht; Ich bin ein Geck, zu dienen;
Mir sind die Thoren hold. Warum? Ich arbeit' ihnen.
Dich haßt halb Deutschland schon; mich sieht ganz Deutschland gern;
Bei Hof bin ich beliebt und bei den jungen Herrn.
Komm, laß ein Eheband uns alle zwei verbinden;
Durch mich kannst Du den Schutz bei großen Leuten finden.
Kaum zeig' ich mich von fern, so lacht, so klatscht man schon.
Ein bloßer Beifall ist Dein allerbester Lohn,
Und meiner Ruhm und Geld. So weit ist mir's gelungen!
Vom größten Staatsmann an bis zu dem Gassenjungen
Liebt man mich! aber Du wirst allen oft zur Last,
Weil Du gern Lehren giebst, stets was zu tadeln hast.
Ich bin das Possenspiel. Komm, Schwester, laß uns küssen!
Gieb Acht, Du wirst es bald wohlfeiler geben müssen.
Wir geben beiderseits, uns zu gefallen, Müh;
Doch bei mir lacht die Stadt, und bei Dir gähnet sie.
(Er springt possierlich herum.)

Die Comödie.
So soll ich, um allhier dem Volk beliebt zu werden,
Mich selbst erniedrigen und lächerlich geberden?

Das Possenspiel.
Ja, Dummheit, Unverstand, und selbst die Heuchelei
Sind mir im Herzen gut, und stehn mir heimlich bei;
Denn äußerlich thut wohl die letzte noch bescheiden;
Das Laster ist mein Freund, und Dich kann Niemand leiden.
So geht es, wenn man stets die Wahrheit sagen will;
Ich sag' sie manchmal auch, doch da, da schweig' ich still,
Wann ich durch sie den Zorn des Lasters auf mich ziehe.
Verbinde Dich mit mir, und willst Du nicht, so fliehe,
Und überlasse mir die deutsche Bühne gar,
Die schon von alter Zeit allein mein eigen war.
Denn bald wird wider Dich ein Heer von Lastern ziehen,
Das Dich vertilgen will.

Die Comödie.
Nein, ich will nicht entfliehen.
Ich trotze der Gefahr; die Vorsicht steht mir bei;
Sie will, daß dieses Volk von mir gebessert sei.
Weich', Niederträchtiger!

Das Possenspiel (wetzet seine Pritsche lächerlich).
Nun, ich will für Dich streiten.
Du sollst Banise sein, ich stehe Dir zur Seiten
Und bin Dein Balacin. Sogar ins Trauerspiel

Misch' ich mich öfters ein, und, glaub' mir, ich gefiel.
Ich kann auch, wenn ich will, ein Intermezzo singen.
(Er singt.)

Die Comödie.

Zum Gähnen kannst Du mich, doch nicht zum Lachen zwingen.
Geh, laß mich hier in Ruh!

Das Possenspiel.

Du bist noch stolz; ich geh'.
(Er geht. und kömmt wieder.)
Ich geh' — Du lachst noch nicht — Wenn ich dich wieder seh',
So wisse, daß ich Dich und Deinen Stolz verhöhne.
Geh', such' allein Dein Glück; leb' wohl, Du spröde Schöne!

Sechster Auftritt.

Die Comödie, das Laster mit bloßem Degen, die Dummheit mit einem Besen, der Unverstand mit einem Knüttel, und die Heuchelei mit einem Dolche bewaffnet.

Die Comödie.

Wohin wend' ich mich nun?

Das Laster.

Entflieh, Verrätherin!
Befürchte meinen Zorn und sieh nun, wer ich bin.
Nun leugn' ich es nicht mehr: Ich bin Dein Feind! Entweiche,
Und fühl', daß keine Macht der Macht des Lasters gleiche.

Der Unverstand.

Sieh, dieser Knüttel hier ist mein Beweis. Ich bin
Ein klug' und großer Mann. Entflieh, Du Schwätzerin!

Die Heuchelei.

(Stellt sich, als ob sie sie umarmen wollte).
Komm, ich verzeihe Dir — Die Frömmigkeit zu rächen,
Will ich aus Liebe bloß sie mit dem Dolch erstechen.

Die Dummheit.

Dich zu verfolgen, ist ein löblicher Gebrauch;
Die Herrn (sie weist auf das Laster und den Unverstand) sind bös auf Dich;
und darum bin ich's auch:
Geh' fort!

Das Laster.

Was säumst Du noch?

Der Unverstand (zeigt auf seinen Knüttel).

Ich will Dich critisiren.

Die Heuchelei.

Du sollst die Jugend mir gewiß nicht mehr verführen.
Gehst Du noch nicht?

Das Laster.

Entflieh! Wo nicht, so —

Die Dummheit.

Fort mit Dir!

Die Comödie.

Wohin soll ich entflieh'n? Wo find' ich Schutz?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Tugend.

(Der hintere Vorhang wird plötzlich aufgezogen. Man erblickt einen hell erleuchteten Tempel, in dem die Tugend in der Ferne auf einem prächtigen Throne sitzt, und von Musen umgeben ist. Sie steht von ihrem Throne auf und ruft)

Bei mir!

(Das Laster, der Unverstand, die Heuchelei und die Dummheit, die an den vier Ecken der Bühne stehen, lassen, sobald sie die Stimme hören, ihre Waffen fallen, und halten sich die Augen zu. Die Tugend steigt unter Trompeten und Pauken von ihrem Throne herab. Je näher sie kommt, desto furchtsamer geberden sich das Laster und sein Gefolge. Endlich, wie sie in die Mitte des Theaters kommt, wo die Comödie auf den Knieen liegt, entfliehen die Laster, und die Tugend fängt an zu reden):

Vernunft und Tugend siegt! Nie muß die Wahrheit zagen;
Nie kann der Thoren Schwarm der Tugend Blick ertragen!
So wie das Heer der Nacht vom trüben Himmel flieht,
Wenn auf der Berge Haupt die Morgensonne glüht;
So wie die Träume flieh'n, die Kinder träger Schatten:
So floh'n die Feinde hin, die Dich geängstigt hatten.
Steh' auf und fasse Muth, da Dich die Tugend schützt;
Ich wirke selbst die Gluth, die Deine Brust erhitzt.
Ich will Dich schützen, ich! Erheb' der Deutschen Herzen;
Erwecke sanfte Lust und zärtlich edle Schmerzen;
Erneuere den Ruhm der Helden vor'ger Zeit,
Und flöß' in jede Brust erhabne Zärtlichkeit.
Vergnüge, doch dabei belehr' die frohe Jugend,
Daß kein Vergnügen sei, als nur im Arm der Tugend.
Gieb Lehren, doch Dein Scherz versüß' den Unterricht.
Sei munter, scherzhaft, frei; verschon' die Thoren nicht.
Verachte deren Zorn, die Dich aus Dummheit schmähen.
Ahm' nach, und sei doch neu; laß Deutschlands Kenner sehen,
Daß wahre Schauspielkunst sowohl ergötzt, als nützt,
Wenn feiner Witz sie ziert, und Tugend sie beschützt.

(Freihr. J. Fr. v. Cronegk.)

---

cc) Das Schauspiel.

Das Schauspiel ist eine Mittelgattung dramatischer Formen zwischen dem Trauer- und Lustspiele, ist aber dem ersteren näher verwandt, als dem letzteren. Im Schauspiele erscheint, wie im Trauerspiele, auch eine Hauptperson im Kampfe mit mannigfaltig verflochtenen und widrigen Verhältnissen, welche die geistige und sittliche Kraft der Hauptperson in vielfache Thätigkeit setzen; diese Hauptperson geht aber zuletzt moralisch und physisch siegreich hervor; und hierdurch unterscheidet es sich vom Trauerspiel. Mit dem Lustspiele theilt aber das Schauspiel die fröhliche Entwickelung und Auflösung des Knotens und vermittelt hierdurch den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust. Je länger und zweifelhafter jedoch der Kampf der Hauptperson gegen die widrigen Verhältnisse ihres Lebens

fortbauert, je mehr sie bei diesem Kampfe den Reichthum eines vielseitig gebildeten Geistes und die Kraft und Würde eines reinen Charakters entfaltet: desto mehr wird die befriedigende Entwickelung dieser traurigen Verhältnisse das Gefühl der Lust am Schlusse der Handlung herbeiführen.

Beispiel des Schauspiels.

Normännischer Brauch.

Balder ein Seefahrer. Richard ein Fischer. Thorilde.

Fischerhütte auf einer Insel an der Küste der Normandie.

Balder. Dies auf Dein Wohlsein, vielgeehrter Wirth!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in Deiner Insel Bucht gejagt;
Denn solch ein traulich Mahl am stillen Herd
Hat mich seit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard. Man trifft's in Fischerhütten besser nicht;
Hat's Dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Insonders werth ist mir so edler Gast,
Der aus dem nord'schen Heimathlande kömmt,
Von wannen unsre Väter hergeschifft,
Davon man noch so Vieles sagt und singt.
Doch muß ich Dir eröffnen, edler Herr:
Wer bei mir einkehrt, sei er noch so arm,
Wird angesprochen um ein Gastgeschenk.

Balder. Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der seltnen Waaren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt:
Goldfrüchte, süße Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'scher Schmiede Werk,
Zweischneid'ge Schwerter, Harnisch, Helm und Schild.

Richard. Nicht Solches meint' ich; Du verstehst mich falsch.
Es ist ein Brauch in unsrer Normandie:
Wer einen Gast an seinem Herd empfieng,
Verlangt von ihm ein Mährchen oder Lied
Und gibt sofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Gesänge werth;
Darum erlass' ich Dir die Ford'rung nicht.

Balder. Ein Mährchen ist oft süß, wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwertgeklirr und Schildesklang;
Drum war mein Irrthum wohl nicht allzugroß.
Zwar weiß ich nicht so Herrliches zu melden;
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngst
Ein Schiffsgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard. Noch einen Trunk, mein Gast! Beginne dann!

Balder. Zween nord'sche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchsegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint bestanden manch furchtbaren Sturm,
Manch heiße Schlacht zur See und am Gestad,
Auch manchesmal im Süden oder Osten
Auf blüh'ndem Strand zusammen ausgeruht;
Jetzt ruhten sie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief versenkt;
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängst begleitet nach der Ahnengruft.
Doch sproßt' auch Jedem aus dem düstern Gram
Ein süßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein muntrer Sohn;
Der Andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundschaftsbund zu krönen
Und dauerndes Gedächtniß ihm zu stiften,
Beschlossen sie, die theuren Sprößlinge
Dereinst durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen sie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hieng.
Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt;
Im andern glüht' ein rosenrother Stein,
Recht wie des Knaben frisches Wangenblut.

Richard. Ein rosenrother Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verstand ich's wohl?

Balder. Ja! wie du sagst, doch kommt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und schlank herauf;
In Waffenspielen ward er früh geübt;
Schon tummelt' er ein schlankes, schmuckes Roß.
Nicht soll er, wie der Vater, einst das Meer
Auf abenteuerlicher Fahrt durchschweifen;
Beschirmen soll er einst mit starker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbthum beider Grafenstämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl besorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land;
Da trugen sie das ungeduld'ge Kind
Zum sonnig heitern Meeresstrand hinab
Und brachten Blum' und Muschel ihm zum Spiel.
Die See, vom leisen Lufthauch sanft bewegt,
Sie spiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterschein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,

[redacted]

Den schmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und schaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht; die Frauen lachen mit;
Doch eben unterm fröhlichsten Gelächter
Entschlüpft das Band, daran sie spielend ziehn,
Und als sie es bemerken, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So scheinbar still die See, so wellenlos,
Doch spült sie weiter stets den Kahn hinaus.
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen;
Die Frauen aber seh'n verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angstgeschrei.
Der Knabe, der sein Liebchen zu besuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwiese tummelte,
Er sprengt auf das Geschrei im Flug heran;
Er treibt sein Pferdchen muthig in die See,
Und meint, das blum'ge Fahrzeug zu erschwimmen.
Kaum aber prüft das Thier die kalte Fluth,
So schüttelt sich's und wendet störrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat schon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der stillen Bucht,
Und frisches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard. Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umschweben!

Balder. Dem Vater kömmt die Schreckensbotschaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen, und das schnellste trägt ihn selbst.
Doch spurlos ist das Meer; der Abend sinkt;
Die Winde wechseln; nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen sie
Den leeren, morschen Nachen nur zurück
Mit abgewelkten Kränzen —

Richard. Was stört dich in der Rede, werther Gast?
Du stockst; du athmest tief.

Balder. Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute sich der Knabe
Nicht mehr des Rosselenkens, wie zuvor,
Viel lieber übt' er sich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne seinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erstarkt,
Da heischt' er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feste Land, was er begehrt;
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn;
Dem wilden Meere scheint er anverlobt,

Darein das Mägdlein und der Ring versank.
Auch rüstet er sein Hauptschiff seltsam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderschmuck,
Wie einer, der die Braut meerüber holt.

Richard. Fast wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

Balder. Wenn du willst.
Mit jenem reich geschmückten Hochzeitschiff
Hat er in manchem grausen Sturm geschwankt.
Wenn so zu Donnerschlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, feiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeschlacht hat er durchgekämpft
Und ist davon im Norden wohl bekannt.
Mit sondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geschwungnem Schwert,
Auf ein geentert Schiff, dann schreit das Volk:
„Weh uns! vertilg' uns nicht, Meerbräutigam!"
Das ist mein Mährchen.

Richard. Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind versank;
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüber fuhr,
Das flugs an Bord den armen Findling nahm,
Den morschen Kahn der Meerfluth überließ?
Vielleicht auf einer Insel, wie die unsre,
Ward dann das schwache Kindlein abgesetzt,
Von frommen Händen sorgsamlich gepflegt,
Und ist zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder. Du weißt geschickt ein Mährchen auszuspinnen.
So laß uns deines hören, wenn's beliebt!

Richard. In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mähr'
Von unsern alten Herzogen und Helden,
Und sonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts so hell, als wie am Tage, sah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Gespenstern manchen Strauß bestand;
Doch jetzt ist mein Gedächtniß alterschwach;
Verworren schwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum soll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort so still und abgewendet sitzt
Und Netze strickt beim trüben Lampenschein.
Die hat sich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle wie die Nachtigall.
Thorilde! darfst den edeln Gast nicht scheu'n.
Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einst der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! Ich weiß, du singst es gern.

Thorilde singt. Wohl sitzt am Meeresstrande
Ein zartes Jungfräulein;
Sie angelt manche Stunde;
Kein Fischlein beißt ihr ein.
Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelstein;
Den bind't sie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.
Da hebt sich aus der Tiefe
'ne Hand wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.
Da hebt sich aus dem Grunde
Ein Ritter, jung und fein;
Er prangt in goldnen Schuppen
Und spielt im Sonnenschein.
Das Mägdlein spricht erschrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein."
„Man angelt nicht nach Fischen
Mit Gold und Edelstein;
Das Ringlein laß ich nimmer;
Mein eigen mußt du sein."

Balder. Was hör' ich? seltsam ahnungsvoller Sang!
Was seh' ich? welch ein himmlisch Angesicht
Hebt süß erröthend sich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der Rechten blinkt der goldne Ring,
Der rothe Stein; du bist's, verlorne Braut!
Ich bin's, den sie Meerbräutigam genannt;
Hier ist der Saphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitschiff bereit.

Richard. Das hab' ich längst gedacht, verehrter Held!
Ja! nimm sie hin, mein theures Pflegekind;
Halt' sie nur fest in deinem starken Arm;
Du drückst ein treues Herz an deine Brust.
Doch sieh einmal! du hast dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind gestrickt. (L. Uhland.)

dd) Das Singspiel.

Das Singspiel im Allgemeinen ist die dramatische Darstellung einer Handlung, welche nach ihrer Anlage, Haltung und Durchführung entweder auf eine beständige oder abwechselnde Begleitung der Tonkunst berechnet ist, um durch die Verbindung der Dichtkunst mit der Tonkunst einen möglichst tiefen Eindruck auf das Gefühl des Zuschauers hervorzubringen. Nicht selten werden auch die Wirkungen der übrigen Künste, namentlich der Malerei, Architektur, Tanzkunst, Pantomime u. s. w. aufgeboten, um den Gesammtein-

druck der Oper zu verstärken. Da das Singspiel die Begleitung der Musik, für die es in der Anlegung und Durchführung berechnet ist, nothwendig erfordert, so hat es Aehnlichkeit mit der Cantate; es unterscheidet sich aber dadurch von ihr, daß im Singspiel die Handlung die Grundlage bildet, in der Cantate aber der Gefühlsausdruck der Hauptzweck ist. Auch im Aeußern fordert das Singspiel durch seine Bestimmung für die Bühne Rücksichten, die die Cantate nicht zu beachten hat. Zur Begründung der Verbindung der Dicht- und Tonkunst muß neben den Anforderungen, welche das Drama überhaupt macht, das lyrische Element in dem dramatischen Stoffe vorwalten. Der Dichter muß daher den Tonkünstler durchgehends im Auge behalten und ihm vorarbeiten. Dies gilt sowohl von den in die dramatische Handlung aufgenommenen Personen, als auch von dem Umfange und Inhalte und von der Länge und Kürze der einzelnen Scenen und Acte, so wie von dem genau berechneten Verhältnisse der Arien, Duette, Terzette &c. und der Chöre gegen einander.

Das Singspiel zerfällt a) in die ernsthafte Oper, in welcher ein Held nach der ähnlichen Ankündigung des Helden im Trauerspiele handelt; b) in die komische Oper, in welcher, wie im Lustspiele, Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt oder Intriguen ausgesponnen werden, an deren Darstellung der Faden bis zur völligen Entwickelung fortläuft, in die gemischte Oper, die auf gleiche Weise, wie das Schauspiel gebildet wird und mit heiteren und ernsthaften Stoffen und Scenen wechselt; in das Liederspiel oder die Operette, das im Stoff dem feineren Lustspiel verwandt ist und mit Dialog und Gesang abwechselt; in das Melodrama, welches die Eigenthümlichkeit hat, daß die Musik zur Begleitung und Hebung der Deklamation mehr als zum Gesang benützt wird. Dasselbe heißt Monodrama, wenn nur Eine Person spricht und handelt, Duodrama aber, wenn dieses von zwei Personen geschieht.

Beispiele des Singspiels.

Aus dem Singspiel: „Der vierjährige Posten."

Neunter Auftritt.

Düval, der Hauptmann, Walther, Käthchen, Veit, Bauern, Bäuerinnen, der General.

General.

Was gibt es hier? Was ist geschehen?
Was muß ich Euch in Aufruhr sehen?
Hat man je solchen Lärm gehört!
Wer hat den Frieden hier gestört?

Hauptmann.

Den Posten befahl ich auszustellen;
Ich war der Erste hier im Ort;
Und finde den Düval, der vor vier Jahren
Von uns desertirt, auf dem Hügel dort.
Verwegen vertheidigt er sein Leben;
Man kennt ihn; Keiner wagt sich hin.

Düval.

Ich will mich ja sogleich ergeben,
Wenn ich nur erst abgelöst worden bin.
So lang aber bin ich unverletzlich;
Den Posten behaupt' ich, den man mir gab.

General.

Nun, das ist billig und gesetzlich. —
Herr Hauptmann! löst die Vedette ab!
(Düval wird abgelöst.)
Nun bist du Arrestant. Doch will ich fragen:
Was kannst du mir zu deinem Vortheil sagen?

Düval.

Ich gebe mich, wie ich versprochen;
Doch seh' ich nicht, was ich verbrochen,
Da ich nicht von der Fahne lief.
Dort oben stand ich als Vedette,
Ja! wenn man mich gerufen hätte,
Als der Befehl nach Hause rief. —
Doch meine Post ward ganz vergessen;
Mir war kein Fehler beizumessen;
Den ganzen Tag lang blieb ich steh'n;
Und als ich mich herunter wagte
Und spät nach meinen Brüdern fragte,
War von Soldaten nichts zu seh'n.
Da bin ich in dies Haus gekommen,
Hab' statt des Schwerts den Pflug genommen —

Käthchen.

Und weil er fleißig war und treu —

Düval.

Nahm mich der Richter dort zum Sohne,
Gab hier die Tochter mir zum Lohne.
Vier Jahre sind's! — Herr, laßt mich frei!

Alle Bauern.

Ach, habt Erbarmen, laßt ihn frei!

General.

Ja, wenn das alles Wahrheit wäre —

Düval.

Bei Gott und bei Soldatenehre!

Hauptmann.

Ich selbst gesteh' es freilich ein:
Er mag vergessen worden sein.

General.

Und hast du sonst dich brav geschlagen?

Düval.

Herr, die Medaille darf ich tragen.

Hauptmann.

Auch das muß ich ihm zugesteh'n:
Ich hab' ihn immer brav geseh'n.

Soldaten.

Wir haben ihn stets brav geseh'n.

Walther. Veit. Käthchen (auf den Knieen.)

Herr General! ach, habt Erbarmen!
Habt Mitleid mit dem armen Sohn!

Ach, reißt ihn nicht aus unsern Armen;
Gebt ihm Pardon!

General.

Es sei! — Pardon!

Alle.

Pardon! Pardon! Pardon!

General.

Verzeihung wäre nicht genug;
Nun, so verdoppl' ich meinen Spruch:
Ich laß dir einen ehrlichen Abschied schreiben;
Du magst hier zufrieden und ruhig bleiben;
Ich störe nicht gern ein Menschenglück.
Die Freude kehre Euch wieder zurück.

Alle.

Schöne Stunde, die uns blendet! —
Glück, wie hast du dich gewendet!
Kühnes Hoffen täuschte nicht!
Der nur kennt des Lebens Freude,
Der nach wildempörtem Streite
Ihre schöne Blüthe bricht.

(Der Vorhang fällt.)

e) Die Ergänzungsklasse der Dichtungsarten.

Zu der Ergänzungsklasse, in welche wir diejenigen Dichtungsarten bringen, welche theilweise der einen oder der anderen Klasse sich nähern, aber in keine derselben sich ganz eignen, rechnen wir: aa) die Idylle, bb) die poetische Epistel, cc) das beschreibende Gedicht, dd) die Parabel, Allegorie und Paramythie, ee) die Satyre, ff) die Parodie und Travestirung, gg) das Sinngedicht und Epigramm, hh) das Räthsel, die Charade, den Logogryph und das Anagramm. Streng genommen gehören auch noch dazu ii) der Roman und die Novelle, kk) das Mährchen.

aa) Die Idylle.

Die Idylle (das Idyll) stellt die Menschheit unter einem friedlichen und harmonischen Verhältnisse zu sich selbst, zu dem Schicksale und zu der äußeren Natur dar. Das goldene Zeitalter, welches die Mythe in eine längst verschwundene Zeit setzt, wird von dem Idyllendichter unter dem Zauber einer ästhetischen Form vor uns entfaltet. In Reinheit und Einfachheit der Sitten, in Unschuld des Herzens und Wandels, in Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls erscheint der Mensch in der Idylle. Noch kennt er keine anderen Bedürfnisse, als die, zu welchen ihn die einfache Natur selbst leitet; noch sind seine Neigungen unschuldig und unverdorben; noch trägt sein Charakter das Gepräge ursprünglicher Güte und Unverdorbenheit. Mit diesem Adel der inneren Gesinnung bringt die Natur ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, paradiesähnliche Umgebung in die innigste Verbindung. In der Idylle erscheinen die Menschen noch einander gleich; der Dichter läßt in ihr nur gutmüthige, harmlose, redliche Kinder der Natur, voll sanfter Gefühle, gemäßigt in ihren Leiden auftreten und im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrschen; daher entlehnen sie die Menschen, die sie schildern, gewöhnlich aus dem Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jägerleben.

Beispiele der Idylle.

1) Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare geziert war!
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich, und ehrsamer Küster,
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edeln Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich Alles umher auflös' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang;
Solches erfuhren wir selbst, Du Trauteste; Solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn Du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.

[redacted]

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und geuhlt*), und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besen und Mandelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschildern von Messing —
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz —
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebonet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Gukguk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht', und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

*) Mit der Uhle — dem Rauhkopf — die Spinngewebe an der Decke abgekehrt.

Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckt sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos', und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die summenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftigte Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Kloß nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n!"
Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgeh'n:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich kraueln."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legt sie Feurung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und Diele*) durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater!

*) Hausflur.

Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht! Sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!'"
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber, sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt in der Eile den Auftrag.
„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht! Sonst geht Dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, troß unserem Sohn und dem Pastor!
Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
„„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich Dir früher, denn Noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!""
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sie über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl, wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt, wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „„Willkommen! daher! Willkommen, Ihr Kindlein!
Lebt Ihr auch noch?"" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„„Lebt in dem grimmigsten Ost mein Töchterchen?"" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „„Laßt, Kinderchen!"" sprach sie, „„dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart, und scheuet die Zugluft.""

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkos'te sie viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?""
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß Dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!""

Sprach's, und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung:
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„„Tochter und Sohn, willkommen! An's Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Altenden Freud'! In Freud' auch altet und greiset
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da Dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und Dich ihm vermählt, Du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O Du Seelengesicht! Denn ich duze Dich, weil Du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos'te die Tochter:
„Mutter, ich duze Dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn Du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag.""

Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen ohne Dein Wissen!"

Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

(Joh. Heinr. Voß.)

2) Aus „Hannchen und ihre Küchlein."

Die Ueberraschung.

Welch ein friedliches Dörfchen? Es ruhet im Schatten des Schloßbergs,
Wie zu den Füßen des Hirten die traulich gelagerte Heerde.
Rebenumrankt stehet nahe der Straß' ein freundliches Hüttchen;
Still dort saßen beisammen am Abend im dunkelnden Stübchen
Martha, des Pfarrers Wittwe, die gläubige Heldin im Unglück,
Hannchen, des Pfarrherrn Waise, die fromme, die liebliche Jungfrau,
Beide mit fleißiger Hand umdrehend die schwebende Spindel,
Beide mit sinnenden Blicken versunken in tiefe Gedanken.
Sieh', da rollten vorbei auf lindenbeschatteter Straße
Glänzende Wagen, bespannt mit kraftvoll schnaubenden Rossen,
Stattliche Männer und Frauen darin, auch Junker und Fräulein,
Alle dem Schloßberg zu die vergnügten Gesichter gewendet.

Hin flog Hannchen zum Fenster, mit freudig geöffneten Armen
Rufend: „Antonie war es! Antonie! hab' ich im Fluge
Doch sie wieder erkannt nach drei Jahr' langem Entferntsein!
Heil! nun kehrt sie zurück mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder
Von den helvetischen Bergen und von den italischen Küsten!
Auch die Begleiter erkannt' ich! Es waren die Vettern und Basen,
Fröhlich vereinigt im Chor zur Feier der glücklichen Rückkunft."

Und so jauchzte sie fort im längern Strome der Rede,
Daß sie nun wieder sich freue der schmerzlich entbehreten Freundin,
Welche sie deutlich erkannt beim ersten, beflügelten Aufblick.

„Doch, ach, wird sie auch Dich noch kennen?" erwiderte Martha;
„Hinter ihr liegen die Jahre der rangunkundigen Jugend!
Die als Kind Dich geliebt, ist jetzt ein gnädiges Fräulein,
Das sich der Jugendgespielin, der dürftigen Waise des Pfarrers,
Wohl nur wenig erinnert, vielleicht gar ihrer sich schämet!"

Doch da blitzten, wie Edelgesteine, die Augen der Jungfrau;
Laut zum Lobe der Freundin erhob sie die siegende Stimme;
Denn, in dem eigenen Herzen der treuesten Liebe Bewußtsein,
Glaubte mit schönem Vertrauen sie fest an die Treue der Freundin.
Dessen erfreute sich Martha und lobte den Glauben der Tochter;
Nur daß zu unverhofft nicht komme die mögliche Täuschung,
Sprach die verständige Frau von mancher betrübten Erfahrung,
Sprach von dem ad'ligen Stolz und der Schwäche des menschlichen Herzens,
Welch ein trügliches Ding von Adam her es gewesen,
Welchein trügliches Ding auf immer und ewig es bleibe.

Ehrend ein jegliches Wort der geliebten, erfahrenen Mutter,
Hört' es die Tochter betrübt und beklagte der fröhlichen Kindheit
Allzugeschwindes Entfliehen in nie rückkehrende Ferne.
„Weh mir," seufzte sie bang, „wie trostlos würd' es mich machen,
Wär' im Geräusche der Welt ihr Herz mir Armen entfremdet!
Ach, wie sie mich geliebt, wird Niemand wieder mich lieben!
Würde mir fremd ihr Herz, was wäre mir dann noch das Leben!"

Doch kaum seufzte sie so, da knarrete draußen die Pforte,
Eilet' es über den Hof und nahet' es schon sich dem Stübchen.
Auf flog plötzlich die Thür, und: „Hannchen!“ „„Antonie!““ tönt' es!
Tönte mit steigendem Jubel: „„Antonie!““ „Hannchen!“ noch einmal.
Und dann lagen sie Brust an Brust in entzückter Umarmung,
Wechselten zärtliche Wort' und Küss' und freudige Thränen,
Gleich zwei blühenden Blumen mit traulich verschlungenen Blättern,
Lieblichen Balsamduft zuströmend die eine der andern.

Martha betrachtete Beide, gerührt, mit gefalteten Händen,
Gern abbittend im Herzen Antonie jegliches Mißtrau'n;
Und auffangend der Tochter beseelten, erheiterten Aufblick,
Nickte sie freudebewegt ihr zu; doch verstummend in Rührung,
Hob sie empor nur die Hände, zu segnen das herzliche Bündniß.

Jetzt erst sah sie, betroffen, Antoniens hohen Begleiter,
Welcher mit lächelndem Blick noch stand in der offenen Thüre.
Freundlich begrüßt sie den, zum Sitz' ihm bietend den Sessel,
Höchlich erstaunt und beschämt, daß Keins ihn früher beachtet.
Und es entwand sich Antonie eilends den Armen der Freundin,
Führte den Grafen ihr zu mit freudigem, schönem Erröthen,
Nannt' ihn ihren Verlobten und bat ihn, daß er nicht zürne.
Aber es sagte der Graf: „Wohl hat so herzliche Freundschaft
Heilige Recht' auch neben der Lieb', als ältere Schwester.
Herzen, die schon sich bewährt als treu in dem Tempel der Freundschaft,
Werden sich schön auch bewähren im heiligen Tempel der Liebe;
Und so seh' ich mit Lust im Arme der Freundin die Theure,
Die durch Liebe mir soll in den Himmel verwandeln die Erde.“

Also sprechend vergnügt, sanft legt' er Antoniens Hände
Wieder in Hannchens erzitternde Händ' und wandte zur Mutter
Dann sich lächelnden Blicks, anknüpfend erheiternden Zwiesprach.

Doch vom heftigsten Schmerz in der Tiefe des Herzens ergriffen,
Neigt' jetzt Hannchen das Haupt an den Busen der zärtlichen Freundin,
Leise nur weinend zuerst, dann heftig und heftiger weinend,
Daß theilnehmend Antonie rief: „Mein Hannchen, was ist dir?“

Aengstlichen Blicks gleich sah es die Mutter und nahte sich liebreich,
Neu zu erheitern die Tochter mit freundlichen Worten versuchend.
Hannchen indessen vermochte den Sturm noch nicht zu beschwören,
Welcher die Seel' ihr bewegt' und Thrän' auf Thrän' ihr entpreßte.
Küßt' auch viele die Freundin ihr schnell von der glühenden Wange,
Rann doch Perl' um Perle hinab zu dem pochenden Herzen.

Da nahm Martha das Wort, um zu Hilfe der Armen zu kommen,
Schnell ablenkend von ihr die befremdeten Blicke des Grafen.
„Unrecht muß ich es nennen, vor Gästen, wie diese, zu weinen,
Oder zu sprechen von häuslicher Noth und betrübter Erfahrung;
Aber es lässet das Herz nicht streng sich immer gebieten.
Und der Glückliche wohl ist würdig vor Allen des Glückes,
Der mitleidigen Sinnes die Klage vernimmt des Bedrängten.

Daß ich es nur kurz sage: Wer so viel Schlimmes erfahren,
Als mein Hannchen und ich, hat Ursach wahrlich zu weinen!
Was hochtheuer dem Herzen, und was nur das Leben bequem macht,
Ward uns plötzlich geraubt nach Gottes allmächtigem Rathschluß!
Ich bin nahe dem Ziel' und entgehe der weiteren Noth bald;
Aber wie lange vielleicht hat noch mein Hannchen zu trauern,
Ach, um den einzigen Bruder, gefallen auf blutigem Schlachtfeld,
Dann um den Vater, vor Schmerz' und Sorg' in die Grube gesunken,
Ueber den plündernden Feind und über die schreckliche Flamme,
Die, was jener uns ließ, noch nahm in entsetzlicher Sturmnacht!" —

Jetzt erst, schüchternen Blicks, umschauend im ärmlichen Stübchen,
Rief mit innerer tiefer Bewegung die treffliche Freundin:
„Weh, ihr Theuren, o weh, euch hat die zerstörende Flamme,
Seh' ich, die nöthigste Habe geraubt! O, wie Vieles vermiß' ich,
Was euch früher umgab! Das habt ihr Alles verloren?"

„„Ja, so ist's!"" sprach Jene, „„dem schrecklichen Feuer entreißen
Konnten wir Weniges nur; und das auch fiel der Zerstörung
Während des Rettens anheim in der unvorsichtigen Eile!
Erst am Morgen erstarben die Flammen, und rauchende Trümmer
Deckten die Stelle, wo sonst wir lebten in Frieden und Wohlstand!
Alles dahin! „Gott hat es gegeben und hat es genommen!"
War mein Morgengebet in der blühenden Laube des Gartens.
Der nur war noch entgangen der schrecklichen Feuerverwüstung;
Und die erhaltenen Bäum' und Gesträuche, wie Kinder, so lieb uns,
Da wir sie alle gepflanzt und gepflegt mit Müh' und mit Liebe,
Sie nur erfreuten uns noch, als einziger übriger Reichthum.""

„Doch auch diese", erwidert' Antonie, „mußtet ihr missen,
Seit der Versorger euch starb! Ein Andrer, ein Fremder erfreuet
Nun sich der Frücht' und des Schattens von euren Gesträuchen und Bäumen!"

„„Nicht darf das mich betrüben,"" erwiderte Martha; „„es muß ja
Weichen der Eine dem Andern; und sind doch Kirch' und Gemeinde
Trefflich auf's Neue versorgt nach meines Verewigten Heimgang."

Kaum daß so das Gespräch sich gewendet, da flüchtete Hannchen,
Vor dem Gesichte das Tuch, sich hinaus in die schweigende Kammer,
Seh'n nicht wollt' es die Mutter; doch tief wehmüthigen Blickes
Schaut ihr Antonie nach und sprach mit leiserer Stimme:
„Ach, wie jammert es mich, so wieder zu sehen die Freundin,
Die mit dem fröhlichsten Sinn mich selbst sonst stimmte zum Frohsinn!
Während das Schicksal mir zuführte den Lebensgefährten,
Raubte der Freundin der Tod so frühe den Bruder und Vater!
Während am fernen Vesuv mich Säulen von Feuer ergötzten,
Weh', da erschreckten sie hier euch, Theure, mit wilder Verwüstung!
O, daß Hannchen mir nicht dies Alles vertraulich geschrieben!
Hätt' ich's früher gewußt, gern hätt' ich früher getröstet.
Was nur ersetzen sich läßt, längst hätt' ich's wollen ersetzen;
Denn auf Alles, was mein, hat Hannchen die heiligsten Rechte."

[redacted]

Freundlichen Blicks hinreichend die Hand, antwortete Martha:
„Daran erkenn' ich mit Rührung die theure Antonie wieder,
Die, noch ein lallendes Kind, schon freudig dem Armen ihr Brod brach.
Doch dies wissend, verbot ich's standhaft Hannchen, zu schreiben,
Was wir Alles verloren, und wie uns prüfte der Himmel!"

„„Aber, o, war das recht?"" unterbrach sie Antonie lebhaft,
„„Gegen Antonie recht? Recht gegen die darbende Tochter?""

„Mindestens meint' ich es so;" antwortete Martha mit Ruhe.
„Wurden wir arm nach dem Willen des Höchsten, so mußte daraus auch
Uns der Segen erblüh'n, deß Gott uns würdigen wollte.
Jeglichem Boden entsprießen die ihm einheimischen Blumen;
Mancher balsamische Kelch blüht nur an dem Felsen der Wüste;
Mancher erblühet am schönsten im Thale der Noth und der Prüfung.
Ernstere Tugend, die sonst wohl fremd ihm wäre geblieben,
Lehret dem Armen die Noth; auf regt sie die schlummernde Kraft ihm,
Lenket den Blick ihm hinweg von des Lebens gemeiner Zerstreuung,
Auf zum Höhern und Höchsten hinauf; dann, reich in sich selber,
Schmücket ihn heiliger Stolz und blühen ihm heilige Freuden,
Welche die Kinder des Glücks in des Reichthums Fülle nicht ahnen.
Und so hoff' ich dann auch, was Hannchen nach außen verloren,
Ist durch inneren, schönen Gewinn ihr reichlich vergütet.
Daß sie entbehren gelernt und rüstig die Kräfte gebrauchen,
Bleibt ein besserer Schatz als Haufen von Silber und Gold ihr.
Daß sie des Glückes abwechselnde Launen erfahren so früh schon,
Wird sie, umlacht es sie einst, vor Hoffahrt schützen und Hochmuth,
Wird sie belehren, daß nichts dem Beglücktesten dauernd anheim fällt,
Wahrhaft Nichts ihn erhebt, als was er im Innern gewonnen
Durch sich selber an sittlicher Würd' und strengerer Tugend." —

Also sprach die verständige Frau. Und kindlichen Sinnes
Hört' ihr Antonie zu; es erschien ihr das ärmliche Stübchen,
Wo sie noch eben so Vieles vermißt, wie ein heiliger Tempel,
Höherer Tugend geweiht; und dann mit Worten der Ehrfurcht
Abschied nehmend, ergriff sie die Hand der bewunderten Armen,
Drückte die Lippen darauf und ging, still sinnend, von dannen.
Und es verneigte der Graf vor Martha so tief sich im Weggeh'n,
Wie vor Grafen er selten es thut; und die edlen Verlobten
Prägten sich tief in's Herz für's folgende Leben die Lehre:
Unglück tragen mit Stolz und des Glücks genießen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor Gott und vor Menschen.

(Eberhard.)

3) Irin.

An Salomo Geßner.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab.

Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh'," sagt er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O was für Anmuth hauchet jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" —

„‚Ja,'" sagt Irin, „‚sie macht uns froh
Und glücklich, und Du wirst durch sie
Glückselig sein Dein Lebenlang
Wenn Du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem Dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und noch in schönren Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n!
O, bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von Deinem Vorrath gern
Den Armen! Hilf, so viel Du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam,
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' Du in Bosheit willigest!
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil! —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet! Und wiewohl

Ich achtzig Mal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust!
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten! Als Dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz. —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab! —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild! Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust! — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich! Ich fürcht' es nicht!
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst Du glücklich sein, wie ich;
So bleibt Dir die Natur stets schön!'"

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irin's, und sprach: „Nein, Vater, nein
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!"
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht

Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Ihm auch ein Frühlingstag zu sein.

(Ew. Chr. v. Kleist.)

4) Die Fischer auf Capri.

1827.

Hast du Capri geseh'n und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt Du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu späh'n ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfah'n, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salern's Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden; es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhterem Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten verseh'n; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst Du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bietend der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer; es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja, kaum hegt sie sie noch; es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht; nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht; nie schlummert es unter dem Palmbaum.
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.

Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen; es einzieh'n; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einzieh'n.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! Wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sclaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen: ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Briten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Gränzen der Menschheit
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzfluth.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

(A. Graf v. Platen.)

bb) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel behandelt, wie jeder Brief, am geeignetsten solche Gegenstände, durch welche das besondere Verhältniß, in welchem der Dichter zu der Person steht, an die sein Schreiben gerichtet ist, lebhaft veranschaulicht wird. Der Ton entspreche der Natur des Briefes, sei lyrisch herabgestimmt, im Ganzen traulich, scherzhaft, launig, stets gesellig unterhaltend und ungezwungen. Der Gegenstand selber verlangt bisweilen feurigen Schwung; er sei nie erschöpft, aber von einer interessanten Seite herausgehoben und beleuchtet. Eleganz und Grazie sind jederzeit unentbehrlicher Schmuck.

Beispiele der poetischen Epistel.

1) An einen Freund.

Wann sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht:
So sei dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parze läng'res Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben:
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert sein.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen;
Und dies erträgt er ohne Schmerz;
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

(Freihr. v. Cronegk.)

2) An Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Fritz, Fritz! Bei den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh, Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest Du
Zu Trutz, mit Wehr und Waffen, in mein Feld,
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mir hin.
Ha! Schauerte nun auch die Menschlichkeit,
Wie Hektorn,[1] vor dem Ajax[2] und Achill,[3]
Vor Dir mich an; hüb ich ihn doch empor.
Bei Gott! Bei Gott! Du Trotziger, ich muß! —
So gelt' es denn! Sieg gelt' es oder Tod! —
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst Du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus[4] goldnes Schwert ein Halmenspiel;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen, treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung geh'n? —
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es oder Tod!
Du! Huldigt Dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden[5] Geist
Auch über meinem Haupt! Ich rang mit ihm,
Wie Herkuls Kraft mit Anteus Zauber rang.
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft? —
Ich komm', ich komme Dir! Denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rath
Der Himmelsherrscher Dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand,
Als Deiner sterben, edler, starker Held!
Auf, rüste Dich! Sieg gilt es oder Tod!

(Gottfried August Bürger.)

3) Antwort an Gottfried August Bürger.

Fried' und Freude dem Sänger zuvor, und traulichen Handschlag!
Sieh', ich habe Dein Zürnen vernommen am fernen Gestade,
Hörte den Flügelschlag Deines Gesangs; melodische Stürme

---

1) Hektor, der tapferste und edelste Held der Trojaner, Sohn des Königs Priamos.
2) Ajax, des Königs Oileus Sohn, zeichnete sich vor Troja durch Tapferkeit aus.
3) Achill — Achilles, Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Thessalien, verherrlichte sich durch seine Tapferkeit vor Troja, tödtete im Zweikampf Hektorn und schleifte dessen Leichnam um Trojas Mauern.
4) siehe S. 469 Bem. 3.
5) Mäonide ist ein Beiname des Homer, der nach der ältesten Sage ein Sohn des Mäon wär.

Deiner Leier erhuben ihn hoch; ein Riesenadler
Steht er vor mir, mit dräuender Klaue, mit rüstigem Fittich;
Und schon zürnt' ich entgegen. Da faßte mich Pallas Athene [1])
Bei den goldenen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge
Staunte zurück, vom Blitze der göttlichen Augen getroffen.
Sieh', ich bebte nicht Dir; ich bebte der furchtbaren Göttin.
Sie verschwand; da war mir, als athmet' ich liebliche Düfte,
Läg' am blumigen Hange des Helikons [2]), unter der Kühlung
Wehender Schatten, am Aganippens [3]) Silbergesäusel.
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Leier.
Aber es hatte die jüngste der Musen die Leier umstimmet,
Daß sie nicht tönte, wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,
Sondern wie Lispeln des schwankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrthen.
Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Oelzweig,
Den ich Dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sei weise!

Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend; doch rauschet der Lorbeer
Ueber den Locken; es kühlt die Palme den Schweiß an der Stirne;
Früh betraten wir Beide den Pfad des ewigen Ruhmes;
Früh erreichten wir Beide das Ziel. Auf trotzenden Felsen
Steh'n wir, und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchten uns oft Kronions [4]) liebliche Töchter,
Lehren uns oft die eigne Leier beseelen, und bringen
Oft herab vom Olymp die Harfe des Mäoniden.
Laß uns Beide das heilige Lied des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen Beide.

Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Ross' am flammenden Wagen;
Sieh', mir winket die Mus'; ich folge der winkenden Göttin!

(Friedrich Leopold zu Stolberg.)

4) An meinen alten Ueberrock.

Zu Ende geht hier Alles nachgerade:
Der Zedernwald, so wie der Rosenstock,
Der Liebe Huld und Majestäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt,
Die Nichts verschont, was wir auch ewig wähnen,
Die sich sogar an Pauli's Buch gewägt,
Worin er doch von hohen Excellenzen
Voll Demuth, wie in Fürstenhallen, spricht.
Er meint es gut; er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit so mit hinein zu glänzen;

1) s. S. 486 Bem. 8.
2) Helikon, ein dem Apollon und den Musen geheiligter Berg in Böotien.
3) s. S. 478 Bem. 2.
4) s. S. 486 Bem. 1.

Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih', o Frack, daß ich von Dir mich scheide.
Luisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht:
Luisa meint, daß wir uns trennen müssen;
Du seist, meint sie, ein wenig angerissen;
Und weil sie's meint, wohlan, so scheiden wir.
Ich lernt' in Dir, und übe nun an Dir
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.
Bei Weitem zwar bist Du nicht so zerfetzt,
Als Ehren Kuhn's durchlöchertes Gewissen,
Das er getrost durchs Einmaleins ersetzt.
Indessen blieb Dir doch so manche Narbe.
Wir haben oft uns durchs Gebüsch gedrängt;
Dazu hat längst die Pfirsichblüthen=Farbe
Der Sonnenstrahl von Dir hinweg gesengt;
Auch merk' ich's wohl, Du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt:
Denn warum sah'n der Mann im seidnen Fracke,
Und jener Pfahl, mit Port=épée geziert,
So kalt auf mich, daß mich noch itzo friert?
Was warf die wohlgesteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte sich die hochgeborne Mähne
Des Löwensterns so gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht; zuweilen
Bracht' ich mich selbst um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen;
Zum Wenigsten trägst Du die halbe Schuld.
Doch mag es sein! Uns kann das wenig schaden;
Der Stern, der jetzt in vollem Glanze steht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieses Hehre,
Dies Prachtgestirn im Nebel seines Lichts!
Und wie ging's auf in seiner Strahlensphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein solch Gestirn — oft strahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn steht es nicht oft mit der Geistessonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie? [1])
Doch wollen wir der Hohheit es verzeihen,
Daß sie vor uns in Wolken sich verbarg;
Allein daß auch von schlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das ist arg!
Zwar weiß ich wohl, daß sich das Ding, die Ehre,

1) Aphelie (griech.), die Sonnenferne.

Wie Thau, der sich aus Nebel niedersenkt,
An Rosen und — an Distelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum Wenigsten Etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern Dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack; allein wir müssen nun,
Der Wohlstand will's, wir müssen nun uns trennen.
Du wirst fortan von Deinem Dienste ruh'n.
Du weißt es selbst, in Kleiderstolz zu prassen,
War eben nie mein höchster Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich gesträubt, Dich zu verlassen!
Nun aber sieh! da liegt schon Dein Adjunct.
Ich werde Nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh ist halb mit Dir dahin!
Ich bleibe fort, zum Wenigsten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen — nein, die machten sie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Pull ist ein Narr und Kuhn ein Böse wicht,
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menschen nur drei Seelenhülsen sind.
So sieht man denn, ist man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und andern Außenseiten,
Daß überall, auch unter hohen Leuten,
Viel Hülsenwerk und wenig Körner sind.
Der Mensch ist Mensch; die Leute sind verschieden.
Klaus war ein Mensch, ein echter Mensch, allein,
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchste nur zufrieden!
Mit Menschensinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hienieden.
Man braucht noch mehr; man braucht zu seinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beseelt ein seelenloses Leben,
Füllt aus, und wär's an Kopf und Herzen hohl;
Dies Etwas kannst Du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du bist mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm gespielt,
Von welchem sie zu Dir die Wolle schoren;
Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen scheide,
Die man so schwer — ja wohl so schwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir Beide
Bis jetzt Ein Herz, Ein Geist gewesen sind.
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;

Und Du, Du hast das meinige getragen,
Das heut' in Dir zum letzten Male schlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern scheide,
Warst mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee,
Mit Dir bestieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit Dir durchstreift' ich Felsenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit Dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth sich verweilt.
Mein guter Frack, so Alles Harm und Freude,
Hast Du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geist im öden Lebensschwarme
Trotz allem Kampf am Ende doch erlag,
Wie flog ich dann erlöst in Deine Arme
Hin zum Ersatz für den verlornen Tag!
Verströmt war nun, wovon ich jetzt noch gähne,
Die Schwätzerfluth, die um mein Ohr geschäumt.
Verschwunden war die steife Frau Baläne,
Mit Stickerei besäet und besäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwensterns, die sich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte sich mein holder Genius
Mir freundlich nah'n, um mir mit seinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwanges zu versüßen.
Nun spielte sanft die liebliche Magie
Der Geisteskraft um meinen freien Busen.
Ich war ein Gott; ich lag im Arm der Musen;
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Possenspiels, das seine Puppenwelt
Mit viel Geschrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgesteift auf seine Bude stellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz sich hält.
O diesen Geist der feierlichsten Stunden,
Den hohen Sinn der weisen Mitternacht
Hab' ich in Dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigste hab' ich in Dir gedacht;
Und ist einmal mein Grab nicht ganz verschwunden,
Mit Dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht:
Drum möcht' ich gern ein wenig Dich vergöttern!
Und grünt mir einst aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sei auch Dir davon ein Blatt geweiht!

(Christoph August Tiedge.)

---

cc) Die poetische Schilderung oder das beschreibende Gedicht.

Die poetische Beschreibung oder dichterische Schilderung hat den Zweck, die Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt, wie die der Geisterwelt und der Kunstwelt nicht bloß nach ihren Einzelheiten, sondern als ein in sich abgeschlossenes vollendetes Ganze dichterisch zu schildern. Die Vollkommenheit und Schönheit dichterischer Gemälde aller Art besteht in richtiger, lebensvoller Zeichnung und geschickter Auswahl der einzelnen Züge und in der Zusammenfassung derselben zur Einheit der ästhetischen Form. Eine tiefe Beziehung erhält ein beschreibendes Gedicht durch die Idee des Verhältnisses der Natur oder der Kunst zum Menschen und zur Gottheit.

Beispiele des beschreibenden Gedichts.

1) Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel;
  Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
  Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, Dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
  Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
  Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
  Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
  Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
  Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad;
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
  Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil; still liegen die Weste;
  Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
  Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
  Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
  Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
  Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
  Ueberraschend des Tages blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
  Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
  Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
  Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.

Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule [1]) bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea [2]) das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein;
Künstliche Himmel ruh'n auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris [3]) Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde;
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten; ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin; die Küste verschwindet;
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne;
Bleibend ist nichts mehr; es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
In der Herzen vertraulichstem Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant [4]), reißt von dem Freunde den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke;
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke; die Liebe

1) Thule — bei den Alten ein Land, das sie sich im äußersten Nordwesten dachten, ohne daß sich mit Gewißheit bestimmen ließ, wo es zu suchen sei.

2) Amalthea — nach der Fabellehre eine Nymphe oder auch nur eine Ziege, die den kleinen Jupiter mit ihrer Milch aufzog. Die Ziege verlor einst ein Horn, welches Alles an Speise und Trank verlieh, was man wünschte; dies ist das Horn des Ueberflusses, das Füllhorn.

3) Iris — die leicht beschwingte Götterbötin, welche Jupiters und Junos Befehle den Sterblichen hinterbrachte und deren Bild man in dem vielfarbigen Regenbogen sah.

4) Sykophant — einer, der in Athen solche anzeigte, die dem Gesetze zuwider Feigen (Syka) ausführten; überhaupt ein Angeber, Verleumder, Ohrenbläser.

[redacted]

Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht;
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle besteh'n,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerinn gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen [1]) Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad; abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet; der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand;
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen;
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel; in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer dieselbe, bewahrst Du in treuen Händen dem Manne,
Was Dir das gaukelnde Kind, was Dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

(Schiller.)

---

1) Numidien — eine Landschaft in Afrika, zwischen Mauritanien und dem karthagischen Gebiete.

2) Auf dem zerfallenen Bergschloß.

In kühlen Strömen kreist die Luft
Hier oben um die Bergeshalde,
Durchwürzt von Alpenkräuterduft,
Vom Harzhauch aus dem Tannenwalde.
Halboffen liegt des Himmels Grund,
Die blauen Räume dämmernd steigen;
Es ruht auf dieser Höhe rund
Ein feierliches Kirchenschweigen.

Des Friedens Athem weht mich an
Aus diesen Haidekräuterwürzen;
Die Freiheit bricht sich ihre Bahn,
Wo stolz die Felsenquellen stürzen.
Und frag ich, du zerfallen Haus,
Was Dich getilgt von dieser Stätte?
Ach! Deiner Menschen wüster Graus
Dies heitre Reich entheiligt hätte!

Hier oben, wo so himmelrein
Die blauen Lüfte sich ergießen,
Da höhlten sie den alten Stein
Zu dumpfen, engen Thurmverließen;
Laut scholl der Fehden wild Gedröhn,
Und Panzer, Schwert und Ketten klirrten,
Daß von den streiterfüllten Höh'n
Die scheuen Vögel bald entschwirrten.

Nicht lang', von heil'gem Zorn entfacht,
Säumt die Natur, sich aufzuraffen,
Und ihre ganze Heeresmacht
Ruft sie mit Ingrimm zu den Waffen;
Es gilt, ihr friedlich Eigenthum
Vom Werk der Menschenhand zu räumen;
Es gilt, zu stürzen wiederum
Die Zwingburg mit den Schreckensräumen.

Und rings belagert wird der Thurm
Von unsichtbaren Heeresmächten;
Die scharfen Winde laufen Sturm,
Und höhlen frisch in dunkeln Nächten;
Die Blitze schießen Bresche gleich;
Zusammen bricht die Mauerscharte;
Die Wölbung dröhnt vom Donnerstreich,
In tausend Rissen klafft die Warte.

Nun hängen sich Strickleitern an,
Von Epheuranken fest geschlungen,
Und rasch die Breschen geht's hinan,
Es ist die Zinne schon erschwungen.
Natur blickt wieder frei hinaus

Hoch über die geschleiften Schanzen,
Und eilt, den grünen Tannenstrauß —
Ihr Siegesbanner, aufzupflanzen.

Die Feldmusik der Vögelein
Erklingt im luft'gen Schloßgemäuer;
Zündwürmer brennen im Gestein
Nachts ihre tausend Freudenfeuer.
So hast du wieder, o Natur!
Dein Erb' errungen und gerochen,
Mit Grün bedeckt der Menschen Spur,
Die deine sel'ge Ruh' gebrochen.

Mir gönne dieses Räumchen hier
In deiner menschenfernen Stille;
Dein himmelnahes Luftrevier
Soll stören nicht mein schlichter Wille.
Laß mich, als einen wilden Strauch,
An diesen Höhen feiernd hängen,
Durchweht von Haidekräuterhauch,
Durchschallt von hellen Waldgesängen. (A. Stöber.)

3) Die Tanne.

1.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne, schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln zieh'n;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunter hangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Gluth, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schönres Leben,
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst Du Deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst Du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und Dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst Du lieblich wehen!
O, wohl magst Du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen! —
Tanne, könnt' ich mit Dir tauschen!

2.

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte;
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren,
Und fremde Länder schauen.

Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah' ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid Ihr, wie weit!"

(Ferdinand Freiligrath.)

4) Ein Wasserfall.

Ich steh' am zorn'gen Katarakte;
Mein Herz ist still und traumbeschwert;
Mein Hirn ist müd' vom Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kann's nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unablässig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch';
Seit Ewigkeiten ist's erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was Dich quält;
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt: —

— Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest Du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotz'ger Stürmer,
Dir frommte nicht der eb'ne Pfad,
Du wärest gern, ein Bergethürmer,
Den ew'gen Göttern selbst genaht.

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Schleier rollt,
Und weil du's nicht erreicht im Leben,
So hast du's durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser;
Du warfest in dies Klippengrab,
Ein raschentschloss'ner Lebenshasser,
Selbstmordend häuptlings Dich hinab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eig'ner Macht;
Du warst der erste Selbstvertilger;
Der erste Selbstmord war vollbracht.

Und sah'st du nun erfüllt dein Hoffen;
Sahst du den Himmel, ward er dein? —
Noch immer steht der Abgrund offen;
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch frevle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig leben mußt.

Nie sah man Rast in Deinem Schlunde,
Seit Du Dein Haupt hineingebeugt;
Du stirbst zehnmal in der Sekunde,
Und zehnmal wirst Du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth;
Es ist ein ew'ger Tod im Leben,
Ein ew'ges Leben in dem Tod. —

Ich sehe, wie in immer schnellern
Und schnellern Sturz du ringend bangst,
Und höre aus den Felsenkellern
Das Brüllen deiner Todesangst.

Ich reiße mich aus deiner Nähe,
Und steige von dem Bergesjoch;
Doch wenn ich rückwärts nach dir spähe,
So rauschest, rollst und ringst du noch!

(M. Graf v. Strachwitz.)

5) Aus „Amaranth.“ Der Kirchgang. (Abgekürzt.)

O sel'ger Gang am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch'.

Noch überall ist tiefe Ruh';
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' am Born und Stein.
Da ganz zuerst am Waldessaum
Von Amaranthens Tritt geweckt
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf,
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt:
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?

Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's in der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerstöcken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch', im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen.
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest in's Gras herunter,
Und wäscht mit Thau die Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Guckguck schreit;
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern;
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagglocken.

(Oscar v. Redwitz.)

dd) Die Parabel, Allegorie und Paramythie.

Die Parabel ist die Darstellung einer erdichteten Handlung als Sinnbild einer andern, welcher ein moralischer Satz, als Bestimmungsgrund des Handelns, untergelegt ist. Sie unterscheidet sich dadurch von der Fabel, daß sie vorzugsweise zum Gemüthe redet, während die Fabel nur den Verstand beschäftigt. Einheit ist ein Haupterforderniß der Parabel. Sie muß in einem würdigen Tone gehalten sein und kann vom Dichter auch mit Schmuck der Rede ausgestattet werden. Die unübertrefflichsten Muster der Parabel enthält die heilige Schrift. Dieselben können in gebundener und in ungebundener Rede geschrieben sein.

Die Allegorie bezeichnet ursprünglich, wie schon oben S. 63 bemerkt wurde, eine rednerische Figur, durch welche ein Begriff bildlich dargestellt und ausgeführt wird. Im engeren Sinne genommen, ist sie ein Gedicht, das den eigentlichen Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst nennt, sondern ihn unter einem ihm vollkommen entsprechenden Bilde erscheinen läßt, oder sie ist ein beschreibendes oder erzählendes Gedicht, in welchem der Dichter einen Vorgang durch eine entsprechende Schilderung ähnlicher Art der Phantasie und dem Verstande darlegt.

Das Haupterforderniß derselben ist vollkommene Durchführung des Gedankens und des ihn darstellenden Bildes.

[redacted]

Die Paramythie stellt ein Individium, eine Begebenheit oder eine Handlung dar, die den Mythen des Alterthums angehört, bezieht dieselbe auf moderne Verhältnisse und sucht auf das Gemüth zu wirken. Sie kann ebensowohl in prosaischer, als in poetischer Form geschrieben sein.

Beispiele der Parabel.

1) Frage und Antwort.

„Wie kömmt's doch, daß von allen Blumen, die
Auf Feld und Anger blüh'n, so wenig nur
Den Wohlgeruch, den süßen Duft uns weih'n,
Der dieses Veilchen hier so werth uns macht?
Sie trinken alle doch denselben Thau,
Denselben Strahl der Sonne und des Monds;
Sie sprossen alle ja aus Einem Schoos,
Und Eine Mutter ist es, die sie nährt!"
So sprach der Jüngling zu dem weisen Mann.
„Wie kommt's, mein Sohn, erwiedert der, daß von
Den Menschen nicht ein Jeder Wohlgeruch
Zum Himmel schickt durch edle, gute That?
Hat die Natur doch Keinen je versäumt!
Es leuchtet Jedem ja die Sonne mild,
Und milder noch der Mond. Für Jeden schmückt
Die Erde sich mit goldner Frucht. Es wölbt
Für Jeden sich der blaue Aether, weht
Mit kräft'gem Lebenshauch um seine Stirn.
Es flimmert Jedem doch der Stern des Rechts,
Und Jedem schallt die Stimme des Gefühls!" (Haman.)

2) Wozu es wird?

Ein Himmelstropfe sank in's Meer;
Schnell schwamm die Perlenmutter her
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle — silbergrau.

Ein ganzer Himmelsregen schwamm
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn schlang —
Was ward daraus? Aus ihm entsprang
Ein gelber gift'ger Schwamm.

Der Himmelstropfe ist das Evangelium;
Der Himmelsregen ist das weite Christenthum;
Es ist mit seiner stillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht. (Herder.)

3) Die vier Thüren.

Der Sultan läßt den Mewlana
Zum Thronsaal führen ihn zu fragen:

„Du rühmst Dich sondrer Weisheit ja,
So sollt du mir nun Antwort sagen.

In vier verschiedne Sekten theilt
Sich alles Volk der Muselmanen,
So sage nun mir unverweilt:
Wer geht davon auf rechten Bahnen?

Auf welchem der vier Pfade mag
Der Staub zum Thron des Herrn gelangen?
Ich zweifelte bis diesen Tag;
Nun laß Gewißheit mich empfangen.“

Der Sultan sprachs und harrte stumm:
Der Mewlana, erst sah er schweigend
Im Thronsaal sich des Sultans um,
Dann sprach er sich vor ihm verneigend:

„Du, dessen Thron das Ebenbild
Des Throns der Himmel ist auf Erden,
Mich schirme Deiner Gnade Schild,
So soll Dir meine Antwort werden:

Du thronest hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
Und Deinen Thron sieht allzumal
Wen Du durch eine lässest führen.

Daß ich des Weges nicht geirrt,
Deß mußte mir Dein Bote frommen;
Und nun weiß ich vom Glanz verwirrt
Nicht welches Wegs ich bin gekommen. (Rücke

4) Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben;
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch;
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;

Da sah im Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst, wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist Du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,

Dich sammt den Zweigen, die Dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt Dich die Beere Sinneslust,
Daß Du Kameel die Lebensnoth,
Daß Du im Grund den Drachen Tod,
Daß Du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf Nichts hast Acht,
Als daß Du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

(Fr. Rückert.)

Beispiele der Allegorie.

1) Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen trügend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick;
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern';
Es wünscht, und hat, und glaubet's kaum:
Denn ach! sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist auch ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester Sehnsucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

Ich dank' Euch, die Ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch, Lieb' und Aether, leiht, o! leiht
Mir einst ein heller's Pilgerkleid!

(Johann Gottfried v. Herder.)

2) Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist oft so geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling."

Aengstlich spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen, was wir sind.

(Johann Gottfried v. Herder.)

3) Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut mit voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam, was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß,
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und schon verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
Und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt; das Korn erwacht;

Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.
Voll krauser Aehren schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat ersteh'n,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.
Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz,
Geschmückt mit gold'nem Erntenkranz.
Die Ernte naht; die Sichel klingt;
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

(Krummacher.)

Beispiele der Paramythie.

1) Der Tod. (Ein Gespräch an Lessings Grab.)

Himmlischer Knabe, was stehest Du hier? die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf Deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge noch nie!
Bist Du Amor? —
„Ich bin's! Doch unter dieser Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen den Genien sah'n die gütigen Götter
Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo ist Dein Bogen und Pfeil?" „Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.
„Und wer ist der Weise, dem Du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?"
Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

2) Die Theilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, „nehmt, sie soll Euer sein!

Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt Euch brüderlich darein!"
Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt;
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten;
Der Junker birschte durch den Wald;
Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: „Der Zehente ist mein."
Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet; er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall Nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!
„Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, Dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.
„Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet?"
„Ich war," sprach der Poet, „bei Dir.
Mein Auge hieng an Deinem Angesichte,
An Deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von Deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"
Was thun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein."

(Fr. v. Schiller.)

3) Die Cedern auf Libanon.

Zwölf Männer zogen mit des Eisens Schärfe
Gerüstet auf des Libans hohen Gipfel.
Sie wählten sich der Tannen höchst' und standen
Umher. Beschlossen ward der Ceder Fall,
Die manch' Jahrhundert schon dem Sturm getrotzet.
Da tönte aus den Wipfeln eine Stimme:
„Verweg'ne, ehrt ihr nicht mein hohes Alter
Und meine Kraft, die durch die Wolken strebt?"
„Dies eben ist's," antworteten die Männer,
„Was jetzt des Schicksals höhere Gewalt
Auf Dich herniederruft. Willst Du allein
Ihm trotzend steh'n, ein kühner Spott des Wechsels,
Der über Rom und Babylon gewaltet?
Erfahr' auch Du des Geistes Uebermacht,
Der mit des dunkeln Erzes Kraft sich rüstet."

Gewaltsam trafen jetzt des Eisens Schläge
Den alten Stamm; die hohen Gipfel wankten.
Erschrocken stand die Schaar der jungen Cedern.
Und tiefer drang ins Mark des Erzes Wuth:
Da fiel der Baum, zerschmettert sanken rings
Der Cedern junges Volk; der Berg erbebte,
Und weithin scholl das donnernde Getöse.

So bleibt im Fall des Großen noch die Größe!
Dem Sturze folgte Schweigen; ein Gewimmer
Ertönte aus der jungen Cedern Wipfel,
Die mit zeriss'nen Aesten standen, seufzend:

„Wie trauert nun des Libans öde Seite,
Worauf sie fiel, des Waldes Königinn!
Zerschmettert liegt der hohen Schwestern Blüthe,
Die schlank und schön die Königin bedienten.
Und uns umhängt verdorrend das Gezweige,
Das sie zerschlug! Ihr Götter, sagt, was haben
Wir und sie denn gefehlet und verbrochen?"

„Verbrochen?" war die Antwort, „wollt ihr denn
Des Schicksals tiefen Rath so kindisch richten,
Und seinen Schluß nach eurer Höhe messen? —
Zu nah' dem Großen ohne eig'ne Größe
Traf euch sein Fall; zu klein, um des Geschickes
Gewalt und Schluß mit hohem Muth zu tragen,
Sei euch vergönnt nur euer Loos zu klagen."

Da klagten sie: „Wie hat des Libans Königin
Ihr Haupt umsonst zum Himmelszelt erhoben?"
Die Götterstimm' antwortete: „Umsonst?
Hat sie euch nicht ein ewig Bild gegeben,
Gleich ihr in Majestät gen Himmel euch zu heben?"

„Sie fiel" erscholl die Klage, „ach sie fiel,
Ihr Stamm bedeckt des Berges hohen Rücken,
Und niederwärts im Staube ruht ihr Haupt!"

Die Stimme sprach: „Nicht blinder Stürme Wuth,
Des Geistes Kraft und Kunst hat sie bezwungen!
So wird der Geist auch wieder sie erhöh'n.
Mag sie, hinschweben auf des Meeres dunkeln Wogen,
Und Flagg' und Segel sie umweh'n;
Mag sie, aufstrebend zu der hohen Wölbung Bogen,
Des Tempels Zier und Stütze steh'n!"

Was groß zu sein, vom Himmel ward erkoren,
Bleibt ewig im Gebiet des Geistes unverloren!

(Fr. Adolph Krummacher

ee) Die Satyre.

Die Satyre versinnlicht im Allgemeinen den Contrast, in welchem die Unvollkommenheiten des menschlichen Lebens zu dem Ideale des Wahren, Schönen und Guten stehen, schildert die entarteten Individuen, Stände und Klassen des menschlichen Geschlechts meistens unter angenommenen Namen nicht bloß nach ihren Irrthümern und Thorheiten, sondern auch nach ihren Fehlern, erscheint dadurch als Vertreterin der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit und bezweckt die Besserung des Einzelnen wie der ganzen menschlichen Gesellschaft, da sie den Menschen in dem Ideale einen Spiegel vorhält, in welchem sie die Verirrungen und Laster, in die sie verfallen sind, mit ihrer ganzen Lächerlichkeit und Strafbarkeit erblicken sollen. Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend oder ernst, bald scherzhaft oder heiter sein, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und des wirklichen Lebens entweder mit der Geisel des bittern Ernstes oder mit der Geisel des schneidenden Spottes hervorhebt. Die scherzhafte Satyre gehört nicht für moralische Gebrechen; denn diese können kein Gegenstand des Scherzes sein, sondern stellt die Fehler in Bezug auf das äußere Betragen in der Gesellschaft, auf die Verirrungen in bürgerlichen Einrichtungen dar. Der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, muß aber ästhetisch darstellbar und von allgemeinem Interesse sein. Vergehungen und Thorheiten eines Einzelnen darf sie nicht schildern, sonst hört sie auf, Satyre zu sein, und wird zum Pasquill. Sie kann ebensowohl in Prosa, als in poetischer Form niedergeschrieben werden.

Beispiel der Satyre.

Vom Eulenspiegel[1]) und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten
Die Eulenspiegels Witze gerathen,
Ist eine von sondrer Lehr und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät stutzen.
Nach Rostock, der berühmten Stadt,
Beschied er sie zu gemeinem Rath,
Er woll ihnen Etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,-
Daß Jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach' für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausschreiben gab er Kunde
Den wendischen Städten in der Runde,
In Holstein, Pommern, bis Stettin,
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkstätten hergelaufen,
Bracht jeder Scheer', Elle Nadel und Zwirn
Und plagt' im Voraus drob sein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' ersonnen,
Das sie noch nicht gewußt, noch begonnen.

---

*) Till Eulenspiegel hat nie gelebt; seine Name beruht auf der im 16. Jahrhundert gewöhnlichen Redensart: der Mensch erkennt seine Fehler eben so wenig, wie eine Eule, welche in den Spiegel sieht, ihre eigene Häßlichkeit erkennt.

Als sie nun warteten auf dem Platz,
Stieg Eulenspiegel, der schlaue Fratz,
Frei hinauf in ein hohes Haus,
Und schaute oben zum Fenster hinaus.
„Ehrbare Meister vom Schneidergewerke,“
So sprach er, „Jeder hör' und merke:
Habt Ihr Scheer, Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt Ihr zu Euerem Handwerk genug;
Das schafft sich Jeder mit gutem Fug.
An alle dem ist keine Kunst,
Nur Eines bitt' ich, bemerkt mit Gunst,
Wenn Ihr die Nadel habt eingeöhrt,
So macht einen Knoten, wie sich gehört,
An's and're Ende des Fadens recht
Daß Ihr umsonst viel Stiche nicht stecht;
Denn wenn Ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden Euch durch das Tuch hinschlüpft;
So bringt Ihr nimmer zu Stand die Nath:
Vergeßt es nicht; dies ist mein Rath.“
Die Schneider sahen einander an,
Sprach Jeder zu seinem Nachbarsmann:
„Was ist das für eine Phantasei,
Daß er uns ruft so weit herbei?
Schon lange wußten wir diese Kunst;
Unsere Reise war gar umsunst.“
Der Schalksnarr, als er Solches sah,
Sprach: „Was vor tausend Jahren geschah,
Das ist oft Niemand eingedenk;
Drum seiner Müh' sich Keiner kränk'.“
Auch meint' er, sollten sie sich schämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu', so er zum Handwerk trüge.
So schlich er sich fort auf neue Züge.
Die Schneider schalten zwar mit Recht
Auf Eulenspiegel, den schlimmen Knecht;
Doch wollt Ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht Euch noch Gewinn.
Ich weiß wohl Manchen, dem's thät' vonnöthen
Daß wir nach Rostock ihn entböten.
's giebt Leute, die Ihr alle kennt,
Der Weltweisheit Lehrer man sie nennt,
Die sind in diesen Tagen bemüht,
Wo Wissenschaft und Kunst erblüht,
Aus mancherlei Lappen von geistigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu schneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, struppig behaart,
Sie kauern auf einem Tische hoch,

Und stecken die Füße durch das Loch;
Sie halten die Nadel zur Nagelspitze,
Um recht zu treffen die schmale Ritze;
Sie ziehen den Faden hindurch gar fein;
Das Knötlein vergessen sie allein.
So näh'n sie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Nath doch fördern nicht,
Und nimmer will sich der Mantel gestalten,
Der Leib und Seele zusammen soll halten.
Die Nadel heißet Logica,
Der Faden Metaphysica,
Und was sothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun schon die gescheidten Leute.
Die Weltweisen aber spürens nicht,
Weil's ihnen am tüchtigen Sinn gebricht.
O Eulenspiegel, du weiser Narr,
Schau auf der heutigen Welt Wirrwarr.
Kannst Du vom Grab ersteh'n, so komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.

(A. W. v. Schlegel.)

ff) Die Parodie und Travestie.

Die Parodie und Travestie sind spottende und scherzhafte Nachbildungen eines Kunstwerkes, das einen ernsthaften Gegenstand behandelt. Beide setzen daher ein bereits vorhandenes Kunstwerk, das einen ernsthaften Charakter an sich trägt, voraus; das parodirte oder travestirte Kunstwerk muß aber nach seiner Grundidee und nach seiner Haltung und Durchführung, ja selbst nach einzelnen Stellen und Ausdrücken so bekannt sein, daß der Leser der Parodie und Travestie dasselbe sogleich sich vergegenwärtigt. Beide Gattungen unterscheiden sich dadurch von einander, daß in der Parodie der Gegenstand des ernsthaften dichterischen Kunstwerkes ein anderer, aber die Form und der Ton der dichterischen Form beibehalten wird, so daß unter dieser nur wenig veränderten äußeren Hülle und Einkleidung ein anderer Stoff dargestellt wird; daß dagegen die Travestie den Gegenstand des ernsten Kunstwerkes beibehält, aber die ernsthafte Form in eine komische umwandelt, so daß der Gegenstand selbst komisch erscheint und Lachen erregt. Beide Dichtungsarten können schon vermöge ihrer Bestimmung keinen hohen poetischen Werth haben und werden durch die Herabwürdigung schöner und erhabener Dichtungen leicht ein sehr tadelndes Spiel des Verstandes.

Beispiele der Parodie und Travestie.

1) Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
  Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
  Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall;
  Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
  Er kann nach der Göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
  Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über Zeit und dem Raume webt
  Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer;
  Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
  Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

(Schill

Ein Wort, keins von Schillers drei Worten.

(Parodie auf die Worte des Glaubens v. Schiller.)

  Ein Wort verkünd ich euch inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Zwar stammet es nur von außen her;
Das Herz giebt nicht davon Kunde.
Und doch regiert es die ganze Welt
Mit allgewaltiger Macht — das Geld.

  Es tastet des Menschen Freiheit an;
Es drohet sogar der Tugend;
Umringt mit Sorgen und Grämen den Mann;
Verleitet die liebe Jugend;
Verbittert das Leben, erschweret den Tod,
Ein reger Zunder unendlicher Noth.

  Des einzigen Wortes bedarf es nur,
Um alle Verbrechen zu kennen,
Um alles Elend, das Mutter Natur
Nicht schuf, auf einmal zu nennen.
Ein Wort — ein einziges Wort: das Geld,
Begreifet das Unheil der ganzen Welt.

So ist es, so bleibt es, wie es war
Auf diesem Ringe voll Schmerzen!
Nur walte nie das Wort, voll Gefahr
Allherrschend in euern Herzen.
Der Mensch verliert seinen ganzen Werth,
Sobald sein Herz das Geld begehrt!

(Gittermann.)

2) Reiterlied aus Wallensteins Lager.

Einer.

Auf, auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde da ist der Mann noch was werth;
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Chor.

Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Einer.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist;
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Einer.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck;
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Einer.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß;
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange; er bietet nicht Gold;
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Chor.

Er wirbt nicht lange; er bietet nicht Gold;
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Einer.

Vom Himmel fällt ihm sein lustiges Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Chor.

Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Einer.

Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.

Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Einer.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet.
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet;
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

Chor.

Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

(Friedrich v. Schill

Parodie des Schiller'schen Reiterliedes.

Hanswurst.

Auf, auf, Kameraden, aufs Bret, aufs Bret,
In die Welt, aufs Theater gezogen;
Als Akteur, da ist der Mensch noch was werth;
Da wird noch die Freiheit gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Der Soufleur nur bläst aus dem Loch ihm ein.

Chor.

Da tritt kein Andrer für ihn ein;
Der Soufleur nur bläst aus dem Loch ihm ein.

König.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist;
Man sieht nur Herren und Knechte;
Nur der L'hombre herrschen, der Tarok und Whist
Bei dem feigen Menschengeschlechte;

Die Kron' und den Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur ist allein der freie Mann.

Chor.

Die Kron' und den Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur ist allein der freie Mann.

Hanswurst.

Die Kisten und Kasten, er wirft sie weg!
Braucht nicht mehr für Porto zu sorgen:
Leer reis't er dem Schicksal entgegen keck,
Und hat er Nichts mehr — thut er borgen;
Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So versetzt er am Ende sein' Uhr und sein Kleid. —

Chor.

Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So versetzt er am Ende sein' Uhr und sein Kleid. —

Hanswurst.

Der Akteur und sein verhungertes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Hell schimmern die Lampen auf der Ressource;
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er fackelt nicht lange; er bietet kein Gold;
Unbezahlt verschlingt er, was er gewollt.

Chor.

Er fackelt nicht lange; er bietet kein Gold;
Unbezahlt verschlingt er, was er gewollt.

Doktor.

Vom Himmel fällt ihm sein lustig Loos;
Braucht's nicht mit Müh' zu erwerben;
Der Doktor, der schaufelt der Erd' in den Schooß;
's ist der Tod, der ihn einsetzt zum Erben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und ist froh, wenn Ihr Alle den Geist aufgebt.

Chor.

Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und ist froh, wenn Ihr Alle den Geist aufgebt!

Teufel.

Warum schreit der Herr Wirth und zergrämt sich schier?
Laß er fahr'n zum Teufel; laß er fahren.
Der Akteur hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann die freie Zehrung nicht sparen;
Sein rasches Schicksal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Chor.

Sein rasches Schicksal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Doktor.

Drum auf, Kameraden, aufs Bret, aufs Bret;
Die Brust im Gefechte gelüftet;
Kömmt der Abend, da lebt Ihr wieder honett,

Und seid Ihr Glock' neun auch vergiftet;
Als König' und Kaiser verschenket Ihr Gold,
Und habt oft nicht, daß die Schuh' Ihr besohlt.

Chor.

Als König' und Kaiser verschenket ihr Gold,
Und habt oft nicht, daß die Schuh' Ihr besohlt.

(J. Dan. Fall.)

3) Der Ballabend.

(Travestie mit Parodien.)

Wer wagt es, in dieser Finsterniß
Zu tanzen in diesem Saal?
Schön tönt die Musik ohn' Hinderniß,
Und ruft die Tänzer zumal!
Wer ist's, dem so der Kitzel sticht,
Daß er freiwillig den Hals hier bricht?

Der Walzer braust; die Paare zieh'n;
Der Sturmwind saust im Saale dahin;
Es tanzen die Paare mit Macht, mit Macht,
Sich vor dem Frost zu bewahren.

(Die Musik schweigt, übertönt von dem Knieschlottern der Herren und dem Zähneklappern der Damen.)

Und der Baron zum zweiten Mal fraget:
Ist Keiner, der den Tanz hier waget?
Doch Alles bleibt stumm nach, wie zuvor;
Nur ein Lieutnant kühn und keck
Tritt aus der Gäste zagendem Chor;
Und den Säbel wirft er, den Tschako weg. —
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehn's die Herren und Edelfrauen.
Es ergreift ihm die Seele mit Eisesgewalt;
Es blitzt aus dem Auge ihm kühn;
Und zum Fräulein eilt er mit schöner Gestalt
Und führet zum Tanze sie hin.
Er haspelt herauf und haspelt hernieder,
Zu wärmen die starren erfror'nen Glieder.

(Ein Bedienter meldet, daß ein Gast erfroren.)

Ich nenne das Wort euch, inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Es gab dort Einer das Leben her;
Es verließ ihn zu selbiger Stunde.
Ihm hat der letzte Walzer getönt;
Er war nicht an das hiesige Klima gewöhnt.

Chor der Spieltische.

Seht, da sitzt er, eine Leiche,
In dem Fenster da!
Nach dem Ofen noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Der Baron.

Festgewurzelt in der Erden
Steh' ich da, vom Schreck gebannt.
Mußte der Affront [1]) mir werden?
Frisch, ihr Gäste seid zur Hand;
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß;
Wollt Ihr nicht wie Der erfrieren,
Müßt Ihr brav die Beine rühren!
Und der Baron winkt mit dem Finger;
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und herein mit bedächt'gem Schritt
Ein Diener tritt.
Er sieht sich stumm
Ringsum,
Und hört mit Schrecken:
Er soll decken!

(Ein Diener meldet, daß gedeckt sei; die Gäste drängen sich ohne Rücksicht auf Rang und Hühneraugen nach dem Eßzimmer hin.)

Der Baron.

Sehe Jeder, wie er's treibe;
Stehe Jeder, wo er bleibe;
Und wer steht, daß er nicht falle!
Essen hab' ich nicht für Alle.

Chor der Gäste: Am Rhein, am Rhein &c.

Wir sitzen hier an dieser öden Stätte;
Der Wein reicht nicht herum;
Und wüßten wir, wer welchen hätte,
Wir bäten ihn darum!

Gast.

Wer sich die Schüssel wohl erkoren?
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Noch ehe man zum Sitzen kam. —

Und hungrig blieben alle Gäste;
Da nahte sich ein sattes Paar!
Das allereinzigste am Feste;
Weil es zuvor im Wirthshaus war.

(Von einem Unbekannten.)

gg) Das Epigramm oder Sinngedicht.

Das ursprünglich griechische Wort Epigramm bedeutet eine Aufschrift. In der neuern poetischen Kunstsprache bedeutet es ein kleines Gedicht, welches nur einen und zwar einen sehr hervorstechenden (frappanten) Gedanken behandelt und ihn mit wenigen, aber scharfen und charakteristischen Zügen interessant, überraschend und in ästhetischer Form darstellt. Der ästhetische Treffpunkt oder die Gedankenspitze (Pointe) muß im Epigramme, wo

1) Affront, spr. Affrong — Schimpf, Beleidigung.

möglich, auf den Schluß fallen. Klopstock sagt über das Wesen des Epigramms sehr treffend:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Höchste Präcision und Kürze des Ausdrucks, größte Vollkommenheit und harmonische Einheit sind Haupterfordernisse des Epigramms.

Beispiele des Epigramms.

1) Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

(Gotthold Ephraim Lessing.)

2) Schweizeralpe.

War doch gestern Dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

(J. W. v. Göthe.)

3) Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt.

(v. Schiller.)

4) Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst Du in den Himmel seh'n;
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt versteh'n.
Fühl' erst groß Dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird Dein Maß das rechte sein.

(Wilh. Müller.)

5) Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen geh'n;
Warum sie bald erbost zu Boden, und bald ergrimmt gen Himmel seh'n?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt."

(W. Müller.)

6) Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest;
Aber wann er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

(W. Müller.)

7) Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht:
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist;
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.
(A. G. v. Platen.)

8) Baukunst.

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon;
Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn:
Pomp, Zierrathen und dorische Säulen und gothische Schnörkel,
Spielzeug sind sie, wofern fehlt der geheime Begriff;
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
Deßhalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht.
(A. G. v. Platen.)

9) Sprache.

Wer sich zu dichten erkühnt, und die Sprache verschmäht und den Rythmus,
Gliche dem Plastiker, der Bilder gehau'n in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
Die sie zerstreut und benutzt; aber die Sprache dem Volk:
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.
(A. Graf v. Platen.)

10) Aufmunterung.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!
(A. Graf v. Platen.)

---

hh) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm.

Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm gehören nur der äußeren Form nach der Poesie an, indem sie nur leichte Spiele des Witzes sind, die für den Augenblick ein unmittelbares Wohlgefallen erregen.

Das Räthsel stellt einen Gegenstand dar, der nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen und Eigenschaften, so widersprechend dieselben, an sich betrachtet, auch sein mögen, genau bezeichnet wird, um an diesen Merkmalen und Eigenschaften erkannt und errathen werden zu können. Das Geheimnißvolle, welches in der Darstellung liegt, und das den Verstand zur Lösung jener Widersprüche durch die Auffindung des Namens reizt, bildet das eigentliche Interesse des Räthsels.

In der Charade oder dem Sylbenräthsel, einer Abart des Räthsels, wird der Name des Gegenstandes zuerst in seine einzelnen Sylben zertheilt, die für sich selbstständige Begriffe bilden; diese werden nach ihren einzelnen Merkmalen charakterisirt und zuletzt ganz so zusammengefaßt oder so versinnlicht, daß man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathen kann.

Das Logogryph oder das Buchstabenräthsel enthält eine Kette von Räthseln, d
alle auf ein Hauptwort führen, dessen Buchstaben nach ihrer Versetzung oder Wegna
oder Vertauschung andere Wörter bilden, die gleichfalls im Logogryph bezeichnet werden.

Das Anagramm oder Worträthsel beruht auf der völligen Versetzung der Bu
staben oder der Sylben, wodurch ein völlig neuer Begriff entsteht, der eine von der u
sprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedene Bedeutung hat.

Beispiele.

1) Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie Du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? (v. Schiller.)

2) Räthsel.

Ein Fremdling bin ich den Bewohnern der Erde,
Des Wassers, der Luft und des Lichts.
Ja, wisse, mich schuf kein göttliches Werde,
Und willst Du mich finden, so suche Nichts. (Haug.)

3) Charade.

Was auf der ersten Sylbe steht,
Ist schön und häßlich, wie sich's schickt,
Bald klug, gleich einer Universität,
Bald wie ein Bedlam [1]) auch verrückt;
Die Sylbe selbst thut Nichts dabei,
So unentbehrlich sie auch sei.
Zwei neue Sylben schließen sich
An jene von ganz andrer Art;
Sie dienen zwar zu Hieb und Stich,
Doch wird man auch durch sie bewahrt;
Sie kommen aus der Erde Schooß,
Und bringen wieder auch hinein;
Es ist des jetz'gen Säckels Loos,
Durch sie gar streng regiert zu sein.
Das Ganze ziert den Ehrenmann,
Der sein Organ nicht bänd'gen kann.
Und wenn sich's hinter'm Ohr erhebt
Nach fremder Leute Gütern strebt. (Th. Hell. [Winkler.])

---

1) Sprich: „Bedläm" — eine Irrenanstalt in London.

4) Logogryph.

Fünf Zeichen hat mein Wort; deß Kopf ist grau und alt
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so giebt's, was kälter ist, als kalt.

(Tiedge.)

5) Logogryph.

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich,
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich.

(Haug.)

6) Logogryph.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz Dir sagen?
Setz nur zu sieben noch den achten zu!
Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.
Nimmst Du noch eins; so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

(Friedr. Kind.)

7) Anagramm.

Liebliche Gaben bring' ich Dir,
Nahest Du Dich von Vornen mir;
Aber von Hinten gelesen
Bin ich ein wildes Wesen;
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüsseln von mir rauchen.

(Th. Hell [Winkler].)

---

ii) Der Roman und die Novelle.

α) Der Roman hat Aehnlichkeit mit dem Epos; er erzählt uns aber eine Handlung, die gewöhnlich weniger wichtig und folgenreich ist, als die im Epos, indem ihr eine Begebenheit des Privatlebens zu Grunde liegt. Daher verschmäht er auch das Wunderbare, das sich in das Epos einmischt. Er unterscheidet sich übrigens auch dadurch vom Epos, daß im Roman der Held schon in seinen ersten Lebensmomenten erscheint, aus welchen sich allmählich sein Charakter heraus entwickeln muß, wogegen das Epos den Helden gleich Anfangs schon in voller Kraft und Thätigkeit auftreten läßt. Die Haupthandlung im Roman muß anziehende Lagen und Vorfälle enthalten; die Charaktere, die sich hier durch Worte und Handlungen selbst aussprechen, müssen richtig und gut gezeichnet sein. Es können übrigens auch schwache und schlechte Charaktere als Helden auftreten. Die Durchführung des Ganzen und die endliche Auflösung des Knotens muß auf eine Weise geschehen, daß die Aufmerksamkeit bis zum Schlusse immermehr gesteigert wird. Eine Hauptanforderung an einen guten Roman ist, daß er das sittlich-ästhetisch

Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
  Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
  Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
  In den Teppich der Flur hat sie Demeter [1]) gewirkt;
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand;
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
  Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
  Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
  Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom; in Gebüschen verschwinden
  Andre; vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen;
  Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster;
  Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
  Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
  Wie dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
  Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
  Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh ich gebildet; der Pappeln stolze Geschlechter
  Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher;
Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung.
  Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln;
  Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen [2]) verstoßen,
  Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
  Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte;
  Großes wirket ihr Streit. Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist; hoch schlägt in tausend
  Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
  Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen

1) Demeter, Tochter des Kronos und der Rhea, wurde als Beschützerin und Erfinderin des Ackerbaus verehrt.
2) Faunen sind die Waldgötter oder Waldgeister der Römer.

Bruchstück aus dem Mährchen:

Wie ein fremdes Vögelein das Waldbrünnlein verführen wollte, der Tannenbaum es aber vor ihm warnte.

Und wieder es einmal Abend war,
Die Luft war duftig, der Himmel klar,
Und grad' zum Mährchenerzählen die Zeit.
Da sah der Tannenbaum gar lang
Das Brünnlein an mit verstohl'nem Leid,
Und sprach zu ihm: „Hast Du mich noch lieb?" —
Da ward dem Brünnlein aber so bang,
Daß ihm das Herz fast stocken blieb;
Sein Spiegel zitterte verstört,
Und es that, als ob es Nichts gehört.
„O Brünnlein, sieh', was verstellst Du Dich nur?
Ich seh' Dir ja doch in's Herz hinein,
Weiß jedes Wort vom Vögelein.
Ich weiß auch Dein geheim Versprechen,
Du wollest noch heut in nächtlicher Stunde
In listigem Plan den Schacht durchbrechen,
Und ach, darüber gehst Du zu Grunde!
Ich halt' Dich nicht auf, o bange nicht,
Wenn Dir's an Lieb' zu mir gebricht;
Denn nur der eignen Liebe Gewalten
Vermögen Dich bei mir aufzuhalten.
Du brauchst auch darum nicht zu bangen,
Als wollt' ich Dank von Dir verlangen!
Ich hab' Dir Alles aus Lieb' gethan,
Und rechne keine Schuld Dir an.
Nur Eins sollst Du dafür mir geben,
Eh' Dich das Vöglein wird bethören,
Eh' Du verscherzen wirst Dein Leben,
Ach, Nichts, als noch mich anzuhören! —
Sieh', Brünnlein, Du willst mir nun entflieh'n,
Und mit dem fremden Vöglein zieh'n,
Und glaubst sogleich ihm jedes Wort,
Und kennst es einen Tag doch kaum!
Da schiebst Du Deinen Tannenbaum,
Der doch so lang als Liebeshort
Dir tausendmal bewährt die Treu',
Als einen Lügner gleich bei Seit'!
Das Vöglein ist Dir eben neu,
Und mich kennst Du so lange Zeit;
Da muß ich's freilich gern verschmerzen,
Daß ich Dir jetzt verleidet bin;
Es geben all die jungen Herzen
Das Alte gern um Neues hin.
Und sieh', Du meinest heute noch:
Wenn ich ihn auch nun werd' verlassen,

Wo ich auch sei, — ich lieb ihn doch.
Und morgen schon wirst Du mich hassen!
Du machst von meiner Lieb' Dich frei,
Und werden tausend glatte Wellen
Umgarnen Dich als feilen Gesellen
In schmeichlerischer Tyrannei,
Bis Du geholfen, wonach sie trachten,
Und dann Dich schelten und verachten!
Und sieh', Du meinest weiter noch! —
O Brünnlein, sag', Du hörst mich doch?" —
Das aber schwieg und seufzte laut.
Und weiter sprach er mitleidstraut:
„O sieh', Du meinst, 's wär' Nacht bei mir;
Doch draußen, da wär' Sonnenlicht,
Da flößest Du in stolzer Pracht;
Ich aber wahrlich sage Dir:
Das Licht, das Dir das Vöglein verspricht,
Wird Dir verdunkeln über Nacht.
Von Stolz berauschet und bethört
Wirst Du die falsche Straße fließen!
Wo segnend Du sollst die Flur durchgießen,
Zum Fluche nur Dein Quell zerstört.
Und wenn Du Deinen Weg vollbracht,
Wirst elend Du im Sumpf verschmachten!
Kein einzig Ohr Dein Jammern hört;
Kein Stern wird sein in Deiner Nacht.
Du wirst Dich selber noch verachten!
Dahin, dahin Dein wüster Traum!
Das Vöglein teuflisch Dich verlacht!
Und zum Erbarmen wirst Du fleh'n,
Dir mög' der alte Tannenbaum
Nur einmal noch zu Häupten steh'n!"
Und wieder hielt sein Rauschen inne.
Er sah zum Brünnlein lang hinein,
Als ob er trauernd drüber sinne.
Doch wie er sah, wie noch so rein
Deß Spiegel glänzt' im dunkeln Stein,
Da mußt' er auch sein Schweigen brechen
Vor Wehmuth und Barmherzigkeit,
Und rief mit tiefbewegtem Ton:
„O Brünnlein, muß ich so zu Dir sprechen!
Ich ließ' Dir ja gern freien Lauf,
Wär' nur gekommen schon die Zeit.
Ich lieb' Dich nicht um eiteln Lohn,
Ach halt' auch Du aus Lieb' Dich auf!
Noch hast Du des Wassers Fülle nicht,
Mit segnendem Strahl in die Welt zu geh'n;
Noch hat nicht genug mein Angesicht
In Deinem Spiegel sich beseh'n;

Noch hast Du nicht der Tage genug,
Mein Rauschen gänzlich zu versteh'n,
Das Dich die Wahrheit lehrt und den Trug.
Ich gönn' Dir ja der Freiheit Freuden,
Wie Dir's nicht gönnt ein Herz auf Erden;
Nur soll Dein reiner göttlicher Bronnen
An gift'ge Fluthen sich nicht vergeuden;
Nur soll zum verheerenden Fluch nicht werden,
Was nur zum Segen an's Licht geronnen;
Drum harre nur noch kurze Zeit,
Bis Du des Wassers Fülle gewonnen,
Dann sollst als freier Gottesbronnen
Du fließen über'n Fels hinaus!
Und alle Wellen nah und weit,
Sie strömen aus dem Mutterhaus;
Von mir durchrauscht, von mir beseh'n,
Aus mir sie all' zum Meere geh'n.
Und ach, welch' selige lichte Bahnen
Werd' ich zum Ozean Dir weisen!
O Du mein Kind, laß mich Dich mahnen!
Laß Dir die falsche Sehnsucht stillen,
Laß von der Mutter Dich nicht reißen,
Nicht meinethalb, nur Deinetwillen!"
Und wie der Tannenbaum nun schwieg,
Aus seinem Reis mit süßem Hauch
Zum Fels ein Lüftchen niederstieg,
Und weckte den Wachholderstrauch,
Und lispelt' ihm geheim in's Ohr.
Der bog sich über'n Felsenschacht
Vertraulich zu dem Brünnlein vor,
Und flüstert' in die stumme Nacht:

„Erst wird durch traulich Waldesthal
Du zwischen jungen Erlen fließen,
Und mit erquickend frischem Strahl
Der Wiesen durst'gen Halm begießen.
Da werden Veilchen still und fromm
Sich trinkend zu Dir niederbiegen
Und nicken lieblichen Willkomm.
Und wo ein Vöglein Dich hört rauschen,
Da wird es grüßend niederfliegen,
Und gern sein Nest mit Dir vertauschen,
Und baden in Dir den seidnen Flaum.
Wo Du nur ziehst an Strauch und Baum,
Wird niederweh'n ein duft'ger Regen
Als Frühlingsdank für Deinen Segen.
Und mußt durch Fels und rauhen Dorn
Du auch Dich mühsam manchmal streiten,
Wird um so klarer nur Dein Born



In junger Kraft hinuntergleiten;
Denn drunten im Grund voll grüner Kühle,
Da harrt auf Dich das Rad der Mühle.
Von jungem Streitermuthe trunken
Greifst Du es an gar stark und kühn,
Daß Deine Wellen wie Siegesfunken
Versilbert in der Sonne sprüh'n;
Doch drüben am Hollunderflieder
Klärt ruhig sich Dein Bronnen wieder.
Und rührig wird's im stillen Haus,
Es schafft und sammelt jede Hand;
Nur feiernd an dem Fensterrand
Sieht Müllers Töchterlein heraus,
Und sinnt in Dir voll frommer Ruh,
Und wirft Dir traut ein Röslein zu.

Und mit dem Röslein auf der Welle,
Im Herzen des Mägdleins Angesicht,
Ziehst weiter Du im Abendlicht.
Da betet auf der Bergkapelle
Des Glöckleins Mund den Engelsgruß;
Da hältst Du auf den flücht'gen Fuß,
Und betest flüsternd mit dem Ried!
Zur Mühle noch Dein Auge sieht,
Darin am Fenster das Mägdlein kniet;
Doch sie verschwimmt im Nebelflor.
Es singt in Schlummer Dich das Rohr.
Du siehst noch selig Dein Röslein an
Und hat Dein Aug' sich zugethan,
Da hat der Mond am blauen Bogen
Den goldnen Webstuhl aufgezogen,
Und wirkt um Dich das Brautgewand.
Dein Röslein glänzt wie Diamant;
Es locket Deines Kleides Glanz
Die Fischlein im Grund zu Scherz und Tanz.
Mit silbernen Flossen auf Perlenschaukeln
Wie leuchtende Träume sie Dich durchgaukeln.
Du siehst die ganze selige Nacht
Am Mühlenfenster Dein Liebchen an —
Da löst am waldigen Felsenschacht
Ein lockiger Knabe den Fischerkahn,
Und schwimmt mit Dir nieder im dämmernden Ried
Durch schlafende Tannen an saftigem Strand,
Und Ave Maria klingt sein Lied
Und lockt die träumenden Fischlein heran.
Es streift des Morgenrothes Hand
Von Halm und Strauch den Flor der Nacht,
Und steckt im Thau die Lichtlein an.
Vom Tag geblendet der Grund erwacht;

Dein Herz geht rascher in funkelndem Schaum;
Du jauchzest auf aus dem minnigen Traum!
Nach Fischlein das Garn herniederschaukelt,
Und die in der Nacht beim Mondenstrahl
Als goldne Träume Dich durchgaukelt,
Zieht singend der Knabe beim Morgenroth
Als helle Gedanken in sein Boot.

Nun jauchze, mein Bächlein, und weißt Du auch,
Was drunten so funkelt im Sonnenschein?
Nun brause hernieder durch Fels und Strauch,
O Bächlein, frohlocke, das ist der Rhein!
Des deutschen Glaubens strahlende Wiege,
Der lautre Spiegel sittiger Scheu',
Der brausende Zeuge der deutschen Siege,
Der schäumende Becher der Kraft und Treu',
Des deutschen Liedes sprudelnder Bronnen,
Der Herzensschlag im deutschen Leben!
Nun walle nieder stark und besonnen,
Du sollst Dein Leben mit seinem verweben!

Seit alten Zeiten aufgegangen,
An seinem Strande, groß und klein,
Viel stolze Wasserrosen prangen
Mit wunderbarem Farbenschein.
Und Schwäne gleiten auf und nieder,
Und laden duft'ge Frucht am Strand;
Es trägt ihr silberklar Gefieder
Den Blüthenstaub von Land zu Land.
Auch Du wirst bis zum Ozean
Belastet tragen Deinen Schwan,
Daß Dich die Bürde stets mög' mahnen,
Noch flössest Du auf ird'schen Bahnen,
Und daß Du nicht umsonst geflossen!
So wirst Du zieh'n die Mittagszeit,
Von sonnigem Gebirg umschlossen,
D'rum lachend grüne Au'n gereiht
Mit saftig schwellenden Geländen.
Von waldumblühten Felsenwänden
Wird Harf' um Harfe niederklingen,
In wildgeborstnen Eichen schwebend,
Vom Hauche der Erinnrung bebend,
Und Dir von Streit und Minne singen.
Und wie Du in seliges Lauschen versunken,
Da werden die Lüfte der Berge Dich schaukeln,
Da werden des Himmels leuchtende Funken
Auf Deinem kühlenden Herzen gaukeln.
Und jeder Tropfen wird Dir sagen
Von frommer Kraft und heiligem Wagen;
Dir ist kein Ringen und Streben zu viel.

möglich, auf den Schluß fallen. Klopstock sagt über das Wesen des Epigramms sehr treffend:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Höchste Präcision und Kürze des Ausdrucks, größte Vollkommenheit und harmonische Einheit sind Haupterfordernisse des Epigramms.

Beispiele des Epigramms.

1) Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

(Gotthold Ephraim Lessing.)

2) Schweizeralpe.

War doch gestern Dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

(J. W. v. Göthe.)

3) Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt.

(v. Schiller.)

4) Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst Du in den Himmel seh'n;
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt versteh'n.
Fühl' erst groß Dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird Dein Maß das rechte sein.

(Wilh. Müller.)

5) Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen geh'n;
Warum sie bald erbost zu Boden, und bald ergrimmt gen Himmel seh'n?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt."

(W. Müller.)

6) Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest;
Aber wann er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

(W. Müller.) 1

7) Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
  Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht:
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist;
  Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.
(A. G. v. Platen.)

8) Baukunst.

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon;
  Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn:
Pomp, Zierrathen und dorische Säulen und gothische Schnörkel,
  Spielzeug sind sie, wofern fehlt der geheime Begriff;
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
  Deßhalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht.
(A. G. v. Platen.)

9) Sprache.

Wer sich zu dichten erkühnt, und die Sprache verschmäht und den Rythmus,
  Gliche dem Plastiker, der Bilder gehau'n in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
  Die sie zerstreut und benutzt; aber die Sprache dem Volk:
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
  Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.
(A. Graf v. Platen.)

10) Aufmunterung.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
  Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
  Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!
(A. Graf v. Platen.)

---

hh) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm.

Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm gehören nur der äußeren Form nach der Poesie an, indem sie nur leichte Spiele des Witzes sind, die für den Augenblick ein unmittelbares Wohlgefallen erregen.

Das Räthsel stellt einen Gegenstand dar, der nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen und Eigenschaften, so widersprechend dieselben, an sich betrachtet, auch sein mögen, genau bezeichnet wird, um an diesen Merkmalen und Eigenschaften erkannt und errathen werden zu können. Das Geheimnißvolle, welches in der Darstellung liegt, und das den Verstand zur Lösung jener Widersprüche durch die Auffindung des Namens reizt, bildet das eigentliche Interesse des Räthsels.

In der Charade oder dem Sylbenräthsel, einer Abart des Räthsels, wird der Name des Gegenstandes zuerst in seine einzelnen Sylben zertheilt, die für sich selbstständige Begriffe bilden; diese werden nach ihren einzelnen Merkmalen charakterisirt und zuletzt ganz so zusammengefaßt oder so versinnlicht, daß man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathen kann.

Das Logogryph oder das Buchstabenräthsel enthält eine Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Buchstaben nach ihrer Versetzung oder Wegnahme oder Vertauschung andere Wörter bilden, die gleichfalls im Logogryph bezeichnet werden.

Das Anagramm oder Worträthsel beruht auf der völligen Versetzung der Buchstaben oder der Sylben, wodurch ein völlig neuer Begriff entsteht, der eine von der ursprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedene Bedeutung hat.

Beispiele.

1) Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie Du ihr nahst, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? (v. Schiller.)

2) Räthsel.

Ein Fremdling bin ich den Bewohnern der Erde,
Des Wassers, der Luft und des Lichts.
Ja, wisse, mich schuf kein göttliches Werde,
Und willst Du mich finden, so suche Nichts. (Haug.)

3) Charade.

Was auf der ersten Sylbe steht,
Ist schön und häßlich, wie sich's schickt,
Bald klug, gleich einer Universität,
Bald wie ein Bedlam [1]) auch verrückt;
Die Sylbe selbst thut Nichts dabei,
So unentbehrlich sie auch sei.
Zwei neue Sylben schließen sich
An jene von ganz andrer Art;
Sie dienen zwar zu Hieb und Stich,
Doch wird man auch durch sie bewahrt;
Sie kommen aus der Erde Schooß,
Und bringen wieder auch hinein;
Es ist des jetz'gen Säckels Loos,
Durch sie gar streng regiert zu sein.
Das Ganze ziert den Ehrenmann,
Der sein Organ nicht bänd'gen kann.
Und wenn sich's hinter'm Ohr erhebt
Nach fremder Leute Gütern strebt. (Th. Hell. [Winkler.])

---

1) Sprich: „Bedläm" — eine Irrenanstalt in London.

4) Logogryph.

Fünf Zeichen hat mein Wort; deß Kopf ist grau und alt
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so giebt's, was kälter ist, als kalt.

(Tiedge.)

5) Logogryph.

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich,
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich.

(Haug.)

6) Logogryph.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz Dir sagen?
Setz nur zu sieben noch den achten zu!
Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.
Nimmst Du noch eins; so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

(Friedr. Kind.)

7) Anagramm.

Liebliche Gaben bring' ich Dir,
Nahest Du Dich von Vornen mir;
Aber von Hinten gelesen
Bin ich ein wildes Wesen;
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüsseln von mir rauchen.

(Th. Hell [Winkler].)

---

ii) Der Roman und die Novelle.

α) Der Roman hat Aehnlichkeit mit dem Epos; er erzählt uns aber eine Handlung, die gewöhnlich weniger wichtig und folgenreich ist, als die im Epos, indem ihr eine Begebenheit des Privatlebens zu Grunde liegt. Daher verschmäht er auch das Wunderbare, das sich in das Epos einmischt. Er unterscheidet sich übrigens auch dadurch vom Epos, daß im Roman der Held schon in seinen ersten Lebensmomenten erscheint, aus welchen sich allmählich sein Charakter heraus entwickeln muß, wogegen das Epos den Helden gleich Anfangs schon in voller Kraft und Thätigkeit auftreten läßt. Die Haupthandlung im Roman muß anziehende Lagen und Vorfälle enthalten; die Charaktere, die sich hier durch Worte und Handlungen selbst aussprechen, müssen richtig und gut gezeichnet sein. Es können übrigens auch schwache und schlechte Charaktere als Helden auftreten. Die Durchführung des Ganzen und die endliche Auflösung des Knotens muß auf eine Weise geschehen, daß die Aufmerksamkeit bis zum Schlusse immermehr gesteigert wird. Eine Hauptanforderung an einen guten Roman ist, daß er das sittlich-ästhetische Gefühl

nen Schattirungen des Vortrages, wie dies in der Tonkunst geschieht, genau durchführen; er muß über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, wie dies auch in der Tonkunst Erforderniß ist, frei und sicher gebieten; er muß mit einem Worte der richtigen Accentuation oder Betonung mächtig sein; denn die äußere Darstellung der Rede verlangt unnachläßlich ein richtiges Legen und Festhalten des Accents, nicht bloß des Wortaccents, sondern des deklamatorischen oder ästhetischen Accents, der in den einzelnen stylistischen Perioden alle einzelnen Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte und ihrer gegenseitigen Stellung bezeichnet. So unerläßlich die Richtigkeit des Ausdrucks in der äußeren Bezeichnung bleibt, eben so wichtig ist der declamatorische Accent für die ästhetische Farbengebung, die — wenn sie natürlich ist — ihre Wirkung auf das Bestrebungs- und Gefühlsvermögen gewiß nicht verfehlen wird.

Die Geberdensprache, von der wir auch Erwähnung thaten, muß die mündliche Rede begleiten, unterstützen und verstärken, und daher ganz von der mündlichen Rede abhängig sein. Sie soll mit der mündlichen Rede ungefähr in demselben Verhältnisse stehen, in welchem in der Musik das Accompagnement zum obligaten Instrument steht; sie soll daher nicht jeden Ausdruck begleiten, sondern nur das Bedeutendere und Wichtigere in der Wortdarstellung, und zwar nur mit Sparsamkeit und mit genau berechneter Abstufung und Steigerung. Die Geberden des Redners sollen gleichsam den Wiederschein der hohen Bildung und Gediegenheit seines geistigen Lebens enthalten; sie sollen daher dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen sein, so daß das Innere und das Aeußere der Rede ein in sich übereinstimmendes, unauflösliches Ganze bilden; dann wird auch die Geberdensprache zur Wirkung auf das Gemüth der Zuhörer das Ihrige beitragen.

Nachdem nun das Nöthigste über die Form der Darstellung, über die Technik der rhetorischen Form und über die unerläßlichen an einen Redner zu stellenden Anforderungen gesagt ist, soll noch kürzlich Einiges erörtert werden 1) über die Erfindung (inventio), worunter man nicht bloß die Wahl des Themas, sondern auch die Auffindung aller Materialien, welche zur Ausführung des Themas erforderlich sind, versteht, 2) über die Eintheilung und Anordnung oder Disposition der Stofftheile.

Bei der Wahl des Themas oder Hauptsatzes und der Auffindung aller zur Ausführung desselben erforderlichen Materialien soll vor Allem die Frage oben an stehen, ob das Thema und die Materialien zur Durchführung desselben nicht gegen die Wahrheit und das Sittengesetz verstoßen; denn wäre dieses der Fall, so wäre ja die ganze Rede, wenn sie auch in ästhetischer Beziehung ganz vollkommen genannt werden könnte, nur auf Täuschung oder auf bloße Ueberredung der Masse berechnet. In der religiösen Beredsamkeit kommt dies nur selten vor, desto häufiger aber in der politischen. Der Beispiele giebt es gar nicht wenige, daß durch solche mit Kraft und Feuer durchgeführte Reden die irrigsten und schädlichsten Lehren aufgestellt und die nachtheiligsten Erfolge im Staatsleben bewirkt worden sind.

Ist aber auch der Stoff einer Rede von der Art, daß er in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Sittengesetze steht, so darf er doch wenigstens dem Sittengesetze in keinerlei Weise widersprechen; denn Alles, wodurch das Sittengesetz umgangen oder beleidigt wird, ist unter der Würde des wahren Redners.

Damit die Zuhörer für den abzuhandelnden Gegenstand gleich anfangs gewonnen werden, so soll das Thema möglichst neu, wichtig und einfach sein. Neu ist der Hauptsatz, wenn er bisher noch gar nicht behandelt oder wenigstens noch nicht aus dem aufgestellten Gesichtspunkte gefaßt wurde. Wichtig ist derselbe, wenn er eine solche Hauptwahrheit der Religion oder des wirklichen Lebens behandelt, die gleich bei der Ankündigung des Redners die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselt. Einfach ist er, wenn *er gleich im Voraus* klar aufgefaßt, als Hauptgedanke anerkannt und leicht behalten

Bruchstück aus dem Mährchen:

Wie ein fremdes Vögelein das Waldbrünnlein verführen wollte, der Tannenbaum es aber vor ihm warnte.

Und wieder es einmal Abend war,
Die Luft war duftig, der Himmel klar,
Und grad' zum Mährchenerzählen die Zeit.
Da sah der Tannenbaum gar lang
Das Brünnlein an mit verstohl'nem Leid,
Und sprach zu ihm: „Hast Du mich noch lieb?“ —
Da ward dem Brünnlein aber so bang,
Daß ihm das Herz fast stocken blieb;
Sein Spiegel zitterte verstört,
Und es that, als ob es Nichts gehört.
„O Brünnlein, sieh', was verstellst Du Dich nur?
Ich seh' Dir ja doch in's Herz hinein,
Weiß jedes Wort vom Vögelein.
Ich weiß auch Dein geheim Versprechen,
Du wollest noch heut' in nächtlicher Stunde
In listigem Plan den Schacht durchbrechen,
Und ach, darüber gehst Du zu Grunde!
Ich halt' Dich nicht auf, o bange nicht,
Wenn Dir's an Lieb' zu mir gebricht;
Denn nur der eignen Liebe Gewalten
Vermögen Dich bei mir aufzuhalten.
Du brauchst auch darum nicht zu bangen,
Als wollt' ich Dank von Dir verlangen!
Ich hab' Dir Alles aus Lieb' gethan,
Und rechne keine Schuld Dir an.
Nur Eins sollst Du dafür mir geben,
Eh' Dich das Vöglein wird bethören,
Eh' Du verscherzen wirst Dein Leben,
Ach, Nichts, als noch mich anzuhören! —
Sieh', Brünnlein, Du willst mir nun entflieh'n,
Und mit dem fremden Vöglein zieh'n,
Und glaubst sogleich ihm jedes Wort,
Und kennst es einen Tag doch kaum!
Da schiebst Du Deinen Tannenbaum,
Der doch so lang als Liebeshort
Dir tausendmal bewährt die Treu',
Als einen Lügner gleich bei Seit'!
Das Vöglein ist Dir eben neu,
Und mich kennst Du so lange Zeit;
Da muß ich's freilich gern verschmerzen,
Daß ich Dir jetzt verleidet bin;
Es geben all die jungen Herzen
Das Alte gern um Neues hin.
Und sieh', Du meinest heute noch:
Wenn ich ihn auch nun werd' verlassen,

B. Von den einzelnen Gattungen der Reden.

Man theilt die Reden, theils durch ihren Inhalt, theils durch die äußerliche Veranlassung bestimmt, in vier Gattungen, nämlich

1) in religiöse,
2) in politische,
3) in gerichtliche und
4) in Convenienz-Reden.

Im Allgemeinen sind alle diese Reden den oben angedeuteten allgemeinen Regeln unterworfen; für jede dieser Arten bestehen aber ihrer besonderen Bestimmung wegen wieder besondere Gesetze, die sich vorzüglich auf die äußere Form beziehen.

1) Die religiöse Rede.

Der Zweck der religiösen Rede ist, die Lehren der Religion vorzutragen, zu entwickeln, auf das Ueberzeugendste darzuthun, auf Geist, Gemüth und Leben anzuwenden und hierdurch die Zuhörer wahrhaft zu erbauen und zu wahrer Frömmigkeit zu bestimmen. Der religiöse Redner soll die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, ihre religiöse Ueberzeugung — ihren Glauben begründen, befestigen und steigern, ihre Gefühle beleben, ihre Triebe läutern, in ihnen eine möglichst vollkommene religiöse Gesinnung und eine nachhaltige Richtung auf das Göttliche und Ewige hervorbringen, hierdurch ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen und für das Höchste im Leben begeistern; sein Beruf ist demnach der wichtigste und umfangreichste. Er kann und darf und soll alle Erscheinungen des Lebens in ihrem Verhältnisse zur Religion in den Kreis der religiösen Rede ziehen; auch die großen Vorgänge des bürgerlichen und des öffentlichen Staatslebens können und müssen aus dem Standpunkte der Religion gefaßt werden. Thronbesteigungen, Huldigungen der Regenten, Kriege, Verheerungen der Staaten, wichtige Siege oder Verluste, Revolutionen und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen des gesammten Staatslebens behaupten auf das bürgerliche Leben einen so mächtigen Einfluß, daß die richtige Beurtheilung derselben des Lichtes der Religion bedarf, daß zu einem christlich würdigen Betragen bei denselben bald Belehrung, Aufmunterung, Warnung, Zurechtweisung, bald Trost und Ermuthigung durch die Religion nothwendig ist.

In Bezug auf Thema und Disposition der religiösen Rede muß bemerkt werden, daß die neuere Homiletik sich gegen das zu ängstliche Binden an die in dieser Hinsicht aufgestellten Schulregeln, nach welchen der Predigt eine durch logische Operation meist unabhängig vom Texte gewonnene Eintheilung zum Grunde liegen soll, energisch ausgesprochen hat, indem sie, die ungehemmte Entwickelung des Gedankens in Schutz nehmend, den Prediger nur durch die Schranken des Bibelwortes gebunden wissen will, das er nicht willkürlich benützen, sondern auslegen soll.

Man kann die religiösen Reden nach ihrem I n h a l t e und nach ihrer ä u ß e r e n F o r m eintheilen.

Dem I n h a l t e nach sind die religiösen Reden entweder

a) d o g m a t i s c h e, wenn sie zunächst Glaubenslehren aufstellen und durch diese auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und die Handlungsweise der Zuhörer zu bestimmen suchen, oder

b) m o r a l i s c h e, wenn sie aus der Religion Sittenlehren entwickeln und die Folgen der Beachtung oder Nichtbeachtung derselben sowohl für Einzelne, als auch für das *gesammte* Menschengeschlecht schildern, oder

c) **gemischte**, wenn sie beide Aufgaben mit einander verbinden.

Der Form nach werden die religiösen Reden eingetheilt

a) in die eigentliche **Predigt**, welche aus dem gewählten oder vorgeschriebenen Texte ein Thema ableitet, bei dessen Ausführung es jedoch nicht nothwendig ist, alle Nebenbestimmungen des Textes in die Darstellung des aufgestellten Satzes zu ziehen;
b) in die **Homilie**, welche alle einzelnen Theile und Sätze des Textes benützt, anwendet und nach ihrer Aufeinanderfolge unter einen im Thema aufgestellten Hauptbegriff bringt, und
c) in die **religiöse Rede** im engeren Sinn, welche der äußern Form nach gewöhnlich kürzer ist, als die beiden ersten Gattungen, nicht immer einen bestimmten Text, wohl aber ein an die Spitze der Ausführung gestelltes Thema behandelt, und sich bei der Entwickelung der aus dem Thema abgeleiteten Begriffe auch freier bewegt, als die beiden ersten Gattungen. Zu den religiösen Reden rechnet man die Reden bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, bei der Abendmahlsfeier, Einweihungen u. s. w.

Mit der Behandlung der religiösen Rede im weiteren Sinne, der praktischen Anwendung, ihrem Vortrage rc. beschäftigt sich eine eigene Wissenschaft, nämlich die **Homiletik**.

In Deutschland erreichte die Kanzelberedsamkeit, sowohl hinsichtlich des innern Gehaltes, als auch in Bezug auf kunstvolle und wissenschaftliche Behandlung einen hohen Grad der Vollendung, und es ist von so vielen Rednern aller Confessionen so Großes und Bedeutendes geleistet worden, daß, wenn man nur von jedem der ausgezeichnetsten darunter **ein** Beispiel der Beredsamkeit aufführen wollte, hierdurch ein eigenes großes Werk entstehen würde.

2) Die politische Rede.

Der Stoff der politischen Rede ist dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens entlehnt; ihre Wirkung ist auf die Erzeugung von Entschlüssen und Handlungen berechnet, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Wenn aber die politischen Reden in Beziehung auf das Staatsleben den billigen Anforderungen genügen sollen, so setzen sie bei dem Redner nicht bloß eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes voraus, sondern auch eine tiefe Kenntniß der Rechtsverhältnisse und der Verfassung, eine genaue Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um daraus den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung und die Ursachen des Steigens und Verfalls vieler Staaten und Reiche der Vor- und Jetztzeit zu erforschen und zu überschauen, und hieraus die Gegenwart nach allen ihren Licht- und Schattenseiten verstehen und beurtheilen zu können; vorzugsweise aber muß der politische Redner die Geschichte des vaterländischen Staates und die socialen und politischen Zustände desselben genau kennen, weil es ihm außerdem unmöglich ist, sich ein richtiges, wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande des vaterländischen Staates zu verschaffen.

Obwohl auch die politische Rede den oben aufgestellten allgemeinen Forderungen an jede Rede genügen muß, so unterscheidet sie sich doch wesentlich von der religiösen. Der Eingang beschränkt sich gewöhnlich auf einige kurze und vorbereitende Sätze und in der Durchführung des Hauptgedankens tritt nur selten die Gliederung der einzelnen Theile und Unterabtheilungen mit so vieler Schärfe hervor, als in der religiösen. Die politische Rede ist meistens mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete Rede. Wenn nun aber auch hieraus hervorgeht, daß sich der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit bewegen darf, als der religiöse, so darf er doch der Gesetze der Logik sich nie für entbunden halten, oder die wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form vernachlässigen.

Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n.
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.
Voll krauser Aehren schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat ersteh'n,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.
Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz,
Geschmückt mit gold'nem Erntenkranz.
Die Ernte naht; die Sichel klingt;
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank. (Krummacher.)

Beispiele der Paramythie.

1) Der Tod. (Ein Gespräch an Lessings Grab.)

Himmlischer Knabe, was stehst Du hier? die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf Deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge noch nie!
Bist Du Amor? —
„Ich bin's! Doch unter dieser Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen den Genien sah'n die gütigen Götter
Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo ist Dein Bogen und Pfeil?" „Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.
„Und wer ist der Weise, dem Du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?"
Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.
(Joh. Gottfr. v. Herder.)

2) Die Theilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, „nehmt, sie soll Euer sein!

jetzt zur Wahl einer verwandten Betrachtung, durch welche die Nothwendigkeit der Erweckung des häuslichen Sinnes im hellsten Lichte erscheint, zur Wahl einer Betrachtung, *über die Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.*

Wer sein inneres bleibendes Wesen von allen äußern Dingen unterscheidet, seine Erhöhung über alles Sichtbare durch Vernunft und Sittlichkeit empfindet; wer es einsieht, daß der Geist nach andern Gesetzen waltet, als nach welchen Sonnen und Erden sich wälzen, daß Tugenden auf andre Art entstehen, als sich Schönheit und Vollkommenheit in den Gestalten bildet, daß den Geist die Welt, an welcher er sich übt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwickelung gedeiht: dem ist es ausgemacht, daß der Mensch nicht bloß hier ist, zwischen den Erschütterungen sinnlicher Lust und sinnlichen Schmerzes zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, grau zu werden, gebeugt einher zu schleichen und dann, in Gras und Kraut verwandelt, die Thiere des Feldes zu weiden; dem ist die Erziehung des Menschengeschlechtes unbestreitbar wie die Bestimmung der Blüthe zur Frucht, dem ist die Würde der Menschheit und ihres Zwecks in jedem, der Mensch heißt, dem ist das Gebot der Vernunft, daß diese Würde und dieser Zweck von Jedem geehrt werde, in reiner uneigennütziger Gesinnung, dem ist unendliche Veredlung ein unantastbares Heiligthum! Und dieses Heiligthum wird besonders gepflegt im häuslichen Leben durch die Selbstschätzung, durch innige Liebe zu Andern und durch die Uebung der Kräfte, die es gewährt.

Wenn es wahr ist, daß sich Jeder großentheils darnach schätzt, was er Andern gilt, daß Jeder auch darnach gut oder schlecht ist, wie er von Andern gut oder schlecht behandelt, vorgezogen oder zurückgesetzt wird; wenn die Menschenbeobachter richtig sahen, daß schöne Menschen darum, weil ihnen fast Alles mit Zuneigung entgegenkommt, und häßliche, weil sie so häufig versäumt und verachtet werden, ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler haben, so ist das häusliche Leben mit seinen Verhältnissen schon deßhalb höchst wichtig, weil es Selbstachtung erzeugt.

In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unwürdige geliebt und werth gehalten. Wer bei einem Blicke in die große bürgerliche Gesellschaft sich sagen muß: In der zusammengesetzten Staatsmaschine achten die Meisten mich nur nach meiner Schwere und nach meiner Kraft, viel oder wenig zu haben und zu treiben; da gelte ich als Rad, an dessen Stelle, wenn es stockt, ein anderes gesetzt wird; und der noch nicht eingefügten Räder und Gewichte stehen immer gar viele bereit; wer sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der häuslichen wieder. Wenn die Menschheit im dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des Hauses und wuchert da mit sich selbst. Hier wird Jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist Jeder, auch der, welcher dem Nachbar nebenan und gegenüber sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal ein Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, wieder zusammengeknüpft werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man mag ihn nicht missen, weil er da ist. Es giebt, kann er bei sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge nässen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden; ich habe Werth; ich bin geliebt.

Gewaltsam trafen jetzt des Eisens Schläge
Den alten Stamm; die hohen Gipfel wankten.
Erschrocken stand die Schaar der jungen Cedern.
Und tiefer drang ins Mark des Erzes Wuth:
Da fiel der Baum, zerschmettert sanken rings
Der Cedern junges Volk; der Berg erbebte,
Und weithin scholl das donnernde Getöse.

So bleibt im Fall des Großen noch die Größe!
Dem Sturze folgte Schweigen; ein Gewimmer
Ertönte aus der jungen Cedern Wipfel,
Die mit zerriß'nen Aesten standen, seufzend:

„Wie trauert nun des Libans öde Seite,
Worauf sie fiel, des Waldes Königinn!
Zerschmettert liegt der hohen Schwestern Blüthe,
Die schlank und schön die Königin bedienten.
Und uns umhängt verdorrend das Gezweige,
Das sie zerschlug! Ihr Götter, sagt, was haben
Wir und sie denn gefehlet und verbrochen?"

„Verbrochen?" war die Antwort, „wollt ihr denn
Des Schicksals tiefen Rath so kindisch richten,
Und seinen Schluß nach eurer Höhe messen? —
Zu nah' dem Großen ohne eig'ne Größe
Traf euch sein Fall; zu klein, um des Geschickes
Gewalt und Schluß mit hohem Muth zu tragen,
Sei euch vergönnt nur euer Loos zu klagen."

Da klagten sie: „Wie hat des Libans Königin
Ihr Haupt umsonst zum Himmelszelt erhoben?"
Die Götterstimm' antwortete: „Umsonst?
Hat sie euch nicht ein ewig Bild gegeben,
Gleich ihr in Majestät gen Himmel euch zu heben?"

„Sie fiel" erscholl die Klage, „ach sie fiel,
Ihr Stamm bedeckt des Berges hohen Rücken,
Und niederwärts im Staube ruht ihr Haupt!"

Die Stimme sprach: „Nicht blinder Stürme Wuth,
Des Geistes Kraft und Kunst hat sie bezwungen!
So wird der Geist auch wieder sie erhöh'n.
Mag sie, hinschweben auf des Meeres dunkeln Wogen,
Und Flagg' und Segel sie umweh'n;
Mag sie, aufstrebend zu der hohen Wölbung Bogen,
Des Tempels Zier und Stütze steh'n!"

Was groß zu sein, vom Himmel ward erkoren,
Bleibt ewig im Gebiet des Geistes unverloren!

Fr. Adolph Krummacher.

ee) Die Satyre.

Die Satyre versinnlicht im Allgemeinen den Contrast, in welchem die Unvollkommenheiten des menschlichen Lebens zu dem Ideale des Wahren, Schönen und Guten stehen, schildert die entarteten Individuen, Stände und Klassen des menschlichen Geschlechts meistens unter angenommenen Namen nicht bloß nach ihren Irrthümern und Thorheiten, sondern auch nach ihren Fehlern, erscheint dadurch als Vertreterin der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit und bezweckt die Besserung des Einzelnen wie der ganzen menschlichen Gesellschaft, da sie den Menschen in dem Ideale einen Spiegel vorhält, in welchem sie die Verirrungen und Laster, in die sie verfallen sind, mit ihrer ganzen Lächerlichkeit und Strafbarkeit erblicken sollen. Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend oder ernst, bald scherzhaft oder heiter sein, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und des wirklichen Lebens entweder mit der Geisel des bittern Ernstes oder mit der Geisel des schneidenden Spottes hervorhebt. Die scherzhafte Satyre gehört nicht für moralische Gebrechen; denn diese können kein Gegenstand des Scherzes sein, sondern stellt die Fehler in Bezug auf das äußere Betragen in der Gesellschaft, auf die Verirrungen in bürgerlichen Einrichtungen dar. Der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, muß aber ästhetisch darstellbar und von allgemeinem Interesse sein. Vergehungen und Thorheiten eines Einzelnen darf sie nicht schildern, sonst hört sie auf, Satyre zu sein, und wird zum Pasquill. Sie kann ebensowohl in Prosa, als in poetischer Form niedergeschrieben werden.

Beispiel der Satyre.

Vom Eulenspiegel 1) und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten
Die Eulenspiegels Witze gerathen,
Ist eine von sondrer Lehr und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät stutzen.
Nach Rostock, der berühmten Stadt,
Beschied er sie zu gemeinem Rath,
Er woll ihnen Etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,-
Daß Jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach' für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausschreiben gab er Kunde
Den wendischen Städten in der Runde,
In Holstein, Pommern, bis Stettin,
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkstätten hergelaufen,
Bracht jeder Scheer', Elle Nadel und Zwirn
Und plagt' im Voraus drob sein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' ersonnen,
Das sie noch nicht gewußt, noch begonnen.

---

*) Till Eulenspiegel hat nie gelebt; seine Name beruht auf der im 16. Jahrhundert gewöhnlichen Redensart: der Mensch erkennt seine Fehler eben so wenig, wie eine Eule, welche in den Spiegel sieht, ihre eigene Häßlichkeit erkennt.

jene öffentliche Begebenheit zu Stande kam, bei welcher es entweder sehr gemein oder sehr unredlich herging, indeß es im tiefsten Dunkel bleibt, wie hin und wieder eine Wittwe, die um sich nur Mangel und Verwirrung sah, mit weit reiferer Beurtheilung, mit einer unvergleichbar größeren Fülle von Erfindungskraft, mit weit höherer Weisheit und echter Seelenstärke sann und forschte und rang und kämpfte, um sich und ein Häuflein Kinder auf der Straße der Ehrlichkeit durch die Welt zu bringen.

Es ist auch gut, daß es so ist. Das Edelste muß hier im Verborgenen bleiben; aber einst, wenn die Schatten der irdischen Dämmerung weggeschwunden sind, wenn es ganz Tag geworden ist, wird es anders sein. Da wird denn nicht darnach entschieden werden, ob der Mann einen Commandostab oder einen Spaten führte, ob das Weib seine Brust mit einer Schleife von Diamanten oder mit einem Veilchenstrauße schmückte. Da wird mehr darauf ankommen, wie, als wo wir standen, wie, als was wir arbeiteten, und da wird denn Mancher, der sich hienieden als unbemerkter Wirbel oder Hebel versteckt in dem Getriebe einer engen Wirthschaft drehte, zu hoher Ehre und Würde gelangen, indeß manches gewaltige Schwungrad einer großen Staatsmaschine als minder tauglich in einer höhern Welt zurückgesetzt wird.

Häusliche Thätigkeit kann also zur Erreichung der menschlichen Bestimmung erziehen, und nicht minder thun dies häusliche Schicksale durch die Art, wie sie wirken, wie gelitten und genossen, geduldet und überwunden, und wie dadurch das Empfindungsvermögen geübt und veredelt wird. Mag man jene Schicksale immerhin in wenig Worte zusammenfassen können, sie bieten darum doch oft die ganze Kraft dessen auf, der sie erfährt. Es kann Gefahren geben, herzangreifender als die, in welchen der Seemann schwankt, in der Geborgenheit einer Hütte; seltsame Abenteuer zwischen den Wänden eines kleinen Zimmers, und unbeschreibliche Stürme in den engen Schranken einer menschlichen Brust. Aus dem unübersehlichen Gebiete, das sich mir hier eröffnet, erwähne ich hier nur eine einzige Scene. Ein Gatte liegt krank, und die Nacht ist gekommen, welche nach dem Ausspruche des Arztes über sein Leben entscheiden soll. Die Gattin harret, die Kinder harren am Krankenlager, wie Menschen, die ein richterlicher Ausspruch in Freiheit oder auf das Hochgericht bringen wird.

Welche Spannung aller Sinne, welches Hinblicken auf jede Bewegung des Geliebten, welches Spähen, ob sich seine Decke noch vor seinem Athem regt! Welches ängstliche Horchen auf jeden Zug desselben; welches leise, bange Tasten nach dem Klopfen des Pulses; welche Hinheftung, um jeden Wunsch des Leidenden zu erlauschen; welche Sorglichkeit, ihn nicht durch zu hellen Schein des Lichts, ihn nicht durch Geräusch zu stören; welche Wirksamkeit der Einbildungskraft in der Entfaltung der möglichsten Scenen des Todes oder der Genesung! Welche Wehmuth und Furcht und Trauer beim düstern Glimmen der mattbrennenden Lampe, bei jedem Glockenschlage, bei jedem Rufe des nächtlichen Wächters; welche das Mark durchfröstelnde Schauer beim Vorüberschwirren einer wimmernden Eule, welche Besorgniß, daß dies den Schlummernden wecken und beunruhigen möchte; welche Erfindungen der Dichtungskraft, wie die gegebene Arznei oder ein Stündchen Schlaf heilsam wirken, den Stoff der Krankheit zerstreuen, Kräfte und Gesundheit bringen könne; welche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen; welches Ergreifen und Denken der Zukunft; welches Zählen aller Minuten und welche Verlän-

[redacted]

gerung jeder Minute durch so mannigfaltige, einander jagende und verschlingende Gefühle; welche Nacht! Die Erfahrungen mehrerer Jahre sind in diese Nacht zusammengepreßt; der Wechsel eines langen Zeitraumes wird in ihr durchgekämpft; ewig steht sie in der menschlichen Seele da, ernst und unvergeßlich wie die verschlungensten Begebenheiten.

Und nun die beiden einfachen Fälle, von welchen diese Nacht einen entwickeln muß. Der Gatte stirbt. Welche Sprache hat Worte für die Stürme, die niederstürzend und zerschmetternd gegen die Verwaisten toben? Da ist ihnen bald, als wären sie aus der Welt in einen bodenlosen Raum gestoßen, bald, als läge eine Welt auf ihnen; da malen sie sich mit folternder Erinnerung Bilder auf Bilder aus den Gefilden der Vergangenheit, wie der Geschiedene sonst hier saß, da stand und wandelte, dort froh war und scherzte, um alle diese Bilder in dem starren Gefühle der kalten Leere umher und in dem Grauen beim düstern Hinschweben des Sarges, wie in ein schwarzes Grab, zu versenken; da taumeln sie an der Grenze, wo der wildeste Schmerz mit der stumpfesten Abspannung zusammenfließt. — Oder der Gatte genest. Wer vermag es, über ein Gemälde dieses Glückes das begeisternde morgenrothe Licht zu gießen, das die Wirklichkeit erhellt? Wer kann in der Rede darstellen jenes leichte jugendliche Aufathmen nach der langen Beklemmung, jenes Schweben zwischen Hoffnung und Jubel, jenes neue, frische Umfassen alles Vorhandenen, jene Wonne, welche das unbedeutendste Gut zu einem kostbaren Schatze, die dürftigste Stube zu einer Bühne, auf welcher sich eine liebliche Erscheinung nach der andern entwickelt, den dürrsten Garten zu einem Paradiese, den trübsten Herbsttag zu einem reichen, blumenvollen Lenze zaubert?

O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrwürdig! Wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seid, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Größe und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen, häuslichen Freuden! Wem brauchte ich, wenn ich Kraft und Zeit dazu hätte, die stillen häuslichen Freuden zu schildern? Wer wäre so bedauernswürdig, keinen Sinn für sie zu haben? Ersehnt sie nicht der Jüngling in seinen unschuldigsten Träumen? Ersehnt sie nicht der Held, wenn er seinen Lorbeer mit einem Vergißmeinnicht von geliebter Hand, erseufzt sie nicht der König, wenn er seine Krone und seine Sorgen mit dem Stabe und mit den Freuden des Hirten zu vertauschen wünscht? Beurtheilt und schätzt nicht fast Jeder die Ereignisse der wirklichen Welt und im Gebiete der Dichtung nach ihren Verhältnissen zum häuslichen Leben? Findet man nicht im Homer den Helmbusch des Hektor erst da schön, als sich beim Abschiede von seiner Gemahlin der zarte Sohn an ihrem Busen vor diesem Helmbusch fürchtet? Wem brauchte ich durch die Schilderung der stillen häuslichen Freuden zu zeigen, wie sie am meisten zum Genuß geläuterter, über Selbstsucht und Eigennutz erhöhter, mittheilender und durch Mittheilung immer wachsender Seligkeiten reinigen und erziehen?

Ach, wenn schon hienieden mancher gereifte und glückliche Mann angeben sollte, wo und auf welche Art er ward, was er geworden ist: wie rasch und wie kalt würde er vor manchem Markte, vor manchem Prunkzimmer, vor manchem Hörsaale vorübergehen, und wie trunken und innig würde er bei seiner väterlichen Hütte und im Anschauen ihres Strohdachs weilen! Hier würden Thränen der Wehmuth aus seinen Augen strömen; hier würde er seine Hände

falten; hier würde ihm sein, als müsse er auf seine Kniee sinken und beten. Hier, würde er sagen, ward meine Kraft geweckt und gerichtet; wohin ich blicke, blüht mir eine Erinnerung an ein Spiel und ein Vergnügen, und an Belehrung und Bildung durch beide entgegen. In diesem Gemache tändelte ich mit Blumen und Bildern; da lagen meine Bälle und die übrigen Reichthümer meiner Kindheit; da saß ich und hörte meine Mutter erzählen und meinen Vater unterrichten und ermahnen. Auf diesem Platze trieb ich meinen Kreisel; dort im Garten war das kleine Beet, wo ich meine bunten Primeln und meine einfachen, braunen Nelken wartete. Dort unter dem Birnbaum habe ich Veilchensträußer gebunden und Johanniskränze geflochten und mit dem gelblockichten Knaben des Nachbars gespielt, den ich so lieb hatte — ich nannte ihn meinen Bruder und konnte es, wenn man mich eines Andern belehren wollte, nicht begreifen, warum der nicht mein Bruder wäre, den ich so liebte. Auf jenem Rasen habe ich meine Händchen gerungen, als er gestorben war, und konnte es gar nicht vergessen, wie er im weißen Gewande im Sarge lag, und wie die Blüthenkrone mit Flittern um das Kreuz auf seinem Grabe flatterte. Mir war bis dahin in meiner Beschränktheit so wohl gewesen; Blumenhecken hatten mir die Zukunft verhüllt; aber seit dem Tage saß ich oft auf dem Rasen und weinte und träumte und sann in die Zukunft hinaus. Da begann mein Blick weiter zu dringen und meine Kraft sich ungeduldiger zu regen. Was ich hier sah, lehrte mich denken und forschen und fühlen, mich anschließen, und mit Wärme, was ich vermöchte, zu versuchen. Allenthalben zeigst du mir meine Schule und mein Paradies, liebes, ewig theueres Hüttchen! O Gott, wo ich stehe, ist heiliges Land! —

Warum ich mich in dieser Darstellung verlor, meine Verehrten? Weil, ach weil das geschilderte unser aller Loos ist. Liebende lieben sich hienieden nicht für ein paar Tage des Rausches; Liebende wandeln hienieden nicht Arm in Arm, um einander zuletzt zu versenken als Staub zu Staube. Es kommt die Zeit, in welcher wir Alle sein werden, wie jener Gereifte, in welcher uns Allen die Erde sein wird, wie ein väterliches, nicht mehr von uns bewohntes, aber immer noch liebes und unvergeßliches Hüttchen. Wenn wir dann den bunten Wechsel des irdischen Lebens überschauen; wenn wir an den Spielen und an den Uebungen unserer irdischen Kindheit trunken hangen, so werden mit vorzüglicher Lieblichkeit die milden lachenden Scenen des häuslichen Lebens, die Gefühle, die Wirkungen, die Seligkeiten der Häuslichkeit vor unserem helleren Geiste vorübergehen. Oder vielmehr sie werden nicht vorübergehen, sie dauern schöner und himmlischer fort. Der reine, uneigennützige Sinn, der durch sie erzogen ward, waltet nun ungehinderter nach den Absichten Gottes in einem weiteren Gebiete der Schöpfung, und die lauteren Flammen gegenseitiger Liebe, die hier in einander loderten, wie die Flammen von Reisern auf dem häuslichen Herde, werden über die Gräber und über ihre stäubende Asche hinübergehoben, um fortzuglühen auf dem hohen Altare in dem erhabenen Tempel der gereiften, der veredelten Menschheit.

2) Von der Heiligkeit der Schulen.

Zu unsrer Zeit, [1]) wo fast nichts mehr heilig, wo Alles gemein ist, ziemet es mir nicht nur, sondern mein Gefühl und mein Amt erfordern es, von

---

1) Die Rede wurde gehalten im Jahre 1802.

der Heiligkeit der Schulen zu reden. Ein heiliges Thema! Werde es auch, wie heiligen Gegenständen es gebührt, vernommen und geübt.

Sanctum ist sancitum, was als Vertrag, als Gesetz und Regel festgestellt, von den Göttern geweiht durch Opfer und heilige Gebräuche beschworen ist; unverbrüchlich.

Sanctum ist also auch unverletzbar. Was nicht beschadet, was von keiner frechen Hand berührt werden durfte, hieß integrum sanctum.

Sanctum endlich hieß, was der göttlichen Gegenwart näher, von ihrer Kraft durchdrungen ist, worin der Geist der Götter selbst wohnt.

Lasset uns sehen, wie in jeder dieser Bedeutungen, die im Grunde nur Eins sind, den Schulen Heiligkeit bewohne.

1) Sind Schulen Pflanzstätten zur Bildung menschlicher Seelen. Gäbe es einen reineren Zweck? eine heiligere Stätte?

Heilig ist eine jugendliche Seele; die obersten Engel des Himmels, sagt Christus,[1]) sind ihre Diener und Schutzgeister auf Erden; in dem reinen jugendlichen Antlitz einer Kindesseele schauen sie Gott. Wehe ruft er aus über den, der Eines der Kleinen ärgert.

Und wie leicht werden sie geärgert, d. i. verletzt, verführt! Was ist aufmerksamer, als eine jugendliche, kindliche Seele? Jeden Eindruck nimmt sie, wie eine höhere Eingebung, an, brütet den Gedanken aus, oder spinnt ihn weiter. Ich glaube nicht, daß Segen über oder in einem Menschen wohne, der, wie die Schrift sagt, den Geist Gottes in ihnen lästert oder betrübt.

Verbannt sollte also aus den Schulen sein alle Frechheit der Grundsätze, der Sitten und des Geschmacks, alles Lüsterne, Weibliche, Kriechende, Abscheuliche, mit welchem Namen es sich auch schmücke; wie sehr es auch der Modegeist befördere. Diesem Modegeist des Jahrhunderts vielmehr, der Albernes, Lüsternes, Schwaches, Gebrechliches gut heißet, sollen und müssen Schulen entgegenarbeiten. Wenn nirgends sie wäre, so stehe in ihnen die heilige Regel eines festen gesunden Geschmacks, einer reinen Sittlichkeit und Vernunft aufrecht. Sieht oder hört man in Schulen Niedrigkeiten, Unsittlichkeiten, Possen; o wehe! Ist hier die Regel des Wahren und Anständigen verloren, wird jungen Leuten angepriesen oder zum Vorbilde gemacht, was niedrig, gemein, abscheulich ist — so haben Wahrheit und reiner Geschmack ihr letztes Asylum verloren. Schafft mir hinaus, sagte Christus,[2]) die Taubenträger und Wechsler. Meines Vaters Haus ist ein Heiligthum — und was wird es durch euch?

Deßhalb werden nichts als heilige Sachen in den Schulen gelehrt, oder sollen gelehrt werden. Die Grundsätze echter und reiner Wissenschaft sind heilig. Mit Willkür kann Niemand über sie hinausspringen; denn sie sind nicht aus Willkür erfunden; ihre Regeln und Grundpfeiler sind in der heiligen Natur, ja diese selbst unantastbare, unverletzbare, heilige Gesetze und Gebote. Heilig sind jene großen Seelen des Alterthums, die sogenannten classischen Autoren, und eben das Heilige, das Ewige, die unverletzbare Regel des Wahren, Guten und Schönen, sollte in ihnen gezeigt, aus ihnen der jugendlichen Seele, auch als ewige Regel eingedrückt werden. Heilig endlich sollten die Sitten der Schule sein, sowohl in gegenseitiger Achtung der Lehrer

1) Vergl. Matthäus 18, 3 — 10.
2) Bei Matthäus 21, 12 f.

und Schüler, als in unverletzter Heiligkeit des Betragens der Schüler gegen einander. Keine Ausschweifungen sollten strenger geahndet werden, als wo diese Heiligkeit der Sitten, gegen welches Geschlecht es sei, verletzt und untergraben wird. Sie verdunkeln nicht nur den Glanz einer Schule, sondern sind für den Jüngling selbst ein fressendes Gift auf sein ganzes Leben.

Wenn in Allem der Jugend Nachsicht gebührte, in Fehlern dieser Art nie; denn nichts ist in einer Schule anstößiger und ärgerlicher, als eine Beleidigung der heiligen Zucht, des Anständigen, des Edlen.

2) Soll in Schulen die Regel des Anständigen, des Sittlichen dem jungen Mann auf sein ganzes Leben eingebildet werden; wohlan! so werde sie und zwar in Allem eingebildet, diese heilige Regel! Ihr lauft in das Theater, ihr jungen Leute; wozu? Was seht und höret ihr da? Gutes und Schlechtes, Verderbliches ebensowohl, was den Verstand verrückt und den Geschmack verweichlicht oder verwildert, als in anderen Stücken, was für Verstand, Geschmack und Sitten auch Muster sein kann. Esset ihr alle diese gesunden und ungesunden Früchte durcheinander; sehet ihr Alles ohne das feine Haar der Dioptern, [1] und nehmt es in Bausch und Bogen durch einander — weh Euch! denn leider kann man nicht sagen: „Unser Theater ist heilig!" Die Vorbilder und Grundsätze der Alten sollten euch eben auch hierüber unverletzbar heilige Regeln geben. Den Sinnen soll nichts gefallen, was der Verstand verwirft, was die Sittlichkeit durch ein procul profanum! [2] verbannet und ausschließt.

Ihr leset viel und vielerlei durcheinander! Improbus labor, [3] wenn es ohne Regel geschieht, ohne Plan, ohne Absicht. Ein schlechtes Lesen und eine morgenländische Opiumgesellschaft — sind beide gleich ungesund und gefährlich. Dort und hier verzerren sich Gesichter und Seelen; dort und hier werden sie aufgespannt, um zu erlahmen.

Ihr excerpiret. Nur das Heilige in einem Buch, das Reinbewahrte, Ewige sollte man excerpiren, das Gold. Nirgend erscheint der Verstand oder Unverstand, der Geschmack oder Ungeschmack, das Zweckmäßige oder Zwecklose eines jungen Menschen mehr, als in den Excerpten. Traurige Schädelstätte, wo sie nicht Geist, Absicht, Zweck, Herz belebt.

3) Das Heiligste in einem Menschen, also auch in einem Jüngling ist sein Geist; er heiliget den Körper. Zweien Jünglingen, die die Schrift auszeichnet, Joseph und Daniel, weiß sich kein edleres Lob zu geben, als: „In ihnen war der Elohim, der heiligen Götter Geist." Und Er, den sie als die reinste Blüthe der Menschheit darstellt, war in heiligem Geist gebildet und mit seinem Freudenöl vor allen Sterblichen gesalbet.

Genius nennen wir in einem Menschen das Göttliche, das in ihm lebt, das ihn eigen charakterisirt, treibt und beseelt; wohl! wenn dieser überirdische Engel in ihm ein reiner, heiliger Genius ist, der sich das Edelste nur zu seiner Laufbahn erkieset. Gemeines, Schlechtes wird er nicht sehen, oder verschmähen; nur mit dem Reinsten in reinen Geistern lebt er; dies ist sein Element, sein Athem, seine Wirkungssphäre. Wie manchen gepriesenen Schriftsteller wirft er fort, wie jener eine unanständige Gestalt aus dem Tempel warf, mit dem Ausruf: „Fort von hinnen! nichts Heiliges ist in dir!"

---

1) Ein Werkzeug zum Sehen (Visiren) in der Meßkunst, Späher, Kundschafter.
2) D. i. Ferne bleibe alles Unheilige!
3) Uebertriebene, übermäßige Anstrengung.

Dies reine Göttliche soll jeder Jüngling in sich bewahren und ausbilden; es ist der feinste Umriß seines innigsten Wesens. Dies reine Göttliche soll jeder Lehrer in seinem Schüler, als seinem jungen Freunde, anerkennen oder kennen lernen, es lieben, ehren und ausbilden! — In ihm wohnt des Menschen einzelne Kraft, seine reinste Glückseligkeit, seine innigste Weisheit.

Aber ach! Nichts wird so leicht entweihet, als dies Heiligthum! Dieses himmlische Gemälde wird so leicht beschmutzt! Diese Perle geht so leicht verloren! — Wenn sie zertreten ist, wer kann sie sammeln? Wer kann ihr ihre vorige Gestalt, ihren hellen reinen Glanz geben? Frage sich also jeder Jüngling: „Ist in dir etwas Heiliges? und was ists? Wie hast du es bewahret? Wie ausgebildet?" Jeder lernende Jüngling frage sich: „In Wissenschaften und Uebungen, was ist dir heilig? Welche Wissenschaft treibst du als eine heilige Wissenschaft, der du auf den Grund kommen wolltest? Kamst du dahin? Zieht sie dich noch an mit himmlischem unwiderstehlichen Zuge?"

„Welche Schriftstellen, welche Grundsätze sind dir heilig? Was liesest du am liebsten? Wobei geht dir dein Inneres auf? Was excerpirest du am sorgfältigsten, am treuesten?

Lebest du lieber mit großen oder mit kleinen Geistern, mit Engeln oder mit Gergesenern? [1])"

„Liebest du die Regel? denn heiliger ist nichts als Ordnung und Regel. Liebst du sie allenthalben in Wissenschaften, Meinungen, Sitten, in Uebungen, in Kleidern und Geberden? oder ist dir allenthalben das Oberflächliche, Flüchtige, Freche, Unverständige und Unanständige, pöbelhaftgemeines Geschwätz lieb und werth?" —

Fragt euch, Jünglinge, hierüber vor den Altären der heiligsten Männer aller Zeiten, die wir verehren. Leget dabei die Hand auf euer Herz, und seid redlich.

Wir fangen jetzt ein Examen an. Keine Wissenschaft, kein Autor werde von uns mit unreinen Händen angegriffen, und in jedem hinter der Schale der reine Kern gekostet. (J. G. v. Herder.)

3) Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

O ihr Tausende von Aeltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Thränen wieder entstürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen, als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thränen wieder! Aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an, noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden stürzt er in den feurigen Schlachttod, wie in eine Sonne, mit keckem Herzen, das Höllen [2]) ertragen will; von hohen Hoffnungen um-

---

1) Dieser Stamm, Nachkommen des Gergesi, eines Sohnes Kanaans, wohnte gegen Abend jenseits des Jordans und wurde von den Israeliten vertilgt.

2) D. h. Plagen und Schmerzen und Leiden, stark, wie die Strafen in der Hölle.

flattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen, im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland, fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todeskatarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in ihrer Brust, als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Streben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten auf Erden; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Aeltern, wollet ihr noch einmal Thränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! Aber es seien nur Freudenthränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen, als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seid sogar stolz, ihr Aeltern! ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert; denn ihr habt in der kälteren Lebensjahreszeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand, und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort. (Jean Paul Friedrich Richter.)

4) Abschiedsrede.

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich schon seit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was sie mir brächte und nähme, die Stunde des Abschieds von dem, was mir außer meinem Hause das Anverwandteste und Theuerste hier ist, des Abschieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieser Schule ist da; und kaum vermag ich zwischen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat sich die Scene geändert! Dreizehnmal hab' ich von dieser Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugesprochen. Sie gingen, wohin sie Pflicht und Wissenschaft riefen. Ich blieb umringt vom muntern Kreise des gedeihenden Nachwuchses. Heute ist die Reihe an mir zu gehen. Der einzelne verliert sich in die schnell fortrauschende Woge der Zeit, und seiner wird bald nur noch im leisen Nachhall; als eines Abgeschiedenen, gedacht. Das lebendige, sich aus sich selbst erneuende Institut bleibt und sieht so einzelne Menschen, als ganze Geschlechter in sich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr ist, daß nur öffentliche Wirksamkeit wahres Leben *giebt, so bin* ich nach dieser Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für *diese Anstalt endet,* für Weimar todt, und Sie, theure Anwesende, schließen

jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man sagt, daß bei Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraschender Hast ergreift, sondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in diesen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geschärfteren Auge vorübergehen und eine klare Ansicht gewähren. So möcht' ich wohl auch in diesem entscheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbstbewußtsein die rechte und die linke Seite meines Weimarischen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Geister, fröhliche Schatten abgeschiedener, aber in meinem Gedächtniß stets fortlebender Wonnestunden drängen sich in immer stärkern und dichtern Haufen um mich her. Wie schön fiel mir mein Loos in Weimar; wie froh und glücklich verflossen mir hier meine Tage! Ich habe nichts zu vergessen und die Schaale der Lethe, die nach der deutungsvollen Sage allen Schatten gereicht wird, ehe sie Elysium aufnimmt, soll nie meine Lippen berühren. Kaum trübte etwas den heitern Himmel über und in mir, wenn es nicht der strenge, unerbittliche Bote that, den die Alten in Bild und Wort so leise umgingen, weil den geraden Blick auf ihn nur der Christ heften kann. Ach, hier blutet mein Herz! Denn wie sind die Reihen gelichtet; wie viele sind heimgegangen von den Männern, die, als ich vor nunmehr fast 14 Jahren zuerst an dieser Stelle sprach, mir traulich Hand und Herz boten. Ach, daß ich heute diese Hand nicht noch an meine klopfende Brust legen und ihnen sagen kann, daß mein Herz für sie schlägt! Warum ist dieser Stuhl hier vor mir leer? Warum kann ich, ehrwürdiger Herder, nicht in dieser Scheidestunde, wo alle Binden fallen, nur die der Liebe nicht, nicht noch zum letztenmale Deine Hand ergreifen, die mir so lange eine treue Vaterhand war. Müßte man Jemand verantwortlich dafür machen, daß ich hieher berufen wurde, so trügest Du, edler Schatten, diese Verantwortlichkeit allein. Wie gütig, wie sanft leitend und berathend nahmst Du Dich meiner in den ersten goldenen Jahren meines Hierseins an. Ich bekenne es laut, und werde nie aufhören, es zu bekennen, daß ich nie von Dir ging, ohne belehrter und weiser zu sein. Und für alles dies konnte ich nicht einmal Deine kalte Hand im Tode noch in die meinige legen, als Du zu dulden aufgehört hattest. Zwar diese theure Hand war schon früher erkaltet. Du, Großherziger, warst nicht Schuld daran. Aber, bei Gott dem Allwissenden, ich auch nicht, obgleich mich es tief schmerzen mußte. Du wandelst jetzt im Lichte einer andern Sonne, die kein Nebel verschleiert, da, wo jeder Mißklang Wohlklang wird, zu groß für mein schwaches Lob, Du selbst in den unsterblichen Wirkungen Deines Geistes, der aus Deinen Schriften noch zu späten Enkeln sprechen wird, der unbestochenste Lobredner. In meiner letzten Stunde werde ich Dein noch mit Liebe und Dank gedenken, und mich noch oft an den Blüthen Deines allumfassenden Geistes erquicken, die ich zum Theil in den lebendigsten Knospen hervorbrechen sah. Doch wie groß ist auch außer diesem die Aussaat auf den Acker der Garben für mein sich jetzt so arm fühlendes Herz! Du, mein edler Bode, verkannt von Vielen, von Niemand inniger betrauert als von mir, und Du, einst wirksamer, biedrer Freund, mein Weber! Euch verdanke ich so viel und doch kann ich Euch nicht mehr danken! Und wie viele Edle müßte ich noch nennen, die nun alle schon in die Wohnungen des Friedens eingegangen sind! Gewiß, mein letzter Gang hier in Weimar wird zu den abgestreiften Hüllen meiner Freunde, ach, warum muß ich noch hinzusetzen, meiner Kinder, auf dem hiesigen Todtenacker sein. Wohl mir, daß ich weiß, was für die Ewigkeit gesäet

wurde, das umschließt kein Grab. Dies ist aber auch der einzige Wermuthstropfen, der in die volle Schaale der Freude, die mir hier täglich winkte, gegossen wurde. Denn wie glücklich lebte ich übrigens in meinen Amtsverhältnissen! Mag die Lasten des Schulmannes anklagen, wer sie als Lasten führt. Mir waren sie eine süße, willkommene Bürde. Nie trat ich in den Hörsaal, der mich am häufigsten aufnahm, ohne Alles, was mir etwa Unangenehmes zu Hause zugestoßen sein konnte, schon an der Thür abzulegen. Sie, meine lieben Jünglinge, haben von der Homerischen Nepenthes gehört, die einst die schöne Helena dem kindlich betrübten Telemachos bot. In Ihrer Mitte fand ich stets diesen Wundertrank, und nur ein Verdruß wurde mir, wenn ich den nur zu schnellen Stunden die Flügel nicht verschneiden konnte. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr gesehen habe, nie mißvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen bin. Ist auch wohl ein beneidenswertheres Loos, als täglich an die fröhlichsten Empfänger geben und austheilen zu können, und durch diese tägliche Spende dennoch nie ärmer, sondern vielmehr reicher und gerüsteter zu werden, um noch reichlicher spenden und austheilen zu können? Und ist dies nicht das Loos des geliebten und von lehrbegierigen Schülern umringten Lehrers? Es war auch das meinige. Sie hörten, so weit es nur immer dem lebhaften Jünglinge möglich ist, mit Wohlgefallen und Aufmerksamkeit jeden meiner Vorträge. Je williger Sie nahmen, desto williger gab ich, desto glücklicher wurde mein Bestreben, mich Ihnen durch Lebhaftigkeit und Deutlichkeit des Vortrags faßlicher zu machen. Oft möchte es in diesen freundlichen Wechselwirkungen schwer gewesen sein, zu bestimmen, wer unter uns der funkenlockende Stahl oder der sprühende Feuerstein genannt werden müsse. Und wer vermag den Genuß zu schildern, den mir diese ergötzlichen Spaziergänge in den blüthen- und duftreichsten Hesperidengärten der alten und neuen Zeit mit Ihnen, meine treuen Gefährten, so vielfach gewährten? Ich stand einst in Hamburg am gewühlvollen Hafen der Elbe. Ein Schiff mit wehenden Wimpeln sollte eben die Anker lichten und nach dem damals noch glücklichen Domingo abgehen. Da kam mit fleißigem Ruderschlag ein Boot angerudert, auf das man im Schiff ängstlich zu warten schien. Es war, wie ich bald erfuhr, der Steuermann gewesen, der durch einen Zufall verspätet worden war. Mit vollen Segeln schwamm das Schiff nun sogleich einem fremden Welttheile zu. Lange verfolgt' ich das schöne, schwimmende Haus den majestätischen Strom hinab und gerieth hierauf in ein stilles Nachdenken. Sieh', dacht' ich bei mir, wie groß und gewaltig der Meilenbreite Elbestrom hier dem Weltmeer zufluthet. Wie viel tausend Quellen, die unbemerkt an den Füßen der Gebirge und im Schooß blühender Wiesen hervorrieseln, zusammenfließen, zu Bächen werden, die Bäche anderer Provinzen an sich ziehen, durch mancherlei Windungen und Krümmungen von Provinz zu Provinz fortlaufen und immer größer werden, je weiter sie laufen, gehörten dazu, um dies tiefe Bette anzufüllen. Und so wie aus allem diesem, was die Najaden und Flußgötter einzeln aus ihren nie versiegenden Urnen gossen, endlich der große Elbestrom seine Wasserschätze füllte: so ist durch die Bemühung so vieler tausend, tausend Geister der frühern Jahrtausende unter allen Völkern und Himmelsstrichen der königliche Strom der Wissenschaften zusammengeflossen, auf welchem deine Zeitgenossen so muthig und keck dahintreiben. *Die Schiffe* sind die Bildungs- und Lehranstalten der reifenden und gereiften *Menschheit*. Der verständige, sachkundige Steuermann ist der Vorsteher und

Lehrer jeder solchen Anstalt. Meine Freunde, ich war damals schon Rector in Weimar, und ich wußte, daß ein Hunderttausendtheilchen der Gewässer, die jener Kiel durchfurchte, von unsrer kleinen Ilm in diesen stolzhinfluthenden Strom abgegeben worden war. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie klein und wie groß ich mich damals zu gleicher Zeit fühlte. — Aber ich beklage den Mann, der von tausend Stimmen der Vorwelt im himmlischen Einklang umtönt und zur lebendigsten Theilnahme an diesem vollstimmigen Conzert aufgefordert, nur für sein eigenes Geläute und schwirrendes Hackebret ein Ohr haben und das zarte Ohr der Jugend damit abstumpfen und verwahrlosen könnte. O, ich müßte den Tag länger machen, wenn ich Ihnen jetzt alle meine übrigen Freuden, die mir die Erfüllung meiner Berufspflicht immer aufs neue gewährte, alle auch nur in Hauptsummen vorrechnen wollte. Die Lehrstunden, die ich öffentlich zu ertheilen hatte, gaben mir Kraft und Heiterkeit zu meinen häuslichen und literarischen Nebenbeschäftigungen. Man hat mir zuweilen die unverdiente Ehre angethan, mich meiner mannichfaltigen Thätigkeit wegen zu beloben, und mich zu fragen, wie ich dies anfinge? Das Wort vom Räthsel ist ganz einfach: ich ging täglich in die Schule. Da holte ich mir Freudigkeit und Muth, da Gesundheit, da Mannichfaltigkeit der Ansichten; da wurde der Buchstabe lebendig und der Geist rege. Die glücklichsten Combinationen in Forschungen des Alterthums hat mir der Zuhörer dictirt. Und welchen Stoff zu Beobachtungen bietet die durch Uebung geschärfte Aufmerksamkeit auf die noch unverlarvte Jugendwelt! Wahrlich, da bedarf es eben keiner Gallischen Organ-Umtastung, um das keimende Talent sogleich im zarten Sprößling zu erkennen. Auch konnte ich mich von vielen meiner Schüler noch eines besondern Zutrauens erfreuen, das sie mir durch häusliche Besuche, Anfragen und so manche dadurch hervorgelockte Selbstgeständnisse und Mittheilungen in vollem Maße gewährten. Und nun die geselligen und geistigen Freuden, die Kunst- und Naturgenüsse, die mannichfaltigen Bekanntschaften, die belehrenden Gespräche mit so vielen auserwählten und erleuchteten Männern, vor allen mit dem ehrwürdigen Dichter, in dem ich bei vertrauterem Umgang auch den reinen und guten Menschen innigst verehren lernte, wie viel Quellen des Wohlseins und der Zufriedenheit! Und zu allen diesen eine fast ununterbrochene Gesundheit, die erst in den letzten Jahren durch äußere Veranlassung zu wanken anfing. Wie kann ich dies Alles ohne innigste Rührung überblicken? Wie kann ich mir Rechenschaft davon geben, ohne aus tiefer Ueberzeugung auszurufen: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast!

Und diesem Allen soll ich nun auf immer ein Lebewohl sagen! Nie würde ich dies bei gesunden Sinnen von mir erhalten haben, wenn ich mir nicht bei herannahendem Alter eine beschränktere, aber eben darum weniger aufreibende Geistesthätigkeit und eine größere Ruhe zur Vollendung dessen, was in meiner hiesigen Lage stets unvollendet bleiben mußte, gewünscht hätte. Auch da, wohin mich frühere Pflicht, Anhänglichkeit und Liebe, die ja am tiefsten mit unserm Innern verwachsen ist, jetzt unwiderstehlich ruft, werden, das hoffe ich mit Zuversicht, gute und edle Menschen mich brüderlich aufnehmen und an den Grenzsteinen meiner neuen Laufbahn Quellen des lebendigen Wassers springen lassen. Allein Sie, meine geliebten Jünglinge, kann ich der Naturder Sache nach dort nie wieder ersetzt erhalten. Darum wird mir der Abschied so schwer; darum möcht' ich diese feierliche Stunde, die letzte, wo ich als Leh-

rer Worte der Liebe und Warnung Ihnen zusprechen kann, noch durch etwas recht Unvergeßliches in die weichere Brust prägen. Schon oft waren die Worte eines sterbenden Vaters für seine zurückbleibenden, nun zum letztenmal um sein Krankenlager versammelten Kinder Denksprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach späten Jahren in entscheidenden Augenblicken gleichsam mit magischer Kraft. Auch die Worte des scheidenden Freundes gruben sich tief in die Tafel unsers Gedächtnisses und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo sie längst verloschen zu sein schienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären sie mit einer sympathetischen Dinte geschrieben, plötzlich wieder zum Vorschein. Im Lehrer sind Vater und Freund im vielumfassendsten, ehrwürdigsten Sinne dieser so oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch sie schlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenschaften in der Wiege des Lebens. Aber selbst der Todenschlaf ist nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube ist, daß der menschliche Geist eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtsein aufgefaßt hatte. Träume und andere Zustände tieferer Erregung würden uns dies, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen bestätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlassungen den Griffel für solche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu sparen. Geliebte Jünglinge! hier sind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel ist der Ihrige. Verkennen Sie diesen *nie*, und Sie sind für Zeit und Ewigkeit geborgen. *Vergessen Sie Ihre Menschenwürde, vergessen Sie Ihre Christenwürde, vergessen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie*, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückseligkeit führen.

Sie sind Menschen und als solche im Besitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweise Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unsterblichen Geiste, mit Besonnenheit, Vernunft und moralischer Freiheit begabt, steht der Mensch auf der obersten Sprosse jener unübersehbaren organisirten und empfindenden Wesen, denen die Gottheit diese Erde zur Wohnung anwies. Selbst in seiner äußeren Bildung und inneren Construktion vereinigen sich alle edleren Formen der Thierheit, und darum ist jetzt nur eine *vergleichende* Anatomie die wahre Zergliederungskunst für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir sind auch in so fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedrückten, jedem Thiere, das unsre Kunst zähmt, jedem Element, das die neuere Chemie überwältiget und zersetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit versehen. Ja wir sind schon in dieser Rücksicht Diener und Stellvertreter des Allschaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieser Kräfte schlummern in unserem, zu endloser Fortdauer und ewiger stufenweisen Veredlung, die schon die Sprache der Vernunft auch ohne die heiligste Offenbarung *Himmel und Seligkeit* nennen würde, erschaffenen Geiste. Sie, meine theuern Jünglinge, sind nicht unbekannt mit dieser Geist- und Herzerhebenden Ansicht, die auch der Glaube der Christen durch die Aussprüche unsers großen Meisters als die allein echte Christusmoral bestätigt, da wir uns seit mehreren Jahren wöchentlich zweimal darüber mit einander unterhalten haben. Aber auch dies liegt im Plane der höchsten Weisheit: nicht jeder einzelne Mensch soll schon in dieser ersten Vorbereitungsperiode seines Menschenthums die Stufe der Entwicklung, Veredlung und Verfeinerung ersteigen, deren die Menschennatur überhaupt und eine jede im Einzelnen fähig ist. Zu den ursprünglichen Abstufungen, die zwischen

der dumpfen Beschränktheit des zum Lastthier erniedrigten, auf seine Scholle gehefteten Halbmenschen und jenen hohen Genien der Menschheit, von welchen unser beliebter Volksdichter sagt:

Es ringt sich aus der Menschheit Schooß
Jahrhundert lang kaum Einer los,

in unübersehbaren Reihen mitten inne liegen, kommt nun auch noch Gunst und Ungunst der äußeren Umstände. Selbst der Geist mit den vortrefflichsten Anlagen wird in Unthätigkeit und kaltem Stumpfsinn erstarren, wenn nicht durch Geburt, frühe Erziehung und alle die übrigen Vergünstigungen, für welche einst Plato den Göttern dankte, der göttliche Funken angefacht, die schlummernde Kraft geweckt und die geweckte und ausgebildete in einen ihr angemessenen Wirkungskreis versetzt wird. Im rohen Kiesel, den der unwissende Indianer zur Stütze seiner elenden Hütte verbraucht, erspäht der Kennerblick des Europäers einen fast unbezahlbaren Edelstein. Aber auch nach dieser Entdeckung muß ihn ein kunstverständiger Juwelier erst schleifen lassen und mit Gold einfassen, ehe er an Alexanders glorreicher Kaiserkrone, oder — an Bonapartes Säbelgriff glänzen kann. So mit den Geistesanlagen der Menschen. Ein Winkelmann bleibt Schulmeister in einem kleinen Städtchen Obersachsens; der Lothringische Hirtenjunge Duval (Du Val) wird nie kaiserlicher Bibliothekar; der Regimentspfeifer Bode nie geheimer Rath in Wort und That für seine Freunde, wenn nicht sehr begünstigende Anstöße und Erweckungen sich finden. Der Geist mit Riesenkräften und herrlichen Anlagen kann, wie dort Hamlet beim Shakespear sagt, in eine Nußschale gesperrt und dort ohnmächtig eingezwängt werden. Oder ist es noch keinem von Ihnen beim Anblick eines ländlichen, mit hundert kleinen Kreuzen besäeten Kirchhofs beigefallen, was der englische Dichter Gray in einer trefflichen Elegie besungen hat, daß in manchem friedlichen Grabhügel unter dem schwarzbemalten Kreuze die Hülle eines Geistes modert, der voll innerer Energie ein Cäsar oder Gustav Adolph, ein Haller oder Herschel werden konnte, wenn nur die Kunst den rohen Marmor gebildet hätte, jetzt aber in seinem kleinen Dörfchen höchstens der Sprecher einer Gesandtschaft an den Amtmann, oder der erfahrenste Leser des Thüringer Boten in der Schenke geworden ist. Zwar gebührt es uns nicht, vermessene Blicke in die Anstalten Gottes in seiner unermeßlichen Geisterwelt zu thun. Aber so viel dürfen wir uns selbst aus dem Munde des weisen Meisters in Israel zum Trost sagen: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gewiß hat der Vater der Geister in seinem Weltenplan tausend andere Entwicklungsanstalten vorzubereiten gewußt, wo auch die hier durch ungünstige Lagen zusammengepreßten Geister alle ihre Kräfte im vollkommensten Ebenmaße ausdehnen, wo alle Kinder, die es dem Körper oder auch bloß dem Geiste nach blieben, erzogen werden sollen. Indeß bleibt es stets ein beneidenswerther Vorzug, seiner vollen Menschenwürde sich schon hier ganz bewußt und schon früh in die glückliche Lage versetzt worden zu sein, in der Körper und Geist eine gleichmäßig geordnete, zweckmäßige Ausbildung erhielten. Doch es giebt zum Glück auch noch eine andere, sehr tröstliche Ansicht, wodurch gleichsam alle Hügel geebnet und alle Thäler erhoben werden, die auf dem Oelberge und auf Golgatha.

Ja! Es giebt eine zweite Würde, die, ganz unabhängig vom größern oder kleinern Maße der ursprünglichen Geistesanlagen, mit welchen jeder Mensch aus der Hand seines Schöpfers hervorging, und von dem Weltzusam-

menhang, in welchem diese Anlagen mehr oder weniger geübt und gebildet werden, eine eigene Art unsers Daseins bezeichnet, die nicht im Scheinen und Wissen, sondern im Sein und Glauben besteht, mit einem Worte, die erhabene Würde der wahren Christusreligion. Sie adelt den Bettler, wie den Fürsten; sie reiniget, sie erleuchtet, sie erhebt uns über uns selbst, und wo die umfassendsten und im Sonnenschein aller menschlichen Glorie wandelnden Geister ihrer freiwillig entbehrten, da fehlte gleichsam die Unterschrift zum Adelbrief, der uns die Pforte des Paradieses öffnen soll. Edler Herder! Du erblicktest noch kurz vor Deinem Ausgange aus dem Lande der Räthsel in einem hohen Gesicht diese Würde, als Du die im Himmel ausgehangene Wage schauetest, in deren einer Wagschaale Kronen und Scepter, Schwerter und Marschallstäbe lagen, und Alles, was auf Erden glänzt und Kniebeugung empfängt, auf der andern aber der bescheidene Christenkelch und das Brod der Barmherzigkeit darüber. Jene Schale flog hoch auf und löste sich in Dunst und Dampf. Diese stieg majestätisch still herab auf die demüthige Bescheidenheit. Und eine Stimme erscholl: Mißklang löset sich in Wohlklang. — Diese Würde umstrahlte einst die Jünger Jesu. Arme, ungelehrte Fischer und Zöllner waren es, und sie wurden durch den Geist Jesu, der sie in alle Wahrheit führte, die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechtes, umschlossen Völker und Geschlechter der Erde in ihrem himmlischen Netz und wurden die nimmer verstummenden Herolde einer Weltreligion, die sich nun achtzehn Jahrhunderte bewährte und in ihrer geistigen Reinheit und Vollkommenheit noch ferner bewähren wird bis an der Welt Ende. Wenn alles irdische Rüstzeug des bloßen Wissens abfällt, alle schimmernden Wolkenpalläste sinnreicher Hypothesen und Systeme zusammenstürzen, bleibt uns diese himmlische Würde um so reiner und unverfälschter. Sie führt uns wahrhaftig zu Gott ein!

Doch entbehrt darum die Bestimmung des Gelehrten und die Gelehrsamkeit ihres großen Werthes nicht. Sie ist vielmehr im Dienst Gottes und der Menschen angewandt, Gott und Menschen sehr angenehm, und, wenn schon das ganze Leben des Menschen eine Schule genannt zu werden verdient, die Schule der Schule. Wohl Ihnen, theure Jünglinge, das Glück, das Tausenden nicht zu Theil wird, zur auserwählten und, wie einst die Perser ihre Edelsten benannten, zur heiligen Schaar zu gehören, die Gelehrsamkeit und Wissenschaft adelt, das Glück, das sich so mancher talentvolle Knabe hinter der Heerde oder in der Werkstätte ersehnt, wenn es ihm so eng wird, wie einst dem kleinen Naumann in der Glaserbude, dies Glück ist Ihnen, Schüler und Zöglinge dieser Anstalt, Allen zubereitet. Sie sind zu Jüngern der Wissenschaft und Weisheit bestimmt. Der Staat, der einst an Ihnen seine Lehrer, seine Richter, seine Aerzte, kurz seine Stützen und die wohlthätigsten Förderer des einzelnen, und so es sein kann, auch des allgemeinen Menschenwohls erwartet, heftet schon jetzt erwartungsvoll seine Augen auf Sie.

Wohlan, fühlen Sie zuvörderst ganz Ihre erhabene Menschenwürde; entehren Sie diese nie durch das, was den im Himmel geschriebenen Adelbrief des Menschen zerreißt, und ihn unter die Thiere auf dem Felde herabwürdigt, die bloß ihrem Instinct, doch aber auch diesem nach geregelten Zeiten und Naturgesetzen folgen. Schänden Sie sich nie durch Geist und Körper entnervende Wollüste, durch zerstörende Unmäßigkeit, durch Haschen nach Kindertand und Schmetterlingsfarben, durch herzaustrocknende Spielsucht, durch Haß, Neid, Zorn und alles das traurige Gefolge sich selbst vergiftender Leidenschaften.

Erhaben über das Kraut, das auf dem Felde wächst, und gen Himmel gerichtet ist das Antlitz des Menschen. — Aber noch ein weit höherer Adel, der zwei Welten mit einander verbindet, die Würde des Christenthums sei Ihnen da Trost, Lehre und Stärkung, wo menschliche Weisheit nicht zureicht. Das wahre Christenthum ist ein Zustand, ein Sein, ein Wandeln im Licht, ein Fruchtbringen in Geduld, ein ewiges Fortstreben und Wachsen in Vollkommenheit. Der beißt sich die Zähne an der Schale stumpf, ohne den süßen Kern je zu schmecken, der sich nur in Formuliren und Klügeln dabei verliert. Hüten Sie sich vor diesem unseligen Mißverstand! Bewahren Sie sich vor kindischem Nachlallen und vernünftelnden Spötteleien über das, was den größten Denkern, einem Neuton, Leibnitz, Haller das ehrwürdigste war. Sie leben in Weimar, wo durch das zusammenstrahlende Licht großer Geister für solche, die ihr Auge daran noch nicht gewöhnt haben, leicht Erblindung und allerlei böse Augenkrankheiten entstehen können. Ueberhaupt ist es nicht immer auch schon in den Schluchten und Thalgründen Tag, wenn auch die Morgensonne die Gipfel der Berge vergoldet, die nicht selten ihr Rosenlicht von dem Schnee und Eisüberzug erborgen, der ihre hochragenden Häupter umstarrt. Die Weise des Christenthums ist Wärme und Bruderliebe. Wo eine Lehre zugleich erleuchtet und wärmt, die ist von Gott, deren himmlischen Ursprung erkennt man an ihren Früchten. Schämen Sie sich der Lehre Jesu und des einfältigen Glaubens nicht, dem sich von jeher die tiefsinnigsten Forscher unterwarfen. Wer ihn unter Spott und Aergerniß nicht verleugnet, dem wehet die Palme in der letzten Stunde, wo alle Täuschung aufhört; dem winket am Ziele der Kranz! —

— Doch indem Sie Ihre durch Christusreligion veredelte Menschenwürde früh zu fühlen und ihr gemäß zu handeln anfangen, schätzen und fühlen Sie nun auch die Würde Ihrer besondern Bestimmung zum Gelehrtenstand, die ein scharfsinniger Forscher unserer Tage die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts im Allgemeinen, und die stete Beförderung dieses Fortgangs genannt hat. Ich habe Ihnen einmal vom Fackeltanz am Feste des Prometheus im alten Athen erzählt. Dort ging die Fackel, die der weise Prometheus am großen Weltlicht, der Sonne, zuerst zündete, aus Hand in Hand, und wer sie bis ans Ziel trug, ohne daß sie auslöschte, erhielt den Preis. Tausende trugen die helle Fackel der Wissenschaften vor Ihnen; heute, morgen wird sie in Ihre Hände gegeben, und Sie sollen sie, dampflos und leuchtend, wieder Ihren Nachfolgern übergeben. Sie werden durch Ihre Bestimmung zum Gelehrtenstand die Seckelmeister des ehrwürdigsten Schatzes der Menschheit, aller großen Erfindungen, Gedanken, Frucht- und Blumenstöcke der sinnenden, singenden, denkenden Menschheit seit dem grauen Alterthum bis auf unsere Tage. Schande dem Trägen und Stumpfsinnigen, der das ihm anvertraute, heilige Pfund im Schweißtuch vergraben oder gar um Tand und Flitter hingeben wollte. Und hier ist das bloße gewissenhafte Aufbewahren noch nicht einmal genug. Wer seinen wahren Beruf fühlt, muß sich und die Wissenschaften, denen er angehört, täglich weiter bringen; er muß der Menge durch neugewonnene Ansichten, durch redlich errungene Eroberungen im Gebiete seiner Wissenschaft weit, weit voraus eilen, muß vergessen, was er gethan hat, und stets nur auf das denken, was er noch zu thun hat. Nie war die Wissenschaft länger, nie das Leben für die Wissenschaft, die in weitere und weitere Kreise sich ausdehnt, nach allen Seiten hin wächst nnd gleichsam polypenartig immer neue Aeste ab-

setzt, kürzer und beengter. Aber es giebt auch jetzt der Hilfsmittel und Anreizungen weit mehr. Und Sie, theure Jünglinge, haben den Erweckungen und Aufmunterungen vor andern so viele und mannichfaltige. Sie leben in Weimar, umringt, umtönt von den berühmtesten Namen, die unsere Literatur ausspricht, und die genauer kennen zu lernen, der Fremdling aus Osten und Westen hieher wallfahrtet. Jeder Schritt ist gleichsam ein Fußtritt auf klassischem Boden. Ihnen allen sprach ein Herder von dieser Stätte mit seiner sanft eindringenden, unwiderstehlichen Beredsamkeit noch Worte des Lebens und Geistes ins weiche, jugendliche Herz! Ein edler Urahn unsers hohen Fürstenstammes, der unvergeßliche Wilhelm Ernst, stiftete für 12 ausgezeichnete Jünglinge unter Ihnen, ohne auf Vaterland und Vermögen Rücksicht zu nehmen, nur dem Würdigsten auszutheilen, eine monatlich wiederkehrende Belohnung. Von allen Seiten umgeben Sie die mannichfaltigsten Gelegenheiten, Ihren Kunstsinn, Ihren Verstand, Ihr Herz auszubilden, und Sie wollten mitten unter diesen vollen, köstlich besetzten Tafeln mit der spröden Eichelkost des mechanischen Alletagsthuns vorlieb nehmen, und dies unaussprechliche Glück durch eine unsägliche Verblendung verträumen, vertändeln, verspielen, vergaukeln? Weg mit diesem Sie und mich selbst gleich entehrenden Verdacht. O gewiß, Sie werden auch diese Ihre dritte Würde in ihrem ganzen Umfange zu ergreifen und sich anzueignen wissen. Sie werden dem in seiner Andacht eifrigen Pilger gleichen, der, stets eingedenk seines Gelübdes, bei Sonnenschein und Ungewittern auf seiner Wallfahrt zu dem Segen und Heilung ertheilenden Gnadenbilde weder zur Rechten noch Linken abweicht, sein Ziel unverrückt vor Augen behält und nicht eher rastet und seinen matten Gliedern Erquickung gestattet, als bis er an der Stufe des Altars niedergekniet ist, auf dem sein Heiliger im himmlischen Strahlenglanz umleuchtet steht. Ihr Heiliger, dem Sie wenigstens eben so eifrig entgegen wallfahrten müssen, ist die Weisheit, jene Erstgeborne des Himmels, die mit ihren Schwestern, Unschuld und Demuth im holden Bunde vereinigt, Sie durch dies Leben froh und Segen verbreitend für sich und Ihre Brüder hindurchführen, und wenn nun jene letzte, Alles entscheidende Stunde gekommen ist, wo diese morsche Hütte einstürzt, Ihnen auch alsdann noch da, wo unser Wissen kein Stückwerk mehr sein wird, die goldenen Pforten der Wissenschaft, welche die Bibel das Anschauen Gottes nennt, aufschließen wird. Ach, daß doch von diesem Augenblick an dies hohe Gefühl Ihrer dreifachen Bestimmung nie von Ihnen weichen und Sie bei jeder Gefahr der Verirrung und Verführung, wie ein guter Schutzengel, warnend umschweben möchte! Könnte ich dessen gewiß sein, dann hätte diese Trennung nichts Niederschlagendes und Herbes mehr für mich.

So aber kann ich mir beim Abschiede die Frage noch immer nicht versagen: Wo werden wir uns wieder treffen? Wohin werden Sie, so wie Sie jetzt hier um mich versammelt stehn, auch nur nach zehn Jahren schon verstreuet und vertheilt sein? In welchen Aemtern und Aussichten zu Aemtern, in welchen glücklichen oder unglücklichen Lagen werden Sie sich da befinden? Der in Schlesiens Schulannalen berühmte Rector Trotzendorf in Goldberg soll seine zahlreichen Schüler, die damals aus Polen und Mähren zu diesem seltenen Schulmann wallfahrteten, beim Eintritt im Hörsaal zuweilen also begrüßt haben: „Guten Morgen ihr kaiserlichen und königlichen Räthe, ihr Bürgermeister und Rathsherren, ihr Richter und Schöpfen, ihr Pastoren und Pfarren, ihr Professoren und Schullehrer — ihr Soldaten, und endlich — ihr

Taugenichtse und Bösewichter!“ Wie gern möchte ich den ersten Theil dieser Anrede im wahrhaften Prophetenthon auch hier anwenden und mit geschärfterem Seherblick auf die Zukunft auch Sie heute zum Abschiede auf ähnliche Weise anreden: „Lebt wohl, ihr künftigen Stützen des Staats in geistlichen und weltlichen Aemtern, ihr, die ihr mit äußerm und innerm Beifall beglückte gute Gärtner in der lebendigen Pflanzschule Gottes seid, ihr Prediger, die ihr sanftmüthig, ihr Richter, die ihr unbestechlich, ihr Aerzte, die ihr behutsam seid, lebt wohl!“ — Aber das Buch der Zukunft ist versiegelt und unser Auge zu schwach, um das schon jetzt im Lichte zu sehen, was Gott mit schonender Güte in undurchdringliches Dunkel barg. Freilich würde meine Brust von frohem Entzücken schwellen, wenn ein Gesicht mir schon jetzt die Hoffnungen und Aussichten erfüllt oder gar übertroffen zeigte, die mein ahnender Sinn Ihnen so gern zusicherte. Aber welcher Schmerz würde auch wieder mein blutendes Herz zerreißen, sähe ich in eben dieser Zukunft auch nur einen von Ihnen durch eigene Schuld in den Abgrund des Verderbens gestürzt, mit Schande, die früher oder später den ausgemergelten Wollüstling und Sclaven der Sinnlichkeit heimsucht, gebrandmarkt, von den innern Furien des Gewissens, das selbst auf seidenen Polstern und unter den süßesten Schmeichellauten nicht auf immer eingewiegt wird, gegeißelt, als eine Last der Erde, als Stümper oder als Verbrecher wandeln; sähe ich auch nur in einem von Ihnen die frohen Hoffnungen des Vaterlandes, die Erwartungen seines alles für ihn aufopfernden Vaters, das mitternächtliche Gebet seiner frommen Mutter, die Aussichten des Lehrers vereitelt, die alle nicht auf Mißwachs rechneten, wo sie so treulich gesäet hatten. Und gesetzt auch, daß uns die entschleierte Zukunft keines jener herzzerreißenden Schauspiele darböte, ist es nicht höchst wahrscheinlich, da ich hier um mich die Zahl von mehr als 150 Jünglingen und Knaben erblicke, daß nach zehn Jahren manchen unter uns schon ein früher Grabhügel decken werde? Verhülle also deinen Zauberspiegel, Zukunft! Ich mag nicht hinein sehen. Ich habe ein besseres Orakel in meiner Brust. Es ist der Glaube an Unsterblichkeit. — Zwar ich werde mich stets freuen, wie sich die Fürsten über eine Siegesbotschaft oder eine neue, ohne Blut eroberte Provinz freuen, so oft ich von einem unter Ihnen die angenehme Nachricht erhalte, oder wohl gar in öffentlichen Blättern lese, er habe durch Fleiß und Wohlverhalten diese oder jene wichtige Ehrenstelle empfangen, er sei wegen seiner Kenntnisse bewundert oder, was noch weit mehr ist, wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt und wegen seiner Verdienste im weiten Kreise seiner Brüder geliebt. Jedes schriftliche Zeichen Ihres Andenkens, wenn es nur nicht hohl tönt und eitles Schellengeklingel ist, wird mir auch in der Ferne eine frohe Stunde bereiten und die Sammlung vergrößern, die ich zur Erwähltesten meiner kleinen Besitzungen rechne und: Briefe dankbarer Schüler überschrieben habe. Freudig werde ich den, der mich in meinem künftigen Wohnort besucht, an meine Brust drücken und, wo ichs vermag, zu jedes Wohlfahrt auch aus der Ferne mein Scherflein gern beitragen. Allein dies Alles ist doch sehr ungewiß, ist Abdruck und Ausdruck der Sehnsucht, die in solchen Augenblicken rasch nach jeder, auch nicht haltbaren Stütze greift. Eins aber ist gewiß, der Tod, und nach dem Tode das Gericht! So kann ich also auch nur einen Ort mit Gewißheit bestimmen, wo wir uns Alle einander zur innigsten Vereinigung nähern können. So wie wir gestern in der gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier alle neben einander vor dem Altar und um das Grab des großherzi-

gen Glaubenshelden, des Churfürsten Johann Friedrich herum standen: lade ich Sie alle jetzt in diesem letzten feierlichen Augenblicke des Scheidens v Gottes Thron ein und wünsche Sie dort mit mir vom Weltheilande in jene himn lischen Freuden eingeführt zu sehen, wo keine Trennung mehr ist und wo w auch über den Zusammenhang unserer Schicksale, auch über die ewigen Wi kungen dieser heutigen Stunde noch einmal in einer ausdrucksvollen Geiste sprache mit einander Betrachtungen anstellen wollen. Dort ist das Ziel d frohesten Wiedervereinigung. Auf! Keiner bleibe zurück! Keiner ermüde, d schönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzusetze Dort, ja dort wollen wir einander Alle wieder finden!

Allwissender, der du Herzen und Nieren prüfest und den Gedanken ke nest, der noch nicht gedacht war, du hier Gegenwärtiger, Allgegenwärtige du durchschauest die Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieser jetzt feierlich gefaßt Entschlüsse. Stärke, befestige, vollende sie in uns Allen. Denn von dir komn Beides, das Wollen und das Vollbringen. Präge jede Lehre der Weishei deren Anfang und Ende du bist, jede Vorschrift deiner allbeglückenden Rel gion, die in dieser Schule während meines Hierseins vorgetragen worden i präge auch diesen Zuruf in die Herzen der Jünglinge. Ja segne du, Vat aller Segnungen, so Stadt als Land, so Fürst als Unterthan, so Meister a Jünger in diesem Pflanzgarten der Menschheit. Segne, stärke, erhalte u sern gnädigsten Herzog, den Freund, Förderer, Beschützer und Anwalt wa rer Aufklärung, die nur leuchtet und wärmt, nicht zündet und tödtet. Er i stets ein gnädiger und huldreicher Fürst gegen mich gewesen, und hat mir no in den letzten Tagen erfreuliche Beweise seiner Gnade gegeben. Beglücke d Allgütiger, jeden seiner Entschlüsse, und laß ihn lange die süßesten Früchte un die erquickendsten Schatten von den Bäumen im Garten der Menschheit g nießen, die seine pflegende Hand pflanzte und wartete! Segne das gan erhabene Fürstenhaus Weimar, vor allen aber die zwei Fürstinnen, auf weld unser Weimar, Angesichts aller deutschredenden Völker, stolz ist, und oh höfische Schmeichelreden zuerst nennt, wenn es sein Köstlichstes hererzähl Beide sind mir stets als wahre Landesmütter und mit dem ehrwürdigsten Eif für Alles, was schön ist und wohl lautet, erschienen. Beide würdigten mi zuweilen ihres huldreichen Zutrauens, und nie sprach ich mit ihnen von da benden Verdienst unter unsern fleißigen, aber nur selten mit Glücksgütern g segneten Jünglingen, ohne ein Bote des Trostes und der Hilfe sein zu könne Da sie, wie alle guten Geister, ohne Geräusch und nur im Stillen zu wirk gewohnt sind: so darf ich hier, wo es mir schwer wird zu schweigen, nid reden. Aber es bedarf meiner ohnmächtigen Stimme nicht. Ihre Thate stehen im Buche der Menschheit geschrieben, und du, Allwissender, blickest S gen auf ihre Mutterherzen! — Segne auch unsern gnädigsten Erbprinze dem jetzt unser aller Herzen mit freudiger Sehnsucht entgegenschlagen. M wurde in den letzten Tagen seines Hierseins das Glück zu Theil, das ich leid das beneidenswertheste auf meiner vollen Glückstafel nennen möchte, mit ih mich regelmäßig über wichtige Gegenstände unterreden zu dürfen, und re und unverfälscht legte sich da sein vielfachgebildeter, in hoher Unschuld un Güte lieblich aufblühender Geist meinen Augen offen dar! Er ist es wertl vor Andern beglückt zu sein! Drei holde Himmelsknaben bringen ihm dr nge und jeder schmücke bis auf späte Zeiten seine Scheitel, den Bürgerkra

mit Eichenlaub geschmückt, den von Fette und Ueberfluß des Friedens triefenden Oelkranz und den von Liebe und Hausfrieden geflochtenen Myrtenkranz. Du, Allgütiger, erhöre unsre Gelübde! — Segne alle hohen Collegien und Räthe unsers Fürsten, die zum Besten rathen, und gieb vor Allem den patriotischen Bemühungen des geistlichen Collegiums, dem ich selbst anzugehören das Glück hatte, fröhliches und ersprießliches Gedeihen. Erfreue den neuen, ehrwürdigen Chef desselben, den ich hier vor mir mit Rührung und Dankbarkeit erblicke, mit einem glücklichen Ausgang seiner Entwürfe, und lohne ihm seine edle Freimüthigkeit. Lohne den Männern, die mit ihm zu einem Ziele wirken, und laß sie den schönsten Lohn in ihrem Bewußtsein, ihre Pflicht redlich geübt zu haben, finden. Sie sind mit wohlthätigen Verbesserungsplanen zur Erziehung des Volks beschäftiget, die offen da liegen und ihnen den Dank der Mitwelt und Nachwelt erwerben werden. Du, großer Menschenfreund, Urborn des Lichts, erleuchte und stärke sie und alle ehrwürdigen Diener deines Worts in dieser Stadt, die so thätigen und rühmlichen Theil an der Bildung der reifenden und gereiften Menschheit haben, und mir alle so viel Liebes und Treues bewiesen! Aber erzeige auch Barmherzigkeit und Liebe, du, der du die Kindlein zu dir riefst und der Lehrer Stuhl über andere Stühle setztest, sämmtliche Lehrer und Mitarbeiter in dieser Lehranstalt, die mich vom ersten Eintritt in ihrer Mitte bis heute mit unwandelbarer Liebe, Treue und Einigkeit umfaßt und durch die redlichste Mitwirkung, Unterstützung, Stellvertretung, so viel nur immer an ihnen gewesen ist, Rosen ohne Dornen auf meinen Weg gepflanzt haben. Dank dir, Vater der Barmherzigkeit, daß ich, die ich mir hier vor 13 Jahren mit dem ersten Handschlag verband, ihnen bis auf einen Vorausgegangenen auch allen noch heute die Hand des Danks und der Bruderliebe reichen kann. Auch die kleinsten Staaten und Gemeinwesen, wie unsere Schulanstalten sind, wachsen und blühen nur durch Einigkeit. Ist etwas Gutes, so lange ich an der Spitze dieser Schule stand, bewirkt worden, so war's nicht mein Werk, sondern das Resultat der hier so einträchtig und harmonisch wirkenden Kräfte. Nie, mit der strengsten Wahrheit darf ich das versichern, hab ich auch nur einen leisen Mißklang hier vernommen. Ich kann Ihnen, meine theuersten Herren Amtsgenossen, für diese seltene Liebe und Treue weder danken, noch lohnen. Aber der im Himmel wohnet, und frommes Gebet erhört, wird Ihre stille, geräuschlose Wirksamkeit, die bisher oft den Lohn in sich selbst finden mußte und des Sonnenscheins entbehrte, der sich milder über benachbarte Fluren ergoß, mit der erquickendsten seiner Segnungen lohnen. Dem alten Kriegshelden legt man ein Schwert auf den Sarg. Das Bild der in fünf Grundtönen zusammentönenden Lyra, des Pentachords, möge man einst auf das kleine Haus malen, das uns zur Ruhe bringt. Segen über diese ganze wichtige Pflanzschule der Tugend und Wissenschaft! Mögen aus ihr immer nicht nur vielwissende und vielseitig gebildete, sondern auch pflichtmäßig handelnde und fromme Jünglinge hervorgehen, und auf ihr nicht nur Bürger für den Staat, sondern auch für den Himmel gezogen werden! Ja, Segen auch über meinen Nachfolger, wer er auch sei, dem ich so gern die Hand drückte, wenn ich nur wüßte, welche Hand ich ergreifen sollte. Du hast der Segnungen so viele, Allvater! darum laß es auch dem Magistrat dieser Stadt, der so gern zum Ganzen mitwirken wird, wenn von einem Ganzen die Rede sein kann, und der ganzen Bürgerschaft und allen Einwohnern dieser guten Stadt wohl gehen bis auf Kind und Kindeskind. Sie nahmen mich Fremdling

alle so willig und freundlich auf und erzeigten mir überall nur Liebe und Wohlwollen, was kein Geld kauft und kein dankendes Wort belohnt. Gutes Weimar, immer möge Rath und Weisheit in deinen Mauern herrschen. Du magst nicht die geldreiche genannt werden; aber du wurdest schon lange unter allen deinen Mitschwestern die kunstreiche und geistreiche genannt. Von Osten und Westen mögen noch lange die Fremdlinge zu dir wallfahrten, die den Ring suchen, um welchen die drei Brüder uneins wurden. Blühe an Weisheit und Tugend, so wie du an Wissenschaft und Kunst blühest! Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die kein Ende hat, sei über uns Allen! Amen!

(K. A. Böttiger.)

5) Der Schlaf ist ein lehrreiches Bild unserer Schwäche und Abhängigkeit.

Eine Naturerscheinung ist der Schlaf, der wir und alle Lebendigen uns unterwerfen müssen, die der Thor und der Weise, der Monarch und der Bettler mit einander gemein haben, die in gewisser Hinsicht uns so tief demüthigt, in andern Beziehungen aber wieder so ermunternd und erhebend ist, in allem Betrachte aber höchst nützlich und lehrreich für uns werden kann und soll. Der Schlaf ist ein lehrreiches Bild unserer Schwäche und Abhängigkeit.

Bild unserer Schwäche, ja wohl! Denn der Müde versuche es doch, ihn zu verbannen; auf einige Stunden wohl, vielleicht auf mehrere Tage und Nächte wird er es können, wenn es sein muß; — am Ende erliegt er. Was er auch beginne, über die nothwendige Einrichtung seiner sinnlichen Natur vermag er nicht zu gebieten. Wie er nicht bewirken kann, daß der Kreislauf des Blutes in seinen Adern die entgegengesetzte Richtung nehme, das Alter ihn nicht beuge, der Tod ihn nicht endlich hinwegrufe: so kann er es auch nicht dahin bringen, daß jenes Bedürfniß der Natur ihn nicht überwältige. Hier ist er nicht frei. Die ungetreuen Kräfte versagen ihm den Dienst; seine Ohnmacht verspottet den kühnen Vorsatz; er ist zuletzt, selbst über dem Bestreben, es nicht zu wollen, eingeschlafen.

Und wie schwach ist er nun vollends im Zustande des Schlafes! Das laute, lebendige Spiel seiner Kräfte hat aufgehört. Vergessen sind die Entwürfe des Tages. Die gewohnte Arbeit feiert. Keine Spur von dem, was er vermag, verräth sein Aeußeres. Hier ist der Geistvolle, wie der Einfältige, der Thätige, wie der Träge. Wer sieht es dieser Hülle an, daß dieser Mund so sinnreiche Gedanken aussprach, oder so reizende Töne sang; daß diese Hand so künstliche Formen schuf, oder so nützliche Arbeiten fertigte; daß diese Glieder, von einer verborgenen Gewalt beseelt, so mächtig, so wunderbar sich regen und wirken konnten. Klein und sich selbst unähnlich ist der Mensch, wenn er schlummert. Wie groß und majestätisch er wachend sei, hier ist alle Größe verschwunden. Welche Bewunderung er da erhalte, hier ist er geworden, wie der Geringsten Einer. Wie furchtbar und allgefürchtet er da hervortrat, hier ist er ungefährlich und wehrlos. Der Verfolgte mag hier sich ihm nähern und ungestraft ihn verspotten. Die Feigheit kann hintreten an sein Lager und ihn für immer entwaffnen. O wahrlich, wer das Bild der Schwäche darstellen will, der zeichne den Schlaf!

Nur du wirkst allein unaufhörlich, du wirktest bisher und wirkst in Ewigkeit, Schöpfer des unermeßlichen Alls, erhabenstes Wesen, vor dem wir im

Staube uns demüthigen! Ach, daß wir mit heilger Scheu deine Größe empfinden und mit Freuden ihr jauchzen; daß wir deiner allwirksamen Macht und deiner nie ermüdenden Vatersorgfalt uns voll Zuversicht anvertrauen; daß wir unsere Abhängigkeit von dir in kindlicher Unterwerfung erkennen möchten, um dir zu gefallen!

Wie werden wir doch durch jeden Schlaf so besonders lebhaft an diese Abhängigkeit erinnert! Des Schlafenden Sinne sind für die Außenwelt geschlossen, und damit hört seine Sorge und Wirksamkeit auf. Ihm droht Gefahr; er kann sie nicht abwenden. An seinem Eigenthum vergreift sich eine diebische Hand; er kann es nicht hindern. Seine Habe geht in Flammen auf; er kann sie nicht retten. Sein Leben überfalle der tückische Meuchelmord; er kann sich nicht schützen. Die Welt könnte um den Schlafenden her untergehen, und er würde vielleicht nur dann erst etwas gewahr, wenn ihn selbst das furchtbare Geschick ergriffe. Denn nicht immer sind Freunde, die ihm Hilfe bringen, oder die seiner Hilfe bedürfen, um ihn her. Fern und nahe schläft Alles mit ihm, wenn schweigende Nacht die Erde in Schatten hüllt. Ihn schützt nicht der lichtscheue Sünder, der ihn vielleicht in der Finsterniß zum Gegenstande seines Bubenstückes macht. Wer sonst noch, indem er ruht, die nächtlichen Stunden in trüber Sorge oder in stillem Fleiße durchwacht, weiß nichts von ihm, oder kann ihm doch nicht helfen. Und alle Wächter der Sicherheit, was vermögen sie allein zu unserer und vollends zur Erhaltung des Ganzen? Wo der Herr nicht die Stadt behütet — und die Welt ist eine einzige große Stadt — da wacht das Auge der Kreatur umsonst.

Unsere Abhängigkeit von Gott macht uns der Schlaf mithin doppelt fühlbar und setzt sie außer allem Zweifel. Am Tage, wo die Lebendigen alle geschäftig sind, möchte der Ungläubige dieser Ursache die Erhaltung der Dinge beimessen; möchte der Selbstgenügsame wähnen, die Welt bestehe durch ihn. Senkt aber die Nacht sich herab; beginnt jede arbeitende Kraft zu feiern; wiegt tiefe Ruhe das müde Leben ein; und wir fragen ihn: Wer nun, da Keiner mehr sorgt, das Ganze erhalte; wer nun, da Alles schläft, für Alle wache; wer nun, da todtenähnliche Stille überall verbreitet ist, mit lebendigem Odem durch die Schöpfung wandle und die heilige Schaar der Sterne im sicheren Glei'e am Himmel auf und nieder leite: — dann muß er anbetend verstummen, dann zerknirscht sein Nichts fühlen, und Dich, der Du, ohne seiner zu bedürfen, alle Dinge mit Deinem kräftigen Worte trägst, in Demuth verehren

Nachdenkenden und Rechtschaffenen wird dieses Gefühl auch nie fremd. Gern und dankbar bekennen sie, daß sie Alles, was sie haben und sind, von einem Höheren empfangen, und dessen väterlicher Aufsicht, wie die Fortdauer, so das Glück ihres Lebens zuzuschreiben haben.

Laßt uns die Nähe des Vaters, von dem wir in jedem Augenblicke unseres Lebens abhängen, überall fühlen, und, wo wir des Allmächtigen bedürfen, fest auf ihn hoffen; laßt uns einschlafend Leib und Seele dem empfehlen, der Beides gegeben hat: — dann werden wir, so oft uns der dämmernde Morgen oder bei Nacht schon ein Unfall aufweckt, getrost und ruhig zu einer frohen und gewissenhaften Uebung der Pflicht auf der Stelle geschickt sein.

48

6) Rede, bei der Einweihung des Dampfschiffes „Gutenberg“ in Mainz, gehalten am 15. August 1838 vom Bischof Kaiser zu Mainz.

Verehrteste Anwesende! Die Erinnerung zweier großen Ereignisse tritt vor unsere Seele, indem wir vor diesem Schiffe bereit stehen, demselben zur Erreichung seiner wohlthätigen Bestimmung den Segen des Himmels zu erflehen, es durch das Gebet der Kirche zu seinem Dienste einzuweihen und ihm unter Beilegung des gefeierten Namens Gutenberg die sogenannte Taufe zu ertheilen. Ich meine die beiden Ereignisse der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Schifffahrt, insbesondere nun der Dampfschifffahrt. Zwei herrliche Zeugen menschlichen Scharfsinnes und Fleißes! Ich will nicht von unserm Gutenberg und seiner Erfindung, nicht von den weltumfassenden Folgen, die sie gehabt, reden; es ist dies bereits von unsern Mitbürgern in Mainz bei der vorjährigen Inaugurationsfeier geschehen, und durch Wort und Handlung in würdiger Weise ausgesprochen worden.

Wenn aber, will ich nur bemerken, wenn die Buchdruckerkunst das Mittel ward, die Hervorbringung des einen Geistes zum Gemeingute Aller zu machen und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, vordersamst aber die beseligenden Offenbarungen des höchsten ewigen Geistes, das theure Wort, im Ländchen Juda gesprochen, die heiligen Urkunden unserer Religion mehr und mehr zu verallgemeinen und auch den Minderbemittelten zugänglich zu machen, so wie überhaupt Alles, was auf dem einen Punkte der Erde Wahres und Gutes, Schönes und Nützliches hervortritt, in tausend und abertausend Stimmen auf allen andern Punkten der Erde vernehmbar werden zu lassen: so dient hinwieder das Dampfschiff dazu, die Communication zwischen Völkern und Ländern zu erleichtern, zu erhöhen, und die Produkte eben jener Kunst und des menschlichen Denkens, Sinnens und Thuns, so wie des Bodens und Klimas auf den die Erde umgebenden Wassern, durch die Gewalt des Feuers getrieben, von Strom zu Strom, von Meer zu Meer, von einem Pol zum andern zu tragen; ja nicht nur die Produkte menschlicher Thätigkeit, sondern die Menschen selbst aus dem einen Welttheile in den andern zu bringen und mit Leichtigkeit und wie mit Blitzesschnelle sich in die Arme zu führen, so daß die Hindernisse der Zeit und des Raumes unendlich gemindert, fast aufgehoben erscheinen.

Fürwahr, wir staunen ob so großer menschlicher Erfindung, und der Mensch könnte bei ihrer Erwägung stolz sein auf die Macht, die seinem Geiste inwohnt; aber solch ein Stolz hat doch nur dann einen guten Grund und Werth, ist nur dann wahrhaft ehrwürdig und wohlthuend, wenn er zugleich der Demuth und Bescheidenheit nicht ermangelt, wenn der Mensch dem die Ehre giebt, dem sie gebührt, Gott; wenn er nicht vergißt, daß er nicht der Schöpfer, sondern das Geschöpf ist, daß sein Geist Gottes ist und er mit Gottes Kraft schafft, was er schafft; wenn er nicht vergißt, daß der Geist Gottes es ist, der das Wollen und das Vollbringen giebt, daß es des Menschen Sache sei, bei der Gabe mitzuwirken, daß aber seiner Arbeit Segen von Oben kommen muß. Von dieser Ueberzeugung sind auch Sie, verehrte Herren Besitzer dieses Dampfschiffes, ausgegangen, indem Sie das Ansinnen an mich gestellt haben, demselben die sogenannte Taufe, d. i. die höhere Weihe und kirchliche Segnung zu ertheilen. Ich entspreche gern Ihren frommen Wünschen und verrichte die Handlung im Namen des Herrn und seiner heiligen Kirche, und nach der Leitung unseres Diöcesan-Rituals.

So sei denn, du Schiff unseres Gutenberg, und bleibe im Schutze des Allmächtigen, dem wir dich betend empfohlen haben. Seine Rechte wahre dich vor allem Unglück. Der Herr, der die Abgründe durchschauet, wache über dir und denen, die dich lenken. Der Herr, der auf dem Meere gewandelt, den Winden und Wellen geboten und dem sinkenden Petrus die schützende Hand gereicht, reiche sie, wie wir gefleht, allen denen, die auf diesem Schiffe reisen werden, und bewahre sie und alle Habe, die sie ihm anvertrauen werden, vor allen Gefahren, vor Sturm und Ungewitter, errette sie aus jeglicher Noth und führe sie jederzeit in den gewünschten Hafen, damit sie in Friede und Fröhlichkeit die Fahrt beginnen, fortsetzen und vollenden und nach glücklicher Vollbringung ihrer Geschäfte wohlbehalten zu den Ihrigen heimkehren. Amen.

7) Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren.

Rede, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon.

Als wir vor einigen Jahren nur in geringer Anzahl in einen Schutzverein der Thiere zusammentraten, übersahen wir noch die Hindernisse nicht, welche seiner Wirksamkeit im Wege standen. Die Sache war neu, und alles Neue hat einen Reiz und Gegenreiz, eine Lichtseite und Schattenseite; man betrachtete die Thiere noch immer als einen bloßen Gegenstand der Naturkunde, welcher nicht in das Gebiet der Pflicht herüberreiche; man sprach von weicher Sentimentalität, die sich wichtig machen und einen kleinen Ruhm erringen wolle; selbst der Spott richtete die ernste Mahnung an uns, lieber die Zahl der Menschenquälereien zu vermindern, als uns unberufen und unbeglaubigt zu Schutzherren der Thiere aufzuwerfen. Alle diese Einreden blieben indessen ohne merklichen Erfolg; der Verein erstarkte und verfolgte ruhig seine Bahn; es war der gerechte Unwille über so viele Mißhandlungen der Thiere, die unser Gefühl empörten; es war die Theilnahme an den Leiden der seufzenden Creatur, die uns näher an einander schloß; es war zuletzt der gemeinschaftliche Vorsatz, die geplagten Thiere, so weit wir es vermögen, gegen die Mißhandlungen des Menschen zu schützen und dafür eine angemessene Behandlung derselben in das Leben zu rufen, was unsere Stellung befestigte und ihr einen geselligen Wirkungskreis verschaffte. Ihn zu ordnen, zu erweitern, die nöthigen Mittel zur Erreichung jener Endzwecke herbeizuschaffen und durch das Gedeihen der Thiere unserm Geschlechte selbst zu nützen, sind wir heute abermals versammelt. Das zu wollen, was wir aussprechen, ist eine löbliche und leichte, es mit Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit zu wollen, eine rühmliche und schwere Aufgabe namentlich in der Mitte dieses ehrwürdigen Kreises, der mir, das Wort an ihn zu richten, gestattet hat.

Lange genug, sagt ein naturhistorischer Polyhistor des zweiten Jahrhunderts (Aelian), habe ich Tugend und Pietät bei den Menschen gesucht, bis es mir gelungen ist, sie ohne Freiheit und Willkür bei den Thieren zu finden. Er beruft sich nun in seiner lehrreichen Schrift von der Natur der Thiere auf das Beispiel der Tauben, Störche, Elephanten, Hunde, Delphine, und führt dann den Beweis von der moralischen Seite, wie ihn Oken so genial von der physischen entwickelt hat, daß die Beobachtung des Thierreichs den Menschen zur Kenntniß seiner selbst führe.

Dafür spricht denn schon in unsern heiligen Büchern die Vision eines jüdischen Propheten, vor dessen begeisterten Blicken ein Mensch, Löwe, Stier und Adler als verwandte Gestalten auf feurigen Rädern vorüberschweben; auch der berühmte Maler des thierischen Laokoon (Tischbein) pflegte alle menschliche Physiognomien nach ihren Grundzügen auf gewisse Thiergattungen zurückzuführen, und unser eigener Scharfsinn gefällt sich häufig in der Beobachtung, daß einzelne Menschen und zuweilen ganze Familien mit besonderen Thiergestalten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ist nun diese Bemerkung gegründet, so folgt aus ihr, daß der Mensch als sichtbare Erscheinung den Thieren näher steht als den Pflanzen und der unorganisirten materiellen Natur; so wie er wieder als vernünftiges Wesen der Geisterwelt und ihren vielfach gedachten Abstufungen angehört. Will daher unser Verein als Anwalt und Beschützer der Thiere gegen unbefugte Drangsale auftreten, so liegt ihm, um zu wissen, was er will und beginnt, ein doppeltes Geschäft ob. Er muß nämlich genau in dieser Beziehung zuerst das sittliche Verhältniß erörtern, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber muß er aus diesen Ansichten die Rechte und Pflichten ableiten, welche er mit Rücksicht auf diese Geschöpfe ins Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Dieser doppelte Gegenstand soll uns nun kürzlich beschäftigen; jener gehört der Betrachtung, dieser dem Leben und seiner freien Thätigkeit an; beide bilden ein Ganzes, wie Licht und Wärme, wie der Gedanke und die zu beschließende That. Möge nun auch beiden in der Darstellung die Klarheit und Faßlichkeit zur Seite gehen, die das Siegel der erkannten Wahrheit sind.

Unleugbar waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahes und in vielfacher Aehnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Mag es immer zweifelhaft erscheinen, ob das Leben, diese dem Menschen so liebe Gewohnheit, zu sein, erst mit der Pflanze beginnt, oder ob es als rege Kristallisation auch in das Reich der Metalle und Gesteine hinüberreicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Thiere, wie wir, leben, aus einem zarten Keime sich entwickeln, eine Beweglichkeit und Organisation besitzen, die auf einem vielfach abgestuften psychischen Grunde beruht, daß sie, wie wir, sich nähren, wachsen, gedeihen, und, wenn sie den Mittelpunkt ihres Daseins erreicht haben, wieder rückwärts schreiten, bis die Natur das stufenweise auflöst, was sie wunderbarer Weise gebildet und zusammengehalten hatte. Dabei haben sie dieselben Sinne, denselben Trieb der Selbsterhaltung, dieselben technischen Instinkte und Anlagen, die bei dem Menschen in das Gebiet seiner natürlichen Freiheit fallen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich bei den Thieren naturgemäßer entfalten und eben daher auch die unsrigen oft an Schärfe, Fertigkeit und Zweckmäßigkeit übertreffen. Eben so denken, träumen, sprechen die Thiere auf ihre Weise; sie dichten zu gewissen Zeiten, wie das ihre Gesänge und Klagen beweisen; sie sind in ihrer Art verständig, schlau, verschlagen und mit einem bewunderungswürdigen Vermögen ausgerüstet, die nahe Zukunft zu ahnen; als gesellige Thiere endlich beweisen sie Wachsamkeit, Vorsicht, Ordnung und Gehorsam, und ergänzen das durch Gewohnheit und natürliche Fügsamkeit, was bei uns Erziehung, Ueberlegung und die Achtung *für das Gesetz* leisten. Auch die Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit *der Thiere ist bekannt*, vom Insekte an bis zum Murmelthiere, von die-

sem an bis zum Hausthiere, und wieder von diesem an bis zum Löwen und Elephanten; aber diese thierische Cultur ist nicht freie Reflexion, sondern nur eine Abrichtung und Nachahmung, welche einzig und allein durch das Gedächtniß vermittelt wird; eine Heerde Affen lagert sich wohl um ein Feuer, welches Menschen verlassen haben; aber keiner unter ihnen denkt daran, es durch nachgelegtes Holz zu unterhalten, oder einen neuen Zündfunken aus dem Steine hervorzurufen. Nicht einmal die Tugenden des Fleißes, der Thätigkeit, der Mäßigkeit, der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit können dem Thiere abgesprochen werden; aber sie ermangeln alles sittlichen Werthes, weil sie nicht durch freien Entschluß, sondern immer nur von dem sinnlichen Bedürfnisse, oder von der sinnlichen Anschauung dessen hervorgerufen werden, der sie gepflegt oder ihnen Gutes erzeigt hat. Was aber hieraus folgt, ist von selbst klar: die Thiere sind gewordene, bewegliche, lebende, unsrer leiblichen Gestaltung nahe verwandte, sie sind sogar nach einem verkürzten Maßstabe denkende, begehrende, für Lust und Schmerz empfängliche Wesen, wie wir; obschon unter sich selbst durch weite Zwischenräume getrennt, füllen sie doch eine Lücke in der Schöpfung aus, welche ohne sie weder unsern Bedürfnissen genügen, noch die nähere Kenntniß unserer selbst und unserer geistigen Bildung befördern würde. Wenn daher schon ein heidnischer Weltweiser den Armen einen Bruder des Reichen und den Knecht den niedrigen Freund seines Herrn nennt, so muß sich uns als Christen noch überdies die Ueberzeugung aufdringen, daß die Thiere als irdische Erscheinungen unsere Mitgeschöpfe sind, die von einem Hauche der Allmacht beseelt und uns als dienstbare Gefährten unserer kurzen Laufbahn zur Seite gestellt werden.

Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höheren Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Das wird zwar allen denen ein hartes Wort zu sein scheinen, die das Hochwild des Feldes, den Vogel in der Luft, den sich zu fernen Himmelshöhen aufschwingenden Adler freier nennen, als den von so manchen Fesseln des Zwanges und Bedürfnisses zur Erde herabgedrückten Menschen; und wer sich vollends einbildet, die wahre natürliche Freiheit bestehe in dem Vermögen, zu thun, was man wolle, der wird, der kann nicht anders urtheilen, als es von der ungebildeten, ihre eigene Persönlichkeit verkennenden Menge geschieht. Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die äußere Bewegung im Raume, die man als ein wesentliches Merkmal des organischen Lebens betrachtet, sich eben so bestimmt von der innern Freiheit des Willens unterscheidet, als das körperliche Leben von dem geistigen, die Wuth des Thieres von dem Unwillen des Menschen, oder als die niedrige Liebe des Wüstlings von der Liebe eines reinen Herzens zu Gott. Die Thiere leben daher nicht in der Freiheit, sondern nur in einem Traume der Freiheit, genau so, wie sie nicht selbstständige und wachende, sondern nur geistig schlafende und ihren Schlummer zur Zeit noch nicht entronnene, animalische Seelen sind. Noch mehr werden wir durch diese Behauptung bei Andern anstoßen, welche die Affen zur Ebenbürtigkeit mit unserm Geschlechte zu erheben, die Spuren derselben bei einem afrikanischen Volke nachzuweisen und die aufrechte Stellung des Menschen, so wie die gegenwärtigen Vorzüge seines Geistes nur als zufällige und glückliche Ergebnisse seiner geselligen Bildung zu betrachten versucht haben. Aber abgesehen von offenbaren Mythen und Traditionen des Fetischism welch

kein Classiker der Vorzeit etwas von dieser Verwandtschaft; so weit die Geschichte reicht, werden die Menschen des entferntesten Alterthums immer als vernünftige und sittlichfreie Wesen beschrieben; da, wo die natürliche Anlage zur Vernunft und Willensfreiheit fehlt, ist es schlechterdings unmöglich, sie durch Uebung und Nachahmung hervorzurufen, und wenn das geschehen könnte, so würde der unsägliche Fleiß, den die Menschen seit Jahrtausenden auf die Abrichtung der Thiere verwendeten, längstens zu andern Resultaten, als zu bloßen Kunststücken, geführt haben. Eine stete und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich daher zwischen Menschen und Thieren nicht; es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können; obschon beide körperlich und psychisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die Vernunft, durch das tiefere Selbstbewußtsein und den Urgedanken, welcher die Unendlichkeit erfaßt, durch eine Freiheit des Willens, welche jedem äußern Zwange der Natur zu widerstehen vermag, und durch die Ichheit, die als der unveränderliche Centralpunkt unsers Daseins sich unaufhörlich aus seiner Individualität zur reinen Persönlichkeit herausbildet. So hoch der Gedanke des Menschen über dem thierischen und seine Sprache über dem sehr beschränkten Umfange thierischer Laute steht, eben so unterscheidet sich die menschliche Persönlichkeit von der thierischen Individualität, die nur ein eigenthümliches Concretum ihres organischen Daseins ist. Darum ist dem Menschen eine aufrechte Gestalt verliehen, sich von der Erde zum Himmel zu erheben; darum fühlt er überall seine Abhängigkeit von der Natur und ist doch wieder frei genug, sich eine kleine Welt in den Tiefen seines Gemüthes zu erbauen; darum geht sein anschauliches Bewußtsein der Außenwelt in dem geistigen Bewußtsein seiner Selbst, und dieses wieder in dem höheren Bewußtsein Gottes auf, dessen heiliges Bild er in seinem Innern trägt; darum bildet sich allmählich in seiner Gesammtbewußtheit eine Welt des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Liebe und Seligkeit, welche das höchste Vorbild seines Denkens und Glaubens, seines Strebens und Handelns, seiner gewissen Hoffnung und Zuversicht wird. Suchen Sie von dem Allen etwas Gleiches oder auch nur Aehnliches bei den Thieren, und Sie werden sich umsonst bemühen; der Mensch allein ist von Gott mit Schmuck und Ehre gekrönt und zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk.

Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches, sondern nur von Seiten unseres Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Kein gegenseitig gleiches Verhältniß von Seiten der Thiere zu dem Menschen überhaupt; denn das würde bei ihrer vereinten physischen Kraft für uns eben so furchtbar und zerstörend sein, wie der schlaue Angriff räuberischer Wölfe auf eine Heerde von Schafen, die ihrer Wuth nicht zu entgehen vermag. Aber glücklicher Weise ist die Denkkraft der Thiere auf den niedrigsten Grad derselben, die anschauliche Vorstellung und Erinnerung, beschränkt, so daß sie keinen Plan zu entwerfen, keinen Angriff zu regeln, und wenn sie von ihrem Socialtriebe verlassen sind, nicht einmal ein eigentliches Bündniß einzugehen im Stande sind. Noch viel weniger *sind die Thiere eines* Rechtsanspruches an den Menschen fähig, weil ihnen der *freie Wille und die* Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünfti=

ger Befugnisse gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Man glaubt vielleicht einen selbstsüchtigen und trüglichen Spruch zu fällen, wenn man das unermeßliche Thierreich für rechtlos in Beziehung auf die Menschen erklärt, weil ihm dann auch der Schutz des Staates durch heilsame Gesetze gänzlich entzogen zu sein scheint. Die Selbsttäuschung in dieser Folgerung leuchtet aber bald von selbst ein; der Staat nimmt sich der Thiere keineswegs darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechtes aufgefordert worden wäre. Denn da sie sich unter einander selbst ohne Schonung zerfleischen, so führen sie den Beweis durch die That, daß sie einen Rechtszustand unter sich und Andern gar nicht kennen und folglich auch nicht wünschen, desselben theilhaftig zu werden. Tritt daher der Staat dennoch für die Thiere als Gesetzgeber auf, so thut er das in seinem eigenen Interesse, und hieraus erklärt es sich auch, daß die Rechtsgesetzgebung über die Behandlung der Thiere unter Christen und Nichtchristen noch so abweichend, unbestimmt, willkürlich und schwierig in der Vollziehung ist, daß sie nur in einzelnen Fällen mit Erfolg angerufen und verwirklicht werden kann. Geht man nämlich tiefer in die Natur und den Ursprung jener Gesetze ein, so wird man fast immer finden, daß sie weder aus dem Rechtsprincipe der Freiheit und Persönlichkeit, noch aus alten geschichtlichen Quellen, sondern aus bloßer Gewohnheit und Tradition, aus Rücksichten der Nationalökonomie, Polizei und Humanität, vorzugsweise aber aus einem gemischten Gefühle des Rechtes, des Anstandes und der Pflicht geschöpft sind, aus Quellen also, die zwar zusammen einen Fluß bilden, aber einen trüben, ungleichen, hier versandeten, dort von Klippen gehemmten, auf welchem sich die Barke des geselligen Lebens nur schwerfällig und langsam bewegt. Wir haben bereits bemerkt, nur schwerfällig und langsam bewegt. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Unvollkommenheit der Gesetzgebung auf dem animalischen Gebiete in der Natur der Sache liegt, und setzen nur hinzu, daß weitere und umfassendere Ansprüche an sie, wenn sie in das Leben treten sollten, dieselben Hindernisse und Schwierigkeiten finden würden, welche jedem neuen Gesetze in den Weg treten, in dem sich Recht, Pflicht und Gefühl in ungemessenen Räumen berühren. Der kräftigste Schutz der Thiere liegt daher immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden, so wie das Gras auf dem Felde wieder ihnen zur Weide und zum Unterhalte angewiesen ist. Der Mensch kennt daher im Lichte des Christenthums nicht mehr den alten Unterschied zwischen heiligen und unheiligen, reinen und unreinen Thieren, weil die sittliche Unlauterkeit nur aus dem Herzen kommt und Alles gut ist, was mit Dank gegen den Schöpfer empfangen wird. Und da uns bei einer tieferen Kenntniß der Natur der Unterschied zwischen Blut, Leben und Seele deutlicher geworden ist, als den Patriarchen und selbst den jüdischen Zeitgenossen der Apostel, so geben wir auch unserm Rechte gegen die Thiere nicht die Ausdehnung mehr, ihnen das Blut erst in langer Todesqual aus dem Leibe zu ziehen, damit nicht mit ihrem Blute auch ihr Leben und ihre Seele in unseren Körper übergehe. Der Gebrauch dieses Rechtes aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle

freie Handlungen des Menschen bezieht, und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, der sie bei der ersten Entwickelung unserer Naturordnung zwischen die Pflanze und den Menschen in die Reihe setzte, und ihnen dadurch die Stellung anwies, die sie in der Schöpfung einnehmen sollen; auch sie gehören zu dem großen Haushalte der Natur und tragen ungemein viel zur Erleichterung unsers Berufes, zu unserm Vergnügen, zu unserer Bildung, Erheiterung und Wohlfahrt bei; auch in ihrer Abstufung, Bildung, Erhaltung und abgemessenen Wirksamkeit offenbart sich eine Macht und Weisheit, die jeden aufmerksamen Beobachter in Verwunderung setzt, und wenn ihre Zukunft in einen Schleier gehüllt ist, der selbst den weisesten König des jüdischen Volkes beunruhigte, so ist das für uns eine neue Hinweisung auf die Heiligkeit der Pflicht und Tugend, welche uns die Unendlichkeit unseres künftigen Daseins verbürgt. Daher der Opferdienst der alten Welt, in welcher Thiere so oft die Vermittler sittlicher und religiöser Ideen für unser sinnliches Geschlecht waren; daher die erhebenden Schilderungen heiliger Dichter von einzelnen Thieren, als lauten Zeugen der göttlichen Größe; daher das mosaische Verbot der zu großen Anstrengung der Thiere und die Ermahnung, die Brut der Vögel zu schonen; daher endlich der alte Spruch des Weisen: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes", und die Weihe desselben durch die noch umfassendere Lehre der Apostel: „Ist irgend ein Lob, irgend eine Tugend, der strebet nach; denn wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist's Sünde." Gegen alle diese Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schrift so eindringend an das Herz legen, giebt es kein Recht, sie zu mißhandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man frei und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschränkten Weltansicht der Beruf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Tragen wir nun dieses dreifache Verhältniß unseres Geschlechtes zu den Thieren auf den ehrwürdigen Verein über, der sich zum Schutze derselben in unserer Mitte gebildet hat, so bleibt uns für seine Dauer, für sein Wachsthum und seine segensvolle Wirksamkeit nur ein dreifacher Wunsch übrig. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt, welche dieses unermeßliche Reich in seiner netzförmigen und dennoch progressiven Ausdehnung, so weit das menschlichen Augen vergönnt ist, überschauen, und da das nur von dem Naturforscher und Naturweisen erwartet werden kann, sich wenigstens in ihren freien Stunden mit einzelnen Abschnitten, oder auch nur Individuen des Thierreichs beschäftigen, wie das in trefflichen Monographien des Löwen, des Rosses, der Biene, und namentlich der Weidenraupe geschehen ist. Die moralischreligiöse Zwecklehre, welche die eigentliche Seele unsers Vereins ist, hat keine festere Unterlage als die physische in der Erforschung des Baues und der Triebe der Thiere. Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Gestirnen, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insekten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellten, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstabens kennt, welche dem Anfänger das bei weitem nicht gewähren, was ihm die fromme Naturanschauung täglich und stündlich an das Herz *legt*. *Ich muß* diese Bemerkung namentlich denen empfehlen, die so oft von *dem rechten* Sinne und Geiste unserer heiligen Bücher sprechen, und doch

nicht einmal die Namen der vielen Pflanzen und Thiere kennen, die für die tiefere Erfassung jener heiligen Schriften so wichtig und bedeutungsvoll sind. Wie weit hier unsere Zeit, wie weit sie namentlich in der vergleichenden Anatomie der Menschen und Thiere, ja selbst in der Psychologie der letzteren fortgeschritten ist, wissen wir Alle, und lassen daher gewiß auch kein Ergebniß jener Forschungen für unsere eigene Bildung verloren gehen. Ihr verdanken wir das lebhafte Interesse, welches achtungswürdige Männer aus allen Ständen, welches namentlich berühmte Naturforscher, die Säulen unseres Vereins, seiner Begründung gewidmet haben; ihr verdanken wir ferner die kräftige Theilnahme, der er sich von der großen Mehrzahl würdiger Geistlichen und wohlwollender Schullehrer des Landes zu erfreuen hatte, ihr die Anerkennung und den Schutz, den ihm unser hochverehrter König, die hohen Ministerien des Innern und des Cultus gewährten; ihr die freundliche Aufmerksamkeit verschwisterter Vereine, ja selbst fremder Regierungen, die von unserm Beginnen Kenntniß nahmen. Diese genauere, eifrige, fortschreitende Kenntniß des Thierreiches wollen wir denn auch in unserer Mitte als das Lebenselement, als das eigentliche Kleinod unserer Gesellschaft bewahren; sie in faßlichen, zweckmäßigen und wohlfeilen, wo es sein kann, sogar unentgeldlich dargebotenen Schriften zu verbreiten, und in einzelnen Fällen zuweilen durch angemessene Preisaufgaben hervorzurufen, soll auch künftig unser Bestreben sein. Namentlich aber soll der Entschluß, uns an Kirche und Schule, diese gemeinschaftliche sittliche Pflegeschule des Volkes, immer inniger anzuschließen, bei uns fest und unerschütterlich stehen; denn ohne ihren Beistand würden auch die glücklichsten Leistungen manchen Wagnissen und Wechselfällen unterworfen sein.

Dennoch sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von unserm Vereine auch das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere ausgehen muß, wenn das Volk den Mißhandlungen derselben entsagen soll. Ich will nichts von der übertriebenen Sentimentalität derer sagen, die es für Sünde halten, nur zufällig eine Fliege oder einen Wurm zu tödten; das sind Regungen eines ängstlichen und kranken Gewissens, weil das niedrigste und niedrige organische Leben der sich nur regenden Thierwelt noch von geringer Bedeutung ist, und seinen Preis erst in der Annäherung der Psyche des Thieres an die menschliche erhält. Auch den Gegensatz von dem täglichen Hinschlachten ganzer Heerden und dem Einflusse des überwiegenden Fleischgenusses auf die Gesundheit und Sittlichkeit unseres Geschlechtes will ich nicht berühren; die alten und neuen Pythagoräer, namentlich der unsterbliche Verfasser der Metamorphosen, haben uns hier nach dem Beispiele der Aegypter und der mosaischen Gesetzgebung sehr ernste Warnungen hinterlassen, und es ist wohl möglich, daß die mit der Wasserflasche angefangene Reform unserer Diät erst durch eine bedeutende Ermäßigung des Fleischfraßes (Kreophagie) ihre Vollendung erhält. Dafür giebt es einen Luxus in dem Einfangen und Halten vieler Thiere zum Prunk und Vergnügen, welcher viele Nachtheile hat; es giebt eine Vertraulichkeit mit gewissen Thieren, wie Hunde, Pferde und gezähmte Bestien, welche oft nachtheilig auf den sittlichen Charakter einwirkt; es giebt endlich eine falsche Zärtlichkeit gegen besondere Lieblingsthiere, welche die Menschen verwöhnt, verweichlicht, ja zur Härte und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht verleitet. Und nun denke man erst an das unbefugte Wegfangen der Singvögel, an die Excesse in der Pflege

und wieder der Ausrottung ganzer Thierarten, an die Unregelmäßigkeit ihrer Zucht und Abwartung, an ihre muthwillige Verstümmelung und frivole Vernachlässigung, an ihr Hetzen, Peitschen, Ueberbürden, an die ganz unnützen Gewaltthätigkeiten und Peinigungen vor und in dem schmerzlichen Tode, den wir ihnen unter grausamen Qualen und Zuckungen bereiten. Das Alles nicht allein zu meiden, sondern es auch in der häuslichen Umgebung nicht zu dulden, ist Pflicht für jedes würdige Mitglied unseres Vereins; es ist schon eine Tugend von einem bedeutenden Umfange, gerecht und wohlwollend gegen die Thiere, beides ohne Mangel und ohne Uebertreibung zu sein; aber je pflichttreuer wir hier Anderen mit gutem Beispiele vorangehen, desto schneller wird auch die Besserung des Volkes auf diesem Gebiete seiner Pflichten wachsen; und das ist gerade der zweite Wunsch, dessen Erfüllung uns heute nahe liegt.

So bleibt mir für den dritten und letztn, der allerdings problematischer und kritischer Natur ist, nur noch ein kurzes Wort übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie sehen, daß hier von der Disciplin, oder doch von den elenktischen und correctiven Mitteln die Rede ist, die unser Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. So viel ist klar, daß uns ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquäler nicht zur Seite steht, weil dieses ein ausschließendes Attribut der Obrigkeit und Familienhäupter in ihrem Kreise ist; der Staat hat sich hier, wie wir bereits eben bemerkten, in seiner polizeilichen und criminellen Gesetzgebung auch in einer neuen Berathung dieses Gegenstandes sehr kurz gefaßt; wir haben überdies weder die Lust, noch das Befugniß, als Beamtete und Diener des Gesetzes aufzutreten und uns dadurch in persönliche Mißverhältnisse zu verwickeln. Es ist merkwürdig, daß einzelne, sonst gebildete Völker in der milden und zarten Behandlung der Thiere dem Türken, Araber und Russen nicht gleichkommen, ja vielleicht nicht einmal die Vergleichung mit andern Bewohnern unsers Welttheils, den Britten und Spaniern aushalten, eine Erscheinung, die sich nur aus dem Festhalten einzelner Nationen an alten Gebräuchen und Gewohnheiten, an altem Rechte und Unrechte erklären läßt.

Man darf indessen auch von der andern Seite nicht übersehen, daß unser Verein kein bloß meditativer und theoretischer, sondern auch ein praktischer und das Volksleben unmittelbar berührender sein will. Eine solche Gesellschaft kann ohne Disciplin nicht bestehen; sie muß bei offener Verletzung oder gar Verhöhnung ihrer Gesetze zuerst ermahnen, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten; wer nicht hören will, der mag empfinden und büßen, um es auf dem Wege schmerzlicher Erfahrung zu lernen, daß man die Gesetze der Natur und Humanität nicht ungestraft übertreten darf. Gewiß wird hier unsere Gerechtigkeitsliebe immer von Klugheit und Vorsicht geleitet werden; die Belohnungen, welche wir von Zeit zu Zeit armen und ausgezeichneten Thierfreunden gewähren, werden den Unwillen der Barbarei über wohlverdiente Strafen reichlich aufwägen; die höchste Gewalt unseres Vereins wird immer die siegende Gewalt der Wahrheit und des guten Beispiels sein, weil nur der freie Gehorsam Gott und Menschen wohlgefällt.

Druck der Th. Burger'schen Officin in Bayreuth.




Stanford University Libraries
3 6105 124 437 208

